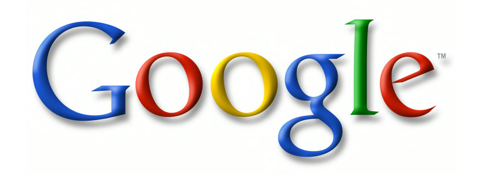
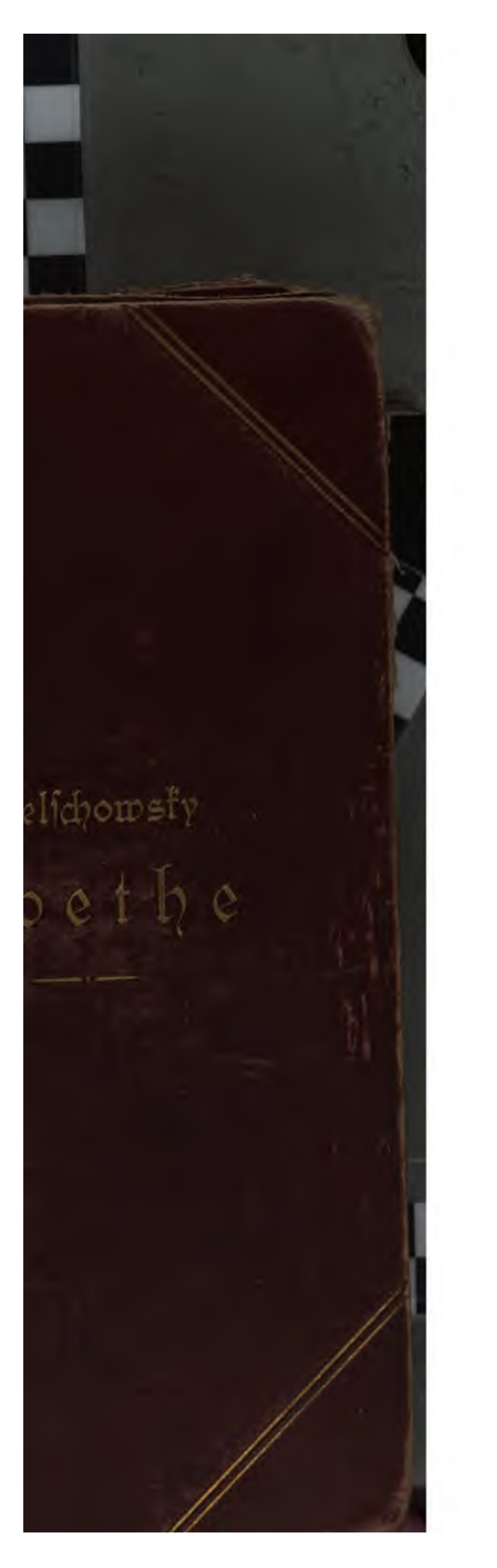
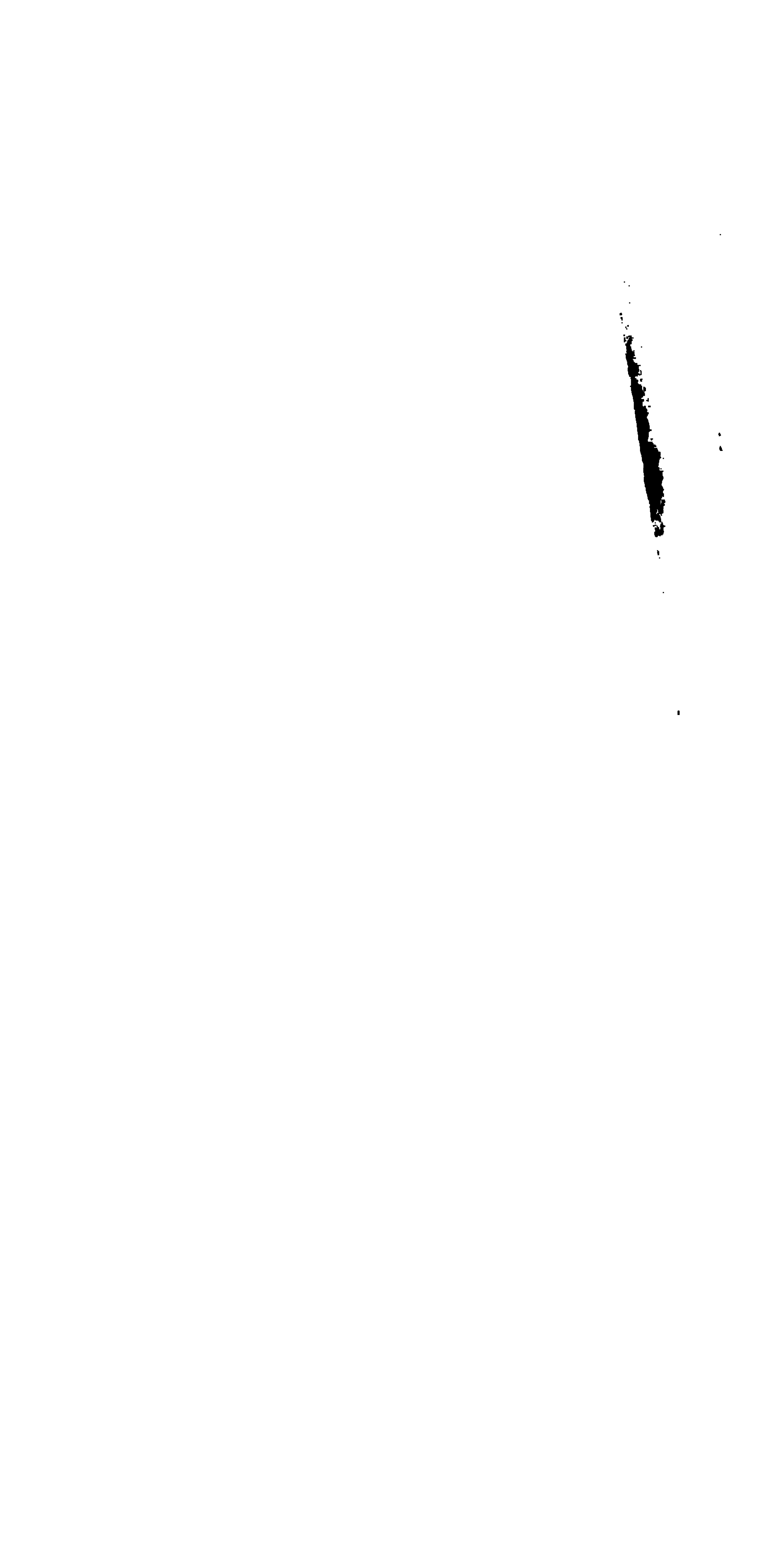



elschowsky
ethe



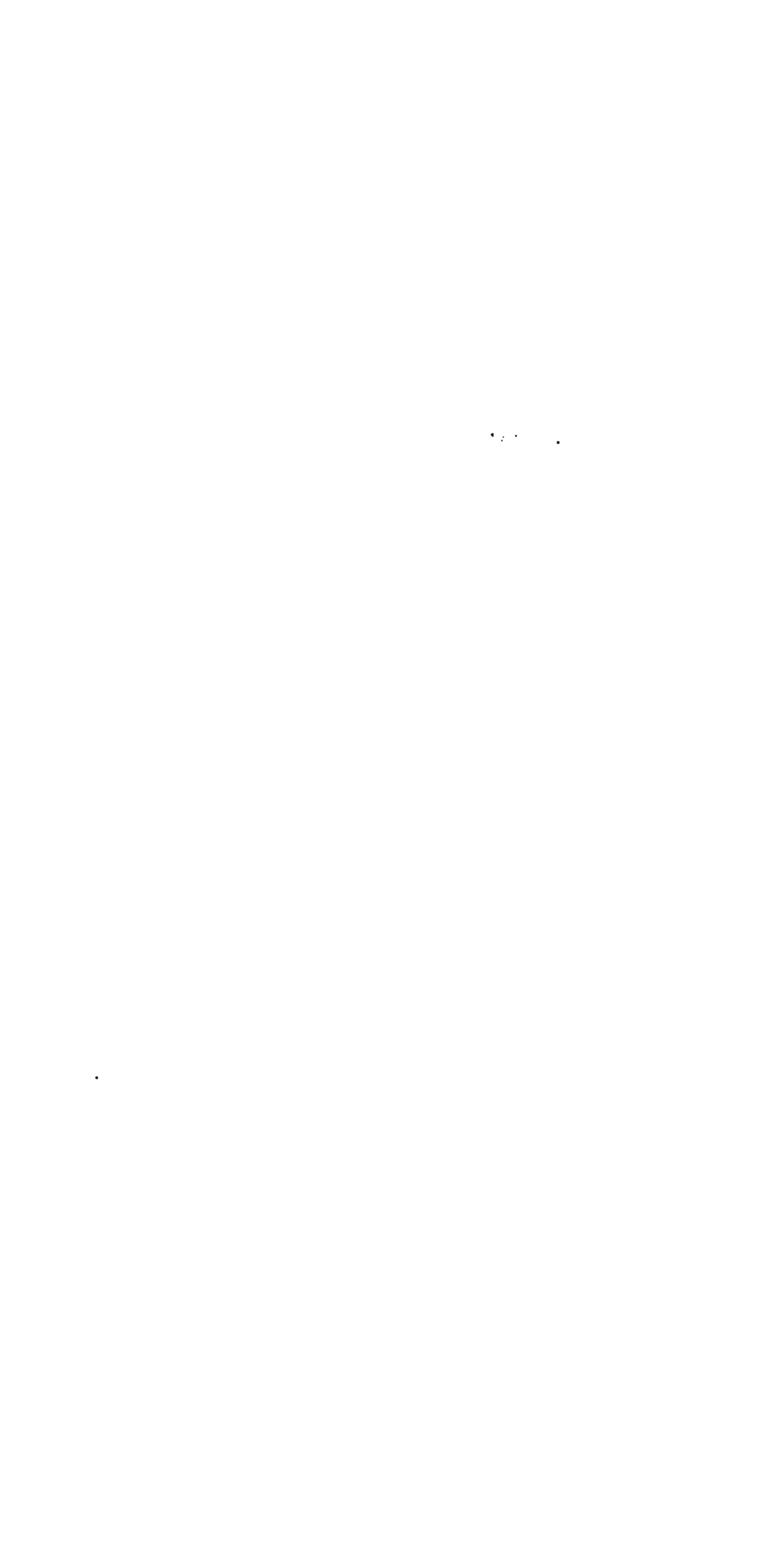
832.62
BB587



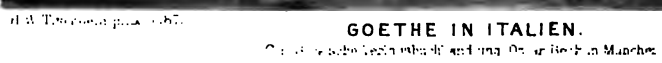




GOETHE IN ITALIEN.









GOETHE IN ITALIEN.



Goethe

Sein Leben und seine Werke

von

Dr. Albert Bielschowsky

In zwei Bänden

Erster Band

mit einer Photogravüre

(Goethe in Italien von Tischbein)

Zweite durchgesehene Auflage



München 1898

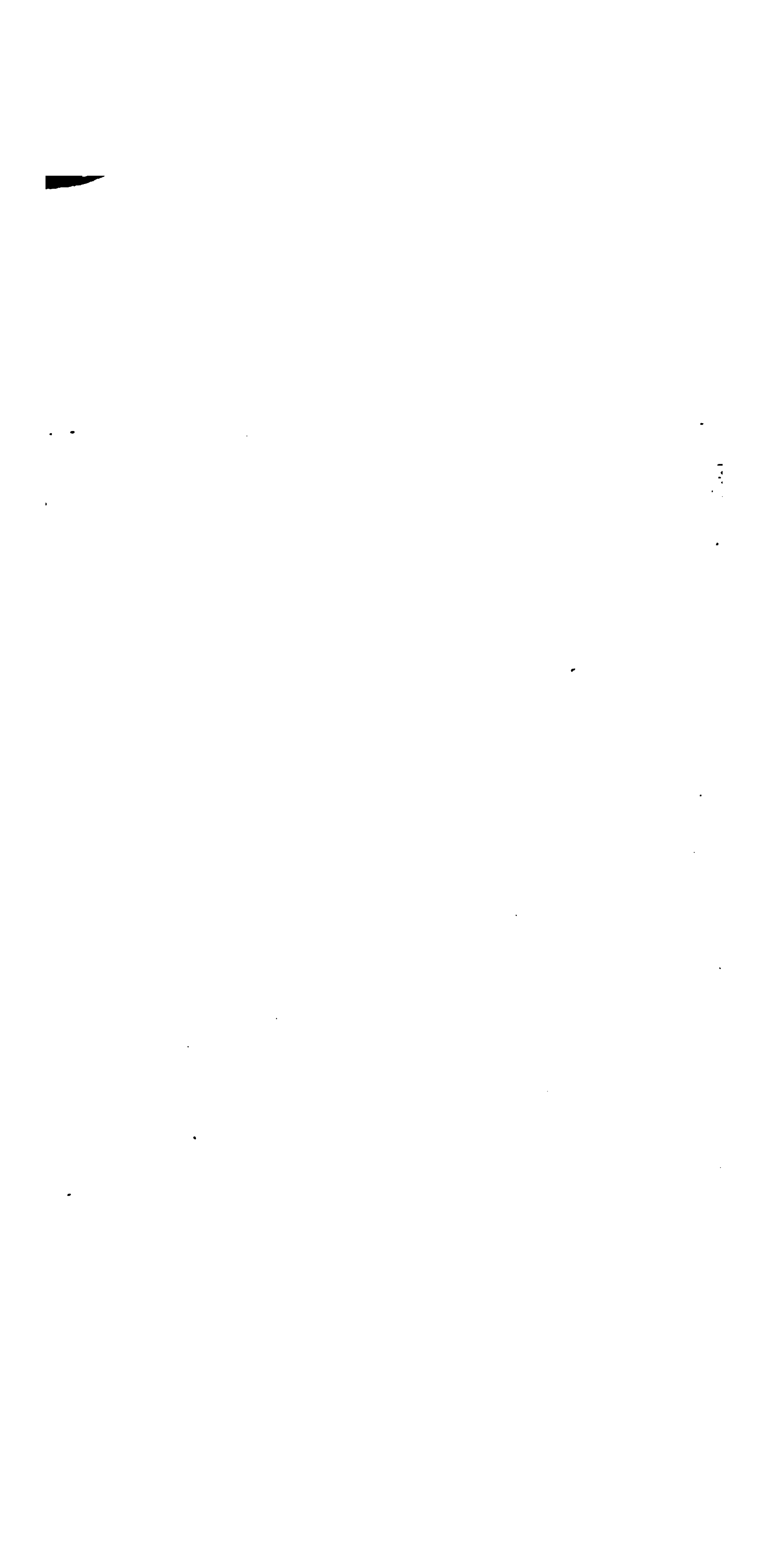
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung

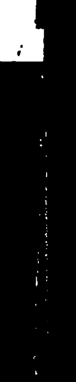
Oskar Beck













GOETHE IN ITALIEN.



Goethe

Sein Leben und seine Werke

von

Dr. Albert Bielschowsky

In zwei Bänden

Erster Band
mit einer Photogravüre
(Goethe in Italien von Tischbein)

Zweite durchgesehene Auflage



München 1898
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Dem Andenken

meines teuren Bruders

Gustav

gewidmet.



Vorwort zur ersten Auflage.

In der vorliegenden Arbeit ist der Versuch gemacht, auf Grund des reichen Materials, das die wissenschaftliche Forschung, die Eröffnung des Goethearchivs und glückliche Funde im letzten Menschenalter zu Tage gefördert haben, eine neue Darstellung von Goethes Leben und Werken zu geben. Da diese den weitesten Kreisen zugänglich und nützlich sein sollte, so bestimmte sich von selbst Auswahl und Begrenzung des Stoffes. Insbesondere konnte über die Einzelheiten des Lebens nicht kurz hinweggegangen werden, als spräche man zu Kennern oder als wäre es dem Leser ein Leichtes, sich selbst darüber zu unterrichten. Gerade das Bild von Goethes Leben muß aus tausend kleinen Steinchen zusammengesetzt werden, die allein der Forscher zu finden imstande ist. Aber noch ein innerer Grund bestimmte mich dazu — das Wort des Meisters: „Alle pragmatische biographische Charakteristik muß sich vor dem naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen“ (an Heinrich Meyer 8. Februar 1796). Das Wort hat bei ihm noch einen weiter reichenden Sinn. Das Detail erschließt uns bei ihm nicht nur den Menschen, sondern auch den Dichter. Und man kann sich am ehesten vor Irrtümern in der Auffassung seiner Werke bewahren, wenn man von seinem Leben aus an sie herantritt. Das hat durchgreifend zuerst der Franzose Ampère gethan und dafür den vollen Beifall des Dichters geerntet. Außerdem hat aber die genauere Kenntnis seines Lebens noch eine andere hohe Bedeutung. Ich nenne in der Einleitung Goethes Persönlichkeit ein potenziertes Abbild der Menschheit. Wer diese Ansicht teilt, wird geneigt sein, zuzugeben, daß ein Verständnis Goethes als Menschen zugleich ein tieferes Verständnis für die Menschheit überhaupt eröffnet.

Dabei möchte ich davor warnen, irgendwo bei Goethe absolute Grenzscheiden anzunehmen; solche giebt es bei ihm so wenig wie bei anderen Menschen. Der Biograph ist aber genötigt, um nicht in ewigen Einschränkungen sich zu bewegen und den Leser mehr zu verwirren als zu klären, solche Grenzscheiden aufzurichten. Er thut es dort, wo ein neuer Zustand den alten deutlich zu überwiegen beginnt.

Der Fachgenosse wird bemerken, daß ich gegenüber Goethes Angaben sehr konservativ bin. Ich kann sagen, ich bin es erst geworden. Ich habe mich, je tiefer ich in die Quellen eingedrungen bin und je mehr neue Materialien ans Licht kamen, immer mehr überzeugt, ein wie treues Gedächtnis, ein wie lebendiges Wahrheitsstreben und ein wie treffendes rückblickendes Urteil er gehabt hat. Ich konnte deshalb erst dann von ihm abweichen, wenn urkundliche Belege oder starke Beweisgründe gegen ihn sprachen. Ein solches Verhalten schien mir auch methodisch das richtige zu sein.

Von den Dichtungen, die in mehreren Fassungen vorliegen, ist immer diejenige berücksichtigt, die die geschichtlich bedeutsame ist, also beim Götz die zweite Fassung, beim Werther die erste, bei der Iphigenie die letzte u. s. w. Bei der Schweizerreise von 1779 und bei der Italienischen Reise sind nicht die späteren Bearbeitungen, sondern die gleichzeitigen Briefe und Tagebücher zu Grunde gelegt. Die Orthographie und Interpunktion der Citate ist mit wenigen Ausnahmen der heute üblichen angenähert. Um die größtmögliche Treue der Darstellung zu erreichen, habe ich, wie Andere, häufig des Dichters oder seiner Zeitgenossen eigene Ausdrucksweise verwendet; ich habe aber, um den Leser mit Anführungszeichen nicht zu sehr zu belästigen, nur dort von ihnen Gebrauch gemacht, wo besondere Gründe es mir notwendig oder wünschenswert erscheinen ließen.

In den Anmerkungen wollte ich ursprünglich neben manchen Ergänzungen eine fortlaufende wissenschaftliche Begründung des Textes geben. Entscheidende Raumrücksichten zwangen mich, den Plan aufzugeben und mich auf eine kleine Auswahl zu beschränken, die ich nach sehr verschiedenen Gesichtspunkten bald für den Forscher, bald für den Laien getroffen habe.

Der Lyrik Goethes wird im zweiten Bande ein besonderer Abschnitt gewidmet werden. Dort soll auch das Verhältnis Goethes zu Spinoza breiter und in größerem Zusammenhange zur Behandlung kommen. Man wird diesen Aufschub jetzt tadeln, ich hoffe aber nach dem Erscheinen des zweiten Bandes gerechtfertigt finden.

An liebenswürdigem und förderlichem Anteil hat es mir bei der Arbeit nicht gefehlt. Besonders bin ich dafür meinen verehrten Freunden, Professor Hans Delbrück und Professor Johannes Imelmann in Berlin, zu Dank verbunden. Sodann hat mich Professor Gustav Roethe in Göttingen in hohem Maße verpflichtet, indem er unter schwierigen äußeren Verhältnissen den ersten Druck einer kritischen Durchsicht unterzog. Außerdem haben mich durch gelegentliche Unterstützung erfreut die Herren Archivdirektor Dr. Burkhardt, Prof. Dr. Heinrich Düntzer, Stadtbibliothekar Dr. Ebrard, Bibliothekar Dr. Otto Heuer, Geh. Hofrat und Museumsdirektor Dr. Ruland, Dr. Rudolf Steiner, Archivdirektor Prof. Dr. Suphan und Archivdirektor Dr. Wustmann. Endlich ist es mir noch Bedürfnis, meinen ehrerbietigsten Dank Sr. Excellenz dem Herrn Kultusminister Dr. Bosse dafür abzustatten, daß er es mir ermöglicht hat, meine Arbeit an einem mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln so reich ausgestatteten Orte wie Berlin zur Ausführung zu bringen.

Berlin, den 18. Oktober 1895.

Albert Bielschowsky.

Vorwort zur zweiten Auflage.

In der neuen Auflage weicht der Text bis auf eine Stelle (S. 484) nur ganz unwesentlich von dem der ersten Auflage ab. Dagegen haben die Anmerkungen größere Veränderungen und Zusätze erfahren.

Die Arbeit am zweiten Band, die durch ungünstiges Befinden eine Unterbrechung erlitten hatte, schreitet jetzt wieder stetig vor, und ich hoffe, daß die Freunde des Buches auf ihn nicht mehr allzu lange werden zu warten brauchen.

Berlin, den 11. Dezember 1897.

A. B.

Inhalt.

Einleitung.

Als Wieland einmal die hervorragendsten Zeitgenossen nebeneinander stellen wollte, nannte er Klopstock den größten Dichter, Herder den größten Gelehrten, Lavater den besten Christen und Goethe den größten unter den menschlichen Menschen.

Von Wieland haben wir noch ein anderes bemerkenswertes Wort über Goethe. Er sagt: Goethe würde darum verkannt, weil so wenige fähig seien, sich einen Begriff von einem solchen Menschen zu machen. Warum ist es so schwer, sich von diesem menschlichsten Menschen einen Begriff zu machen? Es ist gewiß nicht bloß die Größe seiner seelischen Eigenschaften. Denn wie die Religionsgeschichte, die Dichtung, die Heldenverehrung beweisen, besitzt der gewöhnliche Sterbliche für solche Idealvorstellungen hinreichendes Talent, obschon er es gegenüber seinen lebenden Mitmenschen ungern zur Anwendung bringt. Auch hatten Wieland und andere, die wie er urteilten, die innere Größe Goethes kaum allein im Auge. Vielmehr meinten sie ein Mehreres: die Vollständigkeit seiner Natur.

Goethe hatte von allem Menschlichen eine Dosis empfangen und war darum der „menschlichste aller Menschen". Seine Gestalt hatte ein großartig typisches Gepräge. Sie war ein potenziertes Abbild der Menschheit an sich. Demgemäß hatten auch alle, die ihm näher traten, den Eindruck, als ob sie noch nie einen so ganzen Menschen gesehen hätten.

Es mag Menschen gegeben haben, die einen schärferen Verstand, andere, die eine stärkere Energie, andere, die eine tiefere Empfindung, eine lebendigere Phantasie hatten, aber es hat ganz

gewiß nie einen Menschen gegeben, in dem alle diese Seelenkräfte in gleich großem Maßstabe wie bei Goethe vereint gewesen wären. Und wiederum hat selten in einem seelisch so hoch entwickelten Individuum das Körperliche sich so selbständig geregt und das Geistige so innig durchdrungen. Diese wunderbare, vollkommene Mischung seiner Natur giebt ihr den Charakter des Außerordentlichen und bedingt zugleich ihre gegensätzlichen Erscheinungen. Die Gegensätzlichkeit aber ist es, die es den Meisten so erschwerte und noch erschwert, eine sichere, zutreffende Anschauung von ihm zu gewinnen.

Derselbe Mann, der wie ein Physiker Farbenbrechungen beobachtet, wie ein Anatom Knochen und Bänder prüft, wie ein Jurist über eine Konkursordnung Betrachtungen anstellt, der Dinge und Menschen mit ungemeiner Schärfe erfaßt und zergliedert, der frühzeitig mit der Klugheit und Erfahrung eines Weltmannes und Diplomaten auftritt, derselbe Mann schafft Dichtungen von überquellender Phantasie, geht wie ein versunkener Träumer durch die reale Welt, schaut viele Dinge und Menschen, nicht wie sie sind, sondern in einem von ihm selbst erborgten Lichte, ist häufig unfähig, Verhältnisse und Gegenstände sich mittels des Verstandes zurechtzulegen, steht mitten in der Menschen Treiben wie ein naives und manchmal auch hilfloses Kind. Dieser Mann ergreift die Welt bald mit der warmen Empfindung eines Faust, bald stößt er sie von sich mit dem vernichtenden Hohne eines Mephistopheles.

Derselbe, der wie eine Pflanze von Wind und Wetter sich beeinflussen läßt, setzt ein andermal ihnen die größte Gleichgültigkeit entgegen; derselbe, der das Leben als die schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens herzlich liebt, reitet in den Kugelregen, nur um das Kanonenfieber kennen zu lernen; derselbe, der der treueste, lauterste, aufopferndste Freund und der heißeste, hingebendste Liebhaber ist, kann in stürmender Leidenschaft Freund und Geliebte bitter verletzen. Derselbe, von dem Herder sagte, er sei in jedem Schritte seines Lebens ein Mann, den Lavater und Knebel einen Helden nannten und der selbst der stählernen

Seele Napoleons des Ersten den Ruf abnötigte: „voilà un homme!“, dieser selbe ist unter Umständen gegen die Wünsche und Bitten seines Herzens bedenklich nachgiebig, läßt sich treiben, anstatt zu steuern, ist von einer Weichheit, die ihm die Thränen immer nahe rückt und die Schiller als Weiblichkeit der Empfindung charakterisiert. Er, der wie ein Geist aller irdischen Schwere entkleidet, in übersinnlichen Regionen weilt, steht zugleich mit festen Füßen auf dieser Erde und freut sich jedes kleinen Sinnengenusses, wären es auch nur Mirabellen und Brenten, die ihm Marianne von Willemer aus der Vaterstadt schickt; er, der mit feinstem und sicherstem Geschmack über die Werke der Kunst urteilt, urteilt mit derselben Feinheit und Sicherheit über Rheinwein und Burgunder; er, der eine ausgeprägt nordische und germanische Natur war, der dem Eissport eifrig huldigte, der im Winter seine Glieder in den kalten Wassern der Ilm kühlte, der im Winter durch den Harz und die Schweizer „Eisgebirge“ zog, er, der so specifisch nordisch-germanische Werke, wie Götz, Faust, Hermann und Dorothea und nebelig-gespenstische Balladen wie den Erlkönig, den Totentanz, den untreuen Knaben, die erste Walpurgisnacht hervorbringt, kommt sich unter dem klaren Himmel und in der lauen Luft Italiens, zwischen den Kunstwerken der Antike und der Renaissance wie in seiner Heimat vor, aus der er lange verschlagen gewesen sei, und hat doch wiederum auch dort genug nordische Stimmung, um im Garten der Villa Borghese die Hexenküche zu schreiben. Er, der durch und durch modern, ja in vielen Beziehungen ein Sohn der Zukunft war, fühlt sich auf der anderen Seite als ein so antiker Mensch, daß er glaubte, er müsse schon einmal unter Hadrian gelebt haben. Er, der überall nach Klarheit sucht und auf Klarheit dringt, wiegt sich doch auch gern in mystischen Vorstellungen, fügt ein unbestimmbares dämonisches Wesen in die Weltordnung ein, neigt zum Glauben an die Seelenwanderung und läßt sich von Ahnungen, Prophezeiungen, Wahrzeichen, abergläubischen Vorurteilen leise bestimmen. Dieser Mann, der in der Regel von unvergleichlicher Milde und Duldsamkeit war, konnte gelegentlich von einer Wut

ergriffen werden, daß er mit den Zähnen knirschte und mit den Füßen stampfte; er konnte ruhig und wieder lebhaft bis zum Ungestüm sein, von übersprudelnder Heiterkeit und trübsinniger Melancholie, von zuversichtlicher Selbstgewißheit und selbstquälerischer Zweifelsucht. Er konnte als Übermensch sich stark genug fühlen, um eine Welt in Stücken zu schlagen, und wieder so schwach und verzagt, als ob er ein Steinchen, das auf dem Wege lag, nicht fortscharren könnte.

Alle diese Gegensätze treten heraus, je nachdem die eine oder andere Seelenkraft die Oberhand hat oder dieselbe Seelenkraft mit der ganzen Wucht ihrer Stärke sich nach dieser oder jener Richtung bewegt oder die Sinnlichkeit ihre Rechte gegen die Geistigkeit behauptet oder die Geistigkeit die Sinnlichkeit unterdrückt. Man darf sagen, daß die ganze erste Hälfte von Goethes Leben darauf ging, ehe es ihm gelang, Körper und Geist sowie seine Seelenkräfte gegeneinander und in sich selbst wenigstens so weit ins Gleichgewicht zu bringen, daß schwerere Störungen nach innen und außen vermieden wurden. So glücklich war aber dieses Menschenkind von vornherein organisiert, daß in jeder Kraft der auf das Positive, Gute, ihm und der Welt Heilsame gerichtete Teil unendlich überwog, so daß er auch in der Zeit des Kampfes sich und die Welt niemals nachhaltig schädigte, vielmehr meist der siegreich Vorschreitende und wohlthätig sich Erweisende war. Daher diejenigen, die ihn genauer kannten, wegen seiner jeweiligen Einseitigkeiten und Ausschreitungen an ihm nicht irre wurden, sondern über den sittlichen Menschen etwa urteilten wie Knebel im Jahre 1780: „Ich weiß es wohl, er ist nicht allezeit liebenswürdig. Er hat widrige Seiten. Ich habe sie wohl erfahren. Aber die Summe des Menschen zusammengenommen ist unendlich gut“, oder über den sittlichen und geistigen Menschen, wie Herder 1787: „Er hat einen klaren, universalen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens.“

Es giebt nichts Großes in der Welt, das den Menschen, der damit begnadet ist, nicht zugleich belastet. Das hat in reichlichem

Maße auch Goethe erfahren. Er hat unter der Last seiner großen Gaben schwer gelitten. Die ungeheuer feine Empfindung, verbunden mit seinem Gradsinn, seiner Herzensgüte und Herzensreinheit, ließ ihn alles Verkehrte, Unreine und alles Elend in der Welt mit erschütternder Heftigkeit fühlen, und wiederum ließ seine glühende Phantasie ihn Feindliches und Finsteres sehen, wo es gar nicht existierte, und vergrößerte ihm in Verbindung mit seiner leidenschaftlichen Energie jeden unangenehmen Zustand bis ins Unerträgliche. Er wütete dann gegen sich und Andere, um in dem Augenblicke, wo er sich seines Irrtums bewußt wird, wieder die brennendsten Schmerzen über sein begangenes Unrecht zu erdulden. Und ferner. So dankbar er den Göttern war, daß er durch die Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit seiner Gedanken „einen Tag in Millionen Teile spalten und zu einer kleinen Ewigkeit umbilden" konnte, so war es doch auch eine nicht geringe Qual für ihn, dieses Pandämonium von unsichtbaren Geistern in seinem Kopfe zu beherbergen, ohne jedem einzelnen die gebührende Pflege zuwenden zu können. Selbst die stille, reine Freude erschütterte dieses sensible Gemüt aufs äußerste. Über eine glückliche, beziehungsreiche poetische Erfindung konnte er weinen; eine naturwissenschaftliche Entdeckung „bewegt ihm alle Eingeweide"; die Schönheit einer Scene in Calderons standhaftem Prinzen erregt ihn derartig, daß er sich im Vorlesen unterbricht und das Buch mit der größten Heftigkeit auf den Tisch wirft.

Nur ein so gefügter Mensch konnte als Greis sagen, daß es ihm beschieden gewesen wäre, eine Folge von Freude und Schmerz zu ertragen, wovon das einzelne wohl schon hätte tödlich sein können.

Und noch eins kam hinzu, um alles Glück nur halb zu machen: die Sehnsucht nach einem Weiteren und Anderen, in dem Augenblick, wo die Erfüllung des Ersehnten eintrat. Er teilte dieses Gefühl mit allen Menschen, deren Geist über philiströse Stumpfheit hinausgeht. Aber bei seiner Gemütsart war dieses Gefühl ein besonders lebhaftes, bohrendes. Es verging ihm daher das Leben wie Faust. Im Weiterschreiten fand er Qual und Glück, er, unbefriedigt jeden Augenblick.

Wer den reichen, in zahllosen Farben glänzenden Strahlenkranz sah, der diese Persönlichkeit umleuchtete, dem schienen die dichterischen Strahlen nur ein beschränkter Ausschnitt des Kranzes zu sein; der urteilte, der Mensch sei größer als der Dichter und das, was er lebe, besser, als was er dichte. Und auch wir Nachgeborenen, die wir uns bemühen, durch Studium und Phantasie die Persönlichkeit Goethes uns nachzuerschaffen, haben diesen Eindruck. Uns dünkt sein Leben das gehaltreichste, anziehendste, bewunderungswürdigste unter allen seinen Werken. Es wäre aber ein Irrtum, zu glauben, daß dieses Werk ein von ihm mit bewußter Kunst hervorgebrachtes sei. Gilt es schon von seinen dichterischen Werken, daß sie dunklen, unbewußten Impulsen das Wesentlichste verdanken, so gilt dies noch mehr von seinem Leben. Wohl hat er frühzeitig sich Mühe gegeben, die Dumpfheit, in die er sein Streben und Sein gehüllt fühlte, zu überwinden und sein Leben nach bestimmten Gesichtspunkten zu lenken und zu gestalten, aber mit sehr beschränktem Erfolge. Kam doch die Mitte des Lebens heran, ehe er sich auch nur gewiß war, nach welcher Hauptrichtung es zu lenken sei. Und als er dies erreicht hatte, war seine leitende Thätigkeit kaum mehr als eine negative: nämlich alles abzuwehren, was ihn aus seiner ihm gemäßen Lebensbahn entfernen könne. Innerhalb derselben überließ er sich nach wie vor seinen gebietenden Instinkten. Das, was Fritz Jacobi von dem Fünfundzwanzigjährigen urteilte, gilt im ganzen und großen von ihm in allen Lebensaltern:

„Goethe ist ein Besessener, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt. Hiemit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schöneren und Besseren in ihm möglich sei: aber nicht anders ist sie in ihm möglich, als so, wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt.“

1. Heimat und Familie.

Als ein frommer Mann (so erzählt eine alte Legende), dessen Heiligkeit Gott offenbaren wollte, nach langer Bußfahrt eine Kirche seiner Heimat betrat, da fingen die Glocken dieser und aller anderen Kirchen des Ortes zu läuten an. So hätten die Glocken des ganzen Erdkreises erklingen müssen, als Johann Wolfgang Goethe am 28. August 1749 Schlag 12 Uhr mittags zu Frankfurt am Main diesen Planeten betrat, um sein Licht in ungeahnter Fülle zu vermehren.

Mit gedankenvollem, symbolisierendem Humor erzählt der Dichter von der Konstellation seiner Geburt: „Die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau, Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Merkur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig und nur der Mond (die dämmerige Dumpfheit) übte die Kraft seines Gegenscheines." Nicht leicht rang sich der Gewaltige zum irdischen Dasein. Die Geburt war schwer, und in göttlicher Ironie brachte das Schicksal den herrlichsten Lichtbringer schwarz zur Welt. Es war das Ungeschick der hilfeleistenden, klugen Frau, das dem Dichter das mißfarbene Gesicht gab und ihn für tot auf unserer Erde erscheinen ließ. Grund genug für den Großvater, den Schultheißen Textor, Besserungen auf dem Gebiet der Geburtshilfe in der alten Reichsstadt anzuregen. So quoll schon aus dem ersten Unfall des neuen Erdensohnes ein Gutes für seine Mitbürger, wie es ihm später so häufig beschieden war, seine Leiden zu Freuden für andere umzuwandeln.

Nicht gar freundlich sah es in der Vaterstadt oder, wie der Frankfurter sich damals ausdrückte, in dem Vaterlande Goethes

aus. Die ganze mittelalterliche Unfreiheit und Einschnürung lag noch äußerlich und innerlich auf der alten, wenig mehr als 30 000 Seelen zählenden Reichsstadt. Graben, Wall und Mauern umschlossen ein enges, winkliges Straßengewirr, in dem wiederum ummauerte Klosterbezirke und burgartige Wohngebäude sich wie Festungen in der Festung erhoben und den düsteren Charakter der Stadt vermehrten. Die Einwohnerschaft steckte in der alten starren, ständischen Gliederung. Unten eine breite, fast rechtlose Masse, darüber die Gewerke, dann die Kaufleute und Doktoren und auf der obersten Staffel die Patrizier, der Adel. Jede Stufe war wieder in sich mannigfach geteilt, selbst der Adel sonderte sich in zwei Heerhaufen, in die vom Haus Limpurg und vom Haus Frauenstein. Der socialpolitische Bau Frankfurts glich somit einem breit gelagerten und spitz auslaufenden Turm, dessen einzelne Stockwerke in zahlreiche Käfige zerfielen, durch deren Gatter man nur schwer hindurchschlüpfen konnte. Was Geburt, Stand und Gewerbe unzertrennt gelassen hatten, riß die Religion auseinander. Bildeten die Lutheraner die Hauptmasse, so gehörten doch nicht unbeträchtliche Bruchteile den Reformierten, Katholiken und Juden an. Daß den Juden keinerlei bürgerlicher Einfluß belassen war, war für eine deutsche Stadt des vorigen Jahrhunderts selbstverständlich. Aber auch die Katholiken und Reformierten waren vom Stadtregiment völlig ausgeschlossen und mußten oft bitter die lutherische Herrschaft empfinden. Daneben schlugen sich die Angehörigen der einzelnen Stände und Religionsgesellschaften freiwillig durch ihre Anschauungen, Sitten und Gewohnheiten in Fesseln, die auch in den obersten Ständen starke und kühne Geister nicht ganz leicht zu durchbrechen vermochten.

Aber all das Beengende und Bedrückende teilte Frankfurt damals mit der großen Mehrzahl der deutschen Städte. Hingegen war ihm eine Reihe von Vorzügen eigen, durch die es vor vielen emporragte. Vermöge seiner günstigen Lage an der Pforte nach Mittel- und Oberdeutschland war es ein lebhafter Handels- und Verkehrsmittelpunkt. Große Messen versammelten alljährlich

zu Ostern und Michaelis die Kaufleute aus den westlichen und mittleren Landschaften Deutschlands und von weiter her in seinem Weichbilde. Daneben war es zu allen Zeiten ein Absteigequartier für Reisende aller Art. Es sah ebenso Voltaire wie den preußischen König in seinen Mauern. Auch die jungen Engländer und Franzosen, die deutsch lernen wollten, waren schon in der alten Reichsstadt zu treffen. Durch seine Lage war es ferner der natürliche Versammlungsort des oberrheinischen Kreistages, und wenn die westlichen Kreise: Franken, Schwaben, Ober- und Kurrhein, Westfalen eine gemeinsame Angelegenheit zu beraten hatten, so war ebenfalls die Mainstadt für sie der bequemste Vereinigungsplatz. Desgleichen liebten es die kaiserlichen Kommissionen, die unter den Hunderten von geistlichen und weltlichen Herren am Rhein manchen Handel zu schlichten hatten, in Frankfurt ihren Sitz aufzuschlagen. Viele von den deutschen Fürsten und namentlich die benachbarten hielten deshalb dort ihre ständigen Vertreter. Endlich kamen die historischen Vorrechte Frankfurt in hohem Grade zu statten. Als Wahl- und Krönungsstadt der deutschen Kaiser war es in ziemlich dicht aufeinander folgenden Abschnitten der Schauplatz eines bedeutsamen Glanzgewimmels.

Für den jungen Goethe war es aber noch von besonderem Vorteil, in der Reichsstadt geboren zu sein. In jener Epoche der Gebundenheit erfreuten sich nur diejenigen, die zu den Regierenden gehörten, einer freieren Bewegung und eines freieren Überblickes. In einem monarchischen Staatswesen wäre Goethe von dieser Wohlthat ausgeschlossen gewesen, in der Frankfurter Republik aber war er durch seine Familie den Regierenden angeschlossen, und er genoß dadurch die Rechte, die Annehmlichkeiten, die Begünstigungen, die in einer Monarchie Prinzen zu teil werden.

Sein Großvater mütterlicherseits Johann Wolfgang Textor, einer alten süddeutschen Juristenfamilie entsprossen, war bei des Dichters Geburt bereits seit zwei Jahren in dem Besitze der höchsten Würde der Stadt, des lebenslänglichen Reichs-, Stadt- und Gerichtsschultheißenamtes. Mit großer Tüchtigkeit und Gewissen-

haftigkeit verwaltete er das Amt bis 1770, wo er es als 77jähriger Greis aus Altersschwäche niederlegte. In seiner Jugend lebenslustig und der Schönsten hold, war er später ernst, obwohl freundlich, wortkarg und von strenger Selbstbeherrschung. Die Ehrfurcht, die der Enkel vor dem gemessen, still und pflichttreu wirkenden Großvater empfand, steigerte sich aufs höchste dadurch, daß man ihm die Gabe der Weissagung zuschrieb. Nicht ohne bestimmenden Einfluß auf den Enkel wird es auch gewesen sein, daß der alte Textor seine Mitbürger wie an Erfahrung und Geschäftstüchtigkeit, so in der Freiheit der Gesinnung überragte. Als im Jahr 1736 der Rat der Stadt es ablehnte, einem kranken reformierten Soldaten den erbetenen Zuspruch eines Geistlichen seines Glaubens zu gewähren, bemerkte er in seinen Aufzeichnungen: „Sat quidem orthodoxe juxta opinionem vulgi, sed contra naturalem aequitatem et charitatem.“ — „Gut orthodox nach der Meinung des großen Haufens, aber gegen die natürliche Billigkeit und Menschenliebe.“

Die Frau des Stadtschultheißen, eine Tochter des Kammergerichtsprokurators Lindheimer, tritt wenig erkennbar hervor. Sie scheint eine wackere Hausfrau gewesen zu sein, die in der Fürsorge für ihren Gemahl und ihre fünf Kinder den Kreis ihrer Lebensthätigkeit erschöpfte.

Stammte Goethe mütterlicherseits aus einer Gelehrten- und Beamtenfamilie, so gingen väterlicherseits die Wurzeln seines Geschlechts in den Handwerkerstand zurück. Und wenn die mütterlichen Vorfahren aus den südlichen Gauen unseres Vaterlandes in Frankfurt einwanderten, so kamen die väterlichen aus den nördlichen, aus den Gebieten zwischen dem Thüringer Walde und Harz. Der Organismus des Dichters entstand daher aus der glücklichsten Mischung der Stände und Volksstämme. — Der Großvater Friedrich Georg Goethe war der Sohn eines Hufschmieds. Er ergriff das Schneiderhandwerk, blieb jedoch dem Beruf nicht treu, sondern wurde, nachdem er sich in zweiter Ehe mit Cornelia Schellhorn, der Besitzerin des Weidenhofes in Frankfurt, vermählt hatte,

Gastwirt und vergrößerte als solcher sein schon vorher erworbenes Vermögen beträchtlich. Der Enkel hat ihn nicht mehr kennen gelernt, da er vor seiner Geburt bereits verschieden war. Dagegen hat die Großmutter noch die ersten Jahre Wolfgangs begleitet. Er schildert sie als eine schöne, hagere, immer weiß und reinlich gekleidete Frau von sanftem und wohlwollendem Charakter.

Dem großelterlichen Ehepaare wurde als drittes Kind im Jahre 1710 Johann Caspar Goethe, der Vater des Dichters, geboren. Nachdem er auf dem Coburger Gymnasium für die Universität vorbereitet war, studierte er vier Jahre in Leipzig Jura, praktizierte dann in Wetzlar am Reichskammergericht und erwarb im Jahre 1738 in Gießen die juristische Doktorwürde mit einer guten Arbeit über ein Thema aus dem Erbrecht. Der strebsame Mann hielt aber hiermit seine Ausbildung nicht für abgeschlossen, sondern suchte sie durch Reisen weiter abzurunden. Ende 1739 begab er sich durch Österreich über Graz und Laibach nach Italien, das er bis Neapel durchstreifte, und kehrte von dort über Frankreich nach etwa einjähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt zurück. Wenn er auch beim Verlassen Italiens unter dem Eindruck der großen Kosten, der vielfachen Prellereien und Unbequemlichkeiten, über die sein schwerlebiger und kleinbürgerlicher Geist sich nicht leicht hinwegsetzen konnte, „unglaublich froh" war, daß er Rom und Neapel hinter sich hatte, so ging ihm später doch allemal Herz und Mund auf, wenn er auf die südländischen Herrlichkeiten zu sprechen kam, und es war sein sehnlichster Wunsch, daß auch sein Sohn sie erschauen möge.

Als vermögender und mit Wissen und Weltkenntnis wohlausgerüsteter Mann hatte er den Ehrgeiz, vom Rate der Stadt ein Amt ohne Gehalt, aber auch ohne Wahlverfahren übertragen zu erhalten. Da diesem Verlangen nicht entsprochen wurde, so verschwor der empfindliche Mann, jemals irgend eine Stelle im städtischen Dienst anzunehmen; und um sich auch vor jeder Versuchung zu schützen, seinem Gelöbnis untreu zu werden, verschaffte er sich im Jahre 1742 den Titel und Rang eines kaiserlichen Rats, der

ihn den höchsten Würdenträgern der Stadt gleich stellte und ihm verbot, von unten anzufangen. Nicht genug damit bewarb er sich, wie der Sohn behauptet, aus demselben äußerlichen Grunde um die Tochter des Schultheißen, damit er als Schwiegersohn eines Ratsmitgliedes gemäß der Verfassung der Stadt auch vom Rate ausgeschlossen wäre. Auf diese Weise isolierte sich der fähige Mann, der in praktischer Berufsthätigkeit ausgiebige Befriedigung gefunden hätte, und vertiefte in der geschäftslosen, unfruchtbaren Abgeschiedenheit die Schatten, die seine Vorzüge verdunkelten. Denn Rat Goethe war nicht arm an Vorzügen. Mit einer umfangreichen Bildung verband sich bei ihm der regste Wissensdurst und ein starkes Kunstinteresse und mit einem grundehrlichen Charakter ein weiches und zartes Gemüt und eine warme Liebe zu seinen Kindern, zu deren Bestem er keine Mühe und kein Opfer scheute. Trotzdem kamen diese schönen Eigenschaften für seine Familie zu keiner rechten, wohlthuenden Wirkung. Seine systematische, peinliche Art preßte die Individualitäten der Kinder in eine feste, pädagogische Schablone; überall suchte er nach einem sicheren, deutlichen Nutzen und verlangte in jeglichem Thun eine Konsequenz und eine Zähigkeit, die der Jugend durchaus widerstrebt. Um aber die Kinder um so eher zu solchem Verhalten zu veranlassen, umgab er sein liebevolles Herz mit einer rauhen Rinde und legte sich selber eine unerquickliche, eherne Strenge auf. Hierzu gesellte sich die ihm aus seinen Lebenserfahrungen zurückgebliebene Verbitterung und damit eine verdrießliche Reizbarkeit, die jedes vermeintliche oder wirkliche Übel doppelt schlimm und schwierig machte.

Unter einer solchen Wesenseigentümlichkeit hatte die Mutter nicht weniger zu leiden wie die Kinder. Nahm sie doch ohnehin mehr die Stellung eines Kindes, als die einer gleichberechtigten Lebensgefährtin dem Gatten gegenüber ein. Siebzehnjährig war Katharina Elisabeth Textor plötzlich aus den Spielen der Kinderzeit in die ernsten Aufgaben einer Hausfrau hineingeworfen worden. Der Gatte war ihr im Alter um 21 Jahre voraus,

so daß sie von ihren ersten Kindern ein geringerer Altersunterschied trennte, als von ihm. Eine ebenso große Kluft, die durch keine wärmere Neigung überbrückt wurde, bestand zwischen den Kenntnissen und den Charakteren der Gatten. Frau Rat war ohne höheren Unterricht in fröhlicher Jugendfreiheit aufgewachsen, und der gelehrte Gatte hielt sich für verpflichtet, die Lücken in der Bildung der jungen Frau nach Möglichkeit zu ergänzen. So unterrichtete er sie im Italienischen und hielt sie zum fleißigen Schreiben sowie zum Klavierspielen und Singen an. Auf ein Mehreres mußte er — gewiß zu seinem Bedauern — angesichts ihrer sonstigen Obliegenheiten verzichten. Aber die gute Frau Rat hatte auch alle Gelehrsamkeit des Herrn Gemahls nicht nötig. Ihr hatte die Natur ein besseres Erbteil gegeben: einen gesunden Blick für die Menschen und Dinge; ein stets heiteres und frohes Gemüt, das dem Teufel alle schwarzen Gedanken vor die Füße schmiß; eine ewig rege Phantasie, aus der sie einen nie versiegenden Schatz von Märchen schöpfte; eine lebhafte Empfindung für alles Schöne in Natur und Dichtung: die Gabe, ihre Gedanken zum glücklichsten Ausdruck zu bringen; die größte Duldung für anderer Thun und Lassen, die sie verhinderte, irgend jemanden zu „bemoralisieren": und die Fähigkeit und Neigung, überall ausgleichend und versöhnend zu wirken. Kamen aber wirklich einmal schwere Stunden, über welche die angeborene Frohnatur nicht hinweghelfen wollte, dann flüchtete sie sich zu dem Buch der Bücher, das ihr ein und alles war, zur Bibel. Und mit deren Hilfe, mit der Hilfe des lieben Gottes, wie sie ihn dort fand und an dem sie in felsenfestem Glauben hing, überstand sie die Prüfungen, die der Himmel jeweilig sandte.

So bildete sie ein köstliches Gegengewicht zu dem Gatten, und nur diesem Gegengewicht ist es zu danken, daß seine edlen Absichten und Eigenschaften nicht durch seine Schwächen und Fehlgriffe zunichte gemacht wurden.

2. Schule und Leben.

Als am 20. August 1748 Rat Goethe seine junge Frau heimführte, brachte er sie von der Friedberger Gasse in das Haus seiner Mutter am Großen Hirschgraben. Freier und lichter war dort das enge, dämmerige Frankfurt. Das Haus lag an der Westgrenze des bebauten Terrains, so daß von den hinteren Fenstern der oberen Stockwerke ein weiter Blick über viele Gärten bis zur Stadtmauer und über sie hinweg in die schöne, fruchtbare Mainebene bis zum Taunus sich öffnete. Gern verlor sich der kleine Wolfgang in diesen Ausblick, wo bald die bunte Landschaft, bald die heranziehenden Gewitter, bald die Glut der untergehenden Sonne das Sehnsuchts- und Ahnungsvolle seines Gemütes nährten. Im Innern war das Haus anfangs winkelig und dunkel. Nachdem aber im Jahre 1754 die Großmutter gestorben war, der zuliebe Rat Goethe jede Änderung unterlassen hatte, da wurde das Haus durch einen gründlichen Umbau hell und geräumig. Breite Treppen und Flure (Vorsäle) durchzogen es, und diese erweiterten sich für das geistige Auge noch durch die römischen Ansichten, die der Vater in ihnen aushing.

Das Haus war für die Familie übergeräumig. Denn obwohl dem Goethischen Paare in dem Zeitraum von 1749 bis 1760 sechs Kinder beschert wurden, so blieb doch die Familie klein, da vier der Kinder in ganz jugendlichem Alter starben. Für unseren Wolfgang kam deshalb außer seiner ein Jahr jüngeren Schwester Cornelia nur noch der Bruder Hermann Jakob, der ein Alter von sechs Jahren erreichte, als Gespiele in Betracht. Als dieser im Januar 1759 starb, vergoß Wolfgang zum Erstaunen

seiner Mutter keine Thräne. Von ihr gefragt, ob er denn den Bruder nicht lieb gehabt, rannte er, ohne eine Antwort zu geben, in seine Kammer, zerrte unter dem Bett eine Menge Papiere hervor, die er mit Lektionen und Geschichten beschrieben hatte und sagte, sie der Mutter zeigend: „Dieses alles habe ich gemacht, um es den Bruder zu lehren.“ „So war es ein wunderliches Kind,“ meinte die Mutter, als sie Bettinen Brentano den kleinen Zug erzählte.

Deutlicher als zu diesem Bruder äußerte sich seine Liebe zur Schwester Cornelia, und diese Liebe wurde von der Schwester in gleichem Maße erwidert. Die beiden bildeten ein eng verbundenes Paar, das die Leiden und Freuden des häuslichen Lebens geschwisterlich teilte. Der Tag war für die Kinder wohl besetzt. Denn selbst in den unterrichtsfreien Stunden, deren es nicht viele gab, zog sie der Vater gern zu nützlichen Beschäftigungen heran, so zur Pflege der Seidenraupen, zum Bleichen der Kupferstiche oder zu sonstigen den Kindern lästigen Arbeiten. Auch der Abend gab ihnen nicht immer die erwünschte Freiheit. Namentlich in der kälteren Jahreszeit wurde gewöhnlich aus irgend einem Buche vorgelesen, das sehr lehrreich, aber meist so langweilig war, wie z. B. Bowers Geschichte der Päpste, daß der Vater mitunter der erste war, der zu gähnen anfing. Trotzdem bestand er mit Zähigkeit darauf, daß ein einmal angefangenes Buch zu Ende gelesen wurde. Wie ein Sonnenblick wirkte es unter solchen Umständen, wenn die Kinder zwischen diesem Lehrandrang eine Stunde erhaschten, in der sie den Märchen der Mutter lauschen konnten. Besonders war es Wolfgang, der mit leidenschaftlicher Teilnahme den Erzählungen der Mutter folgte. „Da verschlang er mich bald,“ berichtet sie, „mit seinen großen, schwarzen Augen, und wenn das Schicksal irgend eines Lieblings nicht recht nach seinem Sinn ging, da sah ich, wie die Zornesader an der Stirn schwoll und wie er die Thränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte noch, ehe ich meine Wendung genommen hatte: ‚Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen totschlägt?‘; wenn

ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin alles zurechtgerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt. Wenn ich dann am nächsten Abend die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: ‚Du hast's geraten, so ist's gekommen' da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen."

Den ersten Unterricht empfingen die Kinder wohl ausschließlich vom Vater, der die alten, beliebten Lehrbücher wie des Amos Comenius orbis pictus, Gottfrieds historische Chronika und andere seinen Studien zu Grunde legte. Später wurden Privatlehrer zu Hilfe genommen, da man die öffentlichen Schulen wegen der Pedanterie und Trübsinnigkeit der an ihnen angestellten Lehrer scheute. Jedoch entbehrte der Knabe nicht ganz der für die Charakterbildung so wohlthätigen Gemeinschaft mit einem größeren Schülerkreise, indem zu einzelnen Privatstunden bis zu zwanzig Kinder befreundeter Familien hinzugezogen wurden. Mustert man den Lehrplan des Vaters, so muß man gestehen, daß der Sohn nicht leicht vielseitiger ausgebildet werden konnte. Es war kaum irgend ein bedeutenderes Wissensgebiet, kaum irgend eine edlere Fertigkeit außer acht gelassen. Die wichtigsten alten und modernen Sprachen: Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Französisch, Englisch, Italienisch, ferner Geschichte und Geographie, Religion, Naturwissenschaften, Mathematik, sodann Zeichnen, Musik, Tanzen, Fechten und Reiten gliederten sich allmählich in des Sohnes Bildungsgang aneinander. Die Ausbildung im Deutschen, die damals nirgends systematisch betrieben wurde, entwickelte sich an der Hand von Aufsätzen, unter denen die nach rhetorischen Regeln angelegten dem Vater besondere Freude machten, und mit Hilfe der Lektüre der zeitgenössischen Dichter. Auch von der deutschen Volksdichtung empfing der Knabe Kenntnis durch die löschpapierenen Volksbücher, die für wenige Kreuzer beim Büchertrödler zu haben waren und von den Kindern mit Gier gekauft wurden.

Der Religionsunterricht scheint in den ersten Jahren sich auf Bibellesen beschränkt zu haben, und man darf annehmen, daß es die Mutter war, die mit dem Sohne die Bibelstunden abhielt. Wie in Goethes Leben dem tieferen Beobachter alles zweckvoll vorbestimmt erscheint, um seinen Geist zur höchsten Entfaltung zu befähigen, so auch der Umstand, daß er in einer herzensfrommen Familie aufwuchs, in der die Bibel das Lieblingsbuch der Mutter war. Denn was wollte die gesamte Litteratur, die dem Knaben in die Hände kam, gegen die Bibel besagen, der er, wie er selbst bekennt, fast allein seine sittliche Bildung schuldig war, die seine Phantasie unabläßig beschäftigte und seine Gedanken nach allen Richtungen hin in Bewegung setzte: die sich ihm unter den verschiedensten Formen: als Gesetzbuch, als Heldenepos, als Idyll, als Hymne, als Liebeslied darstellte und zu ihm in allen Tönen redete! — Mit dem ihm eigenen Feuer versenkte er sich in das unergründliche Buch und machte sich seine Erzählungen, Lehren, Symbole, Sprache für immer zu eigen. Insbesondere waren es die ersten Bücher Mosis, in deren naive und große Natur er sich gern verlor. Wenn seine Gedanken in den morgenländischen Gegenden bei den einfältigen Hirten verweilten, da fand sein unruhiger, hin und her fahrender Geist wohlthuende Sammlung und beglückenden Frieden. So wurde der Knabe durch die Bibel zur Natur und Einfalt hingezogen, lange bevor Rousseau und Winckelmann in seine geistige Sphäre getreten waren.

Die Liebe zum alten Testament führte Wolfgang auch zum Studium des Hebräischen, das ihm der Gymnasialrektor Albrecht, ein kluges, sarkastisches Männlein, beibrachte. Durch die genauere Lektüre des alten Testaments in der Ursprache verstärkte sich mancher Zweifel an der Göttlichkeit der Bibel, aber dieser Zweifel vermochte seiner Liebe zu ihrem epischen und sittlichen Gehalt keinen Abbruch zu thun. — Wenig förderte ihn dagegen der eigentlich dogmatische Unterricht, den er in trockenen, alten Formeln als Vorbereitung zur Konfirmation empfing. Ja,

er entfernte ihn mehr von der Kirche, als daß er ihn ihr näherte. Und doch ließ sich sein sinnendes Gemüt so willig von dem Erhaben-Symbolischen der Kirche, durch das es sich mit Gott und dem All in Gemeinschaft fühlte, umfangen. Wenn wir es aus anderen Zeugnissen nicht wüßten, wir würden es den aus seliger Jugenderinnerung geflossenen Versen im Faust abmerken:

Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab, in ernster Sabbathstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich, durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heißen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn. — —

Kehren wir von den größten Bildungsmitteln zu kleineren zurück, so wären neben dem Unterricht die wertvollen Sammlungen des Vaters zu erwähnen. Zunächst die schöne und wohlgewählte Bibliothek, in der die deutschen Dichter des 18. Jahrhunderts mit Ausnahme Klopstocks, der dem Vater wegen der reimlosen Verse zuwider war, die vorzüglichsten italienischen und lateinischen Dichter, die römischen Antiquitäten, die elegantere Jurisprudenz, die besten und neuesten Reisebeschreibungen, geschichtliche und philosophische Werke sowie Reallexiken aller Art vertreten waren. Außerdem verfügte der Vater über eine vortreffliche Sammlung von Landkarten, von Naturalien, unter denen eine mineralogische hervorragte, von venezianischen Gläsern, Elfenbeinarbeiten, Bronzen und alten Gewehren und endlich neben vielen Kupferstichen über einen Bestand von Ölbildern, den er durch Gemälde einheimischer Künstler stetig zu vermehren suchte. Was der Vater nicht besaß, ergänzten die Freunde und Verwandten, die überhaupt an der Erziehung des Knaben den lebhaftesten Anteil nahmen.

Da war der Rat Schneider, der besondere Freund des Goethischen Hauses, der Klopstocks Messias einschwärzte; da war der Onkel Pfarrer Stark, bei dem Wolfgang einen Homer in

deutscher Prosa entdeckte, da war der behagliche Herr von Olenschlager, der dem Knaben die Goldene Bulle erläuterte und ihn mit Kindern anderer Familien zur Aufführung französischer Schauspiele und zu Wettschreibübungen vereinigte: da war ferner der starrsinnige Herr von Reineck, die ihn über Welt und Staatsverhältnisse belehrte: der Hofrat Hüsgen, ein scharfsinniger Jurist mit mephistophelischer Ader, die ihn selbst in Gott Fehler entdecken ließ; der Legationsrat Moritz, der Goethe in der Mathematik unterrichtete, und andere Männer, die auf ihn teils durch Lehre, teils durch Verkehr, teils durch Beispiel mannigfach einwirkten. Es muß ein Schauspiel von eigenem Reiz gewesen sein, den kleinen Wolfgang mit den funkelnden, schwarzen Augen und dem klugen, bleichen Gesicht zu den ehrwürdigen Perücken aufblicken zu sehen. Sie hatten ihn alle herzlich gern, nicht bloß wegen der erstaunlichen Gewecktheit, mit der er die Dinge begriff, und der originellen Auffassung, die er ihnen entgegenbrachte, sondern ebenso wegen der tiefen Güte und Reinheit, die sein ganzes Wesen durchdrang. Die alten abgeschlossenen, meist verdrießlichen Herren erfrischten an ihm sich wie am Morgentau und jeder suchte ihn wie einen geliebten Sohn zu seinem Ideale heranzubilden. So wollte Olenschlager ihn zum Hofmann, Reineck zum diplomatischen Geschäftsmann, Hüsgen zum Rechtsgelehrten machen: dieser, damit er einmal sich und das Seinige gegen das Lumpenpack von Menschen verteidigen könne.

Was war es wunderbar, wenn in dem frühreifen, von so vielen angesehenen Männern bevorzugten Enkel des Stadtschultheißen sich ein starkes Selbstbewußtsein regte und er dieses auch äußerlich in einer gewissen gravitätischen Würde bemerkbar machte, die ihm die Spöttereien seiner Genossen eintrug, obwohl sie gleichzeitig seine Überlegenheit bereitwillig durch Unterordnung anerkannten. „Wir waren immer seine Lakaien," sagte später einmal sein um zwei Jahre älterer Jugendfreund Max Moors.*)

*) „Ich bin sehr an das Befehlen gewöhnt," schreibt er selber im Alter von vierzehn Jahren.

Was in der Ausbildung des Knaben der Unterricht offen ließ, vollendete das Leben mit seinen tausendfachen Einflüssen. Gern beobachtete der kleine Wolfgang die Handwerker, zu denen ihn die Aufträge des Vaters führten, bei ihrer Arbeit und in ihrer Lebensweise, während die Hirtenfeste, die alljährlich am Grindbrunnen und auf der Pfingstweide stattfanden, ihn mit der ländlichen Bevölkerung in flüchtige Berührung brachten. Eine unglaubliche Gärung riefen die zu Ostern und Michaelis stattfindenden Messen in seinem Kopf hervor. Waren der verschiedensten Art und Herkunft und ein Gewimmel von weit zugereisten Kaufleuten und Käufern, unter die sich viel fahrendes Volk mischte, breiteten sich wochenlang vor seinen Augen aus und gaben ihm Gelegenheit, vom Weltverkehr und von der Eigenart der Menschen ferner Gegenden sich eine Vorstellung zu bilden. Neben diesen regelmäßig wiederkehrenden Erweiterungen des Frankfurter Stadtlebens fielen in seine Jugend mehrere außerordentliche Begebenheiten, die nicht vorübergingen, ohne tiefe Spuren in seiner Entwickelung zu hinterlassen. Als erstes erwähnt er das Erdbeben von Lissabon, das im November 1755 in wenigen Augenblicken eine reiche, prächtige Handelsstadt und (wie man nach übertreibenden Gerüchten glaubte) 60 000 Menschenleben vernichtete. Das furchtbare Ereignis erschütterte sein Gemüt gewaltig und fachte Zweifel in ihm an, ob Gott wirklich so weise und gnädig sei, wie der erste Glaubensartikel es lehre.

Nicht lange nach jener Katastrophe brach der siebenjährige Krieg aus. Die Gestalt Friedrichs II., schon durch die beiden schlesischen Kriege mächtig emporgewachsen, trat in ihm immer größer hervor und stellte dem jungen Wolfgang eine alle Zeitgenossen weit überragende Persönlichkeit vor Augen. Er und sein Vater überließen sich willig dem Zauber, der von ihr ausging, und nahmen begeisterten Anteil an den Erfolgen des Königs; während der Großvater mit einigen Schwiegersöhnen und Töchtern zum Kaiser hielten und des Gegners Verdienste und Triumphe nach Möglichkeit zu verkleinern suchten. Damit wurde die Familie

in zwei Parteien zerrissen und der alte behagliche Verkehr aufs empfindlichste gestört. Der Vater blieb nach einigen unangenehmen Scenen bald ganz vom Hause des Großvaters fern, während dem Sohne, der am Sonntag regelmäßig bei den Großeltern speiste, kein Bissen mehr dort schmecken wollte. Eine weitere Folge des Parteigegensatzes war, daß in Wolfgang eine Mißachtung des Urteils des Publikums sich einzunisten begann, da hier nicht der Pöbel, sondern vorzügliche Männer, die größten und augenfälligsten Verdienste schmähten.

Während anfänglich der Krieg nur durch die politische Fernwirkung Unbehagen hervorrief, wurde mit dem Jahre 1759 die Stadt unmittelbar von seinen Plagen getroffen. Am 2. Januar überrumpelten 7000 Mann Franzosen die Stadt und belasteten sie auf mehrere Jahre mit Einquartierung, Teuerung und Krankheiten. Das Goethische Haus erhielt als Kriegsgast den Königslieutenant Grafen Thoranc*) einen feingebildeten, rücksichtsvollen höflichen Mann, der die Geschäfte eines Kommandanten von Frankfurt wahrzunehmen hatte. Der alte Rat, anstatt unter den obwaltenden Umständen froh zu sein, eine so erlesene Persönlichkeit ins Haus zu bekommen, war aufs äußerste gereizt, daß er, der Preußischgesinnte, Feinde bei sich aufnehmen und ihnen obendrein noch die schönsten Zimmer einräumen sollte. Alle Versuche des Grafen, der Familie und der Hausfreunde, den Vater mit dem neuen Zustand der Dinge auszusöhnen, waren vergeblich. Er verbohrte sich nur tiefer in seine üble Laune und ließ sich in dieser Stimmung am Abend der vor den Thoren Frankfurts geschlagenen und für die Franzosen siegreichen Schlacht bei Bergen zu einer so schweren Beleidigung des Grafen hinreißen, daß nur die geschickte Vermittlung des befreundeten Gevatters Dolmetsch von ihm und der Familie harte Prüfungen abzuwenden vermochte.

Derselbe veränderte Zustand, der auf den Vater so schwer

---

*) Dies ist die richtige Namensform des Königslieutenants. Goethe schreibt irrtümlich Thorane.

drückte, brachte den Kindern viel Vergnügen und Vorteil. Die strenge Zucht und die gemessene Folge von Lehrstunden war gelockert, ein buntes, bewegtes Leben war an die Stelle der sonstigen ruhigen Einförmigkeit des Daseins getreten; und beim Grafen, der den Kindern sehr wohlgesinnt war, gab es immer etwas Gutes zu naschen oder Interessantes zu horchen oder Schönes zu schauen. Der Graf als eifriger Kunstliebhaber ließ bald nach seiner Ankunft sämtliche Frankfurter Maler sowie den Darmstädter Seekatz rufen und bestellte bei ihnen umfangreiche Gemälde, die als Tapetenstücke seine und seines Bruders Wohnung in Grasse schmücken sollten. Ein Atelier wurde im Hause hergerichtet, und Wolfgang, der schon den Arbeiten dieser Künstler, als sie für seinen Vater beschäftigt waren, zugesehen hatte, konnte von neuem ihr Schaffen durch alle Stadien begleiten und sein technisches und künstlerisches Verständnis erhöhen. Noch mehr Reiz und Förderung bot aber dem Knaben das französische Theater, das mit den Truppen seinen Einzug in die Stadt gehalten hatte. Ein Freibillet, das er vom Großvater erhalten, eröffnete ihm die Pforten des Kunsttempels, den er trotz des Widerstrebens des Vaters, der von dem Nutzen des Theaters die niedrigste Meinung hatte, unter dem Beistande der Mutter täglich besuchte. Hier lernte er das hochentwickelte, französische Schauspiel in einzelnen Tragödien und zahlreichen Lust- und Singspielen kennen, von denen die Anmut der letzteren besonderen Eindruck auf ihn machte und wohl mit dazu beitrug, daß er sich später mehrfach in dieser Gattung versuchte. Das Interesse für das französische Theater führte ihn zum Studium ihrer dramatischen Klassiker, und er las Racine und Molière ganz, Corneille zum großen Teil. Bei den Theaterbesuchen machte er die Bekanntschaft eines schönen, munteren Knaben Derones, der zur Truppe gehörte und ihn hinter die Coulissen in die Intimitäten eines Theaters gucken ließ. So wenig diese Blicke für die jugendlichen Augen geeignet waren, so lieferten sie doch dem späteren Dichter des „Wilhelm Meister“ manch hübsches Material. Zu der älteren Schwester Derones'

faßte Wolfgang eine wärmere Neigung, der er in allerhand Aufmerksamkeiten galanten Ausdruck gab. Zu seiner Betrübnis mußte er jedoch bald bemerken, daß sein zartes Werben unbeachtet blieb. Noch eine andere Enttäuschung bereitete ihm die sonst so angenehme Verbindung mit dem Theater. Einige halb mythologische, halb allegorische Dramen spornten ihn zur Nachahmung an, und es dauerte nicht lange, so hatte er ein Stückchen fertig, das er seinem Freunde Derones vorlegte, in der stillen Hoffnung, es könne vielleicht zur Aufführung kommen. Mit Gönnermiene versicherte ihm dieser, es sei nicht unmöglich, nur seien einige Kleinigkeiten zu ändern. Diese Änderungen fielen aber so mörderisch aus, daß der junge Autor statt eines wohlbehaltenen Kindes eine zerfetzte Geburt nach Hause brachte, die wiederherzustellen unmöglich war. Waren seine stolzen Hoffnungen auf einen Bühnenerfolg gescheitert, so hatte doch der kühne ikarische Flug das Gute, daß er ihn veranlaßte, sich in die Theorie des Dramas, von der Derones ihm unglaublich viel vorgeschwatzt hatte, zu vertiefen, und daß er den Vater durch eine saubere Abschrift des ursprünglichen Entwurfes etwas duldsamer gegen seinen Theaterbesuch machte. Da er zudem auf dem gleichen Wege überraschend schnelle Fortschritte im Französischen machte, so war der Vater, der nunmehr einen sicheren Nutzen sah, mit dem Theaterbesuch ausgesöhnt.

Zwei und ein halbes Jahr waren vergangen, seitdem die Franzosen Frankfurt besetzt hatten, da gelang es endlich dem Herrn Rat — nicht zur Freude der Kinder — durchzusetzen, daß der Königslieutenant in ein anderes Haus einlogiert wurde. Um eine neue Bequartierung zu erschweren, nahm er vorübergehend Mietleute auf und zwar die Familie des Kanzleidirektors Moritz, eines Bruders des Legationsrates. Es wurde jedoch durch diese Vermehrung der Hausbewohner wenig an der Stille des Hauses geändert, da die Familie Moritz, obwohl der Goethischen nahe befreundet, für sich blieb.

Das Kriegsgewitter, das so mannigfach befruchtend auf den

jungen Goethe gewirkt, hatte sich kaum verzogen, als ein neues, großes Ereignis — diesmal erfreulicher Natur — die alte Reichsstadt in Bewegung setzte. Die **Wahl und Krönung** des Erzherzogs Josef zum römischen König sollte im Beginn des Jahres 1764 zu Frankfurt in Scene gehen. Der gründliche Vater war der Ansicht, man dürfe ein solches Begebnis nicht unvorbereitet erwarten und nicht bloß gaffend und staunend an sich vorübergehen lassen. Die letzten Wahl- und Krönungsdiarien nebst Wahlkapitulationen wurden deshalb hervorgeholt und bis tief in die Nacht hinein studiert und ausgezogen. Auch das Goethische Haus wurde wieder lebendiger. Neue Gäste zogen ein, im ersten Stock ein kurpfälzischer Kavalier, im zweiten der württembergische Geschäftsträger Baron von Königsthal. Denn die Stadt füllte sich allmählich mit einer so ungeheueren Zahl von Fremden: hohen und niederen Würdenträgern, Truppen und Dienerschaften, Komödianten, Jongleuren und Neugierigen, daß die Gasthöfe nicht entfernt ausreichten, um sie zu beherbergen. Die geistlichen Kurfürsten und viele kleine deutsche Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen erschienen in Person, die größeren weltlichen Kurfürsten ließen sich durch ihre Botschafter vertreten, unter denen der kurbrandenburgische Baron von Plotho wegen seines großen Herrn und seiner entschiedenen Eigenart überall mit frohem Zischeln begrüßt wurde. Außerdem waren der päpstliche Nuntius, der französische, spanische, portugiesische, holländische Gesandte und die höchsten österreichischen Beamten, darunter der berühmte Minister des Kaisers, Graf Kaunitz, eingetroffen. Endlich langte am 29. März auch Kaiser Franz mit seinen beiden ältesten Söhnen an. Es folgten darauf vierzehn Tage lang Krönungsfeierlichkeiten, denen Wolfgang als Enkel des Stadtschultheißen, gleichviel, ob sie sich öffentlich oder in geschlossenen Räumen abspielten, von guten Standpunkten beiwohnen konnte. Er selbst wurde manchem hohen und vornehmen Herrn vorgestellt, erhielt manchen Auftrag, vernahm manches von den Verhandlungen zwischen den Kurfürsten untereinander und mit der Stadt, das ihm einen ahnenden Ein-

blick in das wunderliche Gefüge des Deutschen Reiches und in seine gegeneinander wirkenden Kräfte verschaffte.

Das Krönungsgetümmel bot dem jungen Goethe zugleich die erwünschte Deckung für ein Liebesverhältnis, das sein Gemüt in leidenschaftliche Wallung versetzt hatte. Wenn der sechzigjährige Mann diese Sekundanerliebschaft, wie wir sie heute nennen würden, ausführlich in „Dichtung und Wahrheit" geschildert hat, so that er es sicherlich nicht, um den Leser einige Seiten angenehm zu unterhalten, sondern weil er sich des Einschnittes bewußt war, den sie in seiner Entwickelung machte. Er erfuhr hier zum erstenmale höchste Wonne und tiefstes Weh und den kalten Einbruch der rauhen Wirklichkeit in sein und seiner Freunde Schicksal. Diese Erfahrungen vollendeten rasch den Knaben zum Jüngling und bildeten den Dichter der Gretchentragödie leise vor. Es mochte im Spätsommer 1763 sein, Wolfgang eben sein vierzehntes Lebensjahr zurückgelegt haben, als ihn ein Freund, den er unter dem Namen Pylades verhüllt, mit anderen jungen Männern niederen Standes bekannt machte, die das Dichtertalent des Knaben zu einem Scherze zu verwerten suchten. Sie baten ihn, einen Liebesbrief in Versen aufzusetzen, in dem ein verschämtes junges Mädchen einem Jüngling ihre Neigung offenbare. Wolfgang willfahrte sogleich, und die neuen Bekannten schickten den gereimten Liebesbrief in verstellter Handschrift einem thörichten, jungen Manne zu, der sich nun fest einbildete, ein Mädchen, dem er von fern den Hof gemacht, sei aufs äußerste in ihn verliebt. Da der glückliche Liebhaber nichts sehnlicher wünschte, als in Versen antworten zu können, so wurde Goethe auch zu dieser Arbeit herangezogen. Seinen Dank stattete der erfreute Besteller durch ein Abendfest in der Wohnung der Vermittler ab, in der Goethe zu seinem Staunen ein wunderbar schönes Mädchen, eine Verwandte der Bekannten des Pylades, traf. Er konnte ihr Bild nicht los werden, und da er nicht so bald Gelegenheit hatte, in das Haus der Vettern zurückzukehren, so suchte er die Kirche auf, um sich während des langen Gottesdienstes an ihr satt zu

sehen. Der spaßhafte Liebeshandel, den man angezettelt hatte, führte nach einiger Zeit aufs neue Goethe zu den Vettern und damit zu dem schönen Gretchen. Er sollte eine poetische Antwort auf den Brief des Liebhabers abfassen. Wolfgang unterzog sich gern dem Auftrage, bei dem er nur an Gretchen dachte und alles aus ihrem Sinn heraus schrieb, selig davon träumend, daß etwas Ähnliches von ihr an ihn gerichtet werden könne. Als er den lyrischen Erguß, während die Vettern abwesend waren, Gretchen zeigte, bat sie ihn, er möge sich doch nicht als Werkzeug in einer Sache gebrauchen lassen, aus der nichts Gutes entspringen könne, er möge lieber das Gedicht einstecken und fortgehen. Schade sei es ja, fügte sie hinzu, daß das hübsche Gedicht nicht einem wahren Zwecke diene. Goethe griff feurig die letzte Bemerkung auf und fragte sie in liebewarmem Tone, ob sie das Blatt unterschreiben möchte. Als sie nach einigem Besinnen es that, kannte sich der junge Dichter nicht mehr vor Entzücken, er sprang auf und wollte sie umarmen. Doch sie wehrte ab und drängte ihn, sich mit dem Blatte zu entfernen.

Je mehr sich Goethe an dem scheinbaren Liebesgeständnis Gretchens berauschte, desto weher that es ihm, durch die Lossagung von dem stumpfen Spiel der Vettern von der Geliebten getrennt zu sein. Doch in kurzem nahten sich ihm jene aufs neue, da sie sein Talent zu anderem Zwecke auszubeuten gedachten. Sie brachten ihm eine Bestellung auf ein Leichen- und Hochzeitscarmen; das Honorar dafür wollten sie zusammen in ihrer Behausung verschmausen. Goethe, den es ebensosehr reizte, sich gedruckt zu sehen als mit Gretchen zusammenzutreffen, nahm den Auftrag an. Es war damit ein fast täglicher Verkehr zwischen beiden Parteien eingeleitet, den der Knabe vor den Seinigen zu verbergen wußte. Mit der Häufigkeit der Besuche wuchs sein Bedürfnis, mit Gretchen zusammen zu sein, ja, es erschien ihm dies bald als eine unerläßliche Bedingung seines Daseins.

Währenddem kamen die Krönungstage heran, und Goethe wurde Gretchens Lehrmeister für alle Abschnitte der großen



Staatsaktion. Die Abendunterhaltungen wurden immer länger und lebhafter, ja einmal kurz vor dem Krönungstage blieb die durch die Feierlichkeiten aufgeregte Gesellschaft, zu der sich noch Fremde von auswärts gefunden hatten, die ganze Nacht über vereinigt. Wolfgang mußte sich am Morgen auf einem Umwege nach Hause schleichen, um auf dem direkten Wege nicht vom Vater durch das nach dem Kleinen Hirschgraben zu angelegte, kleine (noch heute vorhandene) Guckfenster gesehen zu werden. Endlich brach der Krönungstag an. Goethe war von früh an auf den Beinen, um die bedeutungsvollen Vorgänge möglichst genau und vollständig zu beobachten. Für den Abend, wo eine glänzende Illumination die Feier verherrlichen sollte, hatte er sich wieder mit seinen Freunden und mit Gretchen verabredet. Um nicht erkannt zu werden, hatte er sich vermummt, und nun zog er mit der Geliebten am Arm durch die Menschenmassen von Viertel zu Viertel, so glücklich, als ob er in den Gefilden Elysiums wandelte. Als die jungen Wanderer müde und hungrig geworden, kehrten sie in einem Speisehaus ein und ließen es sich dort bis spät in die Nacht wohl sein. Goethe begleitete Gretchen nach Hause, und beim Abschied küßte sie ihn auf die Stirn. Es war das erste und letzte Mal, daß sie ihm eine solche Gunst erwies. Denn inzwischen hatte sich aus gänzlich unvermutetem Anlaß ein schweres Wetter über den Häuptern der kleinen Gesellschaft zusammengezogen.

Unserem Dichter war bei einem Ausfluge, den er mit Pylades und den Vettern nach Höchst unternommen hatte, ein junger Mann vorgestellt worden, den die Vettern seiner Fürsprache beim Großvater empfahlen, da er sich um eine mittlere Beamtenstelle in Frankfurt bewerben wollte. Goethe erfüllte den Wunsch der Vettern, und der junge Mann erhielt die Stelle. Seitdem hatte Goethe von ihm nichts mehr erfahren, bis der auf den Krönungstag folgende Morgen ihm den fremden Schützling in schreckliche Erinnerung brachte.

Noch lag er zu Bett, als die Mutter mit verstörtem Gesicht

in sein Zimmer trat und ihn aufforderte, aufzustehen; es sei herausgekommen, daß er sehr schlechte Gesellschaft besucht und sich in die schlimmsten Händel verwickelt habe; der Rat Schneider werde im Auftrage des Vaters und der Obrigkeit erscheinen, um die Sache zu untersuchen. Rat Schneider, der „messianische Freund“, kam alsbald und eröffnete Wolfgang, daß von mehreren Personen, unter denen der dem Großvater empfohlene Beamte war, Handschriften nachgemacht, Testamente gefälscht, Schuldscheine untergeschoben worden wären; und daß er beschuldigt würde, ihnen durch Briefe und Aufsätze zu ihren schlechten Streichen behilflich gewesen zu sein. Wolfgang leugnete, irgendwie seine Hand dabei gehabt zu haben, und lehnte jede weitere Erklärung ab. Als aber der Hausfreund ihn eindringlich bat, durch Leugnen und Schweigen die Sache nicht schlimmer zu machen, und das Haus nannte, in welchem er mit Pylades und Gretchens Vettern Zusammenkünfte gehabt, ferner ihn bedeutete, daß die dort wohnenden Mitschuldigen bald verhaftet werden würden, da hielt er es für rätlicher, durch ein offenes Bekenntnis seine und seiner Freunde, insbesondere aber Gretchens Unschuld darzuthun. In tiefstem Schmerze zog er den Schleier von seinem süßen Liebesgeheimnis und all den harmlosen Freuden, die ihm daraus erblüht waren, um zum Schluß zu beteuern — und hier sehen wir eine neue große Seite seines Charakters zum Vorschein kommen — daß, wenn seinen Genossen nur im mindesten Unrecht geschähe, er sich ein Leids anthun würde. Der gute Hausfreund suchte ihn hierüber zu beruhigen, doch traute Goethe seinen Worten nicht, sondern sah in seiner erregten Phantasie Pylades, die Vettern und Gretchen durch seine offenherzigen Bekenntnisse ins Unglück gestürzt und steigerte durch diese selbstquälerischen Vorstellungen derart seinen Schmerz, daß er zuletzt vor lauter Jammer sich auf den Boden warf und ihn mit bitteren Thränen benetzte. So fand ihn die erschrockene Schwester, als sie ihm die tröstliche Nachricht brachte, daß Rat Schneider sich günstig über die Sache zu einer anderen Magistratsperson geäußert habe. Wolfgang vermochte das nur auf sich zu beziehen

und verblieb bei seinen finsteren Befürchtungen für die anderen. Gleichgültig waren ihm nun die öffentlichen Feierlichkeiten, und unbewegt ließen ihn die Aufforderungen des Vaters, auszugehen. Nicht eher wollte er seine Einsamkeit, in der er sein Elend in tausendfacher Vergrößerung ewig wiederkäute, aufgeben, als bis er Gewißheit über das Schicksal seiner Bekannten empfangen hätte. So verbrachte er eine Reihe von Tagen und Nächten mit Weinen und Rasen, bis er vor Thränen und Schluchzen kaum mehr schlingen konnte und selbst die Brust angegriffen schien. Endlich konnte man ihm mitteilen, daß seine Freunde so gut wie schuldlos befunden und mit einem leichten Verweise entlassen worden, während Gretchen in ihre Heimat gezogen sei. Aber so sehr das eine ihn befriedigte, so sehr durchwühlte ihn das andere mit neuem Schmerz.

Da sproß das heilende Kraut aus einem anderen Boden. Ein Hofmeister, den ihm die Eltern als Tröster und Aufseher beigegeben hatten, erzählte ihm, als er ihn nach den näheren Umständen des Prozesses ausforschte, daß Gretchens Unschuld vor den Richtern herrlich hervorgegangen sei und daß, als auf ihren Umgang mit Goethe die Rede gekommen, sie erklärt habe, sie hätte ihn immer nur als Kind betrachtet und ihn, anstatt zu zweideutigen Handlungen und mutwilligen Streichen anzutreiben, davon abgehalten. Diese Arznei wirkte. Er nahm die Erklärung Gretchen entsetzlich übel und fand es unverantwortlich, daß er um eines Mädchens willen, das ihn als Kind angesehen, Schlaf, Ruhe und Gesundheit geopfert hätte. Trotzdem vernarbte die Wunde nicht so bald, und erst in den stillen, dunklen Tiefen der Wälder, in die der Sommer lockte, fand die Seele des jugendlichen Werther eine elegische Ruhe.

3. Erste Dichterproben.

Die wissenschaftliche Ausbildung Wolfgangs hatte indessen einen immer ernsteren und tieferen Charakter angenommen. Auf den Elementarunterricht waren frühzeitig Rechtsstudien gefolgt, die er seinem Vater zuliebe so eifrig pflegte, daß er das kleine Lehrbuch der Institutionen von Hoppe bald rück- und vorwärts auswendig konnte und, wie er angiebt, selbst im Corpus juris auf das vollkommenste bewandert war. Auch die Philosophie war in den Kreis seiner Bildungsmittel getreten. In der alten Philosophie behagten ihm Aristoteles und Plato wenig, dagegen zogen ihn die Stoiker, besonders Epiktet, an, die so einleuchtend gelehrt hatten, wie man den Seelenfrieden mitten unter den irdischen Übeln sich bewahre. Von der neueren Philosophie scheint er nur flüchtig hier und da einige Kenntnis bekommen zu haben. Im Allgemeinen vermochte alle systematische und dogmatische Philosophie damals keinen besonderen Eindruck auf ihn zu machen. Ihm gefielen jene Werke am besten, in denen Poesie, Religion und Philosophie sich vermählten, so das Buch Hiob, das hohe Lied, die Sprichwörter Salomonis sowie die Orphischen und Hesiodischen Dichtungen. Ja, er bestritt seinem Hofmeister gegenüber, der ihn in die Philosophie einzuführen hatte, sogar, daß eine abgesonderte Philosophie nötig wäre, da sie in Religion und Poesie schon vollkommen enthalten sei.

Weiter vertiefte er seine Studien im Lateinischen, sowohl wegen der Musterwerke der römischen Litteratur, als weil in ihm der größte Teil der wissenschaftlichen und ein nicht geringer der poetischen Arbeit der europäischen Kulturvölker niedergelegt war. Er lernte denn auch das Lateinische mit großer Leichtigkeit beherr-

schen, ohne es eigentlich grammatisch erfaßt zu haben, während seine Kenntnisse im Griechischen mangelhaft blieben. Wo die Einzelstudien Lücken gelassen hatten, traten ergänzend die encyklopädischen Werke eines Bayle, Morhof oder Gesner ein.

So hatte Goethe, als er seinem 17. Lebensjahre nahte, eine sehr weite und vielfältige Bildung sich angeeignet. Die Poesie der ersten Kulturvölker war ihm teils unmittelbar, teils abgeleitet bekannt geworden. Waren Griechen, Engländer und Italiener etwas im Hintergrund geblieben, so war um so ausgebreiteter seine Belesenheit in der deutschen, französischen, lateinischen, hebräischen Litteratur. Hand in Hand damit ging die Kenntnis der Sprache und Geschichte jener Völker: in deutscher Staats- und Rechtsgeschichte erstreckte sein Wissen sich bis auf gelehrte Einzelheiten. In die Theologie und Jurisprudenz war er für seine Jahre ungewöhnlich weit eingedrungen. In den Naturwissenschaften hatte er sich weniger durch systematischen Unterricht, als durch Beobachtungen und Versuche ziemlich heimisch gemacht. Von den Künsten hatte er besonders Musik und Zeichnen gepflegt. Er spielte Klavier, Flöte, später auch Cello und zeichnete so hübsch, daß Meister Seekatz wiederholt zum Vater sagte, es sei schade, daß Wolfgang nicht zum Maler bestimmt sei.

Aber auch von Lebenserfahrungen hatte der Jüngling einen reichen Schatz gesammelt, nicht bloß durch das Kriegs- und Welttheater, das ihm der Zufall nahe gerückt, und nicht bloß durch das so bitter ausgelaufene Liebesschwelgen, sondern ebensosehr durch das außerordentliche Vertrauen, das er trotz seiner Jugend bei allen näheren Bekannten genoß. Man hatte ihm Einblicke in das Innere der Familien gewährt, Einblicke, die ihm oft erschreckend und doch wiederum der Vertiefung seiner Gedankenwelt höchst förderlich waren. Alles zusammen machte den Jüngling zeitig fertig, und es war begreiflich, daß der Vater, vor dessen Augen der Sohn in tropischem Wuchse emporschoß und der so weite Ziele mit ihm sich gesteckt hatte, kaum die Zeit erwarten konnte, wo jener die Universität beziehen würde. Er hatte ihn

zum Studium der Rechtswissenschaft bestimmt. Auf diesem Gebiet sollte er sich in Theorie und Praxis in Leipzig, in Wetzlar, in Regensburg und Wien nach Möglichkeit umthun, damit ihm die ganze Laufbahn des Juristen und Staatsmannes geöffnet sei.

Der junge Goethe hörte stumm auf diese oft vor ihm entwickelten Lebenspläne. Er träumte von anderen Idealen. Wenn er an ein wünschenswertes Glück dachte, so erschien ihm dies am reizendsten in der Gestalt des Lorbeerkranzes, der den Dichter zu zieren geflochten ist.

Diese Sehnsucht war nur der Reflex des dichterischen Vermögens, das frühzeitig in dem Knaben mit elementarer Gewalt sich äußerte. Zu den frühesten Dichtungen können wir die drei deutsch-lateinischen Gespräche rechnen, die er in seinem achten Lebensjahre entworfen und die uns ein günstiger Zufall in einem Exercitienheft aufbewahrt hat. Mit Staunen bemerken wir an ihnen, mit welcher Erfindungsgabe der Knabe den Stoff ausgestaltet, mit welcher launigen Lebendigkeit er den knappen Dialog führt, mit welcher Geschicklichkeit er die Sprechenden in ihrer Eigenart hervortreten läßt und mit welch schlagfertigem Scharfsinn er die Gegenrede pariert. Das erste Gespräch behandelt einen Gang, den der Vater mit dem Sohne nach dem Keller unternimmt. Der Sohn wünscht mitgenommen zu werden, er wolle einmal sehen, wie der Vater Wein auffülle. „Schlaukopf," meint der Vater, „dahinter steckt etwas anderes." „Ich kann's nicht leugnen, den Grund- und Schlußstein unseres Hauses habe ich Lust, einmal wieder zu sehen." „Folge mir." Nun gehen sie die Treppe hinab, der Sohn wundert sich über die große Finsternis: es könne nicht dunkler im Grabe sein. Es wird bald heller. Er sieht umherliegende Kessel, Töpfe, Bütten und andere Dinge, dann auch den Schluß- und Grundstein. Er erinnert sich, wie er diesen, von den Maurergesellen umgeben, vor einigen Jahren feierlich eingemauert, wie der Obergeselle eine Rede halten wollte, mitten drin aber stecken blieb und sich vor Ärger die Haare ausraufte, während die zahlreichen Zuschauer sich vor Lachen schüttelten. Der Vater wiederum gedenkt der Schwierigkeiten und

Fährlichkeiten, die bei dem Umbau zu bestehen gewesen, und geht dann zum Auffüllen des Weines über. Auf die Frage des Sohnes, wozu denn das nötig sei, bemerkt der Vater, der Wein verzehre sich beständig und der Abgang müsse ersetzt werden. Aber wenn dies der Fall sei, meint der Sohn, dann wäre es ja besser, man käme zuvor und tränke den Wein aus. Nachdem der Vater ihm diesen Einfall widerlegt, fragt der neugierige Sohn nach den verschiedenen Weinsorten und ob auch unter den alten Weinen solche wären, die man theologische nenne. Der Vater lacht: die Geistlichen tränken am seltensten solchen. „Das ist wahr," versetzt der Sohn und fügt naseweis hinzu, die Theologen meinten vielmehr, die Juristen seien die Liebhaber der alten Weine. An diesem Punkte bricht der Vater-Jurist das Gespräch kurz ab, indem er dem Sohne zuruft, er möge an die Arbeit gehen. Damit er aber nicht unbelohnt aus dem Keller scheide, überreiche er ihm ein Stück Holz, das ein Überbleibsel vom Mastbaum des Schiffes des Columbus sei. Lachend fängt der Sohn den Scherz auf und erwidert, er wolle das Holz mit den anderen Altertümern aufheben, bis ein Damasippus (thörichter Antiquitätenhändler bei Horaz) komme, um sie zu kaufen. Mit dieser eleganten, zierlichen Wendung schließt das Gespräch.

Das zweite Gespräch behandelt eine Unterhaltung zwischen zwei Schulkameraden, Wolfgang und Maximilian, vor Beginn des Unterrichts. Köstlich hat sich in ihm Wolfgang als den lerneifrigen, wohlerzogenen Knaben porträtiert, der seinem unbändigen Genossen Maximilian gegenüber die Miene des gereiften Mentor annimmt. Das hervorragendste Stück ist das dritte. Wir setzen es in seinem deutschen Wortlaut hierher:

Vater: Was machst du da, mein Sohn?
Sohn: Ich bilde in Wachs.
V.: Das dachte ich. O wenn wirst du einmal die Nüsse verlassen?
S.: Ich spiele ja nicht mit Nüssen,*) sondern mit Wachs.

*) Der kleine Schelm erlaubt sich hier ein Wortspiel mit dem lateinischen „nuces", das sowohl Nüsse wie Kinderspiele bedeuten kann.

V.: Unwissender, kann dir wol unbekannt sein, was hier Nüsse sagen wollen?
S.: Jetzo erinnere ich mich. Allein sehen Sie, was ich in kurzer Zeit für ein Wachs-Posierer geworden bin!
V.: Ja wol, ein Wachsverderber.
S.: Ich bitte mir's ab. Bringe ich denn nicht ziemlich artige Sachen zur Welt?
V.: Ja wol! Zeige einmal, worin deine Mißgeburten bestehen.
S.: Unter anderen Thieren habe ich vorzüglich gefertigt: eine Katze mit einem langen Schnor-Bart, dann eine Stadt- und Feldmaus nach Anleitung des Horaz in einem seiner Strafbriefe, welche Geschichte Drollinger in rein deutsche Knittel-Verse übersetzte.
V.: Diese Erinnerung gefällt mir besser, als die Thierchen selber. Allein hast du sonst weiter nichts gemacht, woraus deine angegebene Kunst deutlicher hervorleuchte?
S.: Ja wol, hier ist noch ein Wallfisch, der seinen Rachen aufsperrt, als ob er uns verschlingen wollte, und zwei Gemsen, in deren Jagd sich der Kaiser Maximilian so sehr verliebet hatte, daß er aus den steilen Felsen sich nicht eher wiederfinden konnte, bis ihm ein Engel unter der Gestalt eines alten Mannes einen Weg gezeigt haben soll.
V.: Du bringst doch deine historischen Kleinigkeiten so ziemlich gut an, worüber man dir die ungestalteten Figuren verzeihen muß. Und das ist alles?
S.: Keineswegs; denn unter allen von meinen Händen gebildeten Thieren ist vornehmlich zu bewundern: das falsche Thränen vergießende Krokodil, der ungeheure und in den Kriegen der Alten streitbare Elephant, die menschenfreundliche Eidechse, der quakende und den Frühling anzeigende Frosch, welchen allen nichts als das Leben fehlt.
V.: O Wäscher! Wer wird wol derselben Namen ohne Beischrift errathen können?
S.: Wehe mir! Ist denn nicht ein jeder der beste Ausleger seiner Werke?
V.: Dieser Satz ist zwar an sich richtig, aber er wird am unrechten Ort angebracht.
S.: Verzeihen Sie mir in diesem Stück meine Unwissenheit. Würdigen Sie nur noch diese Schlittenfahrt in Augenschein zu nehmen. Es sind deren just ein Dutzend und stellen verschiedene, theils kriechende, theils fliegende Thiere vor, unter welchen mir der Schwan, der Hirsch, das See-Pferd und der Lindwurm am allerbesten gerathen zu sein scheint.
V.: Laße dir es nur immer so scheinen: Man siehet wol, daß du noch keinen rechten Unterschied zwischen schön und heßlich weißt.
S.: Wollen Sie, lieber Vatter, so gut sein und mir diesen erlernen.
V.: Warum nicht: es muß alles zu seiner Zeit geschehen. Laß nur erst dein Augen-Maas etwas älter werden.
S.: Ey lieber, warum wollen Sie diese Lehre aufschieben: tragen Sie mir

solche ehender heute als Morgen vor, ich will unter meinem Spielwerk die Ohren spitzen.

V.: Das kann nicht jetzo, wie gesagt, sondern ein andermal geschehen. Lege die Kinder-Possen beyseit und gehe an dein Tage-Werk.

S.: Ich will gehorsamen. Lebt Wohl.

Außer den allgemeinen Vorzügen, die dieses Stück mit den anderen teilt, ist in ihm von nicht geringem Interesse, daß der siebenjährige Knabe nach dem Unterschied zweier Begriffe — häßlich und schön — fragt, die die Jugend als etwas ganz Feststehendes und für jeden Deutliches betrachtet. Und weiter, wie er den Vater. der anscheinend die Definition rein äußerlich nach der Harmonie der Verhältnisse geben will, in Verlegenheit bringt, indem er auf sofortige Erklärung dringt; und wie dieser kein anderes Ende findet, als indem er dem Sohne seine Possen verweist. Auch die Komik, mit der Wolfgang bei der Vorführung seiner Tiere die Manieren eines Menageriebesitzers kopiert, verdient besondere Beachtung.

Sowohl die Gesprächsführung, die den Vater wiederholt matt setzt, wie die poetischen Eigenschaften der Stücke schließen den Gedanken aus, er habe die Gespräche dem Sohne in die Feder diktiert. Denn man kann getrost sagen, daß der Vater, selbst wenn er geneigt war, sich jene inferiore Stellung zu geben, zu derlei poetisch-dramatischen Kompositionen nie befähigt gewesen ist. Das einzige, was unsere Bewunderung der poetischen Gestaltungsgabe des Knaben herabmindern könnte, aber zugleich die seiner allgemeinen Begabung steigern müßte, wäre, wenn die Gespräche genau die Wirklichkeit wiedergäben. Aber auch das läßt sich nur in beschränktem Grade annehmen. Zum mindesten werden sie in größerer Breite sich abgespielt haben.

An diese Gespräche können wir als nächstes poetisches Erzeugnis der Jugend das Märchen vom neuen Paris anreihen, das uns durch die Feinheit und Üppigkeit der Erfindung imponiert. Seine Form müssen wir auf Rechnung der späteren Kunst des Dichters setzen, der es erst 1811 niedergeschrieben hat. Den Inhalt aber der Knabenzeit abzusprechen, verbietet die sehr bestimmte Erklärung des Dichters. Dann klafft eine Lücke von

mehreren Jahren, ehe wir wieder auf geistige Urkunden des jungen Goethe stoßen, die man im weiteren Sinne wohl als dichterische bezeichnen darf. Es sind zwei Briefe des Vierzehnjährigen aus dem Mai und Juni 1764 an den siebzehnjährigen Ludwig Ysenburg von Buri in Neuhof. Die Briefe verdienen um so mehr eine kurze Berücksichtigung, als sie uns mit einer kleinen Episode aus Goethes Leben unmittelbar nach der Gretchenkatastrophe bekannt machen, die er in seiner Lebensbeschreibung mit Stillschweigen übergangen hat. Buri hatte einen Tugendbund, die „arkadische Gesellschaft“ gegründet, in die Wolfgang einzutreten wünschte. Die Gesellschaft nahm ihre Mitglieder nur unter großer Vorsicht und nach gehöriger Prüfung durch die Aufseher auf. Der für Frankfurt bestellte Aufseher war Karl von Schweitzer, mit dem Bundesnamen Alexis. Er hielt Goethe, der persönlich mit Buri bekannt werden wollte, hin, weswegen sich dieser im Mai 1764 direkt an Buri wandte. Nach einigen Förmlichkeiten und Komplimenten geht Goethe in seinem Briefe dazu über, seine Fehler zu bekennen, damit Herr von Buri erkennen möge, ob sie ihn der Aufnahme unwürdig machten oder nicht: „Einer meiner Hauptmängel, ist, daß ich etwas heftig bin. Sie kennen ja die colerische Temperamente, hingegen vergißt niemand leichter eine Beleidigung als ich. Ferner bin ich sehr an das Befehlen gewohnt, doch wo ich nichts zu sagen habe, da kann ich es bleiben lassen. Ich will mich aber gerne unter ein Regiment begeben, wenn es so geführt wird, wie man es von ihren Einsichten erwarten kann. Gleich in dem Anfange meines Briefes, werden Sie meinen dritten Fehler finden. Nemlich daß ich so bekannt an Ihnen schreibe, als wenn ich Sie schon Hundert Jahre kennete, aber was hilfts, dies ist einmal etwas, das ich mir nicht abgewöhnen kann. . . . . Noch eins fällt mir ein, ich habe auch denjenigen Fehler, daß ich sehr ungedultig bin, und nicht gerne lange in der Ungewißheit bleibe. Ich bitte Sie, entscheiden Sie so geschwind als es möglich ist. Dieses sind die Haupt-Fehler. Ihr scharfsichtiges Auge wird noch Hundert kleine an mir bemerken, die mich aber dennoch, wie ich hoffe,

nicht aus ihrer Gnade setzen sollen ......" Inzwischen warnte Alexis den „Archon" Buri, um Gottes willen sich nicht an Goethe zu attachieren, dem er seiner Laster wegen abgeschlagen habe, ihn mit dem Archon bekannt zu machen. „Seiner Laster wegen." Man spürt hier die Nachwirkung der eben vorübergegangenen Kriminaluntersuchung, in die Goethes Name verwickelt war. Aus der höflichen Antwort, in der Buri auf die Vermittelung durch Alexis verwies, glaubte Goethe Hoffnung schöpfen zu können, und noch einmal wendete er sich an Buri, indem er arglos Alexis einen seiner besten Freunde nennt, dem er auf die Seele gebunden habe, alle nur möglichen Wahrheiten zu bekennen. „Er soll keinen von meinen Fehlern auslassen, aber auch mein Gutes nicht verschweigen. Mit allem dem aber bitte ich, daß Sie sich selbst die Mühe geben möchten, mich zu prüfen, denn so klug Alexis auch ist, so könnte ihm doch etwas verborgen bleiben, das Ihnen unangenehm seyn möchte. Ich gleiche ziemlich einem Camaeleon. Ist nun meinem Alexis zu verdenken, wenn er mich noch nicht von allen Gesichtspunkten betrachtet hat ... Wir haben viele Dummköpfe in unsrer Stadt, wie Ihnen ohne Zweifel gar wohl bewust seyn wird. Gesetzt nun, einem solchen fiele ein, in Ihre Gesellschaft zu tretten. Er ersucht seinen Hofmeister, ihm einen Brief aufzusetzen, und zwar einen allerliebsten Brief. Dieser thuts, der iunge Herr unterschreibt sich. Dadurch bekommen Sie einen hohen Begriff von seiner Gelahrtheit, und nehmen ihn ohne Untersuchung auf; wenn Sie ihn beym Lichte betrachten, so finden Sie, daß Sie statt eines Gelehrten Ihre Gesellschaft mit einem Rinds-Kopf vermehrt haben. Das ist unverantwortlich! Es ist nun gar möglich daß ich auch ein solcher bin, Ihre Vorsichtigkeit ist also wohl angewandt."

Wolfgang scheint infolge der Berichte Schweitzers in den Bund nicht aufgenommen worden zu sein. Doch ist dies nebensächlich. Uns interessieren hier die Briefe als Zeugnisse der Begabung des jungen Poeten. Die Leichtigkeit der Darstellung, die eigene Sezierung, der überlegene Humor, mit dem der Vierzehn-

jährige von sich selber spricht, zeigen auch in diesen durch Förmlichkeiten gebundenen Briefen die Klaue des Löwen.

In das nächste Jahr fällt von wirklichen Dichtungen die Höllenfahrt Christi, die schon 1766 von seinen Freunden ohne sein Wissen zum Druck befördert wurde. Goethe bewegt sich hier in der Nachahmung der geistlichen Dichtung seiner Zeit, und das Gedicht hat darum wenig Originelles. Aber trotzdem ist es wegen der Glätte der Verse und wegen der Reinheit und Einfachheit der Sprache eine auffallende Leistung. Jeder andere so jugendliche Dichter würde der Versuchung, den Stoff mit Aufbietung aller rhetorischen Hilfsmittel zu behandeln, erlegen sein. Wolfgang dagegen malte mit der gezügelten Hand eines gereiften Künstlers. Endlich besitzen wir aus der Frankfurter Zeit noch folgende Einzeichnung in das Stammbuch Max Moors':

Dieses ist das Bild der Welt,
Die man für die beste hält:
Fast wie eine Mördergrube,
Fast wie eines Burschen Stube,
Fast so wie ein Opernhaus,
Fast wie ein Magisterschmaus,
Fast wie Köpfe von Poeten,
Fast wie schöne Raritäten,
Fast wie abgehatztes Geld
Sieht sie aus, die beste Welt.

Am 16. Geburtstag hat der Dichter die Verse geschrieben. Nie wird ein sechzehnjähriger Jüngling lustiger und kritischer über die Welt gespottet haben: und es macht wenig aus, ob Voltaire ihm dabei die Hand geführt hat oder nicht. Denn man merkt, daß die Gedanken sein freies Eigentum geworden sind. — Die erwähnten dichterischen Stücke sind nur winzige Proben aus einem Berg von Dichtungen, den der Knabe aufgehäuft und später durch Feuer vernichtet hat. Denn, wie Goethe uns erzählt, war er schon in früher Jugendzeit von einer förmlichen Reim- und Verswut ergriffen, die durch den Beifall seiner Eltern und Lehrer aufs

höchste gesteigert wurde. Etwa seit 1763 begann er seine Poesien zu sammeln. Seine Produktivität setzte ihn in die Lage, dem Vater als jährlichen Ertrag seiner Muse einen Großquartband von 500 Seiten zu überreichen.

Es gab keine Gattung, in der er sich nicht versucht hätte. Wir haben schon von Liebes-, Hochzeits- und Leichengedichten gehört; ein geistliches Gedicht (Höllenfahrt Christi), das wir ebenfalls kennen gelernt haben, kann nur als letzter Ausläufer einer großen Kette gleichartiger betrachtet werden. Auch von anakreontischen Gedichten verfertigte er eine ganze Reihe. An das Epos machte er sich mit vierzehn Jahren in einer weitangelegten Prosadichtung, deren frommer Held Joseph war. Die Geschichte Josephs hatte er außerdem noch in zwölf Bildern dargestellt, von denen einige zu seiner Genugthuung durch Frankfurter Künstler ausgeführt wurden. In das epische Gebiet gehören ferner der wunderliche Roman, in dem er sechs Geschwister in Korrespondenz miteinander treten läßt, und die humoristischen Darstellungen kleiner Reisen und Lustpartien, die er mit seinen Freunden und Freundinnen unternahm.

Doch weitaus am fruchtbarsten war er auf dem dramatischen Felde. Das Puppenspiel, das die Großmutter zu Weihnachten 1753 dem Enkel geschenkt hatte, klang für ihn in eine große, langdauernde Wirkung aus. Er nahm es bald in eigene Regie und führte nach einem geschriebenen Textbuch mit Hilfe des väterlichen Bedienten „David und Goliath“ auf, wobei der kleine Bursche mit großem Feuer die Rollen des David und Jonathan deklamierte. Da die Vorstellung beifällig aufgenommen wurde, wenn auch der Vater aus pädagogischen Gründen sein Lob mit kritischen Bemerkungen durchsäuerte, so versenkte sich der Knabe immer tiefer in die neue Theaterwelt. David und Goliath wurde weggeworfen und mit höherem Flug Stücke aus Gottscheds deutscher Schaubühne und italienisch-deutsche Opern, die Wolfgang in Großvaters Bibliothek aufgestöbert hatte, insceniert. Allmählich genügte auch das Puppentheater dem lebhaften Knaben nicht. Er wollte selber in Aktion treten. Aus seinen Freunden bildete er eine kleine Truppe,

die des Bedienten Schneiderkunst kostümierte, und nun wurde auf leicht improvisierter Bühne jahrelang vor einem Parterre von Familienangehörigen tapfer gespielt. Wie aber das Puppenspiel von dem Knaben verstoßen wurde, weil er in eigener Person auf den Brettern erscheinen wollte, so drängte es ihn, neben den fremden Stücken sich mit eigenen Schöpfungen sehen zu lassen. Nachdem er erst in kindlicher Naivetät epische Scenen aus dem befreiten Jerusalem für die Bühne zugeschnitten hatte, die ihn zum großen Ergötzen der Zuschauer und zu seinem eigenen schweren Verdruß plötzlich zwangen, aus dem Dialog zur Erzählung überzugehen, machte er sich an selbständige, kunstgerechte Bühnenwerke. „Meiner Leidenschaft," so erzählte er in Wilhelm Meister, „jeden Roman, den ich las, jede Geschichte, die man mich lehrte, in einem Schauspiel darzustellen, konnte selbst der unbiegsamste Stoff nicht widerstehen.... Wenn uns in der Schule (Privatstunde) die Weltgeschichte vorgetragen wurde, zeichnete ich mir sorgfältig aus, wo einer auf besondere Weise erstochen oder vergiftet wurde, und meine Einbildungskraft sah über Exposition und Verwickelung hinweg und eilte dem interessanten fünften Akte zu." Zu gleicher Zeit warf er sich auf die Lektüre von Schauspielen und las einen ganzen Wust theatralischer Produktionen durch. Das französische Theater wird diese Leidenschaft sehr erhöht haben, und am Ende kannte er kein größeres Glück als Schauspiele zu lesen, zu schreiben, zu spielen und, wenn Frankfurt eine Bühne hatte, zu sehen. Es ist klar, daß dieser leidenschaftliche Drang einer Heerschar dramatischer Dichtungen das Leben geben mußte. Der Dichter erwähnt in dem biographischen Schema, das er für Dichtung und Wahrheit entwarf, viele untergegangene Stücke, die dem französischen Typus entsprachen. Dahin gehörte das mythologisch-allegorische Stück, das er seinem Freunde Derones vorlegte, dahin die in einem kleinen Bruchstück erhaltene, in Alexandrinern geschriebene Tragödie Belsazar, die erste Fassung der Laune des Verliebten: Amine, und wahrscheinlich die in den Leipziger Briefen genannten Dichtungen: Isabel, Ruth, Selima.

Aber auch den Römern und Italienern zollte seine dramatische Muse den gebührenden Tribut. So wissen wir, daß er den Terenz nachgeahmt und eine italienische Oper: La sposa rapita verfaßt hat.

Daß ein sechzehnjähriger Jüngling, der auf eine so reiche dichterische Thätigkeit blicken konnte, dem Lob und Preis von jungen und alten Freunden für seine poetischen Leistungen zu teil geworden war, der die Kraft seines Genius an sich erfahren, nur mühsam auf einer regelrechten, bürgerlichen Laufbahn, wie sie ihm der Vater vorzeichnete, sich halten würde, war vorauszusehen. Ja gerade das Beispiel des Vaters, der nach so viel Studien, Bemühungen und Reisen zwischen seinen Brandmauern ein einsames Leben führte, mußte ihn doppelt bestimmen, nicht dessen Spuren zu folgen. Es war deshalb für ihn eine ausgemachte Sache, Jura nicht zu studieren. Er glaubte schon den Anforderungen des praktischen Lebens hinreichend Zugeständnisse gemacht zu haben, wenn er sich als Ziel eine akademische Lehrstelle setzte und zur Vorbereitung für dieses Ziel die klassischen Sprachen und Altertümer studieren wollte. Stolz hatte er sich auch im Stammbuch von Moors als „der Schönen Wissenschaften Liebhaber" bezeichnet. Sonst hielt er aber seine Pläne sorgfältig geheim, nur der Schwester offenbarte er sie und erschreckte sie damit nicht wenig.

Endlich kam der Termin, wo Wolfgang nach Leipzig gehen sollte, heran: freudig von ihm begrüßt. Denn innig sehnte er sich aus dem Elternhaus und der Vaterstadt heraus. Beide waren ihm verleidet. Das Elternhaus durch die philiströse Grämlichkeit des Vaters, die Vaterstadt durch die Kriminaluntersuchung und durch die Gebrechen ihrer Verfassung, die er ausreichend kennen gelernt hatte. Und so geschah es, daß, als er Ende September 1765 durch das Allerheiligenthor Frankfurt verließ, er ihm so gleichgültig den Rücken wandte, als wenn er nicht dort geboren und erzogen und als wenn er es nie wieder betreten wollte.



4. Student im ersten Semester.

Als ein kleiner, eingewickelter, seltsamer Knabe (so schildert sich Goethe rückblickend zehn Jahre später) reiste er mit dem Buchhändler Fleischer und dessen Gattin auf der großen Poststraße nach Hanau, Fulda, Erfurt, Auerstädt, Naumburg, Rippach, das in „Auerbachs Keller" lustig anklingt, nach Leipzig. „Das in ganz Europa berühmte und galante Leipzig," heißt die Lindenstadt an der Pleiße auf dem Titelblatt einer Ortsbeschreibung des Dresdeners Cander aus dem Jahre 1725. Beide Prädikate treffen zu. Die großen Messen, die ruhmreiche Universität und der ausgedehnte Buchhandel, dessen Mittelpunkt Leipzig schon damals war, hatten seinen Namen in alle europäischen Länder getragen und führten zeitweise Angehörige aller europäischen Nationen in seine Mauern. Ebenso hatten Reichtum, hohe Bildung, internationaler Verkehr, sowie die französische Kolonie eine Vornehmheit der Sitten, eine Zierlichkeit der gesellschaftlichen Formen und der äußeren Erscheinung gezeitigt, die den Beinamen des „galanten" wohl verdient erscheinen ließen. Jeder Deutsche, der in die Stadt eintrat, spürte sofort die feinere Lebensluft, die hier wehte. Der junge Lessing, der nur wenige Meilen von der galanten Stadt seine Gymnasialzeit zugebracht hatte, war schmerzlich überrascht, wie weit er hinter den Leipzigern zurückstehe. Bitter beklagte er seine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgang und seinen verwilderten, „ungebauten" Körper. Wollen wir uns den Typus des Leipziger Stutzers und seines provinzialen Gegenbildes vergegenwärtigen, so thun wir nach

Goethes Rat am besten, Zachariaes Renommisten nachzuschlagen. Dort ruft an einer bekannten Stelle die Göttin Mode dem Jenenser Studenten Raufbold zu:

> Sei nur ein Leipziger, verwirf die schlechte Tracht,
> Die dich hier lächerlich, und Schönen schrecklich macht.
> Dein Zopf verwandle sich in einen schwarzen Beutel;
> Kein Hut bedecke mehr die aufgeputzte Scheitel;
> In Jena ließ dir nur ein kurzer Aermel schön,
> Weit besser wird dir hier ein langer Aufschlag stehn.
> Dein ungekämmtes Haar gleicht einem Sperlingsneste:
> Wie häßlich läßt dir nicht die leichte gelbe Weste.
> Sie, die itzt spöttisch kurz um deine Hüften schlägt,
> Sei länger aus Grisett, und stark mit Gold belegt.
> Die Reuter laß allein die schweren Stiefeln drücken,
> Wie kann die Mädchen nicht ein seidner Strumpf entzücken;
> Dein Degen werde klein, und knüpf um ihn ein Band,'
> Zum Zeichen, daß du dich zu meinem Reich bekannt.
> Verabscheu von nun an die ungezognen Händel;
> Sprich zierlich und galant, und rieche nach Lavendel.

Diese überlegene Eleganz der sächsischen Handels- und Gelehrtenmetropole empfand, was uns heute nicht wenig verwundert, in vollem Maße auch unser junger Studio, obwohl er aus einer größeren, wohlhabenden, der französischen Kultur näher gelegenen Reichsstadt stammte und dort im Schoße der besten Familien aufgewachsen war.

Schon die Kleidung stand nicht auf der Höhe des Leipziger Geschmackes. Zwar hatte der Vater für seine Anzüge persönlich die feinsten und besten Tuche eingekauft; aber er hatte sie in seinem Sparsamkeitstrieb von dem Bedienten anfertigen lassen, und der Schnitt, den ihnen der Hauskünstler gab, mochte wohl für den Frankfurter Geschmack ausreichen, in Leipzig erschien er den Kreisen, in die der junge Goethe kam, lächerlich. Durch teilnehmende Freundinnen belehrt machte er nicht viel Federlesens mit seiner alten Garderobe, sondern tauschte sie bis zum letzten Stück gegen moderne Leipziger um. Auch in seiner

sonstigen äußeren Erscheinung und in seinen Manieren hatte er manches nachzuholen, ehe er sich den Leipziger Herrchen für ebenbürtig halten konnte; und da er sich in seiner Jugend gern in Extremen bewegte, sprang er vom altfränkischen Habitus mit einem Satze zum geziertesten Rokoko über. „Wenn du ihn nur sähest," schreibt entrüstet über diesen Abfall von der vaterländischen Sitte sein Freund Horn, der ein halbes Jahr später ihm auf die Universität gefolgt war, an den jüngeren Moors, „Du würdest entweder vor Zorn rasend werden oder vor Lachen bersten müssen. Ich kann gar nicht einsehen, wie sich ein Mensch so geschwind verändern kann. All seine Sitten und sein ganzes jetziges Betragen sind himmelweit von seiner vorigen Aufführung verschieden. Er ist bei seinem Stolz auch ein Stutzer, und seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von so einem närrischen Gout, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet. Doch dieses ist ihm alles einerlei; man mag ihm seine Thorheiten vorhalten, so viel man will,

Man mag Amphion sein und Fels und Wald bezwingen,
Nur keinen Goethe nicht kann man zur Klugheit bringen.

Er hat sich solche porte-mains und Geberden angewöhnt, bei denen man sich unmöglich des Lachens enthalten kann. Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich ist. ‚Wenn Du es nur sähest!

Il marche à pas comptés,
Comme un recteur suivi des quatre facultés."

Mit Kleidung und Manieren war es aber nicht abgethan. Auch seine Sprache fand vor der Leipziger Gesellschaft keine Gnade. Denn obwohl der Vater von jeher darauf gehalten hatte, daß die Kinder sich einer gewissen Reinheit der Sprache beflissen, so waren die tiefer liegenden Eigenheiten des Frankfurter Dialekts nicht zu verwischen. Zudem liebte es Goethe, seine Rede mit biblischen Kernstellen, treuherzigen Chronikenausdrücken und derben, sprichwörtlichen Wendungen zu würzen. Und so kam seine Sprech=

weise den Leipzigern, die einen alten und allgemein anerkannten Rechtstitel auf das „netteste Teutsch“ zu haben glaubten und die glatte Verwässerung des Stils für das Höchste hielten, ebenso niedrig wie sonderbar vor; und sie setzten dem guten Wolfgang hart zu, sich auch in der Sprache der Diktatur der galanten Stadt zu unterwerfen. Während er aber im Äußerlichen sich leicht anbequemte, gab er hier kaum merklich nach. —

Die Kritik seiner Frankfurter Eigenheiten störte im übrigen wenig die Freude des jungen Studenten über das neue Dasein, das sich ihm aufgethan hatte. Er war frei geworden. Dieses herrliche Gefühl machte seine Brust schwellen und jubelnd schreibt er in einem Briefe an seinen Freund Riese:

Ich lebe hier
So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich Freiheit atmend wiegt,
Der ungestört die sanfte Luft genießt,
Mit seinen Fittigen von Baum zu Baum
Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen.

Der Genuß der Freiheit war um so süßer, als der Vater ihn mit einem reichlichen Wechsel versehen hatte und Leipzig sich ihm heiter, interessant und bedeutend darstellte. Ein buntes Meßgewühl, aus dem die Griechen, Polen und Russen in ihren Nationalkostümen seltsam hervorstachen, durchwogte die Straßen und Plätze, als er einfuhr. Die Stadt selber zeigte ein moderneres und vornehmeres Gepräge, als Frankfurt. Die Straßen waren breiter und regelmäßiger, die Häuser stattlicher und innen und außen reicher verziert. Ihre Stockwerke schoben sich nicht wie daheim mit der Höhe nach der Straße vor, sondern schnitten in gleicher Lotlinie ab. Besonders imposant aber erschienen ihm die Halbstädten ähnlichen Kaufhäuser, die mit „himmelhohen Mauern“ mehrere Höfe umschlossen und nach zwei Straßen ihr Gesicht wandten, wie zum Beispiel die Feuerkugel zwischen dem alten (der jetzigen Universitätsstraße) und neuen Neumarkt, in der er selbst Wohnung nahm, oder Auerbachshof, das „kleine Leipzig“ genannt, dessen



Wirtskeller schon damals durch den Fauststritt weitbekannt war. Einen glänzenden Schmuck der Stadt bildeten ferner einzelne, große, mit auserlesenem Zeitgeschmack angelegte Privatgärten. „Sie sind so prächtig," schreibt Wolfgang an Cornelie im Dezember 1765, „als ich in meinem Leben etwas gesehen habe; ich schicke Dir vielleicht einmal den Prospekt von der Entree des Apelischen. Der ist königlich. Ich glaubte das erste Mal, ich käme in die Elysischen Felder."

Angenehm gestaltete sich auch sein Privatleben. In den Familien, an die er empfohlen war, wurde er freundlich aufgenommen; das treffliche Theater war ein verlockender Zielpunkt, und sein Mittagstisch, den er fast nur mit Medizinern bei Hofrat Ludwig nahm, war unterhaltend und für seine Zunge so erquicklich, daß er dem Freunde Riese und der Schwester Cornelie schmunzelnd die köstlichen Leckerbissen, die es gab, vermeldete. Die Professoren endlich rissen ihn bei der ersten Bekanntschaft, wenn er seinem Vater die Wahrheit schreibt und nicht etwa diplomatisiert, zur Begeisterung hin. „Sie können nicht glauben," heißt es in einem Brief vom 13. Oktober, „was es eine schöne Sache um einen Professor ist. Ich bin ganz entzückt gewesen, da ich einige von diesen Leuten in ihrer Herrlichkeit sah. Nil istis splendidius gravius ac honoratius. Oculorum animique aciem ita mihi perstrinxit autoritas gloriaque eorum, ut nullos praeter honores Professurae alios sitiam." *) Der Sohn dachte hierbei, wie wir wissen, an eine Professur der schönen Wissenschaften, der Vater aber mochte sich einbilden, er meine eine juristische, die eine gute Vorstufe für die höhere Ämterlaufbahn war.

So lachte der Leipziger Himmel in den ersten Wochen gar freundlich auf den Studenten nieder. Bald aber zog Wolke auf Wolke auf und das Vögelein, das so laut jubiliert hatte, wurde still und stiller.

---

*) „Es giebt nichts Glänzenderes, Würdigeres und Ehrenvolleres. Ihr Ansehen und ihr Ruhm blendete so meine Augen und meine Seele, daß ich nach keinem anderen Ziele als einer Professur dürfte."

Zu den Männern, an die Goethe empfohlen war, gehörte Hofrat **Böhme**, der eine Professur für Geschichte und Staatsrecht bekleidete. In treuherzigem Idealismus vertraute der Jüngling ihm seinen Vorsatz an, der Jurisprudenz zu entsagen und sich dem Studium der alten Sprachen und der Poesie zu widmen. Aber er war mit seinem Bekenntnis an die unrechteste Stelle gekommen. Statt ihn in seinem Bestreben zu unterstützen, übergoß ihn der Professor mit einem kalten Sturzbade von praktischen Erwägungen und von Angriffen auf die schönen Wissenschaften. Wenn er sich, so bedeutete er ihn, durchaus dem Studium der Alten nähern wolle, so könne dies auch auf dem Wege der Jurisprudenz geschehen, in keinem Falle aber dürfe er den Schritt ohne Erlaubnis seiner Eltern thun. Eine spätere Unterredung mit Frau Böhme, der ebensoviel Klugheit als Liebenswürdigkeit eigen war, vollendete das Bekehrungswerk des Gatten. Der junge Aar ließ sich die Flügel beschneiden und flatterte betrübt am Boden des Nützlichkeitsstudiums.

Seine Betrübnis mehrte sich, als Frau Böhme einige seiner Dichtungen verurteilte, die er ihr, ohne sich als Verfasser zu nennen, vorgetragen hatte. Da diese absprechende Kritik gelegentlich von den Professoren Morus und Clodius fortgesetzt und mit guten Gründen gestützt wurde, so erfaßte den Dichter Wut und Verachtung gegen alles, was er bisher in Poesie und Prosa geschaffen, und er überlieferte die schönen Sachen, die er von Frankfurt mitgenommen, fast sämtlich erbarmungslos dem Feuer. Seine Wirtin, die gute alte Frau Straube, erschrak nicht wenig, als der Rauch von diesem heroischen Opferfeuer das Haus durchqualmte. Der Schmerz über die ermordeten Kinder wäre erträglicher gewesen, wenn nicht die Kritik der Frau Böhme und Genossen Wolfgang zugleich an seinem Dichtertalent irre gemacht und ihm das so wohlthuende poetische Schaffen verleidet hätte. Elegisch schreibt er daher an Riese:

> Ganz andre Wünsche steigen jetzt als sonst,
> Geliebter Freund, in meiner Brust herauf.

Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen schlug,
Mit dem ich die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligtume weihten
Und nicht der Musen sanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgestreckte Hände
Voll Sehnsucht reichten. Ach, Du weißt, mein Freund,
Wie sehr ich (und gewiß mit Unrecht) glaubte,
Die Muse liebte mich und gäb' mir oft
Ein Lied. Es klang von meiner Leier zwar
Manch' stolzes Lied, das aber nicht die Musen,
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz,
Der glaubt es, daß so tief zu mir herab
Sich Götter niederließen. . . . . . .
. . . .
Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Von meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah und erst vernahm,
Wie viel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da sah ich erst, daß mein erhabner Flug,
Wie er mir schien, nichts war als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht
Zur Sonn' sich schwingen, und wie der hinauf
Sich sehnt. Er sträubt empor und windet sich
Und ängstlich spannt er alle Nerven an
Und bleibt am Staub . . . .

Zu diesen Enttäuschungen gesellte sich, nachdem der erste Rausch verflogen war, die nicht minder herbe über seine akademischen Lehrer. Zwar besaßen die Fakultäten, die für ihn in Betracht kamen, manche hervorragende und vielgerühmte Männer. Aber was vermochten sie dem weit vorgeschrittenen, gleich nach dem Ersten und Letzten fragenden und forschenden Jüngling zu bieten! Unter den Philologen glänzte Ernesti, ein tüchtiger, guter Erklärer der klassischen Autoren und ein methodischer Kritiker der Bibel, aber ohne eigene schöpferische Gedanken. Goethe hörte bei ihm eine Vorlesung über Ciceros Redner und lernte auch wohl etwas in ihr; jedoch über das, woran ihm eigentlich gelegen war, über den Maßstab des ästhetischen Urteils wurde er nicht auf-

geklärt. Etwas mehr Vorteil hatte er von dem Kollegen Ernestis, Morus, einem jungen Mann von dreißig Jahren, mit dem er zusammen bei Hofrat Ludwig aß und der ihm im Privatverkehr die Augen über die Gebrechen der neueren deutschen Litteratur öffnete. Diejenigen, deren Amtes eigentlich dies gewesen wäre, Gottsched und Gellert, waren am wenigsten zu förderlicher Kritik befähigt. War es doch Gottsched gerade gewesen, der jene saftlose und nüchterne Epoche heraufgeführt hatte, gegen die sich die jüngere Generation auflehnte. Er war ein entlaubter Stamm, eine abgethane Größe, als Goethe nach Leipzig kam. Selbst seine Person hatte er vor schwerer Niederlage nicht zu bewahren gewußt. „Ganz Leipzig verachtet ihn. Niemand geht mit ihm um," schreibt Wolfgang an Riese. Der Besuch, den er ihm im Verein mit Schlosser im Frühjahr 1766 machte und den er durch ein prächtiges Genrebild in Dichtung und Wahrheit verewigt hat, wird dauernd ein wundersames Sinnbild für alte und neue Zeit in einem entscheidenden Wendepunkte unserer Litteratur sein.

In außerordentlichem Ansehen stand dagegen bei jung und alt Gellert. Aber innerhalb seines beschränkten Gesichtsfeldes wuchsen keine Früchte, die Goethe schmecken konnten. Aus seinen litterarhistorischen und ästhetischen Vorlesungen konnte der junge Hörer im günstigsten Falle einige gelehrte Materialien nach Hause tragen. Denn von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, hatte er keinen Begriff. In allen Vorlesungen über den Geschmack hörte Goethe ihn nie die besten Namen der Zeit: Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg weder im guten noch im bösen nennen. Seine moralischen Vorlesungen machten, weil sie von einer schönen Seele und edlen Teilnahme zeugten, für den Augenblick Eindruck; dann bekam die Kritik die Oberhand und zerstörte den Augenblickserfolg. Seine praktischen Übungen in deutschen und lateinischen Ausarbeitungen zur Bildung des Verstandes und des Stils konnten dem Jüngling ebensowenig behagen, da Gellert Verse in den Aufsätzen nicht liebte und die leidenschaftliche, wildwogende Prosa des

Schülers dem zahmen Lehrer fremdartig und tadelnswert erschien. Clodius, ein jüngerer Kollege Gellerts, dessen Übungen er bald übernahm, hatte etwas mehr Duldung für Verse. Aber seine eigenen klirrten so sehr von den altüblichen, rhetorischen Schellen, daß er den ätzenden Spott des genialen Hörers auf sein Haupt lud.

Keine höhere Befriedigung fand Goethe bei den Philosophen. Von dem Dinge, von der Welt und von Gott glaubte der Schüler ungefähr so viel zu wissen wie die Lehrer, und es schien ihm an mehr als einer Stelle gewaltig zu hapern. Es war deshalb nicht wunderlich, daß gegen Ende des Semesters die Kräpfel, die zu der Stunde, wo Winckler Philosophie las, gerade aus der Pfanne kamen, ihn mehr anzogen als des Professors Weltweisheit und dem Collegium Philosophicum ein süßes, aber vorzeitiges Ende bereiteten. Dagegen verdankte er desselben Professors physikalischen Vorlesungen dauernde Förderung, deren er noch spät in der Farbenlehre gedenkt.

Die Professoren derjenigen Wissenschaft, der er sich pflichtmäßig widmen sollte, die Juristen, hätten ihn auch dann nicht festhalten können, wenn ihre Vorlesungen etwas mehr Gründlichkeit und Geist gezeigt hätten, als es in Wirklichkeit der Fall war. So war die Hochschule, von der er sich so Großes versprochen hatte, für ihn schon am Ende des ersten Semesters eine Stätte halböder Gelehrsamkeit und matter Durchschnittsweisheit geworden.

Auch der Leipziger Familienverkehr zeigte ihm allmählich ein unsympathisches Gesicht. Daß man an seinen Kleidern und Manieren Anstoß nahm, hatte er ertragen, daß man an seiner Sprache mäkelte, war ihm empfindlicher, daß man aber auch sein Urteil nicht gelten lassen wollte, daß man von ihm gesellige Tugenden, wie Kartenspiel und Tanz, die ihm widerwärtig waren, verlangte, erbitterte ihn. Er mußte es erfahren, daß er, das viel angestaunte und verhätschelte Frankfurter Wunderkind, er, der Schultheißenenkel, den man daheim mit Devotion behandelte, hier für seine Person nichts bedeutete und daß er, wenn er gelten wollte, sich den Anforderungen der Leipziger Gesellschaft anbequemen mußte.

Zu stolz und bei allem Schwanken doch seiner selbst zu sicher, um sich zu fügen, zog er sich lieber in die Einsamkeit zurück, in der ihn oft melancholische Stimmungen überfielen; und derselbe Goethe, der beim Eintritt in Leipzig den Freunden zugerufen hatte: „Stellt euch ein Vöglein auf einem grünen Ästelein in allen seinen Freuden vor, so leb' ich", klagt ein halbes Jahr später:

Es ist mein einziges Vergnügen,
Wenn ich, entfernt von Jedermann,
Am Bache bei den Büschen liegen,
An meine Lieben denken kann.
Da wird mein Herz von Jammer voll,
Mein Aug' wird trüber,
Der Bach rauscht jetzt im Sturm vorüber,
Der mir vorher so sanft erscholl.



5. Kätchen Schönkopf, Behrisch, Oeser.

Als das zweite Semester anhob, wurde Wolfgang durch die Ankunft zweier Frankfurter Freunde: des kleinen, krummbeinigen, fröhlichen Horn (das „Hörnchen" genannt) und Johann Georg Schlossers, des späteren Gatten Corneliens, erfreut. Jener kam, um seinen Studien obzuliegen, dieser zu vorübergehendem Aufenthalt. Schlosser war zehn Jahre älter als Wolfgang und schon seit einiger Zeit in Frankfurt als Advokat thätig. Jetzt hatte er die Advokatur, die seinen das Allgemeine suchenden Geist nicht befriedigte, aufgegeben, um eine Stelle als Geheimsekretär und pädagogischer Ratgeber beim Herzog Friedrich Eugen von Württemberg, der zu Treptow an der Rega in Pommern ein Dragonerregiment befehligte, zu übernehmen. Auf der Durchreise dorthin hielt er sich einige Wochen in Leipzig auf und pflegte mit Goethe eifrigen Verkehr. Dieser fühlte sich zu dem ernsten, gemessenen Mann, dessen Ruhe und Sicherheit im Gegensatz zu seinem fahrigen und regsamen Wesen doppelt eindrucksvoll war und dessen gründliche und ausgebreitete Bildung ihm hohe Achtung einflößte, sehr hingezogen, und er verbrachte mit ihm täglich viele Stunden in genußreicher Unterhaltung, die auch seinen dichterischen Trieb in Bewegung setzte. Der Besuch Schlossers erlangte jedoch für den melancholisch angehauchten Jüngling noch eine weit größere Bedeutung, als die einer zeitweiligen geistigen und gemütlichen Auffrischung. Schlosser war bei dem Weinhändler

Schönkopf im Brühl abgestiegen, und er veranlaßte Goethe, täglich mit ihm dort zu Mittag zu speisen. Die Tischgesellschaft, die er dort fand, bestand aus dem kunstsinnigen und wackeren Assessor Herrmann, nachmaligem Bürgermeister von Leipzig, dem feinen Hofrat Pfeil, dem stillen Zachariae, einem Bruder des Dichters, dem Falstaff Krebel, Redakteur geographischer und genealogischer Handbücher, und mehreren adligen Studenten aus den russischen Ostseeprovinzen. Wir können dem Dichter gern glauben, daß es keines besonderen Zuredens der Tischgenossen bedurfte, um ihn zu bewegen, auch nach der Abreise Schlossers mit ihnen den Tisch zu teilen. Denn in dem Schönkopfschen Hause steckte ein stärkerer Magnet als die sehr ehrenwerten, gebildeten, gütigen Mittagsgäste. Es war die Tochter des Hauses, Anna Katharina Schönkopf, von Goethe Ännchen oder Annette genannt, während ihr eigentlicher Rufname Kätchen war. Nach nur wenigen Tagen der Bekanntschaft stand das Herz des Jünglings in hellen Flammen, und das Verhältnis zu ihr bildete von nun ab den Mittelpunkt seines Leipziger Lebens. Kätchen Schönkopf wird übereinstimmend von allen, die sie kannten, gerühmt. Sie hatte eine hübsche Figur und ein angenehmes offenes Gesicht, viel Verstand, war natürlich, munter, etwas schelmisch; ein ehrliches, gutes, warm empfindendes Herz. Horn, der bei Schönkopfs wohnte, nennt sie das tugendhafteste und vollkommenste Mädchen und versichert seinem Freunde Moors, Goethe und Kätchen scheinen füreinander geboren zu sein. Goethe liebte sie mit dem vollen Feuer und Ernst einer ehrlichen, idealistisch gesinnten Jugend. Und doch ist er sich gleich beim Beginn seiner Leidenschaft bewußt, daß sie nie seine Frau werden könne, bewußt, daß eine Stunde kommen werde, wo es Pflicht und Notwendigkeit gebieten würden, sich von ihr zu trennen. Und er mißbilligt deshalb in ruhigen Momenten sein Liebeswerben, das in Kätchen unerfüllbare Hoffnungen erwecken mußte. Trotzdem kämpft er seine Neigung nicht nieder, sondern läßt ihr volle zwei Jahre freien Lauf. In dieser Haltung liegt eine



moralische Schwäche, die man angesichts des Ernstes, mit dem er das Verhältnis behandelte, nicht mit Studentenleichtsinn erklären darf, und zwar um so weniger, als dieselbe Erscheinung bei dem zum Mann herangereiften Dichter sich mehrfach wiederholt. Auch ist es sicher, daß es nicht äußerliche Umstände waren, die ihm schon in den ersten Stadien die Ziellosigkeit seiner Herzensneigung offenbarten. Weder bestimmte ihn die Furcht, daß der Vater nie die Einwilligung zu einer solchen Verbindung geben würde (seine Leidenschaft hätte ihm die Kraft oder doch den Mut verliehen, jeden Widerstand zu brechen), noch etwa Standesstolz gegenüber einem Mädchen, das freilich nach seinem Ausdruck ohne Stand und Vermögen war; denn er spricht mit Verachtung in einem Briefe an Moors von diesen Dingen. Aber Eins stand ihm halb bewußt, halb unbewußt vor Augen: die Notwendigkeit, sich voll auszuleben und nicht eher seine Existenz fest zu wurzeln, als bis er ein unbestimmt geahntes, hohes Lebensziel erreicht hätte. Die Sehnsucht danach drückte auf ihn mit der vollen Gewalt eines übermächtigen Zwanges. Auf der anderen Seite stand die ebenfalls übermächtige Gewalt einer Liebesleidenschaft, die bei dem glutvollen Jüngling alles Gewöhnliche weit überbot. So stemmten in ihm sich zwei ungeheure dämonische Kräfte gegeneinander und zermalmten alle sich zwischenschiebenden Erwägungen des Verstandes und Mahnungen des Gewissens. Wie jetzt, so später. Leicht begreiflich, daß er unter einem solchen Kampf, dessen Heftigkeit er durch spitzfindige Selbstquälereien noch auf das höchste steigerte, entsetzlich litt. Von entgegengesetzten Stimmungen, wilden Phantastereien hin und her geworfen, plagte er sich und seine Geliebte, ja mitunter seine ganze Umgebung, bis zur Unerträglichkeit. In getreuer Erinnerung an jene Zeit kann deshalb Goethe in Dichtung und Wahrheit nicht oft genug sein damaliges Wesen als launenhaft, grillenhaft, wirrig, störrisch und ähnlich bezeichnen, und die gleichzeitigen, vor einigen Jahren bekannt gewordenen Briefe an Behrisch sowie „die Laune des Verliebten" bestätigen mit vollem Nachdruck diese Selbstschilderung.

Verfolgen wir an der Hand der Briefe als der getreuesten Urkunden die Entwickelung des Verhältnisses. Wir werden damit nicht bloß einen ersten tiefen und sicheren Einblick in die Brust dieses singulären Menschen erhalten, sondern auch den Dichter in seiner frühen Größe erkennen lernen. Denn diese Briefe sind nichts Geringeres als ein mit den Schlacken der Jugend und der stürmischen Improvisation behaftetes Seitenstück des Werther.

Seit Ende April 1766 war Goethe in Kätchen verliebt, und sie erwiderte, obwohl drei Jahre älter, seine Liebe aus vollem Herzen. Denn wer hätte dem wunderbaren, obschon so wunderlichen Jüngling widerstehen mögen, wenn er das Gold seines Herzens und Geistes ausschüttete! Vor den Eltern Kätchens wurde die Liebe geheim gehalten und auf ein freundschaftliches Interesse herabgesetzt, da die Liebenden wohl fühlten, die Eltern würden Kätchens Verhältnis mit einem so jungen und vornehmen Herrn als aussichtslos zerstören. Zur besseren Deckung spann er ein Scheinverhältnis zu einem gnädigen Fräulein an, dessen Pflege er aber nach kurzer Zeit müde geworden sein dürfte. Die Liebe zu Kätchen war für den Studiosus Wolfgang Grund genug, nicht bloß zu Mittag, sondern auch des Abends Durst und Hunger in der Schönkopfschen Wirtschaft zu stillen und nicht wenige der Zwischenstunden ebenfalls teils unten in der Wirtschaft teils oben in der Schönkopfschen Wohnung zuzubringen. Zu den vielen Gelegenheiten, die der holde Zufall gab, kamen durch Gesang, Musikübungen, Theateraufführungen noch besondere Anlässe, in dem lieben Hause auf dem Brühl einzukehren und dort möglichst lange festzusitzen.

Die Sommermonate von 1766 vergingen in ungetrübter Liebesseligkeit. Ein Nebenbuhler, der sich eingefunden hat, dient nur dazu, Wolfgangs Glücksgefühl zu erhöhen, da er glorreich über ihn triumphiert. So schreibt er stolz und seelenvergnügt Anfang Oktober „vom Schreibtisch seiner Kleinen", die mit der Mutter und dem unglücklichen Courmacher ins Theater gegangen

war, an den ihm inzwischen bekannt gewordenen und innig befreundeten Hofmeister Behrisch:*)

„Es ist sehr angenehm zu beobachten, wie ein Mensch sich alle erdenkliche Mühe giebt, zu gefallen, ohne den geringsten Erfolg zu haben, ein Mensch, der für jeden Kuß zwei Louisd'or in die Armenkasse zahlen würde und doch nie einen bekommen wird, und darauf mich zu sehen, wie ich in einem Winkel unbeweglich da sitze, von dem Anderen wie ein Stumpfsinniger betrachtet, der keine Lebensart hat, und wie ich trotzdem, ohne irgend eine Aufmerksamkeit der Geliebten zu erweisen, ohne ihr irgend eine Schmeichelei zu sagen, Gaben empfange, für welche dieser nach Rom laufen würde. — Ich wollte zur selben Zeit fortgehen, als sie ausging; aber um mich daran zu hindern, gab sie mir den Schlüssel ihres Schreibtisches mit der Ermächtigung, dort zu thun oder zu schreiben, was ich wollte. ‚Bleiben Sie da,' sagte sie, ‚bis ich zurückkomme; Sie haben immer eine Dummheit im Kopf, sei es in Versen oder in Prosa, bringen Sie sie nach Belieben zu Papier. Ich werde dem Vater schon etwas vorreden, warum Sie oben bleiben: merkt er, was dahinter steckt, nun, so mag es geschehen.' Sie ließ mir noch zwei schöne Äpfel, ein Geschenk meines Nebenbuhlers, zurück. Ich habe sie gegessen, sie schmeckten vorzüglich."

Wenige Tage später entschuldigt er sich bei Behrisch, daß er seiner Einladung zum Souper nicht gefolgt sei. Er habe von seiner Kleinen ein Billet empfangen mit der Aufforderung, sobald als möglich zu ihr zu kommen. „Ich flog dahin, ich fand sie allein, die ganze Familie war im Schauspiel. Gott im Himmel, welch ein Genuß, mit seiner Geliebten vier Stunden hintereinander allein zu sein. Sie vergingen, ohne daß wir es merkten. Wie glücklich machten mich diese vier Stunden!

*) Das Original ist französisch. Goethe bediente sich in den ersten beiden Leipziger Jahren öfters des Französischen, um sich darin zu üben. Als seine Leidenschaft sich steigerte und er sich zugleich zur Natur zu bekehren begann, verschwand die fremde Sprache aus seinen Briefen.

What pleasure, God! of like a flame to burn,
A virteous fire, that ne'er to vice can turn.
What volupty! when trembling in my arms,
The bosom of my maid my bosom warmeth!
Perpetual kisses of her lips o'erflow,
In holy embrace mighty virtue show.
When I then, rapt, in never felt extase,
My maid! I say, and she, my dearest! says.
When then, my heart, of love and virtue hot,
Cries: come ye angels! Come! See and envy me not."

Der Winter von 1766 zu 1767 geht vorüber, ohne daß wir über sein Liebesleben aus seinem Briefwechsel (der mit Behrisch stockt) etwas Weiteres hören. Im Mai 1767 nennt er Kätchens Namen zum erstenmal der Schwester, indem er mit heuchlerischer Nachlässigkeit bemerkt, die kleine Schönkopf verdiene, nicht unter seinen Bekanntschaften vergessen zu werden. Sie sei ein sehr gutes Mädchen, das mit einem geraden Herzen eine angenehme Naivetät verbinde. Sie sorge für seine Wäsche, für seine Kleider, und darum liebe er sie. Denn ihre Schönheit rühre ihn nicht. Im August erfahren wir noch, daß er eine Gedichtsammlung ihr zu Ehren „Annette" betitelt habe.

Der Herbst kam heran. Das Verhältnis dauerte jetzt anderthalb Jahr. Der aufgeregte, von zwiespältigen Stimmungen gepeinigte Jüngling war allmählich immer anspruchsvoller, empfindlicher, mißtrauischer geworden und forderte immer neue, sicherere Beweise dafür, daß er im Alleinbesitz von Kätchens Herzen sei. „Der Liebe leichtes Band machst du zum schweren Joch," heißt es treffend von Eridon=Goethe in der „Laune des Verliebten". Dadurch war ein krankhaft gespannter Zustand eingetreten, in dem jeder unschuldige Zwischenfall eine schwere Krisis erzeugen mußte. Solche Zwischenfälle brachte die um diese Zeit stattfindende Messe.

Bei Schönkopfs haben sich zwei junge Fremde einlogiert, die sowohl mittags als abends dort essen. Das ist dem argwöhnischen Verliebten verdrießlich, und Kätchen, die ahnt, welcher Sturm drohe, bittet ihn zum voraus unter den heißesten Liebkosungen,



sie nicht mit Eifersucht zu plagen, sie schwört ihm, immer die Seine zu sein. „Aber was kann sie schwören?", ruft der spitzfindige Liebhaber aus, „kann sie schwören, nie anders zu sehen als jetzt, kann sie schwören, daß ihr Herz nicht mehr schlagen soll? .... Heute stand ich bei ihr, und redete, sie spielte mit den Bändern an ihrer Haube. Gleich kam der Jüngste herein, und forderte eine Tarockkarte von der Mutter, die Mutter ging nach dem Pulte, und die Tochter fuhr mit der Hand nach dem Auge, und wischte sichs als wenn ihr etwas hineingekommen wäre. Das ists, was mich rasend macht. Ich bin närrisch, denkst Du. Nun höre weiter. Diese Bewegung kenne ich schon an meinem Mädgen. Wie oft hat sie ihre Röte, ihre Verwirrung vor ihrer Mutter zu verbergen eben das gethan, um die Hand schicklich ins Gesicht bringen zu können. Sollte sie nicht eben das thun, ihren Liebhaber zu betrügen, was sie gethan hat, ihre Mutter zu hintergehen?" — In dem nächsten Brief ist er wieder ruhiger. Er hofft, daß seine vermeintlichen Nebenbuhler sich nächstens gegenseitig ins Tollhaus bringen werden. Aber kaum sind einige weitere Tage verflossen, da tobt in ihm ein wilderer Aufruhr denn je. „Noch so eine Nacht, wie diese," ruft er am 13. Oktober in einem Briefe Behrisch zu, „und ich komme für alle meine Sünden nicht in die Hölle. Du magst ruhig geschlafen haben, aber ein eifersüchtiger Liebhaber, der eben soviel Champagner getrunken hatte, als er brauchte, um sein Blut in eine angenehme Hitze zu setzen und seine Einbildungskraft aufs äußerste zu entzünden! Erst konnt' ich nicht schlafen, wälzte mich im Bette, sprang auf, raste; und dann ward ich müde und schlief ein: aber wie lange, da hatte ich dumme Träume von langen Leuten, Federhüten, Tobackspfeifen, Tours d'adresse, Tours de passe passe, und darüber wachte ich auf, und gab alles zum Teufel. Darnach hatte ich eine ruhige Stunde, hübsche Träume. Die gewöhnlichen Mienen, die Winke an der Thüre, die Küsse im Vorbeifliegen, und dann auf einmal, st, da hatte sie mich in einen Sack gesteckt. Darnach schien mirs als wenn ich weg wäre, weg von ihr, aber nicht aus dem

Sacke; ich wünschte mich in Freiheit und wachte auf. Der verfluchte Sack lag mir im Kopfe. Da kam mirs auf einmal ein, daß ich Dich nicht wiedersehen würde (denn das hatte ich mir fest vorgenommen und bin es noch halb schlüssig) und das fühlte ich, in einem Augenblick, da ich dem Teufel nicht sechs Pfennige gegeben hätte, meine Kleine aus seinen Krallen zu kaufen, in einem Fieberparoxysmus, da mir der Kopf taumlicht war. Ich riß mein Bett durch einander, verzehrte ein Stückchen Schnupftuch und schlief bis 8 auf den Trümmern meines Bettpalastes. ...... Ich will weise sein, das heißt bei einem Liebhaber stille sein, es ist eine neue Acquisition zur Pistolen-Sammlung, die ich diese Messe angefangen habe. Denn ein Schmollen, ein Lärm würde mich nichts helfen! Sie hat solche maulstopfende Redensarten, die du kennst, und da bleibt der Ankläger wie ein benet stehen, wenn sie ihm so was zu genießen giebt ......"

Am nächsten Tage richtet er einen anscheinend heiteren Brief über fern abliegende Dinge an Cornelie, fühlt sich aber doch gedrungen, einzuschalten: „Ich bin nur aus Laune heiter wie ein Apriltag, und kann immer zehn gegen eins wetten, daß morgen ein dummer Abendwind Regenwolken heraufbringen wird." Am 16. hat er mit Kätchen einen dummen Auftritt über einen dummen Zahnstocher. Dann ist er vierzehn Tage ziemlich ruhig. Die Meßfremden sind abgereist, ein neuer Rival ist zwar in der Person des Kommilitonen Ryden erschienen, aber Kätchen behandelt ihn so schlecht, daß Goethe seine Freude daran hat. Dann ernüchtert ihn und hält ihn zu Hause ein Sturz vom Pferde, bis der 8. November eine Woche einleitet, die in Kätchens Empfindungen einen Riß bringt, den der Geliebte nicht mehr ganz heilen kann.

Hören wir über diese Tage seine leidenschaftlichen Beichten an Behrisch.

Dienstag, den 10. November, Abends sieben Uhr schreibt er:

„Ha, Behrisch, da ist einer von den Augenblicken. Du bist weg, und das Papier ist nur eine kalte Zuflucht, gegen Deine Arme. O Gott, Gott. — Laß mich nur erst wieder zu mir



kommen. Behrisch, verflucht sei die Liebe. O, sähest Du mich, sähst Du den Elenden wie er rast, der nicht weiß gegen wen er rasen soll, Du würdest jammern. Freund, Freund! warum hab ich nur einen?

Um 8 Uhr:

Mein Blut läuft stiller, ich werde ruhiger mit Dir reden können. Ob vernünftig? das weiß Gott. Nein nicht vernünftig. Wie könnte ein Toller vernünftig reden. Das bin ich. Ketten an diese Hände, da wüßte ich doch worein ich beißen sollte. . . .

Ich habe mir eine Feder geschnitten, um mich zu erholen. Laß sehen, ob wir fortkommen. Meine Geliebte! Ah, sie wirds ewig sein. Sieh, Behrisch, in dem Augenblicke, da sie mich rasen macht, fühl ichs. Gott, Gott warum muß ich sie so lieben. Noch einmal angefangen. Annette macht — nein nicht macht. Stille, stille, ich will Dir alles in der Ordnung erzählen.

Am Sonntage ging ich nach Tische zu Doktor Herrmann und kehrte um drei zu Schönkopfs zurück. Sie war zu Obermanns gegangen, ich wünschte mich zum ersten Male in meinem Leben hinüber, wußte aber kein Mittel und entschloß mich zu Breitkopfs zu gehen. Ich ging und hatte oben keine Ruhe. Kaum war ich eine Viertelstunde da, so sagt ich der Mamsell, ob sie nichts an Obermann's wegen der Minna zu bestellen hätte. Sie sagte nein. Ich insistierte. Sie meinte: ich könnte dableiben, und ich, daß ich gehen wollte. Endlich von meinen Bitten erzürnt, schrieb sie ein Billet an Mamsell Obermann, gab mirs und ich flog hinunter. Wie vergnügt hoffte ich zu sein. Weh ihr! Sie verdarb mir diese Lust. Ich kam. Mamsell Obermann erbrach das Billet, es enthielt Folgendes: ‚Was sind die Mannspersonen für seltsame Geschöpfe. Veränderlich, ohne zu wissen warum. Kaum ist Herr Goethe hier, so giebt er mir schon zu verstehen, daß ihm Ihre Gesellschaft lieber ist als die meinige. Er zwingt mich, ihm etwas aufzutragen und wenn es auch nichts wäre. So böse ich auch auf ihn deswegen bin, so weiß ich ihm doch Dank, daß er mir Gelegenheit gibt Ihnen zu sagen, daß ich beständig sei die Ihrige.‘

Mamsell Obermann, nachdem sie den Brief gelesen hatte, versicherte mir, daß sie ihn nicht verstünde, mein Mädchen las ihn und anstatt, daß sie mich für mein Kommen belohnen, mir für meine Zärtlichkeit danken sollte, begegnete sie mir mit solchem Kaltsinn, daß es der Obermann sowohl als ihrem Bruder merklich werden mußte. Diese Aufführung, die sie den ganzen Abend und den ganzen Montag fortsetzte, verursachte mir solches Ärgernis, daß ich Montag abends in ein Fieber verfiel, das mich diese Nacht mit Frost und Hitze entsetzlich peinigte und diesen ganzen Tag zu Hause bleiben hieß — nun, o Behrisch verlange nicht, daß ich es mit kaltem Blute erzähle. Gott. — Diesen Abend schicke ich hinunter, um mir etwas holen zu lassen. Meine Magd kommt und bringt mir die Nachricht, daß sie mit ihrer Mutter in der Komödie sei. Eben hatte das Fieber mich mit seinem Froste geschüttelt und bei dieser Nachricht wird mein ganzes Blut zu Feuer. Ha, in der Komödie! zu der Zeit da sie weiß, daß ihr Geliebter krank ist. Gott. Das war arg; aber ich verzieh's ihr. Ich wußte nicht, welch Stück es war. Wie? sollte sie mit denen in der Komödie sein. Mit denen! Das schüttelte mich! Ich muß es wissen. — Ich kleide mich an und renne wie ein Toller nach der Komödie. Ich nehme ein Billet auf die Gallerie. Ich bin oben. Ha! ein neuer Streich. Meine Augen sind schwach und reichen nicht bis in die Logen. Ich dachte rasend zu werden, wollte nach Hause laufen, mein Glas zu holen. Ein schlechter Kerl, der neben mir stand, riß mich aus der Verwirrung, ich sah, daß er zwei hatte, ich bat ihn auf das Höflichste, mir eins zu borgen, er that's. Ich sah hinunter und fand ihre Loge — o Behrisch —

Ich fand ihre Loge. Sie saß an der Ecke, neben ihr ein kleines Mädchen, Gott weiß wer, dann Peter, dann die Mutter. — Nun aber! hinter ihrem Stuhl Herr Ryden, in einer sehr zärtlichen Stellung. Ha! Denke mich! Denke mich! Auf der Gallerie mit einem Fernglas — das sehend! verflucht! O Behrisch, ich dachte mein Kopf spränge mir für Wut. Man spielte Miß

Sarah. Die Schulzen machte die Miß, aber ich konnte nichts sehen, nichts hören. Meine Augen waren in der Loge und mein Herz tanzte. Er lehnte sich bald hervor, daß das kleine Mädchen, das neben ihr saß, nichts sehen konnte. Bald trat er zurück, bald lehnte er sich über den Stuhl und sagte ihr was, ich knirschte die Zähne und sah zu. Es kamen mir Thränen in die Augen, aber sie waren vom scharfen Sehen, ich habe diesen ganzen Abend noch nicht weinen können .... Gott, Gott! Warum mußte ich sie in diesem Augenblicke entschuldigen. Ja, das that ich. Ich sah, wie sie ihm ganz kalt begegnete, wie sie sich von ihm weg wendete, wie sie ihm kaum antwortete, wie sie von ihm importunirt schien, das Alles glaubte ich zu sehen. Ah mein Glas schmeichelte mir nicht so wie meine Seele, ich wünschte es zu sehen! O Gott und wenn ich's wirklich gesehen hätte, wäre Liebe zu mir nicht die letzte Ursache, der ich dieses zuschreiben sollte.

... Weiter in meiner Erzählung. So saß ich eine Viertelstunde und sah nichts als was ich in den ersten fünf Minuten gesehen hatte. Auf einmal faßte mich das Fieber mit seiner ganzen Stärke, und ich dachte in dem Augenblicke zu sterben; ich gab mein Glas an meinen Nachbar und lief, ging nicht aus dem Hause — und bin seit zwei Stunden bei Dir. Kennst Du einen unglücklicheren Menschen bei solchem Vermögen, bei solchen Aussichten, bei solchen Vorzügen, als mich, so nenne mir ihn und ich will schweigen. Ich habe den ganzen Abend vergebens zu weinen gesucht, meine Zähne schlagen an einander, und wenn man knirscht, kann man nicht weinen.

Wieder eine neue Feder. Wieder einige Augenblicke Ruhe. O mein Freund! Schon das dritte Blatt. Ich könnte Dir tausend schreiben, ohne müde zu werden ... Ich habe eine Viertelstunde auf meinem Stuhle geschlafen, ich bin wirklich sehr matt ...

Wie werde ich diese Nacht zubringen? Dafür graut's mir. .... Ich habe wieder geschlafen, ich bin sehr matt. Morgen will ich ausgehen und sie sehen. Vielleicht hat ihre ungerechte Kälte gegen mich nachgelassen. Hat sie's nicht, so bin

ich gewiß, einen gedoppelten Anfall von Fieber morgen Abend zu kriegen. Es sei! Ich bin nicht mehr Herr über mich. Was that ich neulich, als ich von meinem unbändigen Pferde weggerissen ward? Ich konnte es nicht einhalten, ich sah meinen Tod, wenigstens einen schrecklichen Fall vor Augen. Ich wagt es und stürzte mich herunter. Da hatte ich Herz. Ich bin vielleicht nicht der Herzhafteste, bin nur geboren, in Gefahr herzhaft zu werden. Aber ich bin jetzt in Gefahr und doch nicht herzhaft. Gott! Freund, weißt Du, was ich meine? Gute Nacht. Mein Gehirn ist in Unordnung. O wäre die Sonne wieder da! . .

Mittwochs früh.

Ich habe eine schreckliche Nacht gehabt. Es träumte mir von der Sarah. O Behrisch, ich bin etwas ruhiger aber nicht viel. Ich werde sie heute sehen. Wir probieren unsere Minna bei Obermanns und sie wird drüben sein. Ha wenn sie fortführe, sich kalt gegen mich zu stellen! Ich könnte sie strafen. Die schrecklichste Eifersucht sollte sie quälen. Doch nein, nein, das kann ich nicht.

Abends um 8.

Gestern um diese Zeit, wie war das anders als jetzt. Ich habe meinen Brief wieder durchgelesen und würde ihn gewiß zerreißen, wenn ich mich schämen dürfte, vor Dir in meiner eigentlichen Gestalt zu erscheinen. Dieses heftige Begehren und dieses ebenso heftige Verabscheuen, dieses Rasen und diese Wollust werden Dir den Jüngling kenntlich machen, und Du wirst ihn bedauern.

Gestern machte das mir die Welt zur Hölle, was sie mir heute zum Himmel macht — und wird so lange machen, bis es mir sie zu keinem von beiden mehr machen kann.

Sie war bei Obermanns und wir waren eine Viertelstunde allein. Mehr braucht es nicht, um uns auszusöhnen. Umsonst sagt Schäckespeare: Schwachheit dein Name ist Weib, eh würde man sie unter dem Bilde des Jünglings kennen. Sie sah ihr Unrecht ein, meine Krankheit rührte sie, und sie fiel mir um den Hals und bat mich um Vergebung; ich vergab ihr alles.....

Ich hatte Stärke genug, ihr meine Narrheit mit der Komödie zu verbergen. ‚Siehst du,‘ sagte sie, ‚wir waren gestern in der Komödie, du mußt darüber nicht böse sein. Ich hatte mich ganz in die Ecke der Loge gerückt und Lottchen neben mich gesetzt, daß er ja nicht neben mich kommen sollte. Er stand immer hinter meinem Stuhle, aber ich vermied, so viel ich konnte mit ihm zu reden, ich plauderte mit meiner Nachbarin in der nächsten Loge und wäre gern bei ihr drüben gewesen.‘ — O Behrisch, das alles hatte ich mir gestern überredet, daß ich es gesehen hätte, und nun sagte sie es mir. Sie! Um meinen Hals gehangen ... Gute Nacht, mein Kopf schwindelt mir wie gestern, nur von was Anders. Mein Fieber ist heute ausgeblieben, so lang' es so gutes Wetter bleibt, wird es wohl nicht wiederkommen. Gute Nacht .....

Annette grüßt Dich. Ich denke, nun hörte ich auf, zwei Bögen. Lieber Gott, was für ein Geschreibe. Ich hab's wieder durchgelesen und glaube, daß es Dich von jedem Fremden divertieren würde, allein deinen Freund wirst du bedauern. Es ist wahr, ich bin ein großer Narr, aber auch ein guter Junge. Annette meint's, meinst Du es nicht auch?“

Acht Tage später berichtet er Behrisch, daß Kätchen unendlich elend sei. Notdürftig war der Friede wiederhergestellt. Aber Goethe zerrt immer von neuem an Kätchen herum. Am 4. Dezember: „Ich bin in einer üblen, sehr üblen Laune“, am 15. Dezember: „Ich will Dir antworten, weil ich in guter Laune bin und das Wetter ist jetzt recht sehr veränderlich.“ Er ist ehrlich genug, einzugestehen: „Allen Verdruß, den wir zusammen haben, mache ich. Sie ist ein Engel und ich bin ein Narr.“ —

Das Wintersemester ist zu Ende, nur noch ein Semester soll sein Aufenthalt in Leipzig währen. Lebhafter als je mahnt ihn das Gewissen, Kätchen Klarheit zu geben.

Im März 1768 schreibt er an Behrisch: „Höre Behrisch, ich kann, ich will das Mädchen nie verlassen, und doch muß ich fort, doch will ich fort; aber sie soll nicht unglücklich sein, wenn sie meiner wert bleibt, wie sie's jetzt ist! Behrisch! Sie soll glücklich

sein. Und doch werd ich so grausam sein, und ihr alle Hoffnung benehmen. Das muß ich. Denn wer einem Mädchen Hoffnung macht, der verspricht. Kann sie einen rechtschaffnen Mann kriegen, kann sie ohne mich glücklich leben, wie fröhlich will ich sein. Ich weiß, was ich ihr schuldig bin, meine Hand und mein Vermögen gehört ihr, sie soll alles haben, was ich ihr geben kann. Fluch sei auf dem, der sich versorgt, eh das Mädchen versorgt ist, das er elend gemacht hat. Sie soll nie die Schmerzen fühlen, mich in den Armen einer andern zu sehen, bis ich die Schmerzen gefühlt habe, sie in den Armen eines andern zu sehen, und vielleicht will ich sie auch da mit dieser schrecklichen Empfindung verschonen." Die Erklärung, die ihm Kätchens inzwischen eingetretene Zurückhaltung erleichtert, erfolgt endlich im April. Am 26. des Monats meldet er Behrisch: „Daß ich Dir alles erzählen könnte! Ich kann nicht, es würde mich zu viel kosten. Genug sei Dir's, Nette, ich, wir haben uns getrennt, wir sind glücklich. Es war Arbeit, aber nun sitz ich wie Herkules, der alles gethan hat, und betrachte die glorreiche Beute umher. Es war ein schrecklicher Zeitpunkt bis zur Erklärung, aber sie kam, die Erklärung, und nun — nun kenn ich erst das Leben. Sie ist das beste, liebenswürdigste Mädchen ... Behrisch, wir leben in dem angenehmsten, freundschaftlichsten Umgange, wie Du und sie; keine Vertraulichkeit mehr, nicht ein Wort von Liebe mehr und so vergnügt, so glücklich; Behrisch, sie ist ein Engel."

Dies warme Freundschaftsverhältnis bleibt auch nach dem Weggang Goethes von Leipzig bestehen. Erst als Kätchen sich im Mai 1769 mit Doktor Kanne verlobte, schläft es langsam ein. —

Etwa um dieselbe Zeit, wo Goethe in das Schönkopfsche Haus kam, lernte er denjenigen Mann kennen, dem er seiner Liebe Lust und Leid mündlich und schriftlich anvertraute, Ernst Wolfgang Behrisch. Eines solchen älteren Beichtigers — Behrisch war ihm um elf Jahre voraus — bedurfte Goethe beständig bis zu seinem Aufenthalt in Italien. Sein stürmisches Gemütsleben verlangte nach einer Menschenseele, in die er die hochgehenden



Wogen seines Innern überfließen lassen konnte und die sein Lebensschifflein auf dem Meere seiner dunklen Begierden und heftigen Leidenschaften durch Ruhe, Klarheit und verständnisvolle Führung vor dem Scheitern bewahrte. So in Leipzig Behrisch, später Salzmann, dann Merck und zuletzt Frau von Stein.

Behrisch, der als Hofmeister des zwölfjährigen Grafen von Lindenau nach Leipzig gekommen war und in Auerbachs Hof ganz nahe der Goethischen Behausung Wohnung genommen hatte, war einer der wunderlichsten Käuze, die es geben konnte. Schon seine Erscheinung war sonderbar genug: er war hager und wohlgebaut, hatte markierte Gesichtszüge, namentlich eine große Nase; eine Haartour trug er vom Morgen bis in die Nacht, kleidete sich sehr nett, aber beständig grau, welche Farbe er ins Unendliche zu variieren suchte, und ging immer in Schuhen und Strümpfen mit dem Degen an der Seite und dem Hut unter dem Arme, so recht den Typus des galanten Mannes aus dem Rokoko darstellend. Mit dieser Unterwerfung unter die Mode und dem feierlichen Anstand, den er affektierte, kontrastierte doppelt seine schalkhaft-kritische Natur, die mit allem und jedem sich in Opposition setzte. Da er aber dies auf eine geistreiche Weise that und sich selbst dabei nicht schonte, so war er eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens für seine Freunde. Mit seiner lustigen Satire untergrub er noch stärker, als Frau Böhme und Morus, Goethes Glauben an die zeitgenössischen Dichter, während er für dessen eigene Produkte mehr Nachsicht zeigte und ihm unter der Bedingung gestattete, sich weiter poetisch zu bethätigen, daß er nichts drucken lasse. Dafür versprach er ihm seine Gedichte fein säuberlich abzuschreiben, was für ihn eine viel größere Ehre sei, als wenn sie gedruckt würden. Dieses Versprechen hat er auch unter Aufwendung vieler Mühe gewissenhaft gehalten. Durch seine Kritik verstärkte er zugleich Goethes Abneigung gegen das Hohle und Geschraubte und seine Zuwendung zum Natürlichen und Wahren. Er hatte deshalb gewiß eine rechte Freude an einem Spottgedicht, in welchem sein junger Freund das stelzbeinige Pathos des Professors Clodius zur

Zielscheibe seines Witzes gemacht hatte. Goethe hatte seine Satire in einen Lobgesang auf den Kuchenbäcker Händel eingehüllt und sie an eine inschriftenreiche Wand des Händelschen Hauses geschrieben. Als nach einiger Zeit Clodius' hohles Drama „Medon" unter vielem Beifall aufgeführt wurde, erweiterte Horn das Gedicht um einige Verse, die ihm eine Beziehung auf das Drama gaben, und setzte es in dieser Form in Umlauf. Bald war es überall bekannt, man wußte auch, aus welcher Clique es hervorgegangen wäre, und die wohlerzogene Leipziger Gesellschaft entrüstete sich nicht wenig über die Urheber einer solchen Schandthat. Der Unwille verpflanzte sich nach Dresden und übertrug sich dort auf den Vater des jungen Grafen Lindenau, der sehr ungern den Hofmeister seines Sohnes in eine so böse Sache verwickelt sah. Auch sonst war Graf Lindenau mit Behrisch unzufrieden. Dieser pflegte den Verkehr mit Mädchen, die zwar nach Goethes Versicherung besser waren als ihr Ruf, aber doch Männern gern sich gefällig zeigten. In den Verkehr zog er seine Freunde hinein, wobei er als gewiegter Weltmann die strategische Oberleitung übernahm. Es konnte nicht fehlen, daß dadurch der Behrisch'sche Kreis in einen gewissen Verruf kam, und man bemerkte es unliebsam, daß er auch auf den Spaziergängen, die er mit dem jungen Grafen machte, von diesen leichtsinnigen Leuten umgeben war; ja, daß er sogar den Zögling in den Garten jener gefälligen Schönen mitnahm. Das alles wurde dem Grafen von Leipziger Klatschbasen, wohl unter den üblichen Übertreibungen, hinterbracht und kostete Behrisch zum Oktober 1767 seine Stelle. Nicht zu seinem Schaden. Denn seine vorzüglichen Qualitäten verschafften ihm eine angenehmere am Hofe von Dessau. Jedoch zum großen Schmerz und Zorn Goethes, der damit seinen geliebten Mentor verlor. In einigen bitteren, an Behrisch gerichteten Oden machte er seinem Empfinden Luft. In der zweiten heißt es:

Ehrlicher Mann,
Fliehe dieses Land!



Tote Sümpfe,
Dampfende Oktobernebel
Verweben ihre Ausflüsse
Hier unzertrennlich.

Gebärort
Schädlicher Insekten,
Mörderhöhle
Ihrer Bosheit!

Am schilfigten Ufer
Liegt die wollüstige,
Flammengezüngte Schlange,
Gestreichelt vom Sonnenstrahl.

Fliehe sanfte Nachtgänge
In der Mondendämmerung!
Dort halten zuckende Kröten
Zusammenkünfte auf Kreuzwegen.

Der Verlust von Behrisch war für Goethe von großer Bedeutung. Öfter und stärker geriet er wieder in einen gereizten Zustand und verletzte durch willkürliche Laune nicht bloß Kätchen, sondern auch andere ihm zugethane Personen.

Stieß er Geliebte und Freunde unabsichtlich in überschlagendem Unmut von sich, so entfernte er sich gern und freiwillig aus dem Kreise der Professoren. Denn der Verkehr mit ihnen behagte ihm allmählich noch weniger als ihre Vorlesungen. Kam er z. B. zu Gellert, so fragte ihn dieser mit weinerlicher Stimme, ob er denn fleißig in die Kirche gehe, wer sein Beichtvater sei, und ob er das heilige Abendmahl genösse. Nun war aber unser Wolfgang gerade damals bestrebt, sich von aller kirchlichen Verbindung loszumachen, und er bestand demzufolge das Examen schlecht. Da er hierauf mit Wehklagen entlassen wurde, so schien es ihm besser, sich vor Gellert nicht mehr sehen zu lassen.

Auch die ihm früher so wertvolle Verbindung mit Professor Böhme hatte nach dem im Februar 1767 erfolgten Tode der Frau Böhme aufgehört. Er widmet ihr in einem Briefe an Cornelie den wärmsten Nachruf, stellt ihr das Zeugnis aus, daß

sie sich um ihn mit mütterlichem Eifer bemüht, und bekennt, daß er immer gern auf ihre Ratschläge gehorcht und sie nur durch seinen Haß gegen das Kartenspiel gekränkt habe. Zu ihrem Manne hatte er aber von Anbeginn kein rechtes Verhältnis, und da nun das sanfte Bindemittel der Frau fehlte und Goethe obendrein Vorwürfe wegen seines schlechten Kollegienbesuches befürchtete, so begann er auch dieses Haus zu meiden.

Von Dauer blieb der Verkehr außer mit Schönkopfs nur mit vier Familien: Breitkopf, Obermann, Oeser und Stock. Das Haupt der Familie Breitkopf, die im silbernen Bären in der Universitätsstraße ihre Wohnung hatte, war Inhaber der berühmten Verlagsfirma. Er hatte den Notendruck mit beweglichen Typen erfunden, war gründlich gebildet, ein Kunstfreund und Sammler. Seine beiden Söhne, Bernhard und Gottlob, die mit Goethe gleichzeitig studierten, zeichneten sich durch musikalische Begabung aus, die der ältere unter anderem verwertete, um Goethes erste veröffentlichte Liedersammlung, gewöhnlich das „Leipziger Liederbuch" genannt, zu komponieren. Sie hatten zwei Schwestern: Constanze, der Horn die Cour machte, und Wilhelmine. Musikalische und theatralische Aufführungen belebten das Breitkopfsche Haus, das in engen Beziehungen zu dem Obermannschen stand. Auch in dieser Familie, die schrägüber von Schönkopfs wohnte, blühten zwei Töchterlein, von denen die eine mit Goethe zusammen in Lessings Minna spielte, die mehrmals im Winter von 1767 zu 1768 bei Obermanns aufgeführt wurde. Goethe trat dabei in der Rolle des Wachtmeisters auf.

In einigen Dachstuben des silbernen Bären wohnte der Kupferstecher Stock, für die Firma Breitkopf vielfach beschäftigt, ein tüchtiger fleißiger Mann und, obwohl in beengten Verhältnissen lebend, immer der besten Laune. Goethe übte sich bei ihm im Radieren und führte unter seiner Leitung mehrere Landschaften aus, von denen zwei nach Thiele — die eine dem Vater, die andere dem Assessor Herrmann gewidmet — noch heute im Goethehause zu Weimar vorhanden sind, während die Originalplatten

hierzu die Leipziger Stadtbibliothek aufbewahrt. Auch in Holz schneiden lernte er bei dem bescheidenen Künstler und fertigte auf dem Holzstock u. a. Etiketten für Schönkopf an. Stock war jung verheiratet und seine beiden nachmals sehr bekannt gewordenen Töchter: Minna, später die Frau Gottfried Körners, und Dora, später die Braut des Schriftstellers Huber, waren erst fünf bis sieben Jahre alt. Goethe lebte in vertraulicher Freundschaft mit der kleinen Künstlerfamilie. Eine reizende Scene aus diesem intimen Verkehr hat uns Friedrich Förster aus dem Munde der Frau Körner überliefert. Ein eingetrockneter Magister unterrichtete täglich die Kinder. Da alle auf eine Stube angewiesen waren, so wohnte Goethe öfters Lektionen bei. „Einmal traf es sich nun, daß wir eben mitten aus einem, ihm für junge Mädchen unpassend erscheinenden Kapitel des Buches Esther laut vorlesen mußten. Ein Weilchen hatte Goethe ruhig zugehört; mit einem Male sprang er vom Arbeitstische des Vaters auf, riß mir die Bibel aus der Hand und rief dem Herrn Magister mit ganz furioser Stimme zu: ‚Herr! wie können Sie die jungen Mädchen solche Geschichten lesen lassen!‘ Unser Magister zitterte und bebte; denn Goethe setzte seine Strafpredigt noch immer heftiger fort, bis die Mutter dazwischen trat und ihn zu besänftigen suchte. Der Magister stotterte etwas von: Alles sei Gottes Wort heraus, worauf ihn Goethe bedeutete: ‚Prüfet alles, aber nur, was gut und sittlich ist, behaltet!‘ Dann schlug er das neue Testament auf, blätterte ein Weilchen darin, bis er, was er suchte, gefunden hatte. ‚Hier Dorchen!‘ sagte er zu meiner Schwester, ‚das lies uns vor: das ist die Predigt, da hören wir alle mit zu.‘ Da Dorchen stotterte und vor Angst nicht lesen konnte, nahm ihr Goethe die Bibel aus der Hand, las uns das ganze Kapitel laut vor und fügte ganz erbauliche Bemerkungen hinzu, wie wir sie von unserem Magister niemals gehört hatten.“ Als Entgelt für solche Liebesdienste ließ er es sich gern gefallen, wenn Frau Stock ihm sein verwirrtes, in dichten, braunen Locken herabfallendes Haar durchkämmte.

Weit bedeutsamer als all die genannten Verbindungen war der mit **Friedrich Oeser**, dem Direktor der in der Pleißenburg untergebrachten Malerakademie. Goethe begab sich in seinen Unterricht, um sich im Zeichnen und Malen weiter auszubilden. Was er bei ihm empfing, war jedoch mehr als eine Förderung seiner künstlerischen Technik. Oeser war ein kleines Kunsttalent, aber ein Mann von feinem, in seiner Zeit hoch emporragendem Kunstverstand. Er war es, von dem wahrscheinlich Winckelmann erst das Geheimnis des griechischen Schönheitsideals und damit, wie man lange meinte, aller Schönheit überhaupt, erfuhr: „edle Einfalt und stille Größe." Dieses Ideal, das im Rokoko wie ein Reinigungsbad wirkte, predigte Oeser seinem Schüler unermüdlich und leitete ihn damit, während er selbst von der Manier nicht loskam, von der Seichtheit und Unnatur des Zeitgeschmackes zu einer reinen, großen und tiefen Erfassung der Dinge. In inniger Dankbarkeit erkannte Goethe dies außerordentliche Verdienst Oesers um ihn an. Nach Frankfurt zurückgekehrt, schreibt er dem Lehrer: „Was bin ich Ihnen nicht schuldig, teuerster Herr Professor, daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt haben. . . . Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, habe ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie leuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsal des Weltweisen und des Kritikers." Und an seine kluge, liebenswürdige Tochter Friederike, die er in trüben Stunden gern in der städtischen Wohnung des Vaters in der Pleißenburg oder auf dem Landsitze in Dölitz aufgesucht, um sich von ihrer heiteren Lebensphilosophie aufmuntern zu lassen, schreibt er: „Ein großer Gelehrter . . . verachtet leicht das einfältige Buch der Natur und es ist doch nichts wahr als was einfältig ist. Wer den einfältigen Weg geht, der gehe ihn und schweige still. . . . Ich danke es Ihrem lieben Vater: Er hat meine Seele zuerst zu dieser Form bereitet."

Oeser war es auch, der ihm die Kabinette und Mappen der Leipziger Kunstfreunde, eines Huber, Kreuchauf, Winkler, Richter, öffnete und dadurch sowohl seine Anschauung erweiterte als in ihm den Sinn für die geschichtliche Bedingtheit der Kunstwerke weckte. Da Lessings kürzlich erschienener Laokoon noch in anderer Richtung seine Gedanken über Kunst und Künstler stark angeregt hatte, so war es natürlich, daß in ihm das Verlangen entstand, an der Betrachtung der reichen Kunstschätze Dresdens sein Auge und seine Einsichten zu prüfen und fortzubilden. Anfang März 1768 pilgerte er nach der sächsischen Hauptstadt und logierte sich dort, um ganz ungeniert zu sein, und zugleich gemäß einer Mahnung des Vaters, die räuberischen Gasthöfe zu vermeiden, bei einem Schuster, einem Verwandten seines Leipziger Stubennachbars, des Theologen Limprecht, ein. Der biedere Schuster, ein praktischer Philosoph, arbeitsfreudig und mit seinem beschränkten Dasein höchst zufrieden, machte mit seiner originellen, witzigen und schlagfertigen Rede dem Studenten den größten Spaß, und da dieser dem heiteren, weltweisen Schuster in gleicher Manier zu begegnen suchte, so rief auch er das Wohlgefallen des Wirtes hervor. Hatte Goethe es mit dem Obdach trotz aller Enge und Einfachheit gut getroffen, so überstieg die Bildergalerie, der Hauptzielpunkt der Reise, alle seine Erwartungen. Schon die Pracht und Sauberkeit der Architektur, der glänzende Fußboden, die blendenden Rahmen, dazu die feierliche Stille, die über dem Ganzen lagerte, hoben ihn in eine staunende, ehrfürchtige Stimmung. Und nun gar erst die Gemälde. Er konnte sich nicht satt an ihnen sehen und benutzte jede vergönnte Stunde, um sich in ihre Betrachtung zu verlieren. Hauptsächlich waren es die Niederländer, die ihn fesselten. Auf sie war er durch seine heimischen und Leipziger Kunststudien schon vorbereitet, und sie entsprachen seiner Hinneigung zur Natur und zum Wirklichen. Den Italienern dagegen, für die er noch keinen Maßstab hatte, schenkte er nur flüchtige Blicke und nahm ihren Wert mehr auf Treu und Glauben, als auf eigene Überzeugung hin an. Durch einen

Mitbeschauer wurde Goethe auch dem Generaldirektor der Galerie von Hagedorn vorgestellt, der ihm seine eigenen Sammlungen zeigte und sich an dem Enthusiasmus des jungen Kunstfreundes höchlichst ergötzte.

Die Antiken, die Dresden besaß, besichtigte Goethe nicht, weil er, wie er meint, nicht einmal die Gemäldegalerie bewältigen konnte. Zu dieser Enthaltsamkeit wird aber auch ihre schlechte Aufstellung in den Pavillons und Schuppen des Großen Gartens mitgewirkt haben, die eine wirkliche Betrachtung kaum ermöglichte. Denn noch bedeuteten die Antiken für Dresden nichts, als eine vornehme Gartendekoration. Nach zwölftägigem Verweilen verließ Goethe, mit kunsthistorischer und ästhetischer Ladung reich befrachtet, das „herrliche" Dresden.



6. Litterarische Einflüsse und eigene Schöpfungen.

Das letzte Semester brach an. Mit dem Kollegienbesuch Goethes war es nicht besser geworden. Der eigentliche und nächste Zweck des Universitätsstudiums war versäumt. Und doch konnte er rückblickend mit dem Resultat der Leipziger Jahre sehr zufrieden sein. Obwohl er die Vorlesungen tapfer geschwänzt und aus dem Freudenbecher des Lebens nicht bloß genippt, sondern manchen tiefen Zug gethan, so hatte er nicht müßig im Genuß seine Tage vergeudet. Dem Namen nach war er Student der Rechte verblieben; thatsächlich hatte sein Studium dem ganzen weiten Gebiete der schönen Künste und Wissenschaften gegolten. Was ihm von daher zuströmte, nahm er mit heißer Begierde auf. Ob die Arbeit der Aneignung in Anschauung, Übung oder Lektüre bestand, ob sie mühselig war oder nicht, er vollbrachte sie mit rastloser Zähigkeit.

Wie er auf dem Felde der bildenden Künste energisch danach strebte, zu Wissen und Können, zu Urteil und Geschmack zu gelangen, ist bereits angedeutet worden. Wichtiger sind uns seine litterarischen Studien, die uns jetzt beschäftigen sollen.

Goethe wird in seiner Selbstbiographie nicht müde, die litterarische Kläglichkeit des Zeitalters, in das seine Jugend fiel, zu schildern. Bald nennt er es eine wässerige, weitschweifige, nulle Epoche, bald spricht er von dem Gottschedischen Gewässer, in dem beinahe alles ertrunken wäre, bald von der Nachahmung des Seichten und Wässerigen, die einen Wust hervorgebracht hätte, von dem kaum ein Begriff geblieben sei, bald von der um den

deutschen Parnaß angeschwollenen Wasserflut, deren vollkommenstes Symbol Bodmers Noachide gewesen sei. Wohin er blickte, Wasser, Wasser, nichts als Wasser. Wo aber das Wasser sich verlaufen hatte, da sah er die breite, platte Ebene vor sich: hier und da mit einem zierlichen, geschniegelten Gärtchen bedeckt, während sein Herz sich nach ragenden Bergen, nach heimlichen Thälern und dunklen Wäldern sehnte. Er, dem es mit dem Instinkt des großen Genies nach kräftigen, in angeborener Ursprünglichkeit sich reckenden, denkenden, empfindenden Menschen verlangte, er fand überall nur nüchterne, ängstliche, verzopfte Philister, oder, wo man von der Wirklichkeit sich weggeflüchtet hatte, sentimentale und spröde Schäferinnen, die an einem Rosabande ihre Lämmer spazieren führten und sich von ihren geputzten, zärtlichen Schäfern auf der Flöte etwas vorspielen ließen. Wer das Meißener Porzellan jener Tage sieht, der hat den Durchschnittsgeschmack der Zeit vor Augen. Für das Porzellan mochte er erträglich sein, für die Dichtung war er zum Verzweifeln.

Blutwenige, die dem heranwachsenden Riesen mehr und anderes bieten konnten.

Seinen Verstand entzückte Lessing. Mit lautester Begeisterung preist er noch an der Schwelle des Greisenalters die große Wirkung, die er von Lessings Schriften während seiner Studienzeit empfangen hatte. Den Laokoon vergleicht er mit einem Lichtstrahl, der durch düstere Wolken auf ihn herabkam. „Aus der Region eines kümmerlichen Anschauens riß er uns hin in die freien Gefilde des Gedankens. Das so lange mißverstandene „ut pictura poesis“ war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Grenze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußeren Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen



noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens, alle bisherige anleitende und urteilende Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen."

Goethe rühmt dann im Weiteren noch einmal die Herrlichkeit solcher Haupt- und Grundbegriffe, die zu der Zeit, wo sie erschienen, in den empfänglichen Gemütern ein überschwängliches Wachstum gezeitigt hätten.

Es ist danach kein Zweifel erlaubt, daß Goethe eine außerordentlich starke Förderung durch den Laokoon verspürt hat. Aber sie kann nicht in denjenigen Sätzen gelegen haben, die Goethe an dieser Stelle besonders hervorhebt. Denn daß der bildende Künstler sich innerhalb der Grenzen des Schönen (unter dem Lessing die ideal-schöne Form verstand) zu halten habe, ist zwar ein Satz, den Lessing, dem griechischen Kunstideal hingegeben, lebhaft verficht; er gehört aber weder zu seinen Grundbegriffen, noch folgt er mit Notwendigkeit aus denselben. Am wenigsten kann aber Goethe diese Anschauung, von der aus Lessing einen sehr geringschätzigen Seitenblick auf die Niederländer wirft und die Landschaft und das Porträt als untergeordnete Nachahmungen in den zweiten Rang verweist, beifällig aufgenommen haben. Denn damit stände seine Schwärmerei für die Niederländer, seine Gleichgültigkeit gegen die Italiener, seine intime Beschäftigung mit der Landschaft und dem Porträt, sowie sein damaliges Schönheitsideal, das von der harmonischen Linie nicht umschlossen wurde, in unlöslichem Widerspruch. Wir dürfen vielmehr annehmen, daß der junge Goethe sofort das Lückenhafte, das in Lessings Schönheitsbegriff lag, bemerkt hat. Dagegen wird er von der meisterhaften Klarheit hingerissen gewesen sein, mit der Lessing die Scheidung zwischen Poesie und Malerei, deren Gleichstellung bis dahin so unheilvolle Verwirrung in den Köpfen angerichtet hatte, vollzog. Jene Haupt- und Grundlehren, daß die beiden Künste durch die Verschiedenheit ihrer Mittel auch gezwungen seien, Verschiedenes und auf verschiedene Weise darzustellen, daß deshalb die Malerei auf Körper, die Poesie

auf Handlungen angewiesen sei, und die eine Kunst Handlungen nur andeuten könne durch Körper, die andere Körper nur andeuten könne durch Handlungen: diese Haupt- und Grundlehren werden dem in dem allgemeinen Nebel tappenden Jüngling wie ein Blitz erschienen sein, vor dem sich Vieles erleuchtete, was in dunkler Verknotung bisher vor ihm lag. Mit einem Schlage war dadurch in der Poesie das beschreibende Gedicht, das damals so viel Opfer forderte, in der Malerei die Allegoristerei, in der das Zeitalter — Oeser voran — schwelgte, und in die Winckelmann die höchste Aufgabe der gegenwärtigen Kunst gelegt hatte, verurteilt. Auch die Lehre vom fruchtbaren Momente in der Malerei, von der Darstellung körperlicher Schönheit in der Poesie, die feinen Blicke in die homerische Kunst, viele andere geistvolle Einzelheiten, sowie der für Deutschland einzigartige knappe und doch so glanzreiche und dramatisch bewegte Stil werden an der Begeisterung des Jünglings mitgewirkt haben.

Das andere große kritische Werk Lessings, die Hamburgische Dramaturgie, die bis April 1768 in ihrem größten Teile erschienen war, erwähnt Goethe nicht ausdrücklich. Trotzdem dürfen wir nicht zweifeln, daß der Student sie gelesen und aus ihr ein wohlgefülltes Maß von Belehrung und Genuß geschöpft hat. Der Kampf gegen die Unnatur, gegen die steife Regelmäßigkeit, gegen das Platte, Kleinliche und Weichliche, der Sinn für das Volkstümliche (Hanswurst), die Verteidigung der Souveränetät des Genies, der immer wieder erneute Hinweis auf Shakespeare als das unvergleichliche Muster, das alles mußte den Jüngling packen und seinen Instinkten, die nach gleicher Richtung drängten, die Klarheit der Erkenntnis gesellen.

Auch die Litteraturbriefe mag Goethe erst in jener Zeit kennen gelernt haben, und die bestimmte Kühnheit, mit der Lessing in dem so verachteten Volksstück vom Doktor Faust Scenen von Shakespearischem Genie fand, wird nicht ohne Nachhall bei ihm geblieben sein. Ja, vielleicht sind ihm erst durch dieses Urteil die Augen über die Tiefe und dramatische Dankbarkeit des Stoffes

geöffnet worden. Neben den kritischen Arbeiten Lessings war es eine poetische Schöpfung, die Goethe mit großer Freude begrüßte: Minna von Barnhelm. Wenn auch der junge Student noch nicht mit dem klaren Bewußtsein des gereiften Mannes den Wert der Minna als der ersten aus dem bedeutenden Leben gegriffenen Theaterproduktion erfaßt haben wird — daß in ihr der Nation eine alle anderen dramatischen Leistungen weit überragende Gabe geschenkt sei, das hat er sicherlich lebhaft gefühlt. Studierte er doch emsig die Exposition des Dramas, um für seine „Mitschuldigen" daraus Nutzen zu ziehen. Es geschah wohl auch auf seine Anregung hin, daß das ausgezeichnete Stück so bald nach dem Erscheinen über die Bretter des Breitkopf-Obermannschen Familientheaters ging.

Mit dieser so mannigfaltigen und tiefgehenden Einwirkung Lessings steht es nicht in Widerspruch, wenn Goethe in einem Briefe an den Leipziger Buchhändler Reich (20. Februar 1770) nur Oeser, Shakespeare und Wieland seine echten Lehrer nennt. Der Zusatz: „Andere hatten mir gezeigt, daß ich fehlte, diese zeigten mir, wie ich's besser machen sollte," macht den Ausspruch verständlich. Lessings kritische Schriften hatten seine Einsicht geläutert und erweitert, ihm gezeigt, worin er bisher fehlte; die poetischen Schriften aber, die ihm zeigen sollten, wie er's besser zu machen habe, waren für ihn ein unnachahmliches Vorbild. Von Lessings heller Klarheit, epigrammatischer Rede und scharfer Federzeichnung war er durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt. Für ihn lag die Schönheit im Dämmerschein, bei dem das Endliche ins Unendliche leise verschwimmt, in der belebten Fülle und satten Farbe. Er konnte deshalb wohl das Gefühl haben, die heitere Behaglichkeit, die gefällige Anmut Wielands und die kühne, leidenschaftliche Tiefe Shakespeares zu erreichen; aber Lessings Poesie lag in einer Welt, zu der einen Pfad zu finden, er von vornherein als ein vergebliches Unternehmen betrachten mußte.

„Wieland besaß unter allen das schönste Naturell," sagt Goethe in Dichtung und Wahrheit. Dies Urteil bekundet, daß

er das Wielandsche seinem eigenen Naturell am verwandtesten fühlte. Und daher erklärt sich die sonst schwer begreifliche Bewunderung, die der werdende Jüngling für Wieland hatte. Denn so sehr dieser aus der Gottsched-Gellert-Weißeschen Wasserflut als stattlicher Berg hervorragte und so sehr der Fortschritt, den er im Stil, in der Charakteristik, in der Verinnerlichung der Motive machte, von jenem empfunden werden mußte, so wenig konnten doch die Schwächen: die redselige, weichliche, tändelnde Art, die kritisierenden Unterbrechungen, das Herumdrehen auf ein und demselben flachen Problem, wie sie in den Wielandschen Dichtungen der Jahre 1764—1768 hervortreten, dem Jüngling, der an Lessing und Shakespeare sich geletzt hatte, verborgen geblieben sein. Aber der dem schwäbischen Dichter eigene freie, leichte, weltmännische Geist, der sonst unter den heimischen Schriftstellern so selten war, die Freude am Sinnlich-Heiteren, das Bestreben, diesem Lebenselement in der Dichtung einen liebenswürdigen, Sinnlichkeit und Geistigkeit versöhnenden Ausdruck zu geben, das machte den jungen Goethe dem graziösen Dichter und Plauderer zu eigen. Wenn der alternde Goethe im einzelnen die ungemeine Wirkung der Musarion hervorhebt und sie darauf zurückführt, daß er in ihr die Antike lebendig und wieder neu zu sehen glaubte, so mag dieser Umstand zu seinem Beifall mit beigetragen haben, aber unzweifelhaft wurde der Eindruck außerordentlich dadurch erhöht, daß der launenhafte Liebhaber sein Verhältnis zu Kätchen in dem Verhältnis zwischen Phanias und der Heldin in dem ersten Buch der Musarion frappant ähnlich wiedergespiegelt sah. Goethe ist bald nach der Leipziger Zeit ein harter Kritiker der Wielandschen Kunst geworden, aber auf ihren schönen Eigentümlichkeiten baute er weiter, und Wilhelm Meister und die römischen Elegien sind auf diesem Grunde erwachsen.

Neben Lessing und Wieland hätte unter den deutschen Dichtern nur noch Klopstock auf Goethe einen bestimmenden Einfluß haben können. Aber schon war Klopstocks Ära für Goethe vorüber. Er hatte den Knaben begeistert, den Jüngling vermochte er außer



in sprachlichen und rhythmischen Dingen nicht mehr in seinem Gefolge festzuhalten. Klopstocks seraphische Richtung wurde durch Wielands leichtfertige Muse paralysiert, während die vaterländische durch das Bardengebrüll der Nachahmer dem Studenten widerwärtig geworden war. Eher gefielen ihm noch die Kriegslieder eines Gleim und Ramler, weil sie mit und in der That entsprungen waren und dadurch einen wahrhaften, inneren Gehalt hatten. — Die Theaterstücke des Leipziger Kreissteuereinnehmers Weiße, dem er auch persönlich nahe trat, sah er sich auf der Bühne mit Vergnügen an, ohne sich über ihre Unbedeutendheit einer Täuschung hinzugeben.

Aber wie geringschätzig er auch infolge fremder und eigener Kritik von der großen Masse der deutschen Poeten denken mochte, so nahm er doch nach den Anzeichen, die wir haben, von fast allen dichterischen Erzeugnissen Kenntnis, die auf dem Büchermarkt erschienen. Von dieser Lesewut stammten die Körbe deutscher Autoren, die er im letzten oder vorletzten Semester zu Langer, dem Nachfolger Behrischens, trug, um von ihm ein kleines Häuflein Griechen, die er durch Oeser, Winckelmann und Lessing als die wahren Muster zu verehren begonnen hatte, dafür einzutauschen. Über gute Vorsätze kamen jedoch vorläufig seine griechischen Studien nicht hinaus.

Seine Vertrautheit mit den modernen ausländischen Litteraturen wuchs ebenfalls beständig. Goldoni begegnete ihm fortwährend auf dem Leipziger Theater, an Corneille machte er sich mit einem Übersetzungsversuch, Rousseau lugt an einigen Stellen seiner Briefe hervor, am meisten aber sehen wir ihn von Shakespeare eingenommen. Er liest ihn in Wielands Übersetzung mit Wonne, nachdem Proben in Dodds Beauties of Shakespeare sein Verlangen nach ihm gereizt hatten. Noch freilich ist sein Gesichtswinkel zu klein, um die gigantische Größe des Briten zu fassen, wenn er ihn auch mit Vorliebe im Munde führt und im Liebesschmerz Allegorien in seinem Geschmacke jammert. Aber es ist ein Gärungsstoff in ihn gelegt, dessen Kraft er bereits ahnt, wenn er nicht

lange nach der Leipziger Zeit Shakespeare zu seinen echten Lehrern rechnet.

Goethe hätte nicht den universellen Geist, den die Natur ihm geschenkt und den der Vater sorgfältig gepflegt hatte, besitzen müssen, wenn er sich auf Kunst und schöne Litteratur beschränkt hätte. Er schweifte weit darüber hinaus und verfolgte mit regem Eifer, was Theologen, Mediziner, Juristen und Philosophen an Werken allgemeineren Gehaltes darboten. Besonders interessierte ihn der theologische Streit um die Göttlichkeit oder Weltlichkeit der Bibel, bei dem er, in der Leipziger Helligkeit zum Rationalismus bekehrt, zur aufgeklärten Partei sich hielt.

So hatte der Student während seiner sechs akademischen Semester einen ungewöhnlichen Reichtum von Bildungsstoffen in sich aufgenommen: noch war er kein Faust, aber der Schüler, der vieles wußte und alles wissen möchte.

Der umfassenden und hohen Bildung, zu der er emporgeschritten war, entsprach nicht die Klarheit der Empfindung und Erkenntnis. Vielmehr hatten die entgegengesetzten Richtungen und Lehren, die auf ihn einstürmten, sein Gehirn in einen chaotischen Zustand versetzt, aus dem er sich nur sehr allmählich errettete.

Seine Dichtungen verraten mit Ausnahme der „Mitschuldigen" wenig von dieser inneren Krisis. Sie tauchten nicht tief genug hinab, um von den wirbelnden Grundströmungen erfaßt zu werden. Von der niederschlagenden Kritik der Frau Böhme und der Herren Morus und Clodius hatte er sich rasch erholt. Sein dichterischer Drang meldete sich so unbezwinglich, daß dagegen aller Zweifel an seiner Begabung und an seinen Leistungen nicht aufkam. Er nahm die poetischen Arbeiten wieder auf, die ihm fortan mehr und mehr seelisches Bedürfnis wurden. Denn in Leipzig „begann diejenige Richtung", wie er in Dichtung und Wahrheit bemerkt, „dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und

darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen als mich im Innern deshalb zu beruhigen." Noch trägt freilich nicht Alles, was er in Leipzig hervorbringt, schon diesen Stempel. Denn neben der Bekenntnisdichtung läuft die erkünstelte Modedichtung einher und findet ersichtlich bei den Freunden größeren Beifall als die aus dem Herzen geborene.

Unter der dichterischen Arbeit befestigte sich auch wieder des Jünglings Glaube an sein Genie, und mit kühler Gelassenheit spricht er von der Kritik, die ihm zu teil geworden. „Da ich ganz ohne Stolz bin," so schreibt er an die Schwester im Mai 1767, „kann ich meiner innerlichen Überzeugung glauben, die mir sagt, daß ich einige Eigenschaften besitze, die zu einem Poeten erfordert werden, und daß ich durch Fleiß einmal einer werden könnte... Man lasse doch mich gehen, habe ich Genie, so werde ich Poete werden, und wenn mich kein Mensch verbessert; habe ich keins, so helfen alle Kritiken nichts." Mit diesem ruhigen Vertrauen zu sich selbst schafft er besonders in den letzten zwei Jahren seines Leipziger Aufenthaltes eine stetig wachsende Schar von Dichtungen: Lust- und Trauerspiele, Lieder, Epigramme, Satiren, Oden, Dithyramben, Gedichte zu Kupfern und Zeichnungen, Briefromane und anderes. Von der reichen Fülle ist nur weniges aufbewahrt geblieben.

Betrachten wir zunächst die beiden umfänglichsten Leistungen: die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen.

Die Laune des Verliebten oder Amine, wie das Stück zuerst hieß, ist in seiner frühesten Gestalt nicht Leipziger, sondern Frankfurter Ursprungs gewesen. In dieser Gestalt war es augenscheinlich nichts als ein nach der üblichen Schablone gefertigtes, unwahres und lebloses Schäferdrama, dessen Goethe sich zwei Jahre nachher schämte und das er gänzlich umgoß, als das Leben ihm lieferte, was er vorher aus Abstraktionen fabriziert hatte. Deshalb ist seine Angabe, daß das Stück — so wie wir es kennen — aus seinem Verhältnis zu Kätchen entsprungen sei, durchaus

zutreffend. Ja, wir können annehmen, daß es in noch höherem Grade der Wirklichkeit entspricht, als wir nachzuweisen vermögen. Betont der Dichter doch gegenüber der Schwester, daß es sorgfältig nach der Natur kopiert sei. Er hat ungemeine Mühe auf das kleine Spiel von 500 Versen verwendet. Im Oktober 1767 saß er schon acht Monate darüber: er hatte es sich nicht dauern lassen, ganze Situationen zwei- bis dreimal umzuarbeiten, aber wenn er dachte, er sei fertig, ging es erst recht an. So wanderte auch der zweite Entwurf so oft in den Schmelztiegel, bis kaum hundert Verse mehr von ihm stehen geblieben waren. Endlich im April 1768 läßt er die Arbeit ruhen. „Da hast Du das Lustspiel," schreibt er an Behrisch, „Du wirst es kaum mehr kennen. Horn will, ich soll nichts mehr dran korrigieren, aus Furcht, es zu verderben, und er hat fast recht."

Zwei Paare sind einander gegenübergestellt: Eridon (Goethe) und Amine (Kätchen), Lamon und Egle (wahrscheinlich nach Horn und Constanze Breitkopf gezeichnet). Lamon und Egle genießen, indem sie sich gegenseitig vertrauensvoll eine gewisse Lebensfreiheit gewähren, ein ungetrübtes Liebesglück. Eridon und Amine, in viel tieferer, leidenschaftlicherer Liebe verschlungen, können ihres Glückes nicht froh werden, weil Eridon Amine mit eifersüchtigem Mißtrauen verfolgt und ihr keine Freude gönnen will, die nicht von ihm ausfließt. Egle versucht, ihre Freundin Amine zum Widerstand gegen die launenhafte Tyrannei Eridons aufzustacheln. Doch die sanfte Freundin fühlt sich zu schwach dazu und so übernimmt es Egle selber, den Eifersüchtigen zu kurieren. Sie lockt den stählernen Sittenrichter in ihre Arme und zu einem Kusse und beschämt und bessert ihn dadurch.

Fein ist der Knoten der Fabel geschürzt, geistreich gelöst. In demselben Augenblick, wo Eridon sich über einen nur scheinbaren und ganz harmlosen „Verrat" Aminens wild empört, begeht er wirklichen und bedenklicheren und büßt durch Scham, Schuld und Reue.

Überraschend ist die Kunst, mit der der jugendliche Dichter die vier Charaktere voneinander abhebt: den gesunden, etwas ober-

flächlichen, lebenslustigen, frisch zugreifenden Lamon, die kluge, redegewandte, gutmütige und leicht kokette Egle, den krankhaft reizbaren, grillenhaften, spitzfindigen, leidenschaftlichen und von jeder Schönen zu bezwingenden Eridon und endlich die weiche, seelenvolle, hingebende Amine, deren reines Gemüt ähnlich dem der späteren Iphigenie keiner Verstellung, keiner noch so leisen Untreue oder Täuschung fähig ist, auch wenn sie nur Mittel zum lautersten Zweck sind. — Nur einen Mangel gewahren wir in der Charakteristik der Figuren: nämlich in der Eridons. Sie ist scharf, aber nicht vollständig. Um begreiflich zu machen, daß Amine dem launenhaften Liebhaber trotz seiner kleinlichen Tyrannei nicht den Laufpaß giebt, hätte der Dichter ihm zu seinen sonstigen Eigenschaften blendende Genialität und in den guten Momenten bezaubernde Liebenswürdigkeit verleihen müssen. Daß Goethe dies verabsäumt hat, erklärt sich daraus, daß er Dichter und Modell zu gleicher Zeit war. Über seiner wirklichen Figur übersah er seine poetische. Das ist auch später ihm bisweilen mit seinen poetischen Doppelgängern widerfahren. — Goethe hat seinem Stücke die Maske des traditionellen Schäferspiels übergeworfen. Aber es unterschied sich von seinen Genossen oder Vorfahren wie ein lebendiger Mensch von einer Porzellanfigur.

Wenn die Laune des Verliebten nur in den äußersten Umrißlinien in die Frankfurter Zeit hineinreicht, so ruhen die Mitschuldigen mit ihren Wurzeln in vaterstädtischem Boden. Der Dichter selbst sagt hierüber: „Wie viele Familien hatte ich nicht schon näher und ferner durch Banqueroute, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen, oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen, und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zu Rettung und Hülfe öfters die Hand geboten . . ., wobei es nicht fehlen konnte, daß ich sowohl an mir selbst, als durch andere zu manchen kränkenden und demütigenden Erfahrungen gelangen mußte. Um mir Luft zu verschaffen, entwarf ich mehrere Schauspiele und schrieb die Expositionen von den meisten. Da aber die Ver-

wickelungen jederzeit ängstlich werden mußten, und fast alle diese Stücke mit einem tragischen Ende drohten, ließ ich eins nach dem andern fallen." Nur die Mitschuldigen hielt er fest und vollendete sie, indem er glaubte, ihrem Stoffe einen heiteren Abschluß geben zu dürfen. Ob mit Recht, kann angesichts der Fabel sehr bezweifelt werden. Der Wirt zum schwarzen Bären hat seiner schönen Tochter Sophie, als sie vierundzwanzig Jahre alt und von keinem ihrer vielen Verehrer heimgeführt worden war, den verlodderten und verschuldeten Söller zum Mann gegeben. Die Hoffnung des Wirtes, sein Herr Schwiegersohn werde in der Ehe sich ändern, schlägt gründlich fehl. Wie ein echter Trottel sitzt dieser vom Morgen bis zum Abend in der Wirtsstube und trinkt vom Wein des Schwiegervaters sich voll, oder er spielt in anderen Wirtschaften bis in die Nacht hinein und hört sich anderen Tags stumpfsinnig die Vorwürfe seiner Angehörigen an. Eben da die Handlung einsetzt, läßt ihn ein Spießgeselle, der Herr von Tirinette, an seine Spielschulden mahnen. Söller, der nach den Eröffnungen Sophiens über den schlechten Geschäftsgang keine Hoffnung hat, vom Schwiegervater etwas zu erhalten, besinnt sich nicht lange. Ein vornehmer Gast, Alcest, früher ein Liebhaber Sophiens, ist eingekehrt. Aus seiner Schatulle will er in der Nacht, in der Alcest bei einem Fastnachtsschmause sein soll und ihn selber Alles beim Maskenball glaubt, das nötige Geld sich holen. Andererseits verabredet Alcest, der bisher vergeblich eine Stunde des Alleinseins mit Sophien zu erhaschen versucht hat, mit dieser für die Nacht ein Rendez-vous auf seinem Zimmer. Endlich aber wird der Wirt von Neugierde nach einem Schreiben gefoltert, das Alcest erhalten hat. Um sie zu stillen, will er in der Nacht, während Alcest fort ist, auf dessen Zimmer es einsehen. Söller ist zuerst zur Stelle; kaum aber hat er aus der Schatulle das Geld entwendet, als das Nahen des Wirtes ihn in den Alkoven verscheucht. Der Wirt, der den Brief vergeblich sucht, entflieht, als er Tritte hört. Die Tritte rühren von Sophie her, der bald Alcest folgt. Es entwickelt sich eine warme Liebesscene, der Sophie ein rasches Ende





macht, als Alceſt zu ſtürmiſch wird. Während er ſie zur Hauptthür hinausbegleitet, entwiſcht Söller durch eine Nebenthür. Alceſt bemerkt den Diebſtahl und ſchlägt am Morgen Lärm. Sophie und ihr Vater haben ſich inzwiſchen gegenſeitig verraten, daß ſie in der Nacht auf dem Zimmer Alceſts geweſen, und Eins hält das Andere für den Dieb. Durch das Verſprechen, den vielbegehrten Brief zu zeigen, bewegt Alceſt den Wirt, ihm die eigene Tochter als Diebin zu denunzieren. Alceſt iſt empört über die Verworfenheit Sophiens und doch raſch geneigt, ſie für ſeine Lüſte zu verwerten. Bald aber eines Beſſeren belehrt, entdeckt er in Söller den eigentlichen Thäter. Da jedoch auch die Unſchuldigen ſich einer Schuld bewußt ſind, ſo verzeihen ſie als Mitſchuldige unter Führung Alceſtens dem gemeinen Dieb Söller.

Die Verkettung der Fabel bekundet, daß der junge Dichter dem Stoffe weder moraliſch noch künſtleriſch gewachſen war. Wenn er in ſeiner ſpäteren Selbſtkritik ſagt, das Stück verletze das äſthetiſche und moraliſche Gefühl, ſo iſt dieſes harte Urteil richtig: aber nicht bloß, wie er meint, „wegen der hart ausgeſprochenen (d. h. wohl ungenügend begründeten) widergeſetzlichen Handlungen“, ſondern noch mehr wegen der widerſpruchsvollen Handlungen. Der Dichter mutet uns zu viel zu. Wir ſollen glauben, daß Sophie, ein vortreffliches Geſchöpf, ein Bild der Tugend, die dem feingebildeten Alceſt Gottheit, Mädchen, Freundin war, das „Scheuſal“, das „Vieh“, das dumme und boshafte, feige, verlogene und verlumpte Individuum eines Söller zum Manne genommen habe, bloß weil ſie ſchon vierundzwanzig war und „nichts mehr zu verpaſſen“ hatte. Wir ſollen glauben, daß Alceſt für Sophie die höchſte Verehrung hegt und doch ihr das Schlimmſte zutraut, glauben, daß er eine edle, große Seele beſitzt und doch mit einem Verbrecher ſich vergleicht und aus dem Verbrechen ſüße Früchte für ſich pflücken will; daß ein Vater, dem in ſeinen Verhältniſſen die Tochter Alles iſt, um weiter nichts als einer elenden, müßigen Neugierde willen ſie als Diebin denunziert. — Das vermögen wir nicht. Und es iſt uns deshalb

auch unmöglich, uns mit dem gemütlichen Schluß, wo sich alle als Mitschuldige die Hände reichen, zu versöhnen. Dieser „Lumpenhund“ Söller mußte von den anderen, nachdem er sein ehrloses Sumpfen und Dahinstieren durch gemeinen Diebstahl gekrönt hatte, mit den Füßen weggestoßen werden. Um den vergnügten Ausgang war es dann freilich geschehen, und daß der Dichter einen solchen erstrebte, war sein verhängnisvoller Fehler. Dieser Fehler führt uns aber zur Erkenntnis eines tief in dem Dichter und namentlich in dem jungen Dichter liegenden Charakterzuges. Wie er diejenigen dramatischen Pläne, die sich im Motivenkreise der Mitschuldigen bewegten, wegen des drohenden tragischen Endes fallen ließ, so auch fast alle anderen so zahlreichen tragischen Pläne, mit denen er sich in seiner Jugend trug. Erst einige Jahre später raffte er sich zur Tragödie auf; aber auch dann sucht er dort, wo er persönlich im Spiel ist, dem tragischen Ausgang auszuweichen. Das hervorstechendste Beispiel ist Stella. — Er hatte es von der Mutter ererbt, das Traurige und Schreckhafte von sich fern zu halten. Ein Kleinerer hätte in der Dichtung nicht unter denselben Eigenheiten wie im Leben gelitten. Aber bei ihm war beides eins.

Eine andere merkwürdige Erscheinung bei den Mitschuldigen ist, daß er seine Arbeit daran mit dem dichtesten Schleier des Geheimnisses umgab. Während er von dem Schäferspiel, sowie von Dutzenden unausgeführter Entwürfe fortwährend bald zur Schwester, bald zu den Freunden plaudert, schweigt er über die Mitschuldigen völlig. Und doch scheint er auf das Werk ziemlich stolz gewesen zu sein. Wenigstens schenkte er später eine Abschrift Friederike Brion.

Nicht verkannt soll bei der Beurteilung des Stückes werden, daß es neben den durchgreifenden Schäden manches besitzt, das vor dem Talent des Dichters Respekt erweckt. Die rasch bewegte Handlung, die niederländische Kleinmalerei des ersten Aktes, die Situations- und Sprachkomik („Hirschapothekspropiser“) und Anderes verraten die seltene Begabung.

Sowohl die Laune des Verliebten als die Mitschuldigen haben noch die alte französische Theatertechnik sowie die alte Form, den Alexandriner. Das letztere ist besonders überraschend, da Goethe schon als Sechzehnjähriger den Alexandriner verspottete und im fünften Akt des (bis auf wenige Verse verlorenen) Belsazar zum fünffüßigen Jambus übergegangen war. Dasselbe Festhalten an der Tradition bemerken wir bei der 1767 zusammengestellten und kürzlich wieder aufgefundenen Gedichtsammlung „Annette“ sowie bei den „Neuen Liedern“, die er, mit Melodien von Bernhard Breitkopf versehen, 1769 anonym herausgab. Sie bewegen sich meist in der hergebrachten, wenn auch minder süßlichen Phraseologie, in dem gepuderten und gedrechselten Stil der deutschen und französischen Anakreontik und sind, was schlimmer ist, zum guten Teil gemachte Lieder: artige Geistesspiele über Liebe, Tugend, Sprödigkeit, Mondschein, Brautnacht, Weltlauf, hier und da ausgeschmückt mit lehrhaft altklugen Betrachtungen, die im Munde des jungen Studio possierlich genug klingen.

Wenn wir fragen, warum Goethe trotz besserer Erkenntnis, trotz aller ablehnenden Kritik die alten Bahnen verfolgte, so liegt die Erklärung nahe. Niemand verzichtet gern auf den Erfolg. Noch nicht mutig und stark genug, um das Publikum zu Neuem fortzureißen, bleibt er in den Dichtungen, die er für das Publikum bestimmt, auch dessen Geschmacke treu. Daß Goethe einem solchen äußeren Drucke unterlag, schon durch das Medium seiner Freunde, seines nächsten urteilenden und genießenden Publikums, können wir mit um so größerer Sicherheit behaupten, als wir andere Proben seiner Leipziger Lyrik besitzen, die er absichtslos hinwarf, mit ihnen nichts als eine Befreiung seiner Seele suchend. Wir haben aus ihnen einzelne der hübschesten Stücke, so aus den Oden an Behrisch, aus den Briefen an ebendenselben und an Riese in unsere Darstellung bereits verwebt. Wir wollen hier noch auf das Lied an Schlosser (aus dem Frühjahr 1766), in dem er in wehmütigen englischen Versen selbstquälerische Zweifel an seinem Wert als Mensch und Dichter ausspricht, und auf die rührenden

Verse an die Mutter (Mai 1767) hinweisen, in denen er sie sein langes Schweigen nicht mißzudeuten bittet:

. . . . Laß keinen Zweifel doch
Ins Herz, als wär die Zärtlichkeit des Sohns,
Die ich Dir schuldig bin, aus meiner Brust
Entwichen. Nein, so wenig als der Fels,
Der tief im Fluß, vor ewgem Anker liegt,
Aus seiner Stätte weicht, obgleich die Flut
Mit stürmschen Wellen bald, mit sanften bald
Darüber fließt, und ihn dem Aug entreißt,
So wenig weicht die Zärtlichkeit für Dich
Aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom,
Vom Schmerz gepeitscht, bald stürmend drüber fließt,
Und, von der Freude bald gestreichelt, still
Sie deckt, und sie verhindert, daß sie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt und ringsumher
Zurückgeworfne Strahlen trägt und Dir
Bey jedem Blicke zeigt, wie Dich Dein Sohn verehrt.

Betrachten wir diese intimen Gelegenheitsgedichte, so erhalten wir ein ganz anderes Bild von Goethes Leipziger Lyrik als aus der „Annette" und den „Neuen Liedern". In ihnen ruht ein Feuer, eine Tiefe und Wahrheit der Empfindung und sie glänzen durch eine Schönheit, Stärke und Selbständigkeit der Sprache, die wir in jenen Sammlungen nur ganz vereinzelt oder gar nicht treffen. Wie wenig erinnern sie an den blutjungen Studenten und an die ästhetische Atmosphäre, in der er aufgewachsen war und atmete! Wie weit überbieten sie selbst Klopstock, um nur diesen einen zu nennen! Kein Zweifel: diesen in seine Briefe still verschlossenen Liedern hatte die gesamte deutsche Lyrik der Zeit schlechthin nichts Gleichwertiges an die Seite zu setzen.

Goethe vernachlässigte in Leipzig auch die epische Dichtung nicht; so arbeitete er z. B. für Gellerts praktische Übungen kleine Romane in Briefform aus, denen er „leidenschaftliche Gegenstände" zu Grunde legte. Je weniger sie vor des Lehrers Auge Gnade fanden, um so lieber waren sie dem Schüler, und er bewahrte



sie vor dem Feuertode, zu dem er sonst die meisten Leipziger Versuche vor dem Abgang nach Straßburg verurteilte. Was aber auch unter dem Vernichteten oder später Verlorenen an epischen Dichtungen gewesen sein mag, sicherlich ist nichts dem packenden, von klopfendem Herzschlag durchzitterten Liebesroman gleich gekommen, der in erregten Stunden seinen Fingern in den Briefen an Behrisch entglitt.

Wenn Goethe, wie sein späterer Freund Jung-Stilling, geglaubt hätte, daß Gott zu ihm ein unmittelbares, persönliches Verhältnis habe, so wäre es durchaus begreiflich. Denn in einer wunderbaren Weise ordnen sich ihm die Lebensschicksale, die freudigen wie die leidigen, zu einem großen einheitlichen, zweckmäßigen Ganzen zusammen. So hätte er es als ein weises Walten der Vorsehung preisen können, daß er am Ausgange der Leipziger Epoche in schwere, langwierige Krankheit geworfen wurde. Denn es war notwendig, daß die Verworrenheit, in die er sittlich und geistig durch tausendfach neue, sich durchkreuzende Einflüsse geraten, in einer Periode der Abgeschlossenheit, der erzwungenen Ruhe und der Selbstprüfung der Klärung entgegengeführt wurde.

Viele Gründe wirkten nach seiner Darstellung zusammen, um eine gefährliche Krisis über ihn heraufzubeschwören. Auf der Reise nach Leipzig hatte er sich bei einem Wagenunfall die Brust überangestrengt, ein Schmerz war zurückgeblieben, der nach einem Sturz mit dem Pferde im Oktober 1767 sich verschärfte; beim Ätzen der Kupferplatten hatte er sich vor den Dämpfen der Ätzlösungen nicht genügend geschützt; dazu trat eine falsche Diät, das schwere Merseburger Bier, sein rücksichtsloses Einstürmen auf seinen Körper, bald aus Ausgelassenheit, bald aus Trübsinn, bald in übler Anwendung neuer Abhärtungstheorien à la Rousseau. Eine heftige Reaktion, die sich in einem Blutsturz äußerte, trat ein und ließ ihn tagelang zwischen Tod und Leben schweben. Mehrere Wochen verbrachte er auf dem Krankenlager und bedurfte

der sorgfältigsten Pflege. Wie wohlthuenden Balsam auf schmerzende Wunden empfand er die Liebe und Teilnahme, die rings um ihn sich regte und die, wie er meint, unverdient gewesen: denn es wäre unter den liebevollen Pflegern keiner gewesen, den er nicht irgendwie durch widerliche Launen verletzt hätte. Das ganze Breitkopfsche Haus, die Stocksche Familie und wir dürfen wohl hinzufügen die Schönkopfsche und Oesersche behandelten ihn wie einen nahen Anverwandten. Horn war ununterbrochen um ihn, der Assessor und Ratsherr Herrmann schenkte ihm jede freie Stunde, desgleichen nahmen sich Langer, der Bremer Kommilitone Gröning (später Gesandter und Bürgermeister der Hansestadt) und andere von ihm nicht näher genannte Persönlichkeiten seiner warm an. Man pflegte, man unterhielt, man zerstreute ihn, man fuhr den Rekonvaleszenten aus, man nahm ihn auf die benachbarten Landhäuser und erwies ihm sonst jede dienliche Erleichterung und Erquickung. So kam er allmählich zu Kräften. Noch aber hatte er bei weitem nicht die alte Gesundheit wiedererlangt, als er an seinem Geburtstag des Jahres 1768 Leipzig verließ, um in das Elternhaus heimzukehren. Nicht brachte er es über sich, von Schönkopfs Abschied zu nehmen. „In der Nachbarschaft war ich," schreibt er von Frankfurt aus an Herrn Schönkopf, „ich war schon unten an der Thüre und ging bis an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht hinaufzusteigen. Zum letzten Mal, wie wäre ich wieder heruntergekommen! . . . Ich brauche Sie nicht zu bitten, sich meiner zu erinnern; tausend Gelegenheiten werden kommen, bei denen Sie an einen Menschen gedenken müssen, der dritthalb Jahre ein Stück Ihrer Familie ausmachte, der Ihnen wohl oft Gelegenheit zum Unwillen gab, aber doch immer ein guter Junge war."



7. Wieder in der Heimat.

Mit welchen stolzen Hoffnungen mochte der Vater den hochbegabten Sohn vor drei Jahren zur Universität haben ziehen sehen und wie sah er ihn zurückkehren! Krank und welk, ohne Doktorhut, ja ohne merklich in seinem Fachstudium vorgerückt zu sein. Alles schien verloren: Zeit, Geld, Gesundheit, Studium. So gab es denn bei seinem Eintritt ins Elternhaus eine leidenschaftliche Scene, die die drückende Schwüle der nächsten Monate voraus verkündete. Wolfgang fand in der Heimat nichts, was ihn emporrichten konnte. Die kleine elterliche Familie litt unter einem stillen Gegeneinanderstreben und infolgedessen an einer Übellaunigkeit, die ihn, den Tiefverstimmten, noch tiefer niederdrückte. Der berufslose Vater hatte während des Sohnes Abwesenheit seine ganze erzieherische Energie der Tochter zugewandt und sie dadurch um manche unschuldige Freude der Jugend gebracht. Cornelie, das sonderbarste Gemisch von Strenge und Weichheit, von Eigensinn und Nachgiebigkeit, mit schärfster Kritik bewaffnet, die ihr übertrieben und erbarmungslos wie die eigenen Fehler so die der Anderen zeigte, konnte dem Vater seine harten Einseitigkeiten nicht verzeihen und hatte sich mit einem förmlichen Ingrimm gegen ihn erfüllt, den sie in ihrem Thun und Lassen nur zu deutlich enthüllte. Zum Ausgleich wandte sie mit um so stürmischerem Nachdruck die weiche, liebefähige Seite ihres Wesens dem von den ersten Kinderjahren an innig geliebten Bruder zu, für den zu leben und zu sorgen ihr die höchste und schönste Aufgabe erschien.

In seine Brust schüttete sie auch das reiche Maß von Klagen aus, das sich während der drei Jahre der Trennung bei ihr angesammelt hatte. Und doch vermochte der Bruder ihr nicht zu helfen und noch weniger ihr Verhalten zu billigen. Er mußte vielmehr der Mutter beistimmen, die gleich nach seiner Rückkehr sich bei ihm über das unfreundliche Betragen Corneliens gegen den Vater beschwerte. So stand er, der Hilfsbedürftige, zwischen den Nächsten, die mit Klagen übereinander oder mit stummen Vorwürfen, wie er sie aus den Blicken des Vaters las, sein wundes Gemüt belasteten.

Auch die Vaterstadt hatte nichts, was ihn erfreute. Gegen das freundliche, heitere Leipzig mit seinem angeregten, leichten Leben und der gefälligen, liebenswürdigen Art seiner Bewohner, deren Schwächen in der Ferne verblaßten, erschien sie ihm düsterer, stumpfer, bleierner denn je. Er verweilte deshalb am liebsten mit seinen Gedanken an den Ufern der Pleiße, und der eifrige Briefwechsel, den er dorthin unterhielt, ist angefüllt von Sehnsuchtsseufzern nach dem holden Kleinparis.

Die Ruhe und Pflege, die Goethe bei seinen Eltern genoß, führte anfänglich seine Genesung ein gutes Stück vorwärts. Bald aber traten neue Komplikationen ein, die gerade am Geburtstag Corneliens, am 7. Dezember, zu einer so heftigen Krisis führten, daß man zwei Tage lang für sein Leben fürchtete. Die Mutter wie er selbst vergaßen nie jene schrecklichen Tage und noch nach Jahrzehnten erinnerten sie sich gegenseitig daran, wie damals die verzweifelte Mutter sich zur Bibel geflüchtet und an dem Spruche sich aufgerichtet habe: „Du sollst wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samariä, pflanzen wird man und dazu pfeifen.“ Doch, als auch das Schlimmste überstanden war, kamen noch viele ernste Stunden, in denen die Familie traurig den Kopf hängen ließ. Nur der Kranke bewahrte die hohe Spannkraft seiner Seele. „Meine Munterkeit,“ so schreibt er am Jahresschlusse seinem Kätchen, „hat meine Familie getröstet, die gar nicht in einem Zustande war, sich, geschweige mich zu trösten.“

Bis zum März des nächsten Jahres war der Patient teils ans Bett, teils ans Zimmer gefesselt. In den folgenden Monaten machte sein Befinden stetige Fortschritte, nötigte ihn aber weiter zu einem stillen, zurückgezogenen Leben. So schmerzlich dem armen Füchslein, wie er sich in jenen Tagen gern nannte, die tiefe einsame Ruhe war, so konnte sich doch in ihr die in der Leipziger Krankenstube begonnene Klärung und Vertiefung fortsetzen. Nachdem er zweimal bis an „die große Meerenge, wo alles durch muß“, geführt worden war, sagte er sich von dem kahlen Rationalismus und noch mehr von der freigeistigen Verneinung, denen er in den vergangenen Jahren Einlaß gewährt hatte, los und wandte sich einem positiveren Erfassen von Gott und Welt zu. Unterstützt wurde dieser Umwandlungsprozeß durch die Einwirkung des zarten und frommen Fräuleins Susanna Katharina von **Klettenberg**, einer Freundin und Verwandten der Mutter. Die Klettenberg hatte, nachdem sie als Weltkind manche schmerzlichen Erfahrungen und Enttäuschungen erlebt, Frieden und Heiterkeit der Seele in Herrnhutischen Anschauungen gefunden. Mit Bewunderung sah Goethe, wie sie Alles, selbst eine chronische Krankheit, mit der größten Gelassenheit ertrug, indem sie dieselbe als einen notwendigen Bestandteil ihres vorübergehenden irdischen Seins betrachtete. Einer solchen hohen oder, wie der Dichter sie nennt, schönen Seele, die Himmelsluft umwebte, näherte er sich gern und es that ihm wohl, ihr sein Inneres zu öffnen und sie seine Unruhe, seine Ungeduld, sein Suchen, Forschen, Sinnen und Schwanken blicken zu lassen. Und wenn die fromme Freundin Alles darauf zurückführte, daß er keine Versöhnung mit Gott habe, und er ihr halb scherzend entgegenhielt, er glaube seinerseits Gott Einiges zu verzeihen zu haben; denn dieser hätte seinem unendlich guten Willen besser zu Hilfe kommen sollen, so liefen zwar die Unterhaltungen gewöhnlich in einen Streit oder in die Bemerkung der Klettenberg aus, „er sei ein närrischer Kerl“, aber sie hinterließen doch zugleich bedeutende Anregungen, denen Goethe weiter nachging, bis er sich eine wunderliche christlich-mythologische,

an den Neuplatonismus anknüpfende und trotz der christlichen Färbung pantheistische Weltordnung zurecht gezimmert hatte, bei der er eine vorläufige Beruhigung empfand.

Dieselbe Freundin, sowie ihr und sein Arzt Doktor Metz, führten ihn auch zu mystischen chemisch-medizinischen Studien und Arbeiten. Die Werke Georgs von Welling, des Paracelsus, Basilius Valentinus, van Helmont, die Aurea Catena Homeri wurden vorgenommen und teils von ihm allein, teils in Gemeinschaft mit der Klettenberg und der Mutter an stillen Winterabenden mit großem Ergötzen gelesen. Ihn zogen namentlich die Aurea Catena Homeri (die goldene Kette Homers), in der der Kreislauf der Natur halb mystisch, halb wissenschaftlich in schöner Verknüpfung dargestellt war, und der kühne, derbe, tiefsinnig-phantastische Paracelsus an, aus dessen Werken er in seine Tageshefte zahlreiche Notizen eintrug. Der Geist, der diese Werke beherrschte, war dem der Magie innig verwandt, und eine geheimnisvolle, übernatürliche Welt schien sich mit ihrer Hilfe dem jungen Adepten zu erschließen, vor dessen Auge schon der nachforschende Magus seine Zauberkreise zog. Nicht unversucht ließ er es (ebenfalls nach dem Beispiel der Klettenberg), auch auf dem Wege des chemischen Versuchs in den Zusammenhang der Dinge einzudringen. Er legte sich ein kleines Laboratorium an, operierte an seinem Windofen mit Kolben und Retorten, teils um sogenannte Mittelsalze herzustellen, teils um aus dem Kieselsaft eine jungfräuliche Erde abzuscheiden und deren Übergang in den Mutterzustand zu beobachten. Das gelang nun freilich nicht, aber Studien wie Experimente brachten ihn der methodischen Chemie unter Anleitung des chemischen Kompendiums von Boerhave näher und gaben ihm zugleich treue Farben und glückliche Motive für den keimenden Faust.

Neben den philosophisch-chemisch-medizinischen Studien gingen historisch-philologisch-ästhetische und juristische her, bei denen wir deutlich Goethes Hinneigung zur Natur und zur Erfahrung beobachten können. Wo in seiner Lektüre etwas von dem Vorzug des Ursprünglichen und aus der Erfahrung Geschöpften vor der

grauen Theorie und dem bloß Erlernten an sein Ohr klingt, da ruft es ein lautes Echo wach.

Dichterische Thätigkeit können wir in Frankfurt nur wenig bemerken. Er giebt den Leipziger Dichtungen die letzte Feile und arbeitet an einem Märchen und an einer Farce, von denen wir nichts Näheres wissen. Eine Periode, in der er pflügt und sät und sein Herz brach liegt, war nicht zum Ernten geschaffen.

Als das nächste Frühjahr herankam, fühlte Goethe seine Gesundheit, noch mehr aber seinen Mut wieder so weit gewachsen, daß er glaubte, das juristische Studium auf einer zweiten Universität vollenden zu können. Jedenfalls wünschte er, recht bald wieder von Frankfurt fortzukommen. Die dicke Luft der Heimat lastete auf ihm und sein Verhältnis zum Vater war so unerquicklich wie möglich. Wie der Vater, ungeduldig über die lange, widrige Unterbrechung der Laufbahn des Sohnes, diesen manchmal aufs empfindlichste durch die Andeutung kränkte, es läge nur an seinem Willen, damit es rascher vorwärts ginge, so beleidigte der Sohn ihn wiederum durch jugendlich unbesonnenen Widerspruch und durch altkluge Kritik, die Einsicht und Geschmack des Vaters in ein übles Licht setzten. Es gab peinliche Zusammenstöße, deren Folgen die Mutter nur kümmerlich zu verwischen vermochte.

Als zweite Universität hatte der Vater für seinen Wolfgang Straßburg ausgesucht. Von dort aus sollte er nach der Promotion eine Reise durch Frankreich machen und einen längeren Aufenthalt in Paris nehmen. Wolfgang ließ sich diese Pläne, die ihm viel Angenehmes versprachen, gern gefallen und mit leichtem Herzen, wie im Herbst 1765, verließ er jetzt Ende März 1770 seine Vaterstadt.

8. Straßburg.

In die lichtesten Farben hat Goethe die Schilderung seines elsässischen Aufenthaltes getaucht. Mit fühlbarem Entzücken weilt seine Erinnerung auf den anderthalb Jahren, die er dort verbracht. Seine Darstellung wird gehobener, wärmer, beredter, ja bisweilen überfliegt sie ein schwärmerischer Hauch. Er nennt das Land ein neues Paradies und zeigt es uns mit immer erneutem Wohlgefallen. Bald stellt er uns auf die hohe Warte Straßburgs, bald auf eine Anhöhe der Vogesen, bald auf eine Bodenschwelle der Ebene. Von wo sich nur ein weiterer Blick eröffnet, läßt er es in prangender Herrlichkeit und gesegneter Fülle vor uns sich ausbreiten. Nie vermag er von dem teuren Land zu sprechen, ohne ihm ein auszeichnendes Beiwort zu geben. Selbst sein Äther muß immer in besonderer Frische und Klarheit erscheinen.

Nach des Dichters Angabe hätte ihn sogleich im ersten Augenblick eine freudige Begeisterung über die neue Heimat ergriffen. Er wäre unmittelbar nach seiner Ankunft auf die Plattform des Münsters geeilt, und als sich dort vor seinem Auge das weite, reiche Land in vollem Sonnenglanz entfaltete, da hätte er dem Schicksal gedankt, daß es ihm für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt habe.

In Wirklichkeit war das Gefallen anfangs ein gedämpftes. Weder der Halbgesunde, noch der Frankfurter, der aus den anmutigfruchtbaren Main- und Rheingegenden kam, konnte von den milden Reizen der elsässischen Landschaft in so starkem Maße hingerissen

sein. Aber die schwellende Lebensfreude, die, nach den ersten blassen Wochen, beständig steigend sich ihm mitteilte und ihn mit nie gekanntem Wohl- und Hochgefühl durchströmte, vergoldete ihm jeden Winkel des Landes: und was die Gegenwart offen ließ, vollendete die verklärende Erinnerung, in der der Dichter das Elsaß, wo er seine körperliche und geistige Wiedergeburt erlebt hatte, nur noch als ein einziges, in flutendem Lichte schwimmendes Bild sah.

Am 2. April kam Wolfgang in Straßburg bei noch schwankender Gesundheit an. Als er in die ehemalige deutsche Reichsstadt einfuhr, ahnte er, daß es sich hier entscheiden müsse, ob er als Kränkling weiter die wichtigsten Jahre seiner Entwickelung durchleben und ob die hohen Träume seiner Jugend von zukünftigem Glück und zukünftiger Größe wie Seifenblasen zerstieben sollten oder nicht. Von solchem Zweifel gedrückt schlug er, kaum im Wirtshaus zum Geist abgestiegen, ein Denkbüchlein auf, das ihm Rat Moritz auf den Weg gegeben, und fand den Bibelvers: „Mache den Raum deiner Hütten weit und breite aus die Teppiche deiner Wohnung, spare seiner nicht. Dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest. Denn du wirst ausbrechen zur Rechten und zur Linken“, und wundersam war er bewegt. Der tröstende Zuspruch des Bibelorakels mochte dazu beitragen, die gottvertrauende, religiöse, weiche Stimmung, die in ihn unter dem Einfluß der Klettenberg und der Krankheit eingezogen war, noch eine Zeitlang zu erhalten.

„Wie ich war, so bin ich noch,“ schreibt er in den ersten Straßburger Tagen an den Leipziger Stubennachbar, den Theologen Limprecht, „nur daß ich mit unserm Herrgott etwas besser stehe und mit seinem lieben Sohn Jesu Christo.“ „Wer nicht wie Elieser,“ predigt er einige Monate später einem Freunde in Worms, „mit völliger Resignation in seines Gottes überall einfließende Weisheit das Schicksal einer ganzen zukünftigen Welt dem Tränken der Kamele überlassen kann, der ist freilich übel dran, dem ist nicht zu helfen. Denn wie wollte dem zu raten

sein, der sich von Gott nicht will raten lassen.... Reflexionen sind eine sehr leichte Ware, mit Gebet dagegen ist's ein sehr einträglicher Handel; eine einzige Aufwallung des Herzens im Namen des, den wir inzwischen einen Herrn nennen, bis wir ihn unsern Herrn betiteln können, und wir sind mit unzähligen Wohlthaten überschüttet .... Der Himmelsarzt hat das Feuer des Lebens in meinem Körper wieder gestärkt."

Straßburg, in dem damals außer der Garnison und den Beamten wenig an die Zugehörigkeit zu Frankreich erinnerte, machte beim Eintritt auf Goethe einen geringen Eindruck. „Es ist nicht ein Haar besser noch schlimmer als alles, was ich auf der Welt kenne, d. h. sehr mittelmäßig." So urteilt er nach den ersten vierzehn Tagen. Aber je mehr die trüben Augen sich erhellen, je mehr steigt die Stadt in seiner Wertschätzung.

Ein nicht geringer Anteil an diesem Umschwunge muß seiner Mittagsgesellschaft zugesprochen werden. Er speiste bei den Jungfern Lauth in der Knoblauchsgasse und fand dort einen sehr angenehmen Kreis. Es waren anfangs ungefähr zehn, später zwanzig wackere Genossen beisammen, fast sämtlich einem höheren Zuge folgend, der Mehrzahl nach Mediziner. Ihr Oberhaupt war der Aktuarius beim Vormundschaftsgericht Johann Daniel Salzmann, ein Junggeselle von 48 Jahren, der in seinem Amte sich der Witwen und Waisen aufs fürsorglichste annahm. Erfahrungen, Lektüre, Nachdenken hatten ihm einen reichen Schatz von Lebensweisheit zugeführt, und da sie sich mit Milde, Würde, männlicher Tüchtigkeit und einem reiferen Alter paarte, so war ihm seit Jahren die Leitung der Tafelrunde zugefallen. Sein reges litterarisches Interesse verband die jungen Tischgenossen über die Tafel hinaus in einer Gesellschaft der schönen Wissenschaften, in der er ebenfalls das Scepter führte. Von allen Genossen schloß sich ihm Goethe am engsten an, und auch er gewann den feinfühligen und feurig strebenden Jüngling herzlich lieb. Dem Alter nach stand Salzmann am nächsten ein Ludwigsritter, wie Goethe ohne nähere Namensangabe einen pensionierten fran-

zösischen Hauptmann nennt; eins der sonderbarsten Originale, das an der fixen Idee litt, daß alle Tugend von dem guten Gedächtnis, alle Laster von dem Vergessen herrührten, und daß er leider diesen Lasterquell in sich trage. Ein anderes Mitglied der Tischgesellschaft war der Theologe Franz Lerse aus Buchsweiler im Elsaß, Goethes Liebling und von ihm im Götz verewigt. Seinem sauberen, netten Äußeren entsprach sein Inneres. Ein redlicher, klarer, bestimmter Jüngling von reiner, edler Seele, die ihm Aller Vertrauen erwarb und ihn befähigte, bei Händeln als Schiedsrichter zu fungieren. Sein Sinn für Kunst und Dichtung und sein trockener Humor rundeten seine Persönlichkeit angenehm ab. Von ganz anderer Art war der Mediziner Meyer von Lindau, ungewöhnlich schön, begabt, witzig, aber von unbezähmbarem Leichtsinn. Unter den übrigen Mitgliedern des kleinen Zirkels standen noch zwei Elsässer Goethe nahe: der Theologe Weyland und der Jurist Engelbach, dieser nur noch die ersten Monate mit ihm in Straßburg vereinigt.

Einen wertvollen Zuwachs erfuhr die Vereinigung bei Beginn des zweiten Semesters durch Heinrich Jung, genannt Stilling. Er war ein Mann von großer Zartheit und tiefer Religiosität, dem es erst jetzt mit dreißig Jahren nach seltsamen Schicksalen gelungen war, sich dem Studium der Medizin zu widmen. Sein unverwüstlicher Glaube an Gott beruhte auf den mannigfachen Wechselfällen seines Lebens, in denen er überall das unmittelbare Eingreifen und den persönlichen Anteil Gottes an ihm zu erkennen glaubte. Im übrigen war er eine gründlich gebildete und für alles Gute und Schöne höchst empfängliche Natur. Er war zusammen mit einem älteren Chirurgen Troost, der in Straßburg sich über die Fortschritte seiner Kunst unterrichten wollte, eingetroffen und beim Lauthschen Mittagstisch erschienen. Die Schilderung, die er von seinem Eintritt dort gegeben, verkörpert ihn, Goethe und die ganze Gesellschaft so trefflich, daß wir sie mit einigen Kürzungen an Stelle einer Illustration einrücken können. „Es speisten ungefähr zwanzig Personen an dem Tisch, und sie

(Stilling und Troost) sahen einen nach dem anderen hereintreten. Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs mutig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troosts und Stillings Augen auf sich; ersterer sagte gegen den letzteren: das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herr Goethe nannte ... Herr Troost sagte leise zu Stilling: Hier ist's am besten, daß man vierzehn Tage schweigt. Letzterer erkannte diese Wahrheit, sie schwiegen also, und es kehrte sich auch niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüber wälzte: er saß Stilling gegenüber und er hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte ..... Herr Troost war schön und nach der Mode gekleidet; Stilling auch so ziemlich. Er hatte einen schwarzbraunen Rock mit manchesternen Beinkleidern: nur war ihm noch eine runde Perücke übrig, die er zwischen seinen Beutelperücken doch auch gern verbrauchen wollte. Diese hatte er einmal aufgesetzt und kam damit an den Tisch. Niemand stieß sich daran, als nur Herr Waldberg von Wien (wahrscheinlich Meyer). Dieser sah ihn an, und da er schon vernommen, daß Stilling sehr für die Religion eingenommen war, so fing er an und fragte ihn, ob wohl Adam im Paradiese eine runde Perücke möchte getragen haben. Alle lachten herzlich bis auf Salzmann, Goethe und Troost; diese lachten nicht. Stillingen fuhr der Zorn durch alle Glieder, und er antwortete darauf: ‚Schämen Sie sich dieses Spottes! Ein solcher alltäglicher Einfall ist nicht wert, daß er belacht werde.‘ Goethe aber fiel ein und versetzte: ‚Probier' erst einen Menschen, ob er des Spottes wert sei! Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der keinen beleidigt hat, zum besten zu haben!‘ Seit dieser Zeit nahm sich Herr Goethe Stillings an, besuchte ihn,



gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm und bemühte sich bei allen Gelegenheiten, Stillingen Liebe zu erzeigen."

Noch war Jung in Straßburg nicht eingetroffen, als Goethe zu Johannis 1770 mit Weyland, der eine ausgebreitete Bekanntschaft und Verwandtschaft im Lande hatte, eine Reise nach dem unteren Elsaß und dem nördlichen Lothringen unternahm, bei der man zugleich Engelbach nach Saarbrücken das Geleit gab. Zunächst ritten die Freunde nach Zabern, wo sie das bischöfliche Schloß und die kühne Bergstraße, „die Zaberner Stiege", bewunderten, dann nach Buchsweiler, wo Weylands Eltern eine gute Aufnahme vorbereitet hatten, von dort über den Bastberg, auf dem die versteinerten Muscheln Goethes volle Aufmerksamkeit erregten, nach Lützelstein und dann im Thal der Saar abwärts nach Saarbrücken. Hier kam Goethe in ein reiches, industrielles Gebiet, das er dank seinen Beziehungen zu dem Saarbrücker Präsidenten von Günderode sorgfältig durchforschen konnte. Der Betrieb der Steinkohlengruben, der Glas- und Eisenhütten, der Alaunwerke und anderer industrieller Anlagen fesselte sein großes, nach allen Seiten hin ausblickendes Auge und flößte ihm die erste Lust zu technischen und wirtschaftlichen Unternehmungen ein, die er später in seinem Weimarischen Amt so vielfach bethätigt hat. Nachdem die Freunde sich in Saarbrücken von Engelbach, der dort eine Ratsstelle antrat, getrennt hatten, wandten sie sich über Zweibrücken zurück nach dem Elsaß, das sie bei der Felsenfestung Bitsch wieder betraten. Auf dem weiteren Wege durch das Bärenthal, in dessen Urwäldern die Stämme zu Tausenden faulten, traf Goethe von neuem Eisen- und Kohlenwerke, während in den Bädern von Niederbronn ihn der Geist des Altertums umspülte, dessen Trümmer in Resten von Reliefs, Säulenknäufen und -schäften ihm mitten aus den Bauerngehöften gar seltsam entgegenleuchteten und ihm nicht lange nachher den fein abgestimmten Hintergrund zu seinem „Wanderer" lieferten. Goethe will von dort über Reichshofen und Hagenau einen Besuch im Pfarrhaus

zu Sesenheim abgestattet haben, aber wir wissen, daß er erst einige Monate später in das denkwürdige Haus kam.

Mit neuer Lebenskraft und Lebenslust von der schönen Reise heimgekehrt, pflegte er mehr und mehr eine heitere, abwechselungsreiche Geselligkeit. Zwar den Umgang mit den frommen Leuten, an die er namentlich durch die Klettenbergin empfohlen war, gab er nach kurzer Zeit auf, da sie ohne den Geist der Freundin mit ihren eintönigen, erbaulichen Betrachtungen ihm bald von Herzen langweilig wurden. Dagegen hatte er sich von Salzmann in zahlreiche Familien einführen lassen, in deren Mitte er viele Stunden verbrachte. Der Familienverkehr regte in ihm das Bedürfnis an, seine lange brachgelegenen, geselligen Talente auszubilden, und während er in Leipzig dem Rat der Frau Böhme, Kartenspiele zu lernen, mit Trotz begegnet war, folgte er jetzt willig dem gleichen Rate seines väterlichen Freundes. Auch seine alte Abneigung gegen das Tanzen überwand er und gab sich, nachdem er vorher auf den Tanzböden der Vorstädte mit den geputzten Mägden die Taktfähigkeit seiner Glieder erprobt hatte, bei einem französischen Tanzmeister in die Lehre.

Dieser Unterricht führte Goethe zu einem kleinen Liebesabenteuer, das ihn über seine gefährliche Zündkraft aufklären sollte. Der Tanzmeister hatte zwei hübsche, junge Töchter, die den Vater im Unterricht unterstützten. Der Schüler wirkte magnetisch auf die Herzen beider, jedoch stärker auf das der älteren, Lucindens; aber auch Emilien, der jüngeren, die Herz und Hand bereits vergeben hatte, begann nach einiger Zeit vor dem schönen Studenten bange zu werden. Sie bat ihn, ihr Haus zu meiden, was er um so eher könne, als er den Tanzkursus bereits mit größtem Erfolg durchlaufen habe. „Und damit es wirklich das letzte Mal sei, daß wir uns sprechen, so nehmen Sie, was ich Ihnen sonst versagen würde," und küßte ihn aufs zärtlichste. In diesem Augenblicke flog die Seitenthür auf, Lucinde stürzte heraus und überhäufte ihre Schwester mit leidenschaftlichen Vorwürfen. Es sei nicht das erste Herz, das sie ihr entwende,

tausend Thränen hätten sie schon die Triumphe der Schwester gekostet. „Nun hast du mir auch diesen weggefangen. . . . Ich weiß, daß ich ihn verloren habe, aber du sollst ihn auch nicht haben." Bei diesen Worten faßte sie den verwirrten und erschrockenen Goethe beim Kopfe und küßte ihn wiederholt auf den Mund. „Fürchte meine Verwünschung, Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige, die zum erstenmal nach mir diese Lippen küßt!" Sie glaubte mit der Verwünschung die Schwester zu treffen. Goethe entzog sich den unheimlichen Liebkosungen und verließ das Haus, um es nie wieder zu betreten. —

Wenn wir Goethe gegen Ende des ersten Semesters bereits inmitten eines weiten und großen Verkehrs und bald auf Reisen, bald in Straßburg finden und wenn wir, wie wir bald Gelegenheit haben werden, neben diesen geselligen Zerstreuungen eine vielseitige Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft beobachten, so fragen wir uns mit einiger, dem väterlichen Herzen entlehnter Sorge: Wie steht es mit dem Fachstudium? Wiederholt sich hier das Leipziger Spiel, daß der ungeheure Lern- und Lebenstrieb des Jünglings ihn seinen nächsten Aufgaben entrückt und damit die sichere Grundlage der Zukunft wankend macht?

Das Schicksal, das ihm so oft freundlich war, hatte ihn zum guten Glück nach Straßburg geführt. Obwohl die Stadt noch ganz deutsch war, so hatte doch an der Universität französische Art einen gewissen Einfluß gewonnen. So folgte man beim juristischen Studium dem auf das Praktische gerichteten Sinn der Franzosen und verlangte von dem Rechtsbeflissenen keine Kunde der geschichtlichen und philosophischen Entwickelung, sondern einzig und allein die Kenntnis des geltenden Rechts. Diese wurde ohne besondere Mühe von sogenannten Repetenten oder, nach unserem heutigen Sprachgebrauch, von Einpaukern den jungen Juristen beigebracht. Goethe bediente sich eines solchen Beistandes, und da er die letzte Zeit in Frankfurt gut genützt hatte und er überdies von seinen Knaben- und den Leipziger Universitätsjahren her mehr besaß, als er glaubte, so gelang es ihm trotz aller

ernsten und heiteren Ablenkungen am Ende des Sommersemesters auf die leichteste Weise, sein Kandidatenexamen zu bestehen. Er war von nun ab von der Verpflichtung, Vorlesungen zu hören, befreit; es kam vielmehr nur noch darauf an, daß er sich durch eine Dissertation die Doktorwürde erwerbe, um sich durch sie die Rechtslaufbahn zu eröffnen. Die Dissertation, zu deren Ausarbeitung Wolfgang sich einen Zeitraum von einem Jahre ließ, nahm ihn wenig in Anspruch. Er verfügte daher von Oktober 1770 ab über sehr viel freie Zeit.

Eine weniger gediegene Natur als die seinige wäre bei so reichlicher Muße und so verführerischen Vorbedingungen, wie ausgiebige Geldmittel, ausgedehnter und angeregter Verkehr, jugendliche Lebenslust und Frauengunst, entartet. Für die seinige waren sie ein Mittel, um die großartige Harmonie seines Geistes herzustellen. Einen guten Teil seiner freien Zeit verwendete er zur Erweiterung seiner medizinischen Kenntnisse. Für die Medizin war sein Interesse schon in Leipzig durch die Tischgesellschaft bei Hofrat Ludwig geweckt worden. In Frankfurt hatte er in der Krankenstube die Disciplin weiter verfolgt, und es hätte in Straßburg kaum des täglichen Umgangs mit Medizinern bedurft, um ihn anzureizen, sich in der ärztlichen Wissenschaft genauer als bisher umzusehen. In einem Umfang, als ob die Medizin sein künftiger Beruf werden sollte, lag er vom Beginn des zweiten Semesters diesem Studium ob. Er arbeitete auf dem Sezierſaal, besuchte die innere und geburtshilfliche Klinik und versäumte daneben nicht die Hilfswissenschaften, wie die Chemie, die seine heimliche Geliebte geblieben war. Auf diese Weise begann er auf einem Gebiete sich heimisch zu machen, auf dem er später zu sehr belangreichen Ergebnissen gelangen sollte.

Eine Nebenwirkung des medizinischen Studiums war ihm nicht unerwünscht. Es heilte ihn von jeglichem Widerwillen gegen das Häßliche und Ekelhafte am kranken oder toten Körper. Auch von anderen physischen und geistigen Schwächen suchte er sich zu befreien. So bekämpfte er das Schwindelgefühl, indem er den

höchsten Gipfel des Münsters erstieg, in dem sogenannten Hals unmittelbar unter dem Knopf etwa eine Viertelstunde saß und dann ins Freie auf eine Platte trat, die kaum eine Quadratelle groß war, so daß es ihm war, als ob er in der Luft schwebe. Dies Experiment wiederholte er so oft, bis er auf den schwindelerregendsten Stellen sich mit gänzlicher Sicherheit bewegen konnte. In ähnlicher Weise beseitigte er seine Empfindlichkeit gegen starken Schall. Abends beim Zapfenstreich ging er neben den Trommlern her, ob ihm auch deren Wirbel das Herz im Busen hätte zersprengen mögen. Auch die bangsame Furcht vor Kirchhöfen, Kirchen und anderen einsamen Orten, sobald sie im Dunkeln liegen, rottete er durch häufige nächtliche Besuche so mit der Wurzel aus, daß er späterhin mit allen Künsten der Einbildungskraft kaum wieder die Schauer der Jugend sich zurückrufen konnte.

Es hätte nicht gelohnt, diese kleinen Züge dem Dichter nachzuerzählen, wenn sie nicht die strenge Selbsterziehung und die außerordentliche, gegen seine eigenen Schwächen gerichtete Energie bekundeten. Wer von den vielen tausend tapferen Männern, die am Schwindel leiden, würde ihm jene halsbrecherischen, verwegenen Abhärtungsversuche an der Spitze des Münsters nachmachen? Freilich schien es ihm des Lohnes wert, den Münster bis zur letzten Kreuzblume zu erklettern und alles, was ihn daran hinderte, rücksichtslos niederzukämpfen. Denn das herrliche Werk Erwins von Steinbach war vom ersten Augenblick an für ihn eine immer reicher fließende Quelle höchsten Genusses geworden. Hier begegnete er einem Kunstwerk von nie geschauter Größe, Erhabenheit und Schönheit. Seine Seele war voll von ihm wie von den Freuden des Himmels, und er kehrte des Abends und des Morgens zu ihm zurück, um es von allen Seiten, aus allen Entfernungen und in jedem Lichte zu betrachten. „Wie oft hat die Abenddämmerung,“ ruft er wenige Monate nach dem Abschiede von Straßburg in dem Aufsatze von deutscher Baukunst aus, „mein durch forschendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Teile zu ganzen Massen

chmolzen und nun diese einfach und groß vor meiner Seele tanden. Wie frisch leuchtete er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegenstrecken, schauen die großen harmonischen Massen zu unzählig kleinen Teilen belebt!" Das gewaltige mächtige Werk schien ihm nicht von Menschenhand, sondern eine Schöpfung der Natur zu sein, so Alles bis in das Kleinste hinein Gestalt, so Alles zweckend zum Ganzen. Mit Grimm warf er die alten ästhetischen Irrlehren vom Ungeschmack des gotischen Stils hinweg. Unter gotisch hatte man ihn alles Ungeordnete, Unnatürliche, Widerspruchsvolle verstehen gelehrt, jetzt schien es ihm das Geordnetste, Natürlichste, Zusammenstimmendste zu sein, das es geben könne. Und was man auf zerflickt, überladen, von Zieraten erdrückt genannt hatte, schien ihm der angewachsene, sinnreichste, schönste Schmuck zu sein, durch eine göttliche Eingebung erfunden, um die Schwere der Massen aufzuheben und dem Ganzen ebenso den Eindruck unerschütterlicher Festigkeit wie anmutiger Gefälligkeit zu geben. Nicht lange genügte ihm das bloße Schauen und Staunen. Er begann zu untersuchen, zu messen und zu zeichnen. Er bemühte sich, das Fehlende und Vollendete in der Zeichnung herzustellen, besonders den Turm. Seinem feinen Auge ergab sich dabei die Vermutung, daß für den Turm eine fünfspitzige Krönung ursprünglich geplant gewesen sei, eine Vermutung, die zu seiner freudigen Überraschung in dem Originalrisse ihre Bestätigung fand.

Der auf französischem Boden für das Vaterländische erglühende Jüngling glaubte in der Gotik den echten deutschen Stil sehen zu dürfen: mit Begeisterung taufte er gotisch in deutsch um und verkündete in dem brausenden Nachhall der Straßburger Münsterstudien „Von deutscher Baukunst Erwins von Steinbach" die Herrlichkeit dieses Stils der Mitwelt mit flammender Zunge.

9. Der Beginn der litterarischen Revolution.

Wie einst Lessings Laokoon den Glauben des jungen Goethe an die herrschenden Lehrsätze der Ästhetik erschüttert hatte, so jetzt das himmelstrebende, schönheitsvolle Baudenkmal Erwins. Und um wie viel stärker das Kunstwerk als die Kritik wirkt, um so viel stärker war die Erschütterung. Zudem bestätigte ihm das Werk dunkel vorgeahnte Einsichten über das Wesen der Schönheit und das Walten des Genies und öffnete breiter die Pforten seiner Seele zu einer neuen Offenbarung über Welt, Leben und Kunst, die sich in Straßburg über ihn ergoß und an ihm den begeistertsten Jünger und glänzendsten Erfüller fand.

Diese neue Offenbarung, deren Wirkung Goethe richtig als die deutsche litterarische Revolution bezeichnet, hatte sich von lang her vorbereitet.

Der dreißigjährige Krieg hatte die geistige und materielle Kultur Deutschlands verschüttet, und die unsägliche, allmählich noch wachsende, politische Zersplitterung Alles ins Enge und Unbedeutende gerückt. Armselig und kleinlich: diese beiden Worte charakterisieren die deutschen Zustände in dem Jahrhundert von 1648—1740. Die Naturkraft des deutschen Volkes war aber zu urwüchsig, um dauernd in dieser kleinlichen Armseligkeit verharren zu können. Wie es sich ihr langsam auf materiellem Gebiete entrang, so auch auf geistigem.

Seit 1740 sehen wir bald hier, bald dort, bald unter dieser, bald unter jener Form den deutschen Geist sich aufrichten gegen

die Schlaffheit, Schiefheit und Engbrüstigkeit, in die er verfallen war. Von Süden, von der Schweiz her entströmte der Theorie, vom Norden den Thaten des Preußenkönigs ein frischer Luftzug, der die Phantasie als die Mutter alles Bedeutenden weckte.

Die Erscheinung Friedrichs des Zweiten gab aber daneben durch ihre Größe ein Bewußtsein von dem Kleinen, in dem man lebte. An seiner Persönlichkeit wie an seinem Staate, der sich neben den anderen deutschen morschen, verbauten oder winzigen Staatsgerüsten durch sein mächtiges, ehernes, blankes, zweckmäßiges Gefüge imponierend erhob, konnten sich die jugendlichen Seelen emporrecken, gleichviel wie sie sich mit ihren Sympathien zu ihm stellen mochten.

Es war gewiß kein Zufall, daß drei der Reformatoren des deutschen Geisteslebens, die vor allem durch die Größe ihrer Gedanken wirkten (Winckelmann, Hamann, Herder) aus Preußen stammten und daß zwei andere (Klopstock und Lessing) in hohem Grade unter preußischem Einfluß standen.

Nachdem Klopstock das deutsche Empfindungsleben aufgerüttelt hatte, ergänzte das herrliche Schwert Lessings und durchhieb die Netze mißverstandener Kunstlehren, falschen Regelzwanges, toten Buchstabenglaubens und liebloser Orthodoxie. Und neben die reinigenden Arbeiten stellte er die schöpferischen, in denen er mit Klopstock wetteifernd seine Landsleute vom Geschmack am Platten und Mittelmäßigen entwöhnen half.

Aber die Pflugschar mußte tiefer in den deutschen Geistesboden einreißen, ehe eine neue Saat kräftig daraus emporsprießen konnte. Einem solchen Umpflügen kam auch die Sehnsucht der Zeit entgegen. Es war insbesondere die vorwärts stürmende Jugend, die mit einer Besserung des Alten nicht abzufinden war. Nicht Reformation, sondern Revolution war ihre unausgesprochene Losung. Und so bildete sich eine Epoche heran, in der man sich nicht mehr mit dem Großen begnügte, sondern das Ungeheure und Unfaßliche verlangte, in der nicht mehr das Helle und Klare, was jedermann sieht und sehen kann, befriedigte, sondern das

Halbdunkle, das uns himmlische Wahrheiten und Schönheiten erahnen, fühlen, erträumen läßt dort, wo Verstand und Auge nicht mehr hinreichen. Denn mit richtigem Instinkt fühlte man, daß das Sicht- und Faßbare, Zeig- und Lehrbare nicht das Letzte sein könne; es mußte Wurzeln haben, die im Verborgenen liegen und sich nur dem ahnenden Geiste andeutend erschließen. Deshalb wendete man der verstandesmäßigen Lehre und Aufklärung ebenso den Rücken wie der gläubigen Unterwerfung unter irgend ein Dogma, System oder Lehrbuch. Mit Inbrunst umfaßte man dagegen den ästhetischen und religiösen Mystizismus. Und um so lieber neigte man zu ihm hin, als auf unserem Vaterlande eine so öde Nüchternheit lagerte, daß man glücklich war, sich am Mystisch-Erhabenen, traumhaft Geschauten berauschen zu können. Durch eine solche Hingabe an das Mystische gewann man zugleich einen Zusammenhang mit geheimnisvollen Kräften, die das Weltganze durchweben und durchwehen, und je weniger man in dem absolutistischen Staate bedeutete, je mehr man sich in ihm als bloße Ziffer, als blut- und geldsteuerzahlende Puppe fühlte, um so mehr war man davon entzückt, ein Teil des unendlich Großen, ein Stück des Weltgeistes zu sein und an einer Souveränetät teilzunehmen, die der kleinen irdischen Duodezsouveränetät geringschätzig spottete.

Was das Individuum vom Göttlichen in sich trug, war sein G e n i u s. Dieser Genius konnte und durfte volle Freiheit von allen Menschensatzungen in Leben, Kunst und Wissenschaft beanspruchen. Was Menschen gesetzt und bestimmt hatten, war Einschränkung, Willkür, Ungerechtigkeit. Nicht also im Gehorsam gegen das Gesetz und gegen die Regel, sondern nur im Gehorsam gegen den Genius konnte das Heil liegen. Wer siegreich vorwärts schreiten wollte, mußte s e i n e n Weisungen folgen d. h. kein Regelmensch, kein Nachbildner, sondern ein O r i g i n a l sein.

Außer in der Stimme des eigenen Genius fand man die reine Offenbarung des göttlichen Geistes nur noch in der N a t u r. Daher „Anschluß an die Natur" der bald andächtige, bald bacchantische

Ruf der feiner organisierten, strebenden Jugend. Demgemäß fand man in der Poesie das Höchste und Größte, was Menschen je geleistet, da, wo die Einzelnen oder die Völker ohne Regelzwang ganz der Eingebung des Genius gefolgt waren; bei den Griechen in Homer, bei den Schotten in dem keltischen Barden Ossian, bei den Engländern in Shakespeare; sodann in der Bibel und im Volkslied. Auf diesem Wege suchte die Jugend sich wenigstens innerlich zu befreien, das Recht des Subjekts, die Möglichkeit der naturgemäßen Entfaltung und ungehinderten Bewegung wenigstens im Reiche des Geistes zu erlangen, da ihr äußerlich Staat und Gesellschaft Hand- und Fußschellen anlegten, die Perücke aufs Haupt drückten, mit Schminke und Puder das Gesicht verklebten und bestäubten und sie durch zierliche Manschetten und Brustkrausen an ungeniertem Dehnen und Recken hinderten. Eine Jugend mit solchen starken, siedenden Gefühlen bedurfte der teilnehmenden Seelen, in die sie ihr volles Herz ausschütten konnte; daher sich ein in Deutschland nie erlebter Freundschaftskultus entwickelte. Eine Jugend mit solchem Kraft- und Souveränetätsbewußtsein bedurfte der Aktion. Da aber in dem schläfrig dahinschleichenden bürgerlichen Leben unseres guten Vaterlandes entweder nichts geschah oder Alles so geschah, daß es auf die geleiteten Massen wie Regen und Schnee niederfiel, und da die Machtmittel fehlten, an diesen Zuständen etwas zu ändern, so warf sich das ganze Aktionsbedürfnis auf die Dichtung, und man verlangte in ihr überall Handlung, leidenschaftliche, stürmische Handlung. Daß endlich die bisherige Sprache nicht als Bett für die neue, übermächtige Flut der Gefühle genügen konnte, war klar. Nicht der wohlgeordnete Fluß der Rede, sondern nur ein begeistertes Stammeln, ein ekstatisches Lallen konnte von dem inneren Drängen und Stürmen Kunde geben. — —

So etwa stellt sich uns der Geisteszustand, stellen sich uns die Anschauungen, Bestrebungen, Erscheinungen dar, die als wahrhaft revolutionär in Deutschland im siebenten und achten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts hervortraten und aus denen trotz aller



Ausschreitungen ein unermeßlicher Segen auf das deutsche Geistesleben und insbesondere auf unsere Dichtung niedergeströmt ist. Die bedeutendsten Förderer dieser Bewegung waren Winckelmann, Hamann und Herder. Diese Männer waren auch der Durchgangspunkt für die Strahlen, die, aus Griechenland, England und Frankreich kommend, in den Köpfen der deutschen Jugend ein neues Feuer entzündeten. Unter ihnen hatte Herder wiederum all das in sich aufgenommen, was den beiden Anderen und ihren Vorgängern originell Bewegendes eigen war. Er vereinigte in sich den erhabenen Schwung Klopstocks, die große, schaffende Kritik Lessings, die selbstgewisse Subjektivität und Naturfreudigkeit Winckelmanns, die Abneigung Hamanns gegen Regeln und System und dessen Vorliebe für das Schauen, Ahnen und Prophezeien, für das Ursprüngliche, Dunkle und Tiefe. Alle revolutionären Keime hatten in seine Brust sich versenkt, und sie waren in ihm zu einer neuen, großartigen Auffassung des Geisteslebens aufgegangen. So konnte er 1770 mit seinen 26 Jahren als das eigentliche Haupt der deutschen revolutionären Richtungen angesehen werden.

Aber Herder war kein Führer, der zum Siege führen konnte. Ihm gebrach der persönliche Zauber, der die Truppe mit Leib und Seele an den Feldherrn bindet, ihm fehlte zum dithyrambischen Schwunge seiner Beredsamkeit der anmutende Schmelz, und er entbehrte vor allem des dichterischen Vermögens, die neue Heilsbotschaft in die überwältigende That umzusetzen.

Diese Eigenschaften besaß damals nur Einer, und dieser Eine war Wolfgang Goethe. Er war auch der Eine, der stark genug war, um das edle Erz der Bewegung nicht unter seinen Schlacken begraben zu lassen, den wilden Strom von dem Schlamme, den er mit sich wälzte, zu reinigen und ihn fruchtbringend über die Lande zu leiten. Welch' wunderbare Fügung, daß zu diesem Einzigen im glücklichsten Momente das hochbegabte Haupt der Revolution geführt wurde, seine Ideen sich auf ihn übertrugen und dadurch dieser Jüngere, aber Größere und Siegessichere den Marschallstab in die Hände bekam! —

Herder traf in den ersten Tagen des September 1770 als Reisebegleiter des Prinzen von Holstein-Eutin in Straßburg ein. Obwohl sein Dienst in dieser Stellung erst Mitte Juni begonnen hatte, so war sie ihm doch wegen des Zwiespaltes mit dem Hofmeister des Prinzen und wegen der Gebundenheit, in der er sich befand, bereits unerträglich geworden. Und er kündigte sie vierzehn Tage nach seiner Ankunft. Eine Operation seiner Thränenfistel nötigte ihn jedoch, in Straßburg weiter zu bleiben. Goethe hatte kaum von dem hervorragenden Ankömmling gehört, als er ihn aufsuchte. Da er freundlich empfangen wurde, so verfehlte er nicht, seine Besuche zu wiederholen. Bei der sehr langwierigen und schmerzhaften Kur konnte der Student dem Kranken manche nützlichen Pflegerdienste leisten und dem Gelangweilten durch Plaudern und Kartenspiel die Zeit vertreiben. Das Verhältnis gestaltete sich immer enger und nach einiger Zeit war Goethe der tägliche Gesellschafter Herders, der mitunter von früh bis Abend nicht von seinem Zimmer wich.

Herder war nur fünf Jahre älter als Goethe. Aber macht in einem jüngeren Lebensalter dieser Unterschied schon an sich etwas aus, so erweiterte den Abstand der Reichtum an Erfahrungen, Kenntnissen und Einsichten, die Herder vor Goethe voraus hatte. Goethe war ein noch Werdender, Herder ein Fertiger. Seine Lebensschicksale hatten ihn weit umhergeführt. Von Königsberg, wo er Kants und noch mehr Hamanns bestimmenden Einfluß erfahren, war er nach Riga gegangen, von dort hatte er auf langem Seewege, der ihm die Größe des von Goethe noch nie geschauten Meeres sichtbar machte, sich nach Frankreich begeben und fast sechs Monate in dem ersten Kulturlande des damaligen Europas geweilt. In Paris, wo er anderthalb Monate lebte, hatte er „Bücher und Menschen, Deklamation und Schauspiel, Tänze und Malereien, Musik und Publikum“ nach Möglichkeit zu kosten gesucht. Mit Diderot, d'Alembert, Barthelemy und anderen schriftstellerischen Größen war er bekannt geworden. Von Paris wandte er sich nach Brüssel und Antwerpen, wo alles Sehenswürdige



der niederländischen Kunst besichtigt wurde. In Leyden lernte er den ausgezeichneten Philologen Ruhnken kennen, und endlich brachte ihn sein Weg nach Hamburg, wo er mehrere Wochen den Verkehr Lessings genoß.

Mit dieser schwerwiegenden Summe von Welt- und Menschenkenntnis vermählte sich ein tiefer Geist, der die Litteraturen der Alten und Modernen in weiter Ausdehnung durchforscht und aus ihnen die feinsten und fruchtbarsten Gedanken gesogen hatte. Noch war von dem, was ihn bewegte, nicht viel in die Öffentlichkeit gedrungen; außer Kleinigkeiten waren erst die Fragmente über die neuere deutsche Litteratur und die Kritischen Wälder veröffentlicht. Aber es lagen ihm, wie uns Goethe bezeugt, bereits die Grundlinien zu Allem, was er später ausführte, vorgezeichnet da. Er vermochte deshalb dem jungen Freund mit dem vollen Glanz seines Gedankenschatzes entgegenzutreten.

Nicht leicht wurde es dem treu dienenden Jüngling, seinen Durst an Herders Quellen zu löschen. Denn dem liebenswerten Geiste hatte die Natur ein herbes Gemüt gesellt, das nur zu leicht geneigt war, für Unbilden des Lebens sich durch Verhöhnung Anderer zu rächen, und um so eher ließ er sich dazu verleiten, ein je Stärkerer und Glücklicherer ihm nahe kam. So sauste denn auch auf den Rücken des herzensguten Wolfgang, der dem vorzüglichen Manne hätte zuliebe thun wollen, was er ihm nur an den Augen absehen konnte, oft die Peitsche seines stacheligen Spottes nieder, so daß noch ein Jahr später die Striemen ihn juckten und er ein bißchen „Hundereminiscenz" an die Herdersche Krankenstube hatte. Nichts ließ Herder ungeschont. Bald war es Goethes Name, bald sein falscher Geschmack, bald unschuldige Eigenheiten oder Liebhabereien, bald sein mangelnder Scharfsinn, über die er seine scharfe Lauge ausgoß; aber nichts konnte Goethe vermögen, von dem großen Manne zu lassen. Er rang mit ihm, wie Jakob mit dem Engel des Herrn und hielt ihn fest, bis er ihn segnete.

Es war eine neue morgenrötliche Welt, von der Herder ihm

den Vorhang wegzog, eine Welt, die er schon manchmal dumpf gefühlt, die aber bisher ihm im traumhaften Nebel geblieben war. Diese Welt jetzt als wirklich zu schauen und sie als gut und schön überzeugend dargestellt zu hören, das gab seinem Geiste Schwingen, deren mächtige Flugkraft er mit freudigem Schauer vorempfand. Aus der Erinnerung an jenes wonnige Emporschweben konnte er mit Recht in späten Jahren jene Zeit trotz aller Striemen und Hundereminiscenz als wunderbare, ahnungsvolle und glückliche Tage bezeichnen und die Bekanntschaft mit Herder das bedeutendste Ereignis nennen.

Prüfen wir im einzelnen, was Goethe von Herder empfing und empfangen konnte. Zunächst die große, tiefdringende Methode, mit der Herder forschte. Er gehörte nicht zu den Leuten, die sich damit begnügen, die Dinge zu registrieren und zu beschreiben, sondern er spürte überall den Wurzeln nach, aus denen sie hervorgewachsen waren. Bei diesem Spüren ergab sich ihm, daß, um die Ursachen der Dinge kennen zu lernen, man sie nicht isoliert, sondern im Zusammenhange ihrer ganzen Umgebung betrachten müsse. Diese Umgebung war aber bei geistigen Dingen für Herder nicht weniger als Alles: Land, Klima, Religion, Mythus, Verfassung, Denk- und Lebensart u. s. w. Aus dieser Forschungsmethode erhielten alle seine Untersuchungen, gleichviel, ob sie immer das Richtige trafen oder sich auf Abwege verirrten, ob sie abschließend oder fragmentarisch und andeutend waren, einen umfassenden, gedankenschweren, neue Bahnen öffnenden Charakter.

Herders Hauptinteresse galt der Poesie. Worauf ruht, woher entspringt die Poesie? Geleitet von dem Satze Hamanns: „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts", erkennt Herder, daß die Wurzeln der Poesie und Sprache sich verflechten. „Denn was war die erste Sprache als eine Sammlung von Elementen der Poesie? Eine Nachahmung der tönenden, handelnden, sich regenden Natur . . . die Natursprache aller Geschöpfe, vom Verstande in Laute gedichtet, in Bilder von Handlung, Leidenschaft und lebender Einwirkung personifiziert . . . eine beständige Fabel-

dichtung voll Leidenschaft und Interesse." Im Laufe der Zeit, mit der Entfernung von der Natur, bildete sich freilich die Sprache aus der Poesie zur Prosa um, und jetzt weiß man statt von Schönheit, nur noch von ihrer Richtigkeit. Man sucht sie überall einzuzwängen und ihrer sinnlichen Schönheit zu berauben. Die Gottschedianer haben mit ihrer Verfolgung des freien Satzbaues, der Neubildungen und des Volkstümlichen alles wässerig gemacht. Aber das kühne Genie durchstößt das von den Sprachgelehrten geforderte beschwerliche Cerimoniell und gräbt in die Eingeweide der Sprache wie in die Bergklüfte, um Gold zu finden. Wenn Poesie und Sprache in ihren Ursprüngen eins sind, so kann die Poesie nicht, wie Beschränktheit meint, das Privaterbteil einiger feiner, gebildeter Männer, sondern sie muß eine Welt- und Völkergabe sein (ein Satz, der Goethe entzückte). Die Poesie muß um so höher stehen, je näher das dichtende Volk oder Individuum der Natur steht, daher die herrlichsten Poesien die der ältesten oder der wilden Völker und die der Natursöhne, eines Moses, Homer und Ossian sind. Denn die Kultur ist der Poesie abträglich. Wir haben durch sie Festigkeit des Auges und der Hand, Sicherheit des Gedankens und des Ausdruckes, Lebhaftigkeit und Wahrheit der Empfindung verloren und dadurch sogar die Fähigkeit, die großen Dichter zu würdigen, den Geist der Natur zu hören, der in ihnen singt.

Aber nicht indem wir Dichterkönige nachahmen, können wir zu Besserem und Höherem gelangen, sondern nur, indem wir von ihnen die Kunst zu dichten lernen: die Kunst, die eigene Natur und Geschichte, Denkart und Sprache in der Dichtung wiederzuspiegeln; das heißt, wir sollen Nachahmer unserer selbst, Originale sein.

Solche Dichter waren unter den alten Dramatikern Sophokles und Äschylos, unter den modernen Shakespeare. Es ist deshalb verkehrt, Shakespeare nach den Regeln der Alten zu beurteilen. Jeder hat *seine* Welt im Drama wiedergegeben. Shakespeare fand keine einfältige Zeit mehr vor, und darum

können seine Dramen nicht einfältig sein. Er nahm Geschichte, Begebenheit, großes Ereignis, so verwickelt und vielfältig, wie sie waren; und er blieb der Wahrheit und Natur treu, wenn er Weltbegebenheit und Menschenschicksal durch alle die Orte und Zeiten wälzte, wo sie geschehen. Hundert Auftritte umfaßt er mit dem Arme, ordnet er mit dem Blick, erfüllt er mit der einen durchhauchenden, Alles belebenden Seele. Er spricht die Sprachen aller Alter, Menschen und Menschenarten, ist Dolmetscher der Natur in all ihren Zungen. Wenn man ihn liest, verschwinden Theater, Acteur, Kulisse. Man sieht nur eine Welt dramatischer Geschichte, so groß und tief wie die Natur. Dem Dichter als dramatischem Gott schlägt keine Uhr auf Turm und Tempel, sondern er hat Raum und Zeitmaße zu schaffen. In seinem Innern wohnt das Maß von Frist und Raum, und dahin hat er alle Zuschauer zu zaubern, es ihnen aufzudringen.

Wie der Dramatiker aus Shakespeare lernen muß, so der Lyriker aus den Liedern des Volkes und insbesondere den altschottischen Gesängen Ossians, die Herder, wie fast alle Welt von ihrer Echtheit überzeugt, ohne Weiteres dem Volksliede gleichstellt. In seiner Charakteristik des Volksliedes reißt er sich aber unbewußt von der genialen Macphersonschen Fälschung los. Das Lied des Volkes, so führt er aus, ist voll Frische, Kraft, Anschaulichkeit; es redet, es begründet nicht, es malt; es ist kein anderer Zusammenhang unter seinen Teilen als unter den Bäumen und Gebüschen des Waldes, daher seine kühnen Sprünge und Würfe. Sprache und Rhythmus sind der genaue Abdruck des inneren Gehaltes und darum mit dem Liede wie zusammengewachsen.

Mit nicht geringerer Begeisterung sprach Herder von der Bibel, die als dichterisches Werk zu schätzen er Goethe zuerst lehrte, und von Homer. Homer nennt er ganz Natur, und Moses stellt er neben Homer und damit auch neben Ossian.

In weiterer Reihe lenkt er Goethe auf Pindars Dithyramben, macht ihn mit Hamanns Lieblingsvorstellungen und -ausdrücken bekannt, liest ihm Goldsmiths Vicar of Wakefield vor, weist ihn



auf den großen Spötter Swift und rückt ihm die nordischen Götter- und Heldenlieder der Edda näher.

Durch alle diese Gedanken und Anregungen wurde Herder Goethes Deuter und Befreier. Was in Goethes Genius an dichterischer und sprachschöpferischer Kraft verborgen und gebunden lag, löste er zu bewußter und freier Thätigkeit aus. Deshalb verschlang Goethe gierig Alles, was ihm Herder zufließen ließ. Er fühlte das Naturgemäße dieser Nahrung, die sein ganzes Dasein kräftete, weitete und emporhob. Homer, Ossian, Shakespeare wurden seine Lieblingsbücher, wie es die Bibel schon längst gewesen war. Aber während Ossian nach einigen Jahren wieder ins Dunkel zurücktrat, blieben Homer und Shakespeare seine Begleiter durchs Leben.

Die Wirkung von Shakespeare auf Goethe in der Straßburger Periode kann man nicht groß genug sich vorstellen. Zwar hatte ihn bereits früher der Britte so ergriffen, daß er ihn neben Oeser und Wieland als seinen Lehrer gefeiert, aber grade diese Nebeneinanderstellung bezeugt, daß ihm die volle Größe des Dichters noch nicht aufgegangen war. Erst durch Herder kam es über ihn. Wenn er jetzt, so erzählt er uns in Wilhelm Meister, Shakespeare in seinem stillen Zimmer las, war es ihm, als ob ein Zauberer ein Geistesheer in ewig drehender Verwandlung um ihn bewegte, und er war verdrießlich, wenn ihn jemand aus dieser Zauberwelt herausriß, um ihn von einer anderen zu unterhalten. Alle Vorgefühle, die er jemals über Menschheit und ihre Schicksale gehabt, sah er in Shakespeares Stücken erfüllt und entwickelt. Sie schienen ihm das Werk eines himmlischen Genius zu sein, und wie Herder glaubte er bei ihnen nicht vor Gedichten, sondern vor den aufgeschlagenen, ungeheuren Büchern des Schicksals zu stehen. Er fühlte, wie er in dem ein Jahr später geschriebenen Manifest „zum Shakespearestag" sich ausdrückt, seine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert. Jetzt erst wagte er es, in die freie Luft zu springen, und jetzt erst begann er zu fühlen, daß er Hände und Füße hatte. Und da er sah, wieviel Unrecht ihm die Herren der Regeln angethan,

und wieviel freie Seelen noch in ihren Fesseln sich krümmten, so wäre ihm sein Herz geborsten, wenn er nicht täglich versucht hätte, ihre Türme zusammenzuschlagen. Schärfer wie Herder erfaßt er den Angelpunkt der Shakespearischen Dramen, der ihre innere Einheit und dramatische Wirkung sichert, indem er ihn dahin bestimmt, daß das Eigentümliche unseres Ichs, die prätendierte Freiheit unseres Wollens, mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt. Unser verdorbener Geschmack aber umneble dergestalt unser Auge, daß wir fast eine neue Schöpfung nötig hätten, uns aus dieser Finsternis zu entwickeln. Die meisten der Shakespearekritiker stießen sich besonders an seinen Charakteren. Aber er rufe: Natur, Natur, nichts so Natur als Shakespeares Menschen.

Wenn ihm die Freiheit und Sicherheit des Shakespeareschen Genies die eigene Freiheit und Sicherheit wiedergab, wenn er den tiefen Blick in die Wirrnisse der Welt bewunderte und damit seinen eigenen vertiefte, wenn er aus der psychologischen Feinzeichnung der Charaktere, die er mit dem kunstreichen Werk einer Uhr vergleicht, für die eigene Kunst die reichste Frucht zog, so war das noch nicht Alles, was er Shakespeare verdankte. Der höchste Gewinn war es vielleicht, daß Shakespeares Welt nach seinem Bekenntnis mehr als irgend etwas Anderes ihn reizte, in der wirklichen Welt schnellere Fortschritte vorwärts zu thun, sich in die Flut der Schicksale zu mischen, die über sie verhängt sind, um dereinst aus dem großen Meere der wahren Natur wenige Becher zu schöpfen und sie dem lechzenden Publikum auszuspenden. „Sich in die Flut der Schicksale zu mischen." Diese Worte wollen wir uns für seinen weiteren Lebensgang merken.

Die Begeisterung für Shakespeare erzeugte in der freundschaftlichen Krankenstube eine Glut, unter der auch Herders sprödes Herz bisweilen hinschmolz, und mehr als einmal umarmte er seinen hingebenden Schüler vor Shakespeares heiligem Bilde.

Minder tief und stürmisch, aber nicht minder nachhaltig und wohlthätig war die Wirkung Homers auf Goethe. Um ihn in echter Ursprünglichkeit zu erfassen, nahm er seine griechischen

Studien wieder auf, und mitten in einem tausendfach bewegten wissenschaftlichen, geselligen und Liebesleben lernte er brav griechisch, so daß er die Rhapsodien des ionischen Sängers nach kurzer Zeit fast ohne Übersetzung verstand. Was er in Straßburg aus Homer schöpfte, darüber sind wir wenig unterrichtet. Wir wissen nur von Herder, daß Goethe gern von den homerischen Helden sprach, die vor seiner Phantasie schön, groß und frei watende Störche geworden seien.

Die Ossianischen Lieder mit ihren erhabenen Klagetönen und ihren schwermütigen, großen Landschaften gaben ihm mehr ein Ferment für die Stimmung, als ein selbständiges Bildungselement, mehr Farbe als Körper. Das Bedeutungsvollste war, daß sich an ihnen seine Liebe zum Volkslied entzündete. Er begann im Elsaß auf den Gesang des Volkes zu horchen, und es gelang ihm, aus den Kehlen der ältesten Mütterchen eine kleine Blumenlese von Liedern zu erhaschen, die er Herder für dessen Sammlung überließ. Indem aber der Dichter in den Born des Volksliedes eintauchte, nahmen die eigenen ihm entquellenden Lieder jenen wunderbaren Wohllaut und jenen entzückenden Hauch der Einfachheit, Frische und Innigkeit und jene plastische Anschaulichkeit an, die sie von seinen früheren für die Welt gedichteten Erzeugnissen, sowie von denen der Zeitgenossen wie um ein Jahrhundert getrennt erscheinen lassen. Der Tau des Volksliedes entwickelte Goethes Lyrik über Nacht zu voller Blütenpracht. Duftigere Lieder als das Mailied und das Heideröslein und stimmungsvollere als Willkommen und Abschied hat Goethe nicht mehr gedichtet.

Sieben Monate, in denen jeder Tag auf das fruchtbarste lehrreich für Goethe war, dauerte der Aufenthalt Herders in Straßburg. Dem verstimmten Manne, dem gleich am Anfang die Stadt der elendeste, wüsteste, unangenehmste Ort zu sein schien, war sie durch die verfehlte Augenoperation erst recht verleidet, und er war froh, als er Ostern 1771 sie verlassen konnte. Noch erborgte Goethe, da Herder in Verlegenheit geraten war, eine

Summe Geldes für ihn, die dieser dem hilfreichen Freunde später als verabredet — mit spöttischen Knittelversen zurücksandte. Ein Jahr nachher meinte Herder in einem Briefe an seine Braut, als diese einmal Goethe rühmend hervorhob, derselbe sei wirklich ein guter Mensch, nur äußerst leicht und viel zu spatzenmäßig, er sei in Straßburg mitunter der Einzige gewesen, der ihn in seiner Gefangenschaft besucht und den er gern gesehen hätte. Die vornehme Nachlässigkeit, mit der er hier von Goethe spricht, war zum besten Teil erkünstelt.

Mit den freien, kühnen Anschauungen, die Goethe aus Herders Lehren empfangen, mit der Begeisterung, die er durch ihn für Shakespeare, Ossian, Homer gefaßt hatte, steckte Goethe seine ganze Tischgesellschaft an und erregte in ihr ein genialisches Brausen, ein das Gewöhnliche und Alltägliche wild überwallendes Wogen. Natur und Freiheit wurden die Leitsterne der jungen Freunde, Alles wollten sie aus sich heraus in ungehemmter Freiheit schaffen ohne Künstelei und ohne Zirkelei.

„Freundschaft, Liebe, Brüderschaft —
Trägt die sich nicht von selber vor?"

Das war das von Goethe ausgegebene und bald darauf in den Urtext des Faust eingewobene Feldgeschrei, mit dem die jungen Stürmer alle aus der Tradition und Konvention genommenen Einwände niederschlugen. Dieses Feldgeschrei bildete auch die ideale Grundlage für die geselligen Gelage, die sie zur Erhöhung der Stimmung auf der Plattform des Münsters feierten, wo dann aus gefüllten Römern der scheidenden Sonne zugetrunken wurde.

Mit seinen Vertrautesten hatte Goethe noch besondere Genüsse. So fuhr er oft mit Lerse die Ill hinunter, las mit ihm bei der Laterne in der Rupprechtsau Ossian und Homer und schlief mit ihm in einem Bett zusammen, ohne doch zu schlafen. Oft geriet er da in hohe Verzückung, sprach Worte der Prophezeiung und machte Lerse Sorge, wie dieser ein Menschenalter später in Weimar launig erzählte, er werde überschnappen.

Nicht wenig hob es auch die jungen Männer, daß sie jetzt ihrer Deutschheit von Herzen froh werden konnten und daß sie reichliche Ursache empfingen, mit Geringschätzung auf das sich überhebende Franzosentum herabzusehen. Denn nicht bloß hatten sie von Herder gehört, daß Niemand zu wahrer Größe gelangen könne, der nicht seines Volkes Individualität herauskehre, sondern auch, daß die von ihnen schon lange mit Abneigung betrachtete französische Litteratur in der That nichts tauge. Sie sei bejahrt und vornehm geworden, während Europa nach Verjüngung dürste. Die französische Kritik erschien ihnen ohne schöpferische Kraft, nur verneinend und herunterziehend; die französische Poetik als ein Kerker, in dem das Drama verschmachte; das klassische französische Trauerspiel als eine Parodie von sich selbst. An der vielgepriesenen europäischen Größe, an Voltaire, stieß die Unredlichkeit, der kahle Witz und die kalte Empfindung ab. Es war ihnen offenbar, daß er weder die Bibel, noch Shakespeare, noch die Natur verstanden habe. Bei den Encyklopädisten wurde ihnen zu Mute, als wenn sie zwischen den unzähligen, bewegten Spulen und Weberstühlen einer großen Fabrik hingingen. Und nun gar die Materialisten mit Holbach an der Spitze! Sein système de la nature kam ihnen so grau, so kimmerisch, so totenhaft vor, daß sie davor wie vor einem Gespenste schauderten. Wenn aber der Verfasser sich darauf berief, daß er als ein abgelebter Greis keinen anderen Ehrgeiz habe, als der Wahrheit zu dienen, so spotteten die jungen Leute: „Alte Kirchen haben dunkle Gläser" und: „Wie Kirschen und Beeren schmecken, muß man Kinder und Sperlinge fragen." Nicht entschädigen konnten sie für die kalte Öde und für die greisenhafte Erstarrung, die sie in der französischen Litteratur zu entdecken glaubten, Männer wie Diderot und Rousseau, von denen ihnen insbesondere der letztere mit seinem Rufe nach Natur wahrhaft zugesagt hatte. Ja das Schicksal Rousseaus, der damals ärmlich und verborgen in Paris lebte, diente vielmehr von neuem dazu, sie gegen die Franzosen aufzubringen. Dazu trat die Fäulnis der öffentlichen Verhältnisse Frankreichs, die in Straßburg mit

großer Bitterkeit besprochen wurde, und die einen völligen Zusammenbruch des Staates vorausahnen ließ.

Mit Freuden warfen daher die jugendlichen Genossen alles Französische über Bord und fühlten sich an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens von Grund aus bar und ledig. Selbst gegen die Sprache der fränkischen Nachbarn sträubten sie sich und duldeten nicht, daß an ihrem Tische anders als deutsch gesprochen würde.

Dieser revolutionäre, freie und nationale Zug, der die Tischgesellschaft beseelte, fand zu Ostern 1771 eine ansehnliche Verstärkung durch die Ankunft des livländischen Dichters Jacob Lenz. Er stand im Alter von 20 Jahren, war Theologe und fungierte als Hofmeister zweier junger kurländischer Barone von Kleist, die in der französischen Armee Dienste thun wollten. Er war ein nettes, zierliches Persönchen, etwas schüchtern, sanft, von guten Anlagen, hübschen dichterischen Fähigkeiten und mit seiner nach Freiheit und Originalität strebenden Art so recht in den genialen Kreis hineinpassend. Gern aufgenommen, bildete er mit Jung, Goethe und Lerse einen Zirkel, in dem es, wie Jung-Stilling bemerkt, jedem wohl ward, der nur empfinden kann, was schön und gut ist. Aber das Unglück des mit so vielen vorteilhaften Eigenschaften ausgestatteten Jünglings war, daß sein Geist, ohnehin durch zu geringe ernste Beschäftigung wenig fortschreitend, der Spannweite, die er ihm geben wollte, nicht gewachsen war. Er überspannte ihn, und das dünne Gewebe riß.

Daß er einen zu großen Begriff von sich bekam, daran hatte nicht wenig Schuld die Verhimmelung und Verhätschelung, in der man sich damals gegenseitig gefiel, und deren Gefahren selbst Goethe nur durch die Geißelung Herders glaubte entronnen zu sein. Je weniger aber Lenz durch thatsächliche Leistungen die ersehnte Bedeutung erlangte, um so mehr versuchte er durch Zettelungen aller Art die Gewichtigkeit seiner Person zu erhöhen. Unter diesem Intriguengeist hatte auch Goethe zu leiden, dem Lenzens Liebe und Bewunderung, Neid und Haß in wunderlicher Mischung

galten. Eine andere ihm verderbliche Eigenheit war, daß er mit den Gebilden seiner Phantasie zu spielen liebte, diese bald als wirklich, bald als nichtig behandelte, die Herrschaft über sie verlor und demgemäß zwischen den entgegengesetztesten Stimmungen und Strebungen hin und her schwankend, aus einer Selbsttäuschung in die andere fiel. Doch alles Krankhafte, Grillenhafte, Überspannte trat erst in der Folgezeit allmählich hervor. In den wenigen Monaten, die er in Straßburg mit Goethe noch vereinigt war, dominierten durchaus seine Vorzüge und machten ihn Goethe und den Anderen zu einem lieben Kameraden.

Bei seinem starken Interesse für das Theater ergriff er mit Feuereifer Herders Gedanken über Shakespeare und das moderne Drama. Seinem umstürzlerischen Drange, in dem er etwas ganz Neues gebären wollte, genügte jedoch der Herdersche Standpunkt nicht. Er teilte seinen Enthusiasmus für Shakespeare, aber zog aus ihm andere Lehren. Während Herder eine Weltbegebenheit, ein Größe habendes Ereignis nach Shakespeare als die Grundlage des Dramas forderte, ließ Lenz Handlung oder Begebenheit als Motiv nur noch für die Komödie zu; die Tragödie sollte ganz auf der großen oder merkwürdigen Person ruhen. Und für dieses Axiom berief er sich nicht bloß auf Shakespeare, sondern auch auf unsere ältesten Schauspieldichter, z. B. Hans Sachs. So unklar und sonderbar diese in Lenzens Anmerkungen über das Theater niedergelegten Gedanken waren, so wurden sie doch, gerade weil sie alle bisherige leitende Kritik auf den Kopf stellten, in dem Straßburger Kreise mit vieler Wärme aufgenommen, und Goethe verweist deshalb, wenn man wissen wolle, was zu seiner Zeit in der Straßburger Societät verhandelt worden sei, neben dem Herderschen Shakespeareaufsatz auf die Lenzische Schrift.

Außer Lenz verdient noch ein anderer Genosse der Salzmannschen Vereinigung, der Student der Rechte Heinrich Leopold **Wagner**, der spätere Dichter der Kindermörderin, genannt zu werden. Zwar hat er während Goethes Straßburger Aufenthalts keine nennenswerte Rolle gespielt, aber da er nicht lange nachher

mit zu den Typen der kraftgenialischen Epoche gehörte und zu Goethe in engere Beziehungen kam, so darf er zur Vervollständigung des Bildes nicht fehlen. —

Die ausschließliche Hinwendung zur Natur oder zu dem, was man als Natur ansah, und die Abwendung von Maß und Gesetz trug für Goethe und seine Freunde die schwere Gefahr in sich, in das Wilde, Formlose, Ungeheuerliche, Verworrene zu verfallen und damit Dichtung und Leben zu zerrütten. Aber wenn schon die tiefe gründliche Bildung, die Goethe besaß, und der glückliche Instinkt seines Genius ihn in kritischen Momenten auf den richtigen Weg zurückbrachten, so hatten manche Erlebnisse und Eindrücke noch besonders dafür gesorgt, daß sein Geist nicht in ungesunde Wucherungen verfalle. So wirkte dem sich Verlieren in die reizvolle Waldesdämmerung der Gotik der Anblick der lichten Raphaelischen Kunst entgegen, die ihm ein günstiger Zufall in Teppichen sichtbar machte, die beim Einzug der Marie Antoinette, der zukünftigen Königin von Frankreich, in Straßburg verwandt wurden. Während er in Dresden noch kalt an Raphael vorbeigegangen war, hätte er ihn hier gern jeden Tag und jede Stunde betrachtet, verehrt, ja angebetet. Nach der gleichen Richtung wirkten die römischen Trümmer, die er in Niederbronn gesehen hatte, und die vortreffliche Sammlung von Gipsabgüssen antiker Werke, die er in Mannheim auf der Rückreise nach Frankfurt besichtigte. Gegen die neblige, melancholische Atmosphäre Ossians kämpfte erfolgreich die heitere Sonne Homers. Und endlich gab seinem ganzen Wesen eine gemäßigte und geläuterte Haltung die reine Liebe zu einer edlen, lieblichen Frauengestalt, deren Klarheit die Nacht zum Tage machte, zu Friederike.

10. Friederike.

Mit vieler Feierlichkeit leitet Goethe in der Selbstbiographie die Darstellung seines Verhältnisses zu Friederike ein. Dreimal weist er an bedeutenden Stellen in innigem Tone darauf hin, um erst beim viertenmale unsere Neugierde zu befriedigen. Zuerst zeigt er uns vom Münster ein Plätzchen, wohin ihn ein lieblicher Zauber ziehe, und läßt es wieder versinken; dann versetzt er uns in das Dunkel eines Gebirgswaldes und läßt dort in stiller Nacht die Klänge von Waldhörnern das Bild eines holden Wesens in ihm erwecken, aber die kaum aufleuchtende Erscheinung verschwindet rasch wie ein Meteor; dann reitet er durch den Hagenauer Forst auf Richtwegen, welche ihm schon die Neigung andeutete, nach dem geliebten Sesenheim — wir erfahren jetzt wenigstens diesen Namen —, und nun glauben wir, würde er uns zur Geliebten führen, aber wiederum biegt er aus, um uns von Herder und dem Landprediger von Wakefield zu unterhalten. Und erst nachdem auch dies erledigt, hält er den Zeitpunkt für gekommen, um den Schleier von dem ihm so teuren, ja fast heiligen Bilde, nicht fortzuziehen, sondern allmählich zu lüften, bis wir genügend würdig und vorbereitet sind, um es in seiner vollen, unschuldigen Schönheit zu schauen.

Friederike, von ihren Angehörigen gleich ungeduldig wie von uns erwartet, geht, als sie in die Stube tritt, wie ein Stern am ländlichen Himmel auf. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie und beinahe schien für die ge=

waltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren, blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte: der Strohhut hing ihr am Arme, und so hatte der Gast das Vergnügen, sie beim ersten Blick in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehen.

Goethe war in der ersten Hälfte des Oktober 1770 von Freund Weyland bei der Familie des Pfarrers Brion, mit der dieser verschwägert war, eingeführt worden. Die Familie des Pfarrers, die dem Dichter die Primrosische wiederzuspiegeln schien, bestand damals aus sieben Köpfen: dem biederen, gutmütigen Vater, der dreiundfünfzig Jahre alt war, der feinen, würdigen Mutter, die sechsundvierzig zählte, vier Töchtern und einem Sohne. Von den vier Töchtern war die älteste nicht mehr im Hause, sie war bereits verheiratet. Von den drei anderen war die thätige schalkhafte Marie Salomea, die Goethe dem Vicar of Wakefield zuliebe Olivie nennt, einundzwanzig Jahre, Friederike etwa neunzehn und die dritte, Sophie, ungefähr vierzehn Jahre alt. Sie wird von Goethe nicht erwähnt, da sie in sein Parallelisieren der Brionschen Familie mit der Primrosischen nicht paßt. Dagegen wird uns der jüngste Sohn Christian, damals sieben Jahre alt, vorgestellt und zu Ehren seines englischen Vorbildes Moses genannt. Goethe selber hatte wenige Wochen zuvor sein zweiundzwanzigstes Lebensjahr begonnen. Nach seiner Erzählung hätte er seinen Besuch sogleich mit einem lustigen Abenteuer eingeleitet, indem er, seiner Vorliebe für Maskierungen nachgebend, in schäbiger Kleidung als armer Student der Theologie aufgetreten sei. Am folgenden Morgen jedoch, als ihm Friederike gefallen hatte und er wieder gefallen wollte, hätte ihn die häßliche Vermummung verdrossen und er wäre nach Drusenheim geritten, hätte die Festkleider des Wirtssohnes Georg angelegt und sei mit einem Kindtaufkuchen in der Hand wieder in Sesenheim erschienen, was denn zu allerhand Überraschungen und Scherzen Veranlassung gegeben hätte. Goethe berichtet uns ferner,



daß er am ersten Abend mit Friederike einen Spaziergang im Mondschein gemacht, daß er tief glücklich neben ihr hergegangen und ganz ihren Reden gelauscht habe, die nichts Mondscheinhaftes an sich gehabt hätten. „Die Klarheit, mit der sie sprach, machte die Nacht zum Tage.“ Am anderen Tage sitzt er, in süße Träumereien versunken, auf Friederikens Lieblingsplatz, einer kleinen bewaldeten Anhöhe, die durch eine Tafel als „Friederikens Ruhe“ bezeichnet war. An diesem stillen Platz findet ihn Friederike. Eine Unterhaltung entspinnt sich, die von Goethe mit großer Lebhaftigkeit geführt wird. „Hatte sie bei dem gestrigen Mondscheingang die Unkosten des Gespräches übernommen, so erstattete ich die Schuld nun reichlich von meiner Seite.“ Zusammen kehren sie in das Pfarrhaus zurück. Nach Tisch begeben sich die jungen Leute in „eine geräumige Laube“, wohl die vielberufene Jasminlaube gegenüber dem Pfarrhaus. Dort erzählt Goethe, wie er angiebt, das Märchen von der neuen Melusine, das er später in Wilhelm Meisters Wanderjahre aufgenommen hat. Er verbringt einige schöne Tage in der liebenswürdigen Familie, und als er am 14. Oktober in Straßburg anlangt, sitzt ihm ein Widerhaken im Herzen. Schon am nächsten Tage schreibt er Friederike einen Brief (es ist der einzige, der uns aus der Korrespondenz der Liebenden erhalten ist), in dem deutlich das Glücksgefühl der vergangenen Tage nachschimmert.

„Liebe neue Freundin!

Ich zweifle nicht, Sie so zu nennen: denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug im ersten Blick die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihrem, und für unsere Herzen wollt' ich schwören. Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so liebe, nicht wieder ein Bißchen günstig sein? — Liebe, liebe Freundin, ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzo schreiben will und was ich schreiben möchte, das ist ein Anderes. So viel merke ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen sein möchte;

und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich hier mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen. — Die Umstände unserer Rückreise können Sie sich ungefähr vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehen konnten, wie leid er mir that, und wenn Sie beobachteten, wie sehr Weyland nach Hause eilte, so gern er auch unter anderen Umständen bei Ihnen geblieben wäre. Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und so ist natürlich, daß der Diskurs weder weitläufig noch interessant werden konnte. . . . Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Wege unsere Freude gewesen war, endigte sich in ein Projekt, Sie bald wiederzusehen. Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung wiederzusehen. Und wir Andern mit den verwöhnten Herzchen, wenn uns ein Bißchen was leid thut, gleich sind wir mit der Arznei da, und sagen: Liebes Herzchen, sei ruhig, du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von den Leuten, die du liebst; sei ruhig, liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels giebt, wovon es nicht essen sollte. — Genug, wir sind hier und sehen Sie, daß Sie unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süßen Landfreuden mißfallen würde. Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen, als jetzo. Zwar hoffe ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das Wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben. Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren teuern Eltern: Ihrer lieben Schwester viel Huudert — was ich Ihnen gerne wieder gäbe."



Ob Goethe, wie er es projektierte, Sesenheim bald wieder aufgesucht hat, wissen wir nicht. Jedenfalls war er im Winter — wohl zu Weihnachten — dort, nachdem er sich mit den hübschen Versen angekündigt hatte:

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder,
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.
Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergötzen,
Uns lieben wie die Engelein.
Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden
Und wie die kleinen Kinder sein.

Eine weitere Annäherung brachte ein längerer Besuch — vielleicht zu Fastnacht —, den Frau Brion mit ihren Töchtern in Straßburg machte. Doch war der Verkehr in der Stadt nicht so wohlig und frei wie auf dem Lande, und mit Freude begrüßt daher Goethe die Osterferien, die ihn wieder in Sesenheim mit der Geliebten vereinigen sollten. Am späten Nachmittag des Ostersonnabends besteigt er das Pferd, und fort geht es in wildem Ritt nach Sesenheim.

Es schlug mein Herz — geschwind zu Pferde
Und fort, wild wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.
Schon stund im Nebelkleid die Eiche
Wie ein getürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah schläfrig aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr.
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer —
Doch tausendfacher war mein Mut;
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Glut.

Trotz der späten Stunde, zu der Goethe in Sesenheim ankam, fand er die beiden ältesten Töchter des Pfarrers noch vor der Thür sitzen; sie schienen nicht sehr verwundert, aber er war es, als Friederike Olivien ins Ohr sagte, so jedoch, daß er es hörte: „Hab ich's nicht gesagt, da ist er." Am nächsten Tage früh beizeiten rief ihn Friederike zum Spazierengehen. „Ich konnte mit einiger Aufmerksamkeit an diesem Morgen Friederikens ganzes Wesen gewahr werden, dergestalt daß sie mir für die ganze Zeit immer dieselbe blieb. . . . Ihr Wesen, ihre Gestalt trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmut ihres Betragens schien mit der beblümten Erde und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Diesen erquicklichen Äther, der sie umgab, brachte sie auch mit nach Hause, und es ließ sich bald bemerken, daß sie Verwirrungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöschen verstand.

„Die reinste Freude, die man an einer geliebten Person finden kann, ist die, zu sehen, daß sie Andere erfreut. Friederikens Betragen in der Gesellschaft war allgemein wohlthätig. Auf Spaziergängen schwebte sie, ein belebender Geist, hin und wieder und wußte die Lücken auszufüllen, welche hier und da entstehen mochten. Die Leichtigkeit ihrer Bewegungen haben wir schon gerühmt, und am allerzierlichsten war sie, wenn sie lief. So wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszudrücken, wenn sie, etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, etwas Notwendiges zu bestellen, über Rain und Matten leichten Laufes hineilte."

An der Seite dieses sonnigen Geschöpfes zu sein, machte Goethe grenzenlos glücklich. Und da auch Friederike die berückende Kraft des ihr sich hingebenden Dichters an sich erfuhr, so war es natürlich, daß das, was die beiden längst füreinander fühlten, in einem warmen Augenblicke zum offenen Bekenntnis kam, und

daß dieses Bekenntnis durch die herzlichste Umarmung bekräftigt wurde. Schwerer denn je wurde es diesmal den Liebenden, sich zu trennen.

Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus deinen Blicken sprach dein Herz.
In deinen Küssen, welche Liebe,
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du gingst, ich stund, und sah zur Erden,
Und sah dir nach mit nassem Blick;
Und doch, welch Glück! geliebt zu werden,
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Die Trennung wurde minder fühlbar durch einen häufigen Briefwechsel, der nach Goethes Angabe die Neigung noch erhöhte, da Friederikens Briefe denselben Reiz ausübten, wie ihre unmittelbare Gegenwart. Von den lyrischen Perlen, deren dieser Briefwechsel nicht wenige geborgen haben wird, ist uns, wie es scheint, nur eine erhalten; diejenige, mit der er ein für die Geliebte gemaltes Band begleitete: „Kleine Blumen, kleine Blätter." Er betete darin (nach der ursprünglichen Fassung des Liedes) zum Schicksal, es möge das Leben ihrer Liebe kein Rosenleben sein. Es war sicherlich sein ehrliches, aufrichtiges Gebet, aber er hatte nicht mit den unbezwinglichen Gewalten seines Innern gerechnet.

Der Mai zog ins Land und lockte den Liebenden öfter denn je in die Gärten und Fluren von Sesenheim. Die Natur hatte sich mit allen Reizen geschmückt, über die sie in einem schönen Frühling verfügt. In beredten Worten feiert der Dichter die Klarheit des Himmels, den Glanz der reichen Erde, die ätherischen Morgen, die lauen Abende, die jene Tage auszeichneten; und herrlich klingt dasselbe Entzücken aus dem Mailied hervor, um in einem seligen Liebes- und Lebensjauchzen auszutönen.

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Mut

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst.
Sei ewig glücklich,
Wie Du mich liebst!

Das Glück der Liebenden stand im Zenith. Da erkrankt Friederike — man hielt sie für brustleidend — und der wie ein Nachtwandler dahinschlenderndc Dichter wird zum Nachdenken aufgerüttelt. Unter Schmerzen dämmert ihm die Ahnung auf, daß das, was für Friederike tiefer Ernst, für ihn nur ein holder Traum sei. Gerade während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes, den er von Pfingsten ab in Sesenheim nahm, entwickelt sich in ihm ein langsames Losringen von Friederike. Es ist ein wehmütiges und fesselndes Schauspiel, diesen Prozeß in den Briefen, die er während jener Zeit an seinen Sokrates Salzmann richtet, sich vollziehen zu sehen. In dem ersten Briefe heißt es: „... Um mich herum ist's nicht sehr hell, die Kleine fährt fort, traurig krank zu sein und das giebt dem Ganzen ein schiefes Ansehen. Nicht gerechnet conscia mens, leider nicht recti, die mit mir herumgeht. Doch ist's immer Land. —

Getanzt hab ich und die Älteste Pfingst-Montags von 2 Uhr nach Tisch bis 12 Uhr in der Nacht, an einem fort, außer einigen Intermezzos von Essen und Trinken. Der Herr Amt-Schulz von Reschwoog hatte seinen Saal hergegeben, wir hatten brave Schnurranten erwischt, da ging's wie Wetter. Ich vergaß des Fiebers und seit der Zeit ist's auch besser ... Und doch wenn ich sagen könnte: ich bin glücklich, so wäre das besser, als das alles.

Wer darf sagen ich bin der Unglückseligste? sagt Edgar. Das ist auch ein Trost, lieber Mann. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind ..."

Eine Woche später schreibt er: „Ein paar Worte ist doch noch immer mehr als nichts. Hier sitz ich zwischen Thür und Angel . . . Die Welt ist so schön! so schön! Wer's genießen könnte! Ich bin manchmal ärgerlich darüber, und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsstunden über das Heute, über diese Lehre, die unserer Glückseligkeit so unentbehrlich ist und die mancher Professor der Ethik nicht faßt und keiner gut vorträgt. Adieu."

Aber die Stimmung will nicht besser werden. Nach 14 Tagen lesen wir in einem dritten Briefe: „Ich komme oder nicht oder — das alles werd ich besser wissen, wenn's vorbei ist als jetzt. Es regnet draußen und drinne und die garstigen Winde von Abend rascheln in den Rebblättern vorm Fenster und meine animula vagula ist wie's Wetterhähnchen drüben auf dem Kirchturm; dreh dich, dreh dich, das geht den ganzen Tag, obschon das bück dich! streck dich! eine Zeit her aus der Mode gekommen ist . . ."

Je länger er bleibt, desto mehr verflüchtet sich der schöne Traum. In der fünften Woche schreibt er:

„Nun wär es wohl bald Zeit, daß ich käme, ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum. Der Zustand meines Herzens ist sonderbar und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist als ich sie lang nicht gesehen habe.

Die angenehmste Gegend, Leute die mich lieben, ein Zirkel von Freuden. Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizont von Glückseligkeiten herum weidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sind's, sie sind's! Ich fühl es, lieber Freund, und fühle, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit dreinwiegt. Lieber Freund, es gehört viel Mut dazu, in der Welt nicht mißmutig zu werden. . . ."

Er kehrt nach Straßburg zurück mit dem Bewußtsein, daß

sein Verhältnis zu Friederike ein schönes Wahngebilde sei, das in Leid sich auflösen müsse. Der Gedanke daran begann ihn zu ängstigen. Aber die Macht der süßen Gewohnheit überwiegt und so setzt er den lieblichen Verkehr fort, freilich mehr durch Briefe als durch Besuche. — Sein Aufenthalt in Straßburg nahte dem Ende; unmittelbar vor seiner Abreise und seinem letzten Besuche in Sesenheim schreibt er an Salzmann: „Die Augen fallen mir zu, es ist erst neun. Die liebe Ordnung! Gestern nachts geschwärmt, heute früh von Projekten aus dem Bett gepeitscht! O es sieht in meinem Kopfe aus, wie in meiner Stube: ich kann nicht einmal ein Stückchen Papier finden, als dieses blaue. Doch alles Papier ist gut Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, und dieses doppelt: Sie wissen, wozu es bestimmt war. Leben Sie vergnügt, bis ich Sie wiedersehe. In meiner Seele ist's nicht ganz heiter. Ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — morgen um 7 Uhr ist das Pferd gesattelt, und dann Adieu!"

Wie war der Abschied von Friederike? In Dichtung und Wahrheit heißt es: „In solchem Drang und Verwirrung konnte ich nicht unterlassen, Friederike noch einmal zu sehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht mehr geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Mute." Begreiflich. Denn er verließ, wie er acht Jahre später Frau von Stein mitteilte, Friederike in einem Augenblick, wo es ihr fast das Leben kostete. Goethe hatte nicht den Mut, in diesem Augenblick Friederiken offen die Ziellosigkeit ihres Liebesbundes einzugestehen. Er hat dies erst schriftlich von Frankfurt aus gethan. Er erhielt darauf eine Antwort von Friederike, die ihm das Herz zerriß. „Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig, stets empfand ich, daß sie mir fehlte und, was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen. Gretchen

hatte man mir genommen, Annette mich verlassen,*) hier war ich zum erstenmal schuldig. Ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet und so war die Epoche einer düsteren Reue ... höchst peinlich, ja unerträglich."

Um aber der inneren Absolution würdig zu werden, strafte er sich noch härter, als es das Leben that, durch die Dichtung, durch die Schöpfung der schwachen, treulosen, durch Vergiftung und durch den Stahl des Rächers endenden Liebhaber: Weißlingen und Clavigo. Doch errang er sich die Absolution auch auf diesem Wege nicht ganz. Die peinigenden Erinnerungen tauchten immer wieder auf und trieben ihn, wie wir sehen werden, nach Jahren noch einmal in das schlichte, elsässische Pfarrhaus, wo Friederikens edle, versöhnte Seele sie endlich von ihm scheuchte.

Was trennte Goethe von Friederike? Warum fühlte er, daß keine Möglichkeit sei, mit ihr sein Leben zu verknüpfen? —

Man hat darauf die plattesten Antworten erteilt. Bald soll er sich als Frankfurter Patriziersohn für zu vornehm gehalten, bald an der Einwilligung des Vaters verzweifelt, bald an Friederike die geistige Ebenbürtigkeit vermißt haben. Es lohnt nicht, angesichts der tiefen, heißen Liebe, die ihn durchzitterte, und des Seelenschwankens, das schon in den Maitagen 1771 ihn überfiel, auf diese Erklärungsversuche näher einzugehen. In Wahrheit wiederholte sich nur derselbe seelische Vorgang wie in dem Verhältnis zu Kätchen. Zum Überfluß hat uns Goethe diesmal das Auffinden der letzten ihn bewegenden Gründe durch den leisen Wink erleichtert, mit dem er in dem Sesenheimer Idyll auf das Märchen von der neuen Melusine deutet. Vergegenwärtigen wir uns den Kern des Märchens. Ein Mann lernt eine Jungfrau kennen, die ihm außerordentliches Wohlgefallen einflößt. „Mit ihr allein auf grüner Matte zwischen Gras und Blumen, von Felsen beschränkt, von Wasser umrauscht, welches Herz wäre

*) Goethe stellte sich früh und spät gern als den von Kätchen Schönkopf „Verlassenen" hin, weil sie so bald nach seiner Trennung von ihr einem Anderen die Hand gereicht hatte.

da wohl fühllos geblieben!“ Doch das liebliche Wesen gehört dem Zwergenreich an, und der Mann kann nur dann bei ihr bleiben, wenn er sich entschlösse, so klein zu werden, wie sie. Der Mann entschließt sich dazu. Durch einen Ring, den sie ihm aufsteckt, wird er ein Zwerg. Die Jungfrau führt ihn in ihr Reich, vor ihren Vater, den König der Zwerge. Dieser begrüßt ihn als zukünftigen Schwiegersohn und setzt die Trauung auf den folgenden Tag fest. „Wie schrecklich ward mir auf einmal zu Mute, als ich von Heirat reden hörte.“ Er will entfliehen, doch Ameisen, die Alliierten seines Schwiegervaters, halten ihn auf und lassen ihn nicht mehr los. „Nun war ich Kleiner in den Händen von noch Kleineren.“ Es hilft nichts, er muß sich trauen lassen. „Laßt mich nun von allen Ceremonien schweigen, genug wir waren verheiratet. So lustig und munter es jedoch bei uns herging, so fanden sich dessenungeachtet einsame Stunden, in denen man zum Nachdenken verleitet wird, und mir begegnete, was mir noch niemals begegnet war, was aber und wie, das sollt ihr vernehmen. Alles um mich her war meiner gegenwärtigen Gestalt und meinen Bedürfnissen völlig gemäß, die Flaschen und Becher einem kleinen Trinker wohlproportioniert, ja wenn man will verhältnismäßig besseres Maß als bei uns. Meinem kleinen Gaumen schmeckten die zarten Bissen vortrefflich; ein Kuß von dem Mündchen meiner Gattin war gar zu reizend; und ich leugne nicht, die Neuheit machte mir diese Verhältnisse höchst angenehm. Dabei hatte ich jedoch leider meinen vorigen Zustand nicht vergessen. Ich empfand in mir einen Maßstab voriger Größe, welches mich unruhig und unglücklich machte. Nun begriff ich zum erstenmale, was die Philosophen unter ihren Idealen verstehen möchten, wodurch die Menschen so gequält sein sollen. Ich hatte ein Ideal von mir selbst und erschien mir manchmal im Traum wie ein Riese. Genug, die Frau, der Ring, die Zwergenfigur, so viele andere Bande machten mich ganz und gar unglücklich, daß ich auf meine Befreiung im Ernst zu denken begann.“ Er durchfeilt den Ring und erlangt seine frühere Größe wieder.

Hier haben wir die Erklärung. Goethe hatte ein Ideal von sich selbst, das ihm durch eine Verbindung mit Friederike zerstört zu werden schien. Der Riese wollte kein Zwergenleben führen. Daher die innere Unruhe, das Hin- und Herschwanken seiner Seele und das Gefühl, daß er nach Schatten greife, als er auf die Konsequenzen seines Liebeslebens sich zu besinnen begann. „Wie schrecklich ward mir zu Mute, als ich von Heirat reden hörte." Seine Ideale quälten ihn, sie trieben ihn unwiderstehlich, sich in die Flut der Schicksale zu mischen, um in ihr seine titanischen Kräfte zu erproben und zum Sichausleben zu bringen.

Einem solchen dämonischen Lebens- und Freiheitsdrange gegenüber, der wie ein Naturzwang sich geltend macht, ist es übel angebracht, von Recht oder Unrecht zu reden. Große Genies sind minder Herren ihrer selbst als andere Erdensöhne. Sie gleichen gewaltigen Naturkräften, die den in ihnen wirkenden Gesetzen folgen müssen. Sie sind gesandt, die Menschheit zu erlösen, während sie selbst in Erfüllung ihrer Mission sich in Schuld verstricken. So auch Goethe. Und für seine Verschuldungen, auch für die, in die er wie bei Friederike reinen Herzens geriet, ist er nicht leichten Kaufs davongekommen. Die ausgleichende Gerechtigkeit hatte schon durch die erregte Phantasie und das feinst empfindende Gemüt, die sie ihm verlieh, dafür gesorgt, daß er jeden Fehl hart büßte, härter als die große Menge, ja viele seiner verständnisvollsten Freunde glaubten und glauben. Man hat zu leicht neben der Fülle von Sonne, die über die Höhen seines Lebens ausgebreitet ist, die düsteren Schatten übersehen, die dann und wann fast erschreckend und für den oberflächlichen Beobachter kaum erklärlich aus den Tiefen aufsteigen. —

Je edler und reiner die Natur Friederikens war und je mehr sie still duldete und geduldet hatte, um so mehr umzog sich dem Dichter ihr Bild mit einer Madonnenglorie. Von den beiden Marien im Götz und Clavigo steigt sie allmählich zu der himmlischen Verklärung im Gretchen des Faustabschlusses empor.

11. Abschied von Straßburg.

In mehr als einer Beziehung wurde Goethe während der Straßburger Zeit versucht, seiner Lebensbahn eine andere Richtung zu geben. Nicht bloß das Verhältnis zu Friederike drohte die ihm gemäßeste Entwickelung zu unterbrechen, sondern auch Pläne seiner älteren Freunde und Bekannten. Die wunderbare Begabung und hohe Bildung des Frankfurter Studenten war, so wenig er sich in anderen als medizinischen Vorlesungen blicken ließ, doch den Professoren Oberlin, der Philosophie lehrte, und Koch, der Geschichte und Staatsrecht vortrug, aufgefallen und hatte zu einer engeren Verbindung zwischen ihnen geführt. Dem Verkehr mit Oberlin, der neben Philosophie sich lebhaft für ältere deutsche Sprache und Litteratur interessierte, verdankte Goethe seine erste Kenntnis der kürzlich aus mehrhundertjähriger Vergessenheit zu neuem Leben erweckten Minnesänger und des Nibelungenliedes sowie anderer mittelalterlicher Denkwürdigkeiten. Auch von Koch empfing er viel, und sein leidenschaftliches Ergreifen sowie selbständiges, geistreiches Verarbeiten des ihm Dargebotenen ließen ihn den genannten Gelehrten als einen für die akademische Laufbahn vorzüglich geeigneten Kandidaten erscheinen. Im Verein mit Salzmann legten sie ihm ihre Pläne dar, indem sie ihm die Aussicht auf eine Professur für Geschichte, Staatsrecht und Beredtsamkeit in Straßburg und auf gleichzeitige Verwendung im höheren französischen Staatsdienst eröffneten. Aber die Zeiten, wo ihm eine Professur als Ziel seines Ehrgeizes vorgeschwebt hatte, waren vorüber,

und am allerwenigsten konnte ihn ein Lehrstuhl an der Straßburger Universität, an der eine engherzige Beschränktheit auf den Professoren lastete, und eine Stellung im französischen Staatswesen reizen, wo er sich soeben gegen alles Franzosentum mit tiefer Abneigung erfüllt hatte. So widerstand er den verlockenden akademischen Plänen. Besser glaubte er immer noch seine Bewegungsfreiheit gewahrt, wenn er sich, wie der Vater es wünschte, zunächst in Frankfurt als Advokat niederließ.

Die letzten Vorbedingungen waren noch zu erfüllen. Es handelte sich um die juristische Doktorwürde, die er durch eine Dissertation erlangen sollte. Bei seinem geringen Interesse für juristische Einzelfragen wählte er ein allgemeines Thema, das halb auf kirchengeschichtlichem, halb auf staatsrechtlichem Gebiete lag. Das Thema war sonderbar. Goethe wollte nämlich, in den Pfaden von Rousseaus Contrat social wandelnd, den Satz durchführen, daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit noch die Laien sich sollten lossagen dürfen. Im übrigen solle nicht danach geforscht werden, was Jeder bei sich denke oder fühle. Durch diesen Vorschlag glaubte er allen Streitigkeiten zwischen Kirche und weltlicher Obrigkeit, deren er seit seiner Kindheit genug beobachtet hatte, vorbeugen und gleichzeitig die nötige Gewissensfreiheit herstellen zu können. Diesen Gedanken führte er mit vielem Fleiß und kritischer Kühnheit aus, indem er dabei an keinen anderen Censor als an seinen Vater dachte.

Die Fakultät, die die eingereichten Dissertationen nicht bloß vom wissenschaftlichen, sondern auch vom Standpunkt des Gemeinwohls zu prüfen hatte, nahm an der Arbeit Anstoß, und Dekan Ehrlen gab Goethe den freundschaftlichen Rat, sie ungedruckt zu lassen und, anstatt mit einer Dissertation um die Doktorwürde, durch eine Disputation über Thesen um die Licentiatenwürde sich zu bewerben. Goethe ging mit Freuden auf den Vorschlag ein. Denn er selber hatte ein tiefes Mißtrauen gegen seine Abhandlung, und den Vater konnte er mit dem Versprechen trösten, das Manuskript

später erweitert und verbessert zu veröffentlichen. Schnell hatte Goethe mit seinem Repetenten an Stelle der Dissertation sechsundfünfzig Thesen ausgewählt. Unter ihnen dürften solche wie: „Das juristische Studium ist bei weitem das herrlichste" wohl auf Rechnung des Repetenten zu setzen sein, wenn sie nicht eine beißende Ironie darstellen. Der Satz, daß ausschließlich dem Fürsten die Gesetzgebung gebühre, ist für eine absolutistische Zeit nicht verwunderlich; wunderlicher schon, daß ihm auch die alleinige Interpretation der Gesetze zustehen solle und daß, um Vernunft nicht Unsinn werden zu lassen, in jeder Generation oder von jedem neuen Regenten neue Interpretationen zu fordern seien. Die absolutistische Spitze will aber der Jüngling, der in der Poesie für Freiheit und Volkstum schwärmte, durch den Paradesatz abbrechen: „Salus rei publicae suprema lex esto", ohne zu verraten, wer die salus rei publicae bestimmen und wer die Erfüllung des esto vom Fürsten erzwingen solle.

Gegenüber solchen barocken und zum Teil in genialer Laune hingeworfenen Sätzen konnte es Lerse, obwohl er kein Jurist war, nicht schwer werden, bei der Disputation Freund Wolf so in die Enge zu treiben, daß dieser seinen lateinischen Redefluß unterbrach mit der Bemerkung: „Ich glaube, Bruder, du willst an mir zum Hektor werden." Mit großer Lustigkeit und Leichtfertigkeit, sagt Goethe, ging der Aktus, der am 6. August stattfand, vorüber, und der junge Dichter war Licentiat der Rechte. Da in Deutschland die Licentiaten- und Doktorwürde gleichen Wert hatten, so wird er von da ab auch offiziell als Dr. Goethe bezeichnet. An die Disputation scheint außer dem Doktorschmaus noch jene fröhliche Freundesfahrt ins Oberelsaß sich angeschlossen zu haben, von der Goethe uns im elften Buche von Dichtung und Wahrheit erzählt. Sie führte ihn nach Molsheim, Kolmar, Schlettstadt, Ensisheim und nach dem Ottilienberg, von dem er noch einmal sein Auge mit Wohlgefallen über die anmutigen Fluren des Elsaß gleiten ließ, während das entfernte Blau der Schweizerberge eine neue Sehnsucht dorthin erweckte.



So hatte er das Elsaß fast von einem Ende bis zum anderen durchstreift und war auch in diesem Sinne fertig. Von Paris war bei der frisch erworbenen Franzosenverachtung nicht mehr die Rede. Er kehrte von Straßburg direkt heim.

Etwa Mitte August 1771 verließ Goethe das teure Land als ein Neugeborener. Die alte kranke, kleine, gedrückte Zeit war abgethan. Eine neue gesunde, freie und große war angebrochen und mit überquellender Kraft strebte er in ihr seinen hohen, in den Sternen schwebenden Zielen zu. Das Bibelorakel, das in der ersten Straßburger Stunde tröstend zu ihm gesprochen, hatte Recht behalten. Es war ihm not geworden, den Raum seiner Hütte weit zu machen und die Seile lang zu dehnen; denn er war ausgebrochen zur Rechten und zur Linken.

---

12. Advokat und Journalist.

Als der junge Doktor gegen Ende August in die Vaterstadt wieder einfuhr, kam er nicht allein. In Mainz hatte ihm ein harfenspielender Knabe so gut gefallen, daß er ihn, wie später Wilhelm Meister den Harfner und Mignon, mit sich nahm, um ihn während der bevorstehenden Messe im Elternhause zu beherbergen. Die Mutter, die voraussah, wie den Vater der fremde Meßmusikant auf die Dauer anmuten würde, wußte die originelle Gutherzigkeit des Sohnes und den Ordnungs- und Reputationssinn des Vaters ins gleiche zu bringen, indem sie den Knaben in der Nachbarschaft unterbrachte. „Die wackere Frau," meint der Sohn, „mit dem ersten Probestück des Ausgleichens und Vertuschens wohl zufrieden, dachte nicht, daß sie diese Kunst in der nächsten Zeit durchaus nötig haben würde." Das war jedoch im Anfang nicht der Fall. In den ersten Monaten bestand zwischen dem Vater und dem Sohne die beste Harmonie. Das Fundament zu einem regelrechten bürgerlichen Lebensgange war gelegt. Goethe hatte sogleich nach seiner Ankunft sich als Rechtsanwalt niedergelassen und mit Hilfe seines Vaters und eines Schreibers die Praxis begonnen. Zudem war der Vater sehr stolz auf die schönen Manuskripte, die der Sohn von Straßburg mitgebracht hatte: die gelehrte Dissertation, viele kleinere Aufsätze, Übersetzungen, Reisebemerkungen, Fliegende Blätter, Gedichte. Er ordnete Alles sorgfältig und trieb den Sohn zur Vollendung und Veröffentlichung der zahlreichen Arbeiten.

Dieser erstrebte jedoch nichts weniger als das; gegen den Druck war seine Abneigung durch Herders strenge Kritik noch gewachsen. Und die Vollendung? Wie sollte er dazu gelangen, wo hundert neue Stoffe, Pläne sein Innerstes bewegten und zur Verarbeitung drängten! Von Straßburg her beschäftigten ihn noch zwei bedeutsame Figuren des sechzehnten Jahrhunderts, der Götz und Faust. Faust trat zurück vor Götz. Das Faustproblem war zu groß, um anders als in langsamer Entwickelung der Lösung entgegenzureifen, während der Götz auch in raschem Wurfe gelingen konnte. Zudem zog den Dichter die ritterliche Persönlichkeit des Berlichingers und die frische Atmosphäre seines Jahrhunderts aufs stärkste an.

So warf er sich mit voller Leidenschaft darauf, die Geschichte dieses „edlen Deutschen" zu dramatisieren, zunächst wie immer im Gehirn. Mit Feuer entrollte er vor Cornelie seine Entwürfe, deklamierte ganze Scenen, bis die Schwester ihn dringend bat, anstatt sich immer in die Luft zu ergehen, doch endlich einmal etwas aufzuschreiben. Er schrieb die ersten Scenen, und Cornelie schenkte ihnen Beifall, äußerte aber, klug wie sie war, ihren entschiedenen Unglauben, daß er mit Beharrlichkeit weiter fortfahren würde. Der Zweifel reizte den Bruder; er blieb bei der Arbeit und innerhalb sechs Wochen, noch vor Ende des Jahres 1771, war sie beendet. Dann sandte er seinen älteren Freunden Abschriften und wartete ihr Urteil ab.

Kaum war der „Götz" fertig, so griff er einen „Sokrates" an; auch an dem in Straßburg angefangenen „Cäsar" mochte er weiterbilden, so daß allein von Dramen vier gewaltige Stoffe: Faust, Götz, Sokrates und Cäsar auf seiner Brust lasteten. Daneben sprüht er die uns schon bekannten Flugschriften über Shakespeare und die deutsche Baukunst hervor, schmiedet Lieder, übersetzt aus Ossian, Pindar und stürzt sich mit dem neuen Jahr in eine eifrige Recensententhätigkeit. Und wer will wissen, was sonst noch in seinem Kopfe wirbelte und wieviel davon in die Feder floß? Charakterisiert er doch seine damaligen kleinen Dich-

tungen als eine weit ausgebreitete Weltpoesie. Ganz zutreffend schreibt er daher an Salzmann Ende November 1771: „Mein nisus vorwärts ist so stark, daß ich selten mich zwingen kann, Atem zu holen.“ Und im Februar 1772: „Das Diarium meiner Umstände ist für den geschwindesten Schreiber unmöglich zu führen.“

Gegen dieses innere Gären und Brodeln waren ihm weite Spaziergänge ein wohlthuendes Gegengewicht. Er lebte tagelang auf der Straße wie ein Bote, der zwischen den Nachbarorten, zwischen dem Taunus und dem Rhein und Main hin und her wandert. Nicht selten wanderte er auch so durch Frankfurt, kam zu dem einen Thore herein, speiste in einem der großen Gasthöfe und zog dann zum anderen Thore wieder hinaus; unterwegs sang er sich seltsame Hymnen und Dithyramben im Stile Pindars, dem jetzt neben Homer und Shakespeare seine Seele gehörte. Eines dieser Lieder, das der alternde Dichter überstreng als Halbunsinn bezeichnete, ist als Wanderers Sturmlied erhalten. Es atmet mitten im Unwetter das stolze Vertrauen des Dichterjünglings zu seinem Genius.

Ein bestimmtes Ziel erhielten seine Wanderungen, als er mit Darmstadt in nähere Verbindung kam. Das geschah durch Johann Heinrich Merck, einen Mann, der mehrere Jahre hindurch unter allen Freunden Goethes auf ihn den größten Einfluß gehabt hat. Merck, 1741 zu Darmstadt als Sohn eines Apothekers geboren, hatte sich mit einer französischen Schweizerin frühzeitig verheiratet und bekleidete seit 1768 in seiner Vaterstadt das Amt eines Kriegszahlmeisters. Er war ein Mann von scharfem Verstande, von dichterischer Begabung und feinem Geschmack. Seine geistigen Interessen erstreckten sich auf die mannigfachsten Gebiete. Die schöne Litteratur, die bildenden Künste, die beschreibenden Naturwissenschaften standen ihm fast gleich nahe. Er übersetzte fleißig aus dem Englischen, veröffentlichte ästhetisch-kritische Erörterungen, behandelte einzelne Kapitel der Kunstgeschichte, lieferte Untersuchungen und Beschreibungen vorweltlicher

Tierreste und schrieb zahlreiche Recensionen für die angesehensten litterarischen Zeitschriften. Daneben versuchte er sich auch dichterisch: in Fabeln, Novellen, Satiren, so daß die Liste seiner Schriften von beträchtlicher Länge ist. Mehr aber als durch seine positiven Leistungen imponierte er durch seine Person seinen Zeitgenossen. Wenn schon immer ein treffendes, die Realität der Dinge und Menschen sicher erfassendes Urteil ein Übergewicht verleiht, so mußte dies doppelt in einer Epoche der Fall sein, die sich mehr als irgend eine andere in unklaren Gefühlen, in verschwimmenden Anschauungen und Begriffen gefiel. Nimmt man hinzu, daß er ein sehr angenehmer, witziger Gesellschafter und tüchtiger Geschäftsmann war, so wird man es begreiflich finden, daß die besten Männer und Frauen wie Goethe, Herder, Wieland, Karl August, die große hessische Landgräfin Karoline, die Herzogin Anna Amalia und zahlreiche andere ihn außerordentlich schätzten und die wärmsten Sympathien für ihn hegten. Freilich konnte ihn dieselbe Gabe, die ihn wertvoll machte, auch furchtbar werden lassen. Leicht erspähte er mit seinem durchdringenden Blick die Schwächen und Mängel der Menschen und wußte sie, wo keine Rücksicht ihm Schonung gebot, mit kaltem Spott bloßzulegen. Ebenso war er imstande, mit einer nüchternen, kritischen Bemerkung spielerige Vergnügungen, unzeitige oder unbegründete Schwärmerei, Gefühlsseligkeit, ein gutmütiges Sichhingeben mit einem Schlage zu verderben. Von dieser Seite her betrachtet erschien er Goethe als Mephistopheles. Mit wie gutem Recht, mag neben bekannten von Goethe mitgeteilten Zügen eine Äußerung der Karoline Flachsland lehren, die gelegentlich schreibt: „Haben wir ein Vergnügen, es sei auch immer elend (was schadet's), so weiß er etwas Saures dreinzumischen." Man glaubt beinahe Gretchen im Faust zu hören. Dieser mephistophelische Zug verschlimmerte sich in ihm durch manche widrige Erfahrungen, die er im Leben gemacht hatte und weiter machte. Namentlich war es in den Jahren, die uns zunächst beschäftigen, das unglückliche Verhältnis zu seiner Frau, das ihn gegen die Welt verbitterte,

später unglückliche geschäftliche Unternehmungen, die ihn mitunter zu verletzender Bosheit hinrissen. Und doch war sein Gemüt im Grunde wacker und liebevoll und selbst weicher Regungen fähig. Gegen seine Freunde konnte er von rührender Anhänglichkeit sein. Besonders Goethe umfaßte er mit der innigsten Liebe Zeit seines Lebens. Als er einmal nach langer Trennung Goethes Kopf in dem Medaillon von Necker sah, weinte er vor Freuden und ließ sogleich Abdrücke davon machen, damit er und seine Bekannten mit dem Kopfe fortan siegeln könnten. Dieser merkwürdige Mann war auch durch ein eigenartiges Äußere gekennzeichnet: lang und hager mit hervordringender, spitzer Nase und hellblauen, ins Graue spielenden Augen, die seinem aufmerkenden, auf- und niedergehenden Blick nach Goethes Ausdruck etwas Tigerartiges gaben. — Für Goethe war der Verkehr mit ihm von größtem Vorteil. Zwar weckte er nicht wie Herder in ihm schlummernde Kräfte und gab nicht wie jener seinem Geiste neue Nahrung und Richtung, aber er gab ihm dafür Anderes, was im Augenblicke für ihn von höchstem Werte war. Während er ihm auf der einen Seite durch seine kühle Helligkeit half, sich vor den Nebelungetümen und Irrlichtern der Sturm- und Drangwelt zu hüten, so bewahrte er ihn auf der anderen Seite durch große Forderungen davor, sein Genie an mittelmäßige und untergeordnete Aufgaben zu verschwenden, und durch ewiges Treiben und Mahnen, seine Arbeiten nicht ins Endlose zu spinnen. Goethe folgte aber dem älteren Freunde um so bereitwilliger, als er fühlte und wußte, daß seine herbe und derbe Kritik von Liebe und Bewunderung für ihn getragen war.

Das Schillernde der Merckschen Natur zeigt sich am deutlichsten darin, daß derselbe Mann, in dem der Verstand so dominierte, mit den empfindsamsten Damen in intimem Freundschaftsverhältnis stehen konnte. Es waren dies die beiden Fräuleins von Roussillon und von Ziegler, diese Hofdame der Landgräfin von Hessen-Homburg, jene Hofdame der Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt; wechselnder war das Verhältnis zu Karoline Flachs-



land, der Braut Herders, die im Hause ihres Schwagers, des Geheimrats Hesse, lebte.

Die drei jungen Mädchen und die geistvolle Frau Mercks gruppierten sich aber zugleich um einen anderen Darmstädter, der ihrer Sinnesart weit näher stand, um den in schönen Empfindungen und Gedanken sich wiegenden, galanten Leuchsenring, eine weiche Natur, durchtränkt von Georg Jacobis süßer Milch und von Klopstockschem Thränenwasser. Alles Große, Wilde, Erhabene, Alles, was ein gewisses mittleres, sanftes Gleichmaß überschritt, war ihm ein Greuel. Deshalb verspottete ihn Goethe im „Pater Brey" als den Mann, der „wolle Berg und Thal vergleichen, alles Rauhe mit Gips und Kalk verstreichen" oder derber im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern": „möcht All sie gern modifizieren, die Schwein zu Lämmern rektifizieren." Er hielt es aller Wege mit den Weibern. Wie mit den Darmstädterinnen so mit Julie Bondeli, der Freundin Rousseaus und Wielands, und mit Sophie Laroche, der einstigen Braut Wielands und Verfasserin der „Sternheim". Die Briefe und Bänder der zarten Freundinnen führte er wohlgeordnet in mehreren Schatullen bei sich und legte sie mit andächtiger Miene und vielen schönen Worten anderwärts vor. Für diesen Mann, „den umfliegenden Schwärmer", schwärmten die ätherischen Darmstädterinnen; sie erträumten sich mit ihm eine Kindheits- und Schäferwelt, ein elysisches Feenreich, in dem sie Hütten der Freundschaft bauten, und in dem er ihr Apostel und sie seine Heiligen waren. Jedes der empfindsamen Mädchen hatte nach der Mode der Zeit seinen poetischen Namen, das Fräulein von Roussillon hieß Uranie, Fräulein von Ziegler Lila, Karoline Psyche. Die empfindsamste der Empfindsamen war Lila. Sie hatte ihr Grab und einen Thron in ihrem Garten, ihre Lauben und Rosen und ein Schäfchen, das mit ihr aß und trank. Sie verehrte knieend ihre Freunde und den Mond und feierte Fest- und Fasttage bei der Ankunft und dem Abschied ihrer Freunde.

In diese „Gemeinschaft der Heiligen" wurde Goethe im Frühjahr 1772 durch Merck eingeführt, und es bedurfte nur einer

einzigen näheren Berührung, so war der junge Doktor, zumal Apostel Leuchsenring auf Reisen, der erklärte Liebling der gefühlvollen Freundinnen. Denn auch er konnte elegisch, zart und empfindsam sein, und es fiel ihm damals um so leichter, als die Asche der Liebe zu Friederike noch auf seinem Herzen lag. Seine Schönheit und Genialität thaten das Übrige. Wegen seiner häufigen Wanderungen, die sich jetzt bis nach Darmstadt erstreckten, hieß er ihnen der Wanderer oder Pilger. Seine Besuche dehnte er gewöhnlich auf mehrere Tage aus, und wenn er sich vor Mercks Hause auf die Bank setzte, dann sammelten sich rasch die Freundinnen um ihn, um an der Genieaudienz teilzunehmen. Jeden Tag wurde in den Bessunger Wald gegangen, an seinen Felsen, von denen jede Freundin und nach ihrem Beispiel auch Goethe sich einen zugeeignet hatte, geopfert, auf dem stillen Teiche gefahren und um ihn ein Reihen getanzt. Sang dann Goethe noch seine Lieder oder phantasierte er mit ihnen von Poesie, Liebe und Freundschaft, so wandelte sich ihnen der Schattenwald in Tempe und Elysium. Zog der schöne Wanderer heim, so gaben ihm die Freundinnen bis vors Thor das Geleite, und unter Kuß und Thränen schied man von dem „vom Himmel gegebenen Freund". Goethe hat jenen unschuldigen, sentimentalen Tagen ein pindarisches Denkmal in den drei Oden: Elysium, Pilgers Morgenlied und Felsweihegesang gesetzt.

Er vermutete nicht, als er mit Merck bekannt wurde, daß diese Bekanntschaft so liebliche Früchte tragen würde. Denn ursprünglich vereinigten sie sich zu Kampf und Krieg, in dem nur feste Männerherzen brauchbar waren. Es war eine gewisse Naturnotwendigkeit, daß die neue revolutionäre Partei ein Journal suchte, in welchem sie ihre Grundsätze vor weiteren Kreisen verfechten konnten. Ein solches bot sich in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, die ihr Verleger Hofrat Deinet verjüngen wollte. Merck durch Herder, Georg Schlosser durch Goethe für die neuen Ideen gewonnen, scheinen diejenigen gewesen zu sein, die mit Deinet das Nötige verabredeten. Vom 1. Januar 1772 ab wurden die Anzeigen das Organ des jungen Deutsch-

lands mit Merck als Direktor. Sie erschienen wöchentlich zweimal und brachten nur Recensionen. Über die Art, wie dieselben zustande kamen, erzählt Goethe: „Wer das Buch zuerst gelesen hatte, der referierte, manchmal fand sich ein Korreferent; die Angelegenheit ward besprochen, an Verwandtes angeknüpft, und hatte sich zuletzt ein gewisses Resultat ergeben, so übernahm einer die Redaktion. Dadurch sind mehrere Recensionen so tüchtig als lebhaft, so angenehm als befriedigend. Mir fiel sehr oft die Rolle des Protokollführers zu; meine Freunde erlaubten mir auch innerhalb ihrer Arbeiten zu scherzen und sodann bei Gegenständen, denen ich mich gewachsen fühlte, die mir besonders am Herzen lagen, selbständig aufzutreten." Das geschah außerordentlich häufig. Denn sein Anteil an der Zeitschrift war, wie wir mit ziemlicher Sicherheit sagen können, weitaus der größte. Er schrieb in dem fröhlichen Übermut der Jugend und der überlegenen Kraft des Genies und schlug auf die Perücken los, daß der Staub aufwirbelte. Herder meinte: „Goethe ist meistens ein junger übermütiger Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen." Die grausamste Hinrichtung vollzog er an dem guten, süßen Georg Jacobi, den er als Weib und Schwächling mit einem festen Stoß beiseite warf. Neben der lachenden oder zornigen Verneinung des Alten und Schwachen ist aber zugleich ungemein viel Tiefes und Schönes in den Grund der Recensionen hineinversenkt. Sie waren selten Recensionen im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sonder mehr Ergießungen seines jugendlichen Gemütes. Er denkt bei ihnen oft gar nicht mehr an den eigentlichen Zweck, auch nicht mehr an den Ort, an dem er schreibt, sondern als ob er für sich in die Einsamkeit spräche, bricht er in empfindungsreiche Monologe aus. So gerät er in der Recension über die „Gedichte von einem polnischen Juden" plötzlich in das weihevolle Beicht- und Bittgebet:

„Laß, o Genius unsers Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen, der, voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge,

im Rundgesange den Chor belebte; dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte ..; den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere alle ihre Reize ausstellten; dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losrisse, wenn er, aus dem d i c h t e n d e n T r a u m e erwachend, fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei; dessen Eitelkeit, durch den Gleichmut einer Zurückhaltenden beleidigt, sich ihr aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Thränen, durch hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Musiken des Nachts endlich eroberte — und auch wieder verließ, weil sie nur z u r ü c k - h a l t e n d war; der uns dann all seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Thorheiten und Resipiscenzen mit dem Mut eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete — des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genugthun. Aber dann, o G e n i u s, daß offenbar werde, nicht Flachheit, nicht Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit schuld, lass' ihn ein Mädchen finden, seiner wert! Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, lass' ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, dessen Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmut, sich in stillem Familienkreise häuslich thätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die — Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter — die zweite Mutter ihres Hauses ist; deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt; zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborene Tugend, mitgeborene Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das, jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern, verhülltern Seligkeiten der Welt ahndete, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldnen Aussichten v o n e w i g e m B e i s a m m e n s e i n, d a u e r n d e r V e r e i n i g u n g, u n s t e r b l i c h w e b e n d e r L i e b e fest angeschlossen hinstrebte!

Laß die Beiden sich finden, beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnden, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem anderen ergreift, werden nimmer voneinander lassen. Und dann lall' er ahndend und hoffend und genießend, „was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Thränen, und keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin". Wahrheit wird in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasenideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallen.

Doch ob's solche Mädchen giebt? Ob's solche Jünglinge geben kann?"

Erst an dieser Stelle erwacht er aus seinem Phantasieren und fährt fort: „Es ist hier vom polnischen Juden die Rede, den wir fast verloren hätten."

Ein andermal schließt er die Anzeige einer armseligen Schrift über Homer mit den Worten: „O, ihr großen Griechen und du Homer, Homer! Doch so übersetzt, kommentirt, extrahirt, enucleirt, so sehr verwundet, gestoßen, zerfleischt durch Steine, Staub, Pfützen geschleift, getrieben, gerissen — berührt nicht Verwesung sein Fleisch, nagt nicht ein Wurm an ihm; denn für ihn sorgen die seligen Götter auch nach dem Tode." Wütend ist er auch über diejenigen, die das Leben bedeutender Menschen mit einigen Formeln, wie sie für die Durchschnittsgeschöpfe gelten, glauben erklären zu können. So sagt er in der Recension über „die Liebe des Vaterlandes" von Sonnenfels: „Lykurg, Solon, Numa treten als Collegae Gymnasii auf, die nach der Kapazität ihrer Schüler exercitia diktieren. In den Resultaten des Lebens dieser großen Menschen, die wir noch dazu nur in stumpfen Überlieferungen anschauen, überall Principium, politisches Principium, Zweck zu sehen mit der Klarheit und Bestimmtheit, wie der Handwerksmann Kabinettsgeheimnisse, Staatsverhältnisse, Intriguen bei einem Glase Bier erklärt, in einer Streitschrift zu erklären! — Von Geheimnissen (denn welche große historische Data sind für uns nicht Geheimnisse?), an welche nur der tieffühlendste Geist mit Ahndungen zu reichen vermag, in den Tag hinein zu raisonniren!" Ähnlich heißt es in einer anderen Recension: „Ohne Gefühl, was so ein Mann gewesen, ohne Ahndung, was so ein Mann sein könne, schreibt hier einer die schlechteste Parentation. Der Gang dieses sonderbaren Genies, das Durcharbeiten durch so viele Hindernisse, die düstere Unzufriedenheit bei allem Gelingen wird in der Feder unseres Skribenten recht ordnungsgemäßer Cursus humaniorum et bonarum artium, und der sehr eigen charakteristische Kopf wohlgefaltete honette Alletagsmaske." — Die Rousseausche Grundstimmung von Sturm und Drang kommt zum Ausdruck, wenn er ruft: „Die Verhältnisse der Religion, die mit ihnen auf das engste verbundenen bürgerlichen Beziehungen, der Druck der Gesetze, der noch größere Druck gesellschaftlicher Verbindungen und tausend andere Dinge lassen den polierten Menschen und die

polierte Nation nie ein eigenes Geschöpf sein, betäuben den Wink der Natur und verwischen jeden Zug, aus dem ein charakteristisches Bild gemacht werden könnte." Darum wird an anderen Stellen um so nachdrücklicher die Forderung betont, daß der Dichter sein eigenes Geschöpf sei; er solle singen wie der Vogel in der Luft, er solle nur sich selbst zur unverkümmerten Erscheinung bringen ohne Rücksicht auf Publikum oder Beifall. Das sei auch die beste Ästhetik, die den Künstler lehre, sich frei zu machen. „Denn um den Künstler allein ist's zu thun, daß der keine Seligkeit des Lebens fühlt, als in seiner Kunst, daß, in sein Instrument versunken, er mit allen seinen Empfindungen und Kräften da lebt. Am gaffenden Publikum, ob das, wenn's ausgegafft hat, sich Rechenschaft geben kann, warum's gaffte oder nicht, was liegt an dem?"

Sonst könne der Künstler nur lernen — nicht aus philosophischen Lehrsätzen, sondern aus dem Beispiel der Meister. „Weil diese nicht überall zu haben sind, so gebe uns Künstler und Liebhaber ein περὶ ἑαυτοῦ seiner Bemühungen, der Schwierigkeiten, die ihn am meisten aufgehalten, der Kräfte, mit denen er überwunden, des Zufalls, der ihm geholfen, des Geistes, der in gewissen Augenblicken über ihn gekommen und ihn auf sein Leben erleuchtet, bis er zuletzt immer zunehmend sich zum mächtigen Besitz hinaufgeschwungen und als König und Überwinder die benachbarten Künste, ja die ganze Natur zum Tribute genötigt." Das wären freilich Goldgruben empirischer Ästhetik. Aber welche Künstler sind gewillt und befähigt zu solchen Selbstentwickelungen? Sprießt doch das Höchste und Beste aus unbewußten Wirkungen.

Der Erfolg der Zeitschrift war nicht so groß, als die Mitarbeiter erwarten mochten. Zwar erregte sie von Zürich bis Hamburg in den litterarischen Kreisen Aufsehen, Bewunderung, Unwillen — je nach dem —, zwar warf sie zahlreiche Feuerbrände aus, die hier sengten und dort zündeten, aber in die breitere Masse des Publikums konnte sie nicht dringen. Dazu waren die Gedanken zu schwer, die Sprache zu wild und dunkel.

Darüber wurden vielfache Beschwerden laut. Außerdem kamen, nicht wegen der Freigeistigkeit (denn ihr huldigten die Recensenten nicht), sondern wegen der natürlich-menschlichen Auffassung alles Biblischen und Religiösen sowie wegen der Feindschaft gegen alles Pfäffische, heftige Zusammenstöße mit der Geistlichkeit, die dazu nötigten, die theologischen Kritiken fallen zu lassen oder farblos zu machen. Doch hätten diese Dinge den Häuptern der Zeitschrift die weitere Mitarbeiterschaft nicht verleidet. Aber keins von ihnen war ernstlich geneigt, ihr ständig seine Kräfte zu opfern. Merck war schon im Juli der Direktion überdrüssig und überließ sie Schlosser. Herder war zu fern, hatte zu viel andere Geschäfte und wollte im neuen Jahre einen eigenen Hausstand begründen. Schlosser verlobte sich und suchte auswärts eine Anstellung, und Goethe war der letzte, der die journalistische Arbeit, zu der er sich verstanden hatte, für etwas mehr als einen aufklärenden Husarenritt ins feindliche Land angesehen hätte. So zog sich am Schlusse des Jahres die engverbundene vierköpfige Führerschaft von der Zeitschrift zurück und überließ sie den kleineren Gehilfen unter den Fittichen des Gießener Professors Karl Friedrich Bahrdt, womit sie ihre Bedeutung einbüßte.

Noch war Goethe im ersten Feuer seiner kritischen Exercitien und in den ersten Stadien seiner Rechtsanwaltspraxis, als er Frankfurt wieder auf einige Zeit verließ. Der Vater wünschte, daß er zur Vorbereitung für eine höhere Laufbahn mehrere Monate am Reichskammergericht in Wetzlar arbeiten solle. Goethe kam gern dem Wunsche nach; denn an der Vaterstadt hatte er noch immer keinen Geschmack gefunden. „Frankfurt bleibt das Nest," schrieb er, als er eben drei Monate wieder daheim war, an Salzmann, „spelunca, ein leidig Loch." Mitte Mai 1772 reiste er nach der kleinen Lahnstadt, wo er ein neues Idyll erleben sollte, zu dem „das fruchtbare Land die Prosa, eine reine Neigung die Poesie hergab".

13. Lotte.

„Im Frühjahr kam hier ein gewisser Goethe aus Frankfurt, seiner Hantierung nach Dr. juris, 23 Jahre alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters,*) um sich hier — dies war seines Vaters Absicht — in Praxi umzusehen, der seinigen nach aber den Homer, Pindar u. s. w. zu studieren, und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden."

Nicht schärfer kann der Gegensatz zwischen dem nüchternen, praktischen Vater und dem seinen poetischen Instinkten nachgehenden Sohn gekennzeichnet werden, als es mit diesen Worten, die der Herzoglich bremische Legationssekretär Kestner im November 1772 in Wetzlar niederschrieb, geschieht. Der Vater bleibt unbeirrt dabei, den Sohn zum Juristen, und der Sohn — sich zum Dichter und Menschen zu machen. „Denn mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht." So ruft sein poetischer Doppelgänger in Wilhelm Meister aus.

Die Zustände am Reichskammergericht waren nichts weniger als geeignet, den Dichter von seiner Abneigung gegen den juristischen Beruf zu befreien. Der oberste deutsche Gerichtshof stellte einen verstaubten und verzopften Mechanismus dar, der an unheilbaren

*) Goethes Vater war nur von mittlerer Wohlhabenheit, aber der Ausdruck zeugt für des Sohnes vornehmes und freigebiges Auftreten.

inneren und äußeren Schäden krankte. Bei jeder Umdrehung knarrten beängstigend seine verrosteten Räder, die sich mühsam durch den Sand von 16 000 unerledigten Prozessen wanden. Sollicitanten mußten mit der Kraft ihres Geldes oder Einflusses in die Speichen der Räder greifen, wenn sie wünschten, daß ihre Sache vorwärts käme. Das Elend dieses „höchstadligen" Gerichtshofes war seit Jahrzehnten im Reiche bekannt, aber erst Kaiser Josef II. hatte einen ernsthaften Schritt zu einer Beseitigung der Mißstände durchgesetzt. Es wurde 1767 aus 24 Abgesandten der deutschen Stände ein Visitationskongreß in Wetzlar eröffnet, der zunächst die Personalgebrechen des Kammergerichts untersuchen sollte. Diese Untersuchung führte dazu, daß nach vier Jahren drei hochadlige Richter wegen schlimmster Bestechung verhaftet wurden. Inzwischen aber hatte die Wetzlarer Moderluft das Visitationsgericht selber ergriffen und damit schweren Zwiespalt unter seinen Mitgliedern und Stillstand seiner Geschäfte erzeugt.

In diese Sachlage trat Goethe ein, und er hätte schon ein leidenschaftlicher oder ehrgeiziger Jurist sein müssen, um unter solchen Umständen ohne amtliche Verpflichtung sich an den jämmerlichen Aktenarbeiten dieses jämmerlichen Gerichtshofes zu beteiligen. Da wartete er lieber ab, was ihm sein Genie und sein Herz für Beschäftigungen eingeben würden.

In der engen und schmutzigen Gewandsgasse, in die Sonne und Mond nur spärlich schienen, nahm er Wohnung, vermutlich nicht nach eigener Wahl, sondern nach der der Großtante, der alten Geheimrätin Lange, die mit zwei Töchtern an der Ecke ihr Heim hatte.

Je häßlicher und dunkler es in der Stadt war, um so mehr und um so lieber lebte er draußen, wo der Frühling in voller Pracht hereingebrochen war. „Jeder Baum, jede Hecke ist ein Strauß von Blüten und man möchte zum Maienkäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herumzuschweben." Gleich vor dem Orte war ein Brunnen (der Wildbacher). „Ein Brunn, an den ich gebannt bin wie Melusine mit ihren Schwestern. Es

vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde dasitze. Da kommen denn die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nötigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten ... Letzthin kam ich zum Brunnen und fand ein junges Dienstmädchen, daß ihr Gefäß auf die unterste Treppe gesetzt hatte und sich umsah, ob keine Kameradin kommen wollte, ihr's auf den Kopf zu helfen. Ich stieg hinunter und sah sie an. Soll ich ihr helfen, Jungfer? sagt ich. Sie ward rot über und über. O nein Herr! sagte sie. — Ohne Umstände — Sie legte ihren Kringen zurechte, und ich half ihr. Sie dankte und stieg hinauf." Das sind Erzählungen aus dem Werther, die unzweifelhaft nur Wetzlarer Eindrücke und Erlebnisse wiedergeben. Ein anderer Lieblingsplatz Goethes war der Garten der Meckelsburg am Lahnberg, von wo sich ein herrlicher Blick auf das Lahnthal öffnet. Gern aber lag er auch unten an einem der kleinen Bäche, die in hohem Grase versteckt bei Wetzlar in die Lahn eilen, mit dem Homer in der Hand, der sein brausendes Herz in Ruhe wiegte. Bei seinen weiteren Spaziergängen kam er in das Dorf Garbenheim (Wahlheim im Werther), und dort fand er ein so heimliches Plätzchen vor der Kirche unter zwei uralten Linden, daß er ihm allmählich vor allen anderen den Vorzug gab. Am frischen Morgen, am heißen Nachmittag, am lauen Mondscheinabend konnte man ihn dort treffen. Aus dem nahen Wirtshause ließ er sich Tisch und Stuhl bringen, trank seinen Kaffee oder seine Milch, scherzte mit den Dorfkindern, zeichnete oder las.

Diese einsamen Genüsse in der Frühlingslandschaft thaten ihm unendlich wohl. In der Natur, in den Leuten aus dem Volke und in den Kindern war so viel Friede und Glück und ein so reicher Grund für sein dichterisches und künstlerisches Auge, daß er nichts Anderes begehrte. „Die geringen Leute kennen mich schon und lieben mich, besonders die Kinder," schreibt Werther-Goethe. „Besonders die Kinder"; kein Wunder. Er war von jeher ein Freund der Kinder. Unter den Stockschen und Merck-

schen Kindern hatte er schon seine Eroberungen gemacht. Nicht anders wurde es hier. In Garbenheim stiftete er gleich beim ersten Besuch Freundschaft mit drei kleinen Buben, von denen der jüngste ein halbes Jahr, der zweite etwa vier Jahr alt war. Beim Abschied giebt er jedem einen Kreuzer, für den jüngsten der Mutter, damit sie ihm einen Weck zur Suppe mitbringe. „Seit der Zeit," berichtet er im Werther, „bin ich oft draus. Die Kinder sind ganz an mich gewöhnt. Sie kriegen Zucker, wenn ich Kaffee trinke, und teilen das Butterbrot und saure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie und wenn ich nicht nach der Betstunde da bin, so hat die Wirtin Ordre, ihn auszubezahlen. Sie sind vertraut, erzählen mir allerhand und besonders ergötze ich mich an ihren Leidenschaften und simplen Ausbrüchen des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe sich versammeln."

Bald sollte er auch in der Stadt der umjauchzte Onkel einer holden und wilden Kinderschar werden. Er war dort, obwohl es ihn nicht danach gelüstete, allmählich in einen breiteren Verkehr gelangt. In dem Gasthofe zum Kronprinzen vereinigte sich täglich zum Mittagstisch eine muntere Gesellschaft junger Praktikanten, Legationssekretäre und Sollicitanten, die gleich Goethe wenig von der Last der Arbeit gedrückt wurden und die, je unbehaglicher das verworrene und steife Kammer- und Visitationsgericht war, um so mehr durch Scherz und Spiel sich für das graue Amtsverhältnis oder Geschäft schadlos zu halten suchten. Sie stellten eine Rittertafel dar: der Heermeister an der Spitze, zu seiner Seite der Kanzler, sodann die wichtigsten Staatsbeamten, worauf die Ritter nach ihrer Anciennetät folgten. Wer aufgenommen wurde, erhielt den Ritterschlag unter den üblichen Förmlichkeiten. Eine Mühle galt als Schloß, der Müller als Burgherr. Ein Kalender verzeichnete die Mitglieder des Ordens. Auch Goethe wurde Mitglied und erhielt wegen seines Götz, den er wohl im Manuskript mitgebracht hatte, den Beinamen „Götz von Berlichingen, der Redliche". Unter den Genossen traten in nähere

Beziehungen zu ihm der Mecklenburger Freiherr von Kielmannsegge, ein sehr tüchtiger und zuverlässiger Mann, der Hannoveraner von Goué, braunschweigisch-wolfenbüttler Legationssekretär, ein sonderbarer verlodderter Schöngeist, später durch sein Pendant zum Werther „Masuren" bekannt geworden, der Thüringer Gotter, Herzoglich gothaischer Legationssekretär, der in französischer Manier Unbedeutendes dichtete, aber eine angenehme nette Persönlichkeit war, und der Leipziger Born, Sohn des dortigen Bürgermeisters, mit Goethe schon von der Universität her bekannt und ebenfalls wie dieser als Praktikant in Wetzlar. Nominell gehörten noch dem lustigen Ritterorden an, erschienen aber gar nicht oder selten an der Tafel, die beiden Legationssekretäre Jerusalem und Kestner. Wilhelm Jerusalem, 1747 geboren, Sohn des berühmten braunschweigischen Abtes, Freund Lessings, Eschenburgs und des Erbprinzen von Braunschweig, von starkem Selbstgefühl, außerordentlich reizbar, verschlossen und pessimistisch, hatte mit Goethe nur geringe Berührung, und er brauchte kaum hier genannt zu werden, wenn nicht sein wenige Wochen nach Goethes Abreise erfolgter Selbstmord den Anstoß zum Werther gegeben hätte. Um so enger gestaltete sich dagegen Goethes Verhältnis zu Johann Christian Kestner. Kestner, wie Merck acht Jahre älter als Goethe, aus Hannover gebürtig, war ein vortrefflicher Mann. Ruhig und etwas trocken, wie es einem pflichteifrigen, viel beschäftigten Juristen und Beamten natürlich ist, klug, klar, gründlich, von weiten Interessen und von lauterstem Charakter. Er war seit Beginn der Visitation in Wetzlar thätig als der Untergebene des Herzoglich bremischen Gesandten Falcke, des tüchtigsten Juristen unter den Visitationsmitgliedern. Er hatte sich von der gemeinsamen Tafel nicht aus Hang zur Einsamkeit, sondern wegen der großen Geschäftslast, die auf ihm ruhte, zurückgezogen. Er lernte deshalb Goethe nicht gleich nach dessen Ankunft, sondern erst nach zwei bis drei Wochen kennen, als er mit Gotter gelegentlich einen Spaziergang nach Garbenheim machte. „Daselbst fand ich ihn," so erzählt er in einem für seinen Freund von Hennings

bestimmten Briefentwurfe, „im Grase unter einem Baume auf dem Rücken liegen, indem er sich mit einigen Umstehenden, einem epikureischen Philosophen (von Goué), einem stoischen Philosophen (von Kielmannsegge) und einem Mitteldinge von beiden (Dr. König) unterhielt, und ihm recht wohl war. Es ward von mancherlei zum Teil interessanten Dingen gesprochen. Für dieses Mal urteilte ich aber nichts weiter von ihm als: Er ist kein unbeträchtlicher Mensch." Kestner versucht im weiteren seinem Freunde eine eingehende Charakteristik des neuen Praktikanten zu geben. Diese Charakteristik bietet das treffendste und umfassendste Bild, das ein Zeitgenosse von dem jungen Goethe, wie er zwischen Straßburg und Weimar erschien, entworfen hat. Sie lautet: „Er hat sehr viele Talente, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter. Er besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen. Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel. Von Vorurteilen frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu kümmern, ob es Anderen gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. — Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarr und hat in seinem Betragen, seinem Äußerlichen Verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte; aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen Andern ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viel Hochachtung. — In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System. Er hält sehr viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter desselben. Er ist nicht, was man orthodox nennt, jedoch nicht aus Stolz oder Caprice, oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen Wenige, stört Andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen. Er haßt zwar den Skepticismus,

strebt nach Wahrheit und Determinierung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determiniert zu sein; soviel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen besseren Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration. — Er hat schon viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lektüre, aber noch mehr gedacht und räsonniert. Aus den schönen Künsten und Wissenschaften hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brotwissenschaften." Am Rande des flüchtig hingeworfenen Brouillons fügte Kestner noch hinzu: „Ich wollte ihn schildern, aber es würde zu weitläufig werden; denn es läßt sich gar viel von ihm sagen. Er ist, mit einem Worte, ein sehr merkwürdiger Mensch."

Dieser sehr merkwürdige Mensch verursachte, ohne es zu wollen, dem wackeren Kestner manche unruhige Stunde. Kestner war schon seit vier Jahren Bräutigam. Er hatte sich 1768 in aller Stille mit einem fünfzehnjährigen Mädchen Charlotte Buff, der Tochter des Deutschordensamtmanns Buff, verlobt. Daß der ernste, gediegene Kestner sich einem so blutjungen Mädchen verband, läßt schon darauf schließen, daß seine Braut ungewöhnliche Vorzüge besitzen mußte. Und das war in der That der Fall.

Eine zierlich gebaute, blauäugige Blondine von angenehmstem Gesichtsausdruck, kerngesund, lustig mit einem Anflug ins Schnippische, bestimmt und sicher, von keiner gelehrten Bildung belastet, fein empfindend, aber jeder weichlichen Sentimentalität fremd, thatkräftig und arbeitsfroh: eine herzerquickende Erscheinung. Zeitig war sie an ein thätiges Leben gewöhnt worden. Denn

Amtmann Buff war mit Kindern reich gesegnet. Von sechzehn waren ihrer elf am Leben geblieben, und da hatte die zweite Tochter Lotte, rüstiger und klarer als die älteste, Karoline, alle Hände voll zu thun, um die Kleinen zu waschen, zu kämmen, zu kleiden und ihre Mäuler zu stopfen. Nun war vor mehr als einem Jahre noch die ausgezeichnete Mutter gestorben und Lotten die Leitung der großen, weiten Wirtschaft zugefallen. Aber dieser seltenen Natur wuchsen mit den Pflichten die Spannkraft und die Heiterkeit. Es war ihr gar nicht anzumerken, daß je eine Arbeit oder Sorge sie drückte. Mit spielender Leichtigkeit bewältigte sie in rastlosem Schaffen vom frühen Morgen bis zum späten Abend ihr Tagewerk. „Es ist ein halbes Wunder," meinte der staunende Kestner. Zum Bücherlesen oder zu müßiger Unterhaltung gab es freilich nicht viel Zeit. Durften ihre Hände doch kaum ruhen, wenn Besuch kam. Ja, nicht selten wurde der Besuch mit eingespannt; und Goethe hat manchmal mit ihr das Obst von den Bäumen und die Beeren von den Sträuchern gepflückt oder mit ihr und Kestner Bohnen geschnitten.

Mit diesem so reich ausgestatteten Mädchen wurde Goethe bei Gelegenheit eines kleinen Balles bekannt, den junge Leute vom Reichskammergericht am dritten Pfingstfeiertage in Volpertshausen, anderthalb Stunden von Wetzlar, arrangiert hatten. Kestner, durch seine Amtsgeschäfte behindert, konnte nicht gleich mit hinaus. Infolgedessen schloß sich Lotte Goethes uns unbekannter Tänzerin und seiner älteren Cousine Lange an, und dem Vetter fiel die Aufgabe zu, sie aus dem Deutschordenshofe oder, wie man kurz sagte, dem Deutschen Hause abzuholen. Als er dort eintrat, fand er Lotte, wie wir annehmen dürfen, in der Situation, die er im Werther schildert: im Ballstaat ihren kleinen Geschwistern Brot schneidend. Auch alles Weitere: die Hinfahrt, der Ball, die Rückfahrt mag im ganzen und großen so verlaufen sein, wie es im Werther dargestellt ist. Nur zwei erheblichere Thatsachen sind verändert: Goethe hat an diesem Tage noch nicht gewußt, daß Lotte die Braut Kestners ist, und Kestner war nicht,

wie der Albert des Werther, vom Ball ferngeblieben, sondern kam später nach.

Dies eine Zusammentreffen entschied über Goethes Neigung. „Mein Genius war ein böser Genius," schreibt er kurz nach dem Weggang von Wetzlar, „der mich nach Volpertshausen kutschierte. Und doch ein guter Genius. Meine Tage in Wetzlar wollte ich nicht besser zugebracht haben." Es war natürlich, daß er am nächsten Tage sich nach Lottens Befinden erkundigte, und damit war sein Verkehr im Deutschen Hause eingeleitet. Nicht lange währte es, so war er auch hier der Liebling Aller. „Ich weiß nicht, was ich Anzügliches für die Menschen haben muß, es mögen mich ihrer so viele," sagt er einmal im Werther. Und die Mutter schrieb gelegentlich: „Das ist nun einmal das glückliche Los von Dr. Wolf, daß ihn alle Leute lieben, denen er nahe kommt." Am meisten schlossen ihn die Kinder in ihr Herz. Aber was that er ihnen nicht auch Alles zu Gefallen? Er spielte und balgte sich mit ihnen, ließ sie auf sich herumkrabbeln, erzählte den lieben Buben Märchen oder brachte ihnen etwas Gutes und Hübsches mit. Des Amtmanns Kinder wären schon ungezogen genug, brummte der Hausarzt, der Goethe verdürbe sie nun völlig. Auch der alte ehrenfeste Amtmann gewann ihn lieb wie einen Sohn, und Lotte —?

An Lotte trat eine schwere Versuchung heran. Ein Mensch von ungewöhnlicher Schönheit und von bestrickenden Gaben des Herzens und des Geistes widmet ihr die zärtlichsten Huldigungen; und neben ihm steht ihr Bräutigam, einer der trefflichsten Menschen auf Gottes Erdboden und doch ohne einen Schimmer jenes göttlichen Glanzes, der den Frankfurter Freund umspielte. Wohin sollte, ja mußte sich, möchte man fragen, die Wagschale ihres Herzens neigen? Und trotzdem — mochte es die eingeborene Treue, mochte es eine dunkle Ahnung sein, daß jener gottbegnadete Jüngling nur ein Gestirn sei, an dem man sich weiden, aber nach dem man nicht greifen dürfe, ohne in den Abgrund zu stürzen — sie blieb fest und wankte nicht.

Auch Kestner hielt sich bewunderungswürdig. Er freute sich, daß Goethe an seiner Braut so großes Gefallen fände, und baute im übrigen auf Lottens Treue und des Freundes Zuverlässigkeit. Und so wenig wie in Lotte, verrechnete er sich in Goethe. Von dem Augenblick an, wo er Kestners und Lottens Verlöbnis erfuhr, stand sein Entschluß fest, sich nicht gegen den Frieden des Paares zu vergehen. Zugleich hatte er seinerseits das Vertrauen zu Lotte, daß sie seine Huldigungen nicht mißverstehen würde. Als ihn sein Freund Born einmal auf das Gerede der Leute aufmerksam machte und hinzufügte: „Wenn ich Kestner wäre, mir gefiel's nicht. Worauf kann das hinausgehen? Du spannst sie ihm wohl gar ab?" und dergleichen, da sagte ihm Goethe: „Ich bin nun der Narr, das Mädchen für was Besonderes zu halten, betrügt sie mich, und wäre so wie ordinär, und hätte den Kestner zum Fond ihrer Handlung, um desto sicherer mit ihren Reizen zu wuchern, der erste Augenblick, der mir das entdeckte, der erste, der sie mir näher brächte, wäre der letzte unserer Bekanntschaft." Nur diese allseitige reine und hohe Gesinnung ermöglichte es den dreien, die in so eigentümliche und zarte Beziehungen geraten waren, einträchtig und fröhlich die schönen Frühlings- und Sommermonate zu genießen.

Goethe, durch keine Amtsgeschäfte bedrückt, war der häufigste Gast im Deutschen Hause. Bei einer ausgedehnten Wirtschaft auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten war er der unzertrennliche Gefährte Lottens. Erlaubten es Kestnern die Geschäfte, so war er zu seinem Teile dabei. Ausflüge, Spaziergänge in die Umgegend wechselten mit den häuslichen Vereinigungen. Und so nahm ein Tag den anderen auf und alle schienen Festtage zu sein. Der ganze Kalender hätte müssen rot gedruckt werden.

Je mehr Goethe auf sich selbst und auf Lotte vertraute, um so freier ließ er sich gehen und um so sorgloser spann er sich in sein stetig wachsendes Entzücken für Lotte ein. Seine ewig rege Phantasie mochte mithelfen. Sie stellte ihm unwillkürlich

die Dinge in dem Lichte vor, von dem sie selbst momentan durchstrahlt war. So war ihm in Dresden, als er den Niederländern ganz hingegeben war, seine Schusterherberge als Bild von Ostade erschienen. Hier in Wetzlar war er des Homer so voll, daß ihn die Mägde am Brunnen an die Königstöchter der Heroenzeit erinnerten, und daß ihm die ochsenbratenden, übermütigen Freier der Penelope lebendig wurden, wenn er in der Garbenheimer Wirtsküche sich seine grünen Erbsen kochte. Ob er da nicht auch im Deutschen Hause mit seinen Gärten und Äckern den Palast des Alkinoos und in Lotte die liebliche Nausikaa erblickte? — So mochte die Leidenschaft die Phantasie und die Phantasie wiederum die Leidenschaft erhitzen. Beruhigung für sein erhitztes Blut suchte er in der dichterischen Wiedergabe des Erlebten und Geschauten. Waren es nicht rhythmische Gedichte, in die er sein volles Herz ergoß, so waren es Briefe und sogar Recensionen für die Frankfurter Gelehrten Anzeigen. So ist das Mädchen, das er in der Recension der Gedichte von einem polnischen Juden so begeistert malte, keine andere als Lotte.

Je mehr aber seine Neigung zu Lotte sich steigerte, desto näher rückte, trotz aller unschuldigen Absichten die Möglichkeit des Konfliktes. „Es gab," so erzählt Kestner, „mancherlei merkwürdige Scenen, wobei Lottchen bei mir gewann und er mir als Freund werter werden mußte, ich aber doch manchmal bei mir erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbständigen Menschen machen kann. Meistens dauerte er mich und es entstanden bei mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht imstande sein, Lottchen so glücklich zu machen als er, auf der anderen Seite aber den Gedanken nicht ausstehen konnte, sie zu verlieren." Leicht aber kamen immer die drei reinen Gemüter über etwaige durch Goethes Leidenschaft erzeugte Zwischenfälle hinweg. So erfahren wir z. B. aus Kestners Tagebuch, daß um die Mitte August Goethe einmal Lotten einen Kuß gegeben hatte. Lotte hatte das ehrlich ihrem Bräutigam berichtet,

dieser war ein wenig verstimmt; worauf Lotte sich vornahm, Goethe abzukühlen. „Am 14. (August) abends," so fährt das Tagebuch fort, „kam Goethe von einem Spaziergange vor den Hof. Er ward gleichgültig traktiert, ging bald weg. Am 15. ward er nach Atzbach geschickt, eine Aprikose der Rentmeisterin zu bringen. Abends zehn Uhr kam er und fand uns vor der Thür sitzen, seine Blumen wurden gleichgültig liegen gelassen; er empfand es, warf sie weg; redete in Gleichnissen; ich ging mit Goethe noch nachts bis zwölf Uhr auf der Gasse spazieren; merkwürdiges Gespräch, wo er voll Unmut war und allerhand Phantasien hatte, worüber wir am Ende, im Mondenscheine an eine Mauer gelehnt, lachten."

Und so war es gut; und es hätte sicherlich kaum noch der Predigt, die ihm Lotte am nächsten Tage hielt, bedurft, um ihn wieder zu wachsamer Selbstzügelung zu veranlassen. Zwei Tage später hatte er in Gießen eine Zusammenkunft mit Merck, und da auch Lotte dorthin zu Besuch gefahren war, so lernte der kritische Freund Lotte kennen. Er fand, wie er seiner Frau schreibt, Lotte des Lobes würdig, das ihr Goethe in seinen Briefen mit so viel Begeisterung gespendet habe, aber er fühlte, daß es seinem heißblütigen, phantastischen Wolfgang dienlich wäre, wenn er von ihr abgelenkt würde. Er schalt deshalb, als er des anderen Tages in Wetzlar eine junonische Freundin Lottens kennen lernte, ihn tüchtig aus, daß er sich nicht um diese prächtige Gestalt bemüht, um so mehr, da sie frei, ohne irgend ein Verhältnis sich befände. Goethe verstünde eben seinen Vorteil nicht, und er sähe höchst ungern auch hier seine besondere Liebhaberei, die Zeit zu verderben. Merck hätte Goethe gern mit nach Hause genommen, und dieser wollte auch mitgehen, aber „was wollte das Wollen gegen die Gesichter um ihn herum"?

Am 28. war der Doppelgeburtstag Goethes und Kestners. Am 27. saß er fast den ganzen Tag bei Lotte. Da wurden Bohnen geschnitten bis um Mitternacht und der 28. feierlich mit Thee und freundlichen Gesichtern begonnen. Als Geschenk erhielt

Goethe von Kestner den kleinen Wettsteinschen Homer, damit er sich nicht mehr mit dem großen Ernestischen auf seinen Spaziergängen zu schleppen brauche. Noch blieb er 14 Tage, seine Abreise von einem Tage zum anderen verschiebend. Endlich machte ihm aber die Wärme, zu der sich das Verhältnis zu Lotte von neuem steigerte, die Situation bedenklich. Er wollte nicht einmal mehr im kleinen die Liebenden betrüben. Er entschloß sich deshalb am Morgen des 11. September abzureisen. Den Brautleuten teilte er von seinem Vorhaben nichts mit, und so wurde der letzte Abend, den er mit ihnen verbrachte, doppelt beziehungsreich. Der Zufall lenkte Lotten auf das Gespräch vom Zustande nach dem Leben, vom Wiedersehen und Wiedererkennen im Jenseits. Dabei kam sie auf den Tod ihrer Mutter und versetzte sich und die Zuhörer in tiefe Rührung. Dann brach sie das Gespräch ab, indem sie zum Aufbruch mahnte. Goethe, im Innersten bewegt, sprang auf, küßte ihre Hand und rief: „Wir werden uns wiedersehen, unter allen Gestalten werden wir uns erkennen. Ich gehe willig, und doch wenn ich sagen sollte, auf ewig, ich würde es nicht aushalten. Leb wohl. Wir sehen uns wieder.“ „Morgen denke ich,“ versetzte Lotte scherzend, die in der letzten Zeit wohl öfters feierliche Abschiedsworte von dem Dichter gehört hatte. Damit trennten sie sich.

In seiner Wohnung angelangt, warf Goethe folgende Zeilen aufs Papier: „Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort! Geben Sie Lottchen inliegenden Zettel. Ich war sehr gefaßt, aber Euer Gespräch hat mich auseinander gerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts sagen, als: Leben Sie wohl! Wär ich einen Augenblick länger bei Euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen geh ich. O mein armer Kopf!“

Das Billet an Lotte lautete: „Wohl hoff ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann! Lotte, wie war mir's bei Deinem Reden ums Herz, da ich wußte, es ist das letzte Mal, daß ich Sie sehe! Nicht das letzte Mal, und doch geh ich morgen

fort. Welcher Geist brachte Euch auf den Diskurs! Da ich Alles sagen durfte, was ich fühlte. Ach, mir war's um Hienieden zu thun, um Ihre Hand, die ich zum letztenmal küßte. Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letztenmal begleitete! Ich bin nun allein und darf weinen. Ich lasse Euch glücklich, und gehe nicht aus Euren Herzen. Und sehe Euch wieder — aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben: Er ist fort. Ich mag nicht weiter."

Am nächsten Morgen fügte er noch ein zweites Briefchen an Lotte bei: „Gepackt ist's, Lotte, und der Tag bricht an, noch eine Viertelstunde, so bin ich weg. Die Bilder, die ich vergessen habe und die Sie den Kindern austeilen werden, mögen Entschuldigung seyn, daß ich schreibe, Lotte, da ich nichts zu schreiben habe. Denn Sie wissen Alles, wissen wie glücklich ich diese Tage war, und ich gehe, zu den liebsten besten Menschen, aber warum von Ihnen. Das ist nun so, und mein Schicksal, daß ich zu heute, morgen und übermorgen nicht hinsetzen kann — was ich wohl oft im Scherz dazusetzte. Immer fröhliches Muts, liebe Lotte, Sie sind glücklicher als hundert, nur nicht gleichgültig, und ich, liebe Lotte, bin glücklich, daß ich in Ihren Augen lese, Sie glauben, ich werde mich nie verändern. Adieu, tausendmal adieu!"

Damit war er fort von Wetzlar und vom Deutschen Hause, wo seine Glückseligkeit von vier Monaten lag. Wie nahm man dort seinen Weggang auf? Kestner notierte in seinem Tagebuche:

„11. September 1772.

Morgens um sieben Uhr ist Goethe weggereiset, ohne Abschied zu nehmen. Er schickte mir ein Billet nebst Büchern. Er hatte es längst gesagt, daß er um diese Zeit nach Coblenz, wo der Kriegszahlmeister Merck ihn erwarte, eine Reise machen und er keinen Abschied nehmen, sondern plötzlich abreisen würde. Ich hatte es also erwartet. Aber daß ich dennoch nicht darauf vor-

bereitet war, das habe ich gefühlt, tief in meiner Seele gefühlt. Ich kam den Morgen von der Dictatur zu Hause. „Herr Dr. Goethe hat dieses um zehn Uhr geschickt.“ — Ich sah die Bücher und das Billet und dachte was dieses mir sagte: „Er ist fort“, und war ganz niedergeschlagen. Bald danach kam Hans (Buff) zu mir, mich zu fragen, ob er gewiß weg sei? Die Geheimrätin Lange hatte bei Gelegenheit durch eine Magd sagen lassen: „Es wäre doch sehr ungezogen, daß Dr. Goethe so ohne Abschied zu nehmen weggereist sei.“ Lottchen ließ wieder sagen: „Warum sie ihren Neveu nicht besser erzogen hätte?“ Lottchen schickte, um gewiß zu sein, einen Kasten, den sie von Goethe hatte, nach seinem Hause. Er war nicht mehr da. Um Mittag hatte die Geheimrätin Lange wieder sagen lassen: „Aber sie wolle es des Dr. Goethe Mutter schreiben, wie er sich aufgeführt hätte.“ — Unter den Kindern im Deutschen Hause sagte jedes: „Doctor Goethe ist fort!“ — Mittags sprach ich mit Herrn von Born, der ihn zu Pferde bis gegen Braunfels begleitet hatte. Goethe hatte von unserem gestrigen Abendgespräch ihm erzählt. Goethe war sehr niedergeschlagen weggereist. Nachmittags brachte ich die Billets von Goethe an Lottchen. Sie war betrübt über seine Abreise, es kamen ihr die Thränen beim Lesen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da sie ihm das nicht geben konnte, was er wünschte. Wir sprachen nur von ihm, ich konnte auch nichts Anderes als an ihn denken.“ —

Wenn es nicht der nachfolgende Verkehr lehrte, so würden es diese schlichten Zeilen bezeugen, wie rein und innig das Verhältnis der drei edlen Menschen zu einander gewesen ist. Zehn Tage später war Kestner bereits in Frankfurt. „Um vier Uhr,“ schreibt er, „ging ich zu Schlosser und siehe da, der Goethe und Merck waren da. Es war mir eine unbeschreibliche Freude; er fiel mir um den Hals und erdrückte mich fast.... Wir gingen vors Thor auf dem Walle ꝛc. spazieren. Unvermutet begegnete uns ein Frauenzimmer. Wie sie den Goethe sah, leuchtete ihr die Freude aus dem Gesicht, plötzlich lief sie auf ihn zu und in seine

Arme. Sie küßten sich herzlich, es war die Schwester der Antoinette" (Gerock).

> Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der pythische Sieger,
> Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.

Mitten in seinem Wetzlarer Natur- und Liebesschwelgen hatte Goethe den Schmerz erlebt, daß Herder seinen Götz mit einer absprechenden Kritik zurückgesandt hatte. Es sei Alles nur gedacht; im übrigen hätte Shakespeare ihn ganz verdorben. Dem Shakespeareapostel war der Jünger in der Nacheiferung des Meisters zu weit gegangen. Was half nun dem Autor Mercks und Salzmanns Beifall neben diesem schwerwiegenden Erkenntnis? Aber er war nichts weniger als entmutigt. „Es muß eingeschmolzen," antwortete er im Juli Herdern, „von Schlacken gereinigt, mit neuem edlerem Stoff versetzt und umgegossen werden. Dann soll's wieder vor Euch erscheinen." Doch in Wetzlar gab's für eine solche Umschmelzung keine Zeit, keine Ruhe, und als er von Wetzlar fortging, war ihm durch seine Malstudien die Kunst wieder so lieb geworden, daß er in den nächsten Monaten alle dichterische Thätigkeit vernachlässigte und fast seine ganze Muße dem Zeichnen, Stechen und Radieren widmete, ja bei wochenlangem Aufenthalt in Darmstadt mit seinem Enthusiasmus auch Merck ansteckte und äußerte, er denke noch ein Maler zu werden. „Wir rieten ihm sehr dazu," schreibt naiv aus dem Munde der Darmstädter Heiligen Karoline Flachsland. Aber nachdem er aus Darmstadt Mitte Dezember nach Frankfurt zurückgekehrt war, erwacht wieder sein nicht zu unterdrückender, dichterischer Trieb. Er nimmt den Götz von neuem vor, tilgt das Grelle, Peinliche, Überschwängliche, dämmt den bilderreichen Redefluß ein, verstärkt das Kernhaft-Altertümliche des Ausdrucks, motiviert feiner, legt seiner Verliebtheit in Adelheid, der er im Fortgange des Dramas allzu breite Herrschaft gewährt hatte, einige künstlerische Rücksichten auf, sucht

die Zersplitterung der Handlung zu mildern, und so liegt das Stück nach wenigen Wochen in zweiter verbesserter Gestalt vor ihm. Aber auch diese sah er nicht als druckreif, sondern nur als eine Vorübung an, die er künftig bei einer dritten mit mehr Fleiß und Überlegung anzustellenden Behandlung zu Grunde legen wollte. Zum Glück kam Merck in diesem Stadium, Anfang Februar 1773, nach Frankfurt und fragte ihn, was denn das ewige Arbeiten und Umarbeiten heißen solle. Die Sache werde dadurch nur anders und selten besser; man müsse sehen, was das Geschriebene für eine Wirkung thue, und dann immer wieder was Neues unternehmen. Als Goethe ihm einwandte, daß er fürchte, von den Verlegern eine Ablehnung des Stückes zu erfahren, — denn wie sollten sie das Werk eines namenlosen und noch dazu verwegenen Schriftstellers beurteilen? — so schlug auch Merck dieses Bedenken nieder, indem er dem Freunde anbot, mit ihm gemeinschaftlich das Stück herauszugeben. Goethe solle das Papier anschaffen, er wolle für den Druck sorgen. Goethe ging bereitwillig auf den Gedanken ein und im Mai war das wilde Produkt gedruckt, im Juni versandt.

14. Götz von Berlichingen.

„Meinem Sohne ist es nicht im Traume eingefallen," so bedeutete die Mutter im Jahre 1781 den Schauspieler Großmann, „seinen Götz für die Bühne zu schreiben. Er fand etliche Spuren dieses vortrefflichen Mannes in einem juristischen Buche — ließ sich Götzens Lebensbeschreibung von Nürnberg kommen, glaubte, daß es anschaulich wäre in der Gestalt, wie es vor Augen liegt, webte einige Episoden hinein und ließ es ausgehen in alle Welt." Und Goethe selbst eröffnete, während er am ersten Entwurf arbeitete, Salzmann: „Ich dramatisiere die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes ... Wenn's fertig ist, sollen Sie es haben und ich hoff' Sie nicht wenig zu vergnügen, da ich Ihnen einen edlen Vorfahr (die wir leider nur von ihren Grabsteinen kennen) im Leben darstelle."

Mit diesen Worten bestätigt der Sohn die Angaben der Mutter über den ihn leitenden Gesichtspunkt. Er will das Andenken eines braven Mannes retten, einen edlen Vorfahren für die Zeitgenossen zum Leben erwecken. Er wählt zu diesem Ende die dramatische Form — nicht der Bühne halber, sondern weil sie ihm am kräftigsten erscheint, seinen Helden lebendig zu machen. Seine wahre Absicht drückte er auch in dem Titel aus, den er auf das Manuskript des ersten Entwurfes setzte: Geschichte Gottfriedens von Berlichingen, dramatisiert.

Wunderlicher Jüngling, der im Drama die Lebensgeschichte eines tapferen Mannes geben will. Wunderlich, aber es war doch nur das getreue Symptom einer wunderlichen Zeit.

Geschichte, hatte Herder gepredigt, sei das Wesen des Shakespearischen Dramas und hatte dabei den Accent auf das große Ereignis gelegt. Geschichte! riefen ihm die Jüngeren nach und legten den Accent auf den großen Mann. Ihn aus der Geschichte herauszumeißeln und so auf die Bühne zu stellen, daß Jeder rufe: „Das ist ein Kerl!“, das schien den Jüngeren die höchste Aufgabe des Dramatikers zu sein. „Die Mumie des alten Helden die der Biograph einsalbt und spezereit, in die der Poet seinen, Geist haucht. Da steht er wieder auf, der edle Tote, in verklärter Schöne geht er aus den Geschichtsbüchern hervor und lebt mit uns zum andernmale. O wie finde ich Worte, diese herzliche Empfindung für die auferstandenen Toten anzudeuten — und sollten wir ihnen nicht mit Freuden nach Alexandrien, nach Rom, in alle Vorfallenheiten ihres Lebens folgen und das: selig sind die Augen, die dich gesehen haben, nun für uns behalten? Habt ihr nicht Lust ihnen zuzusehen, meine Herren? In jeder ihrer kleinsten Handlungen, Schicksalswechsel und Lebensstöße?“ So ruft in den Anmerkungen über das Theater Lenz aus, vielleicht nur Goethische Ergüsse — man beachte den Brief an Salzmann — in seiner Manier nachlallend. Und dieses Verlangen nach großen Menschen, immer lebendig in der Brust von Jünglingen mußte doppelt brennend sein in einer kleinen und schwächlichen Zeit. Je mehr die Gegenwart der Größen entbehrte oder doch solcher, wie sie die Herzen ersehnten, desto eifriger grub man sie aus den Gräbern der Vergangenheit. Cäsar, Sokrates, Faust, Götz, bald auch Mahomet beschäftigten Goethe. Wenn Götz zuerst zur Reife gelangte, so lag es nicht zum wenigsten daran, daß in ihm die Tugenden sich verkörperten, für die Goethe in den Jahren 1770—1771 am meisten erglühte, weil er sie in der Welt am meisten fehlen sah: Tapferkeit, Unabhängigkeit, Ehrlichkeit und Güte, ein gerades, mutiges, freies, edles Durchslebengehen. Der redliche Götz sollte mit seiner eisernen Hand die Welt aus dem Sumpfe ziehen, in den sie geraten war. Nur aus diesen politisch-künstlerischen Tendenzen ist es auch zu erklären, daß die

Lebensbeschreibung des Götz Goethe zu einem Drama verlocken konnte. Denn kaum kann ein undramatischerer Stoff gefunden werden: ein chronologisch gereihtes Bündel von Beute- und Kriegsritten, vorübergehende Führerschaft im Bauernkriege und endlich ein langer friedlicher Lebensabend auf der väterlichen Burg. Das eigentlich Dramatische mußte Goethe erst ganz neu hinzudichten. Es geschah durch die Schöpfung Weislingens und der mit ihm in Beziehung gesetzten Personen: Adelheidens, Mariens, Franzens; das heißt: der Dichter schweißte dem Götzdrama oder richtiger der dialogisierten Götzhistorie ein Weislingendrama an. Dieses Weislingendrama ist so sehr der bewegende Kern der Handlung, daß man mit Recht gefragt hat, ob das Stück nicht treffender Adalbert von Weislingen zu nennen sei.

Alles, was Götz betrifft, verliert sich ins Epische und zwar ins Epische der Biographie. Das Götzdrama entbehrt dadurch einer einheitlich fortwirkenden Ursache, wie sie selbst vom Epos gefordert werden muß. Seine Einheit beruht vielmehr einzig und allein auf der Person des Helden. Es verläuft in einer Kette von Abenteuern, bis die Kette mit dem Tode Götzens ihr notwendiges Ende findet. Wenn es im zweiten Akte Götz nicht einfiele, an Nürnberger Kaufleuten, die von der Frankfurter Messe kommen, sein Mütchen zu kühlen, und wenn es im fünften Akte den Bauern nicht beikäme, Götz zum Führer zu pressen, so stürbe das Drama vorzeitig in der Mitte des zweiten oder am Ende des vierten Aktes. Und doch konnte Goethe leicht einen einheitlicheren Gang der Handlung herbeiführen, wenn er im zweiten Akte die Entwicklung an den Verrat Weislingens anknüpfte. Götz konnte, ja mußte dem Bischof von Bamberg von neuem Fehde ankündigen, um den Verräter und dessen Beschützer zu bestrafen. Aber hier zeigt es sich, wie wenig Goethe an ein Drama als Bühnenstück gedacht hat und wie sehr es ihm nur darum zu thun war, das Leben seines Helden in den bezeichnendsten Momenten dialogisch darzustellen. In der Biographie folgen auf die bambergischen Händel die

nürnbergischen, auf die nürnbergischen die Reichsexekution, auf diese die Heilbronner Gefangenschaft; und so dramatisierte er auch den Stoff.

Aber wenn die künstlerisch-politische Tendenz den Dichter zu fest an die Geschichte schmiedete, so trieb ihn sein dramatischer Instinkt um so mehr zur Schöpfung und Ausgestaltung des Weislingendramas, das in der ersten Fassung die Götzhistorie beinahe zu verschlingen drohte. Das Weislingendrama verdankt jedoch seine Existenz nicht nur dem Bestreben, in die dialogisierte Biographie einen dramatischen Puls zu tragen. In der Götzhistorie hatte Goethe den ästhetischen und politisch-socialen Idealen der Jugend geopfert. Hier war „ein Kerl" gezeichnet, der allein der Stimme seines Genius gehorchend den verkehrten Menschensatzungen und dem verkehrten Menschentreiben Fehde ansagt, der für das Gute und Wahre, Freie und Natürliche kämpft, mochte dabei auch sein Ich dem ehernen Schritte der Geschichte unterliegen. Aber noch rang ein Anderes im Dichter nach poetischer Gestaltung. Wie ihn das Leben ohne das Ingredienz der Liebe oder ohne liebenswerte Frauen matt und leer dünkte, so auch die Dichtung. Darum mußte die männliche Götzhistorie sich durch das frauenhafte Weislingendrama durchdringen lassen, das man als einen Hymnus auf die Gewalt der Frauenreize bezeichnen kann. Jeder, der der strahlenden Schönheit, dem verführerischen Liebreiz Adelheidens naht, erliegt: der in Liebeleien gehärtete Weislingen, der Knabe Franz, der Narr Liebetraut, der Thronfolger Karl; ja in der ersten Fassung sogar der wackere Sickingen, der Zigeunerbub und der richtende Sendbote der heiligen Feme. Der unheimliche Zauber des schönen Weibes treibt Männer und Knaben, die von Hause aus nicht bösen Herzens sind, wie willenlos zu Verrat und Mord.

Neben Adelheid hat Goethe noch eine zweite Frauengestalt für das Weislingendrama erfunden: Marie, die Schwester Götzens, das edelste Gegenbild Adelheidens. Diese die liebes- und machtlüsterne, harte, kokette Witwe, jene die reine, selbstlose, engelgleiche

Jungfrau, die noch dem Verräter die Hand reicht, um ihm die schuldbeladene Seele zu erleichtern. „Vergesse dir Gott so Alles, wie ich dir Alles vergesse.“ Wir wissen, wer für die Gestalt Mariens dem Dichter gesessen hat. Und das führt uns zu demjenigen Motiv, das vielleicht den entscheidendsten Anstoß zum Weislingendrama gegeben hat. „Sie schrieb mir einen Brief, der mir das Herz zerriß,“ sagt der Dichter von Friederike. Es muß dies im Herbst des Jahres 1771 gewesen sein, just zur selben Zeit, als er zum erstenmal an den Götz heranging. Eine schwere Schuld brannte ihm auf der Seele. Der Versuch, sie zu sühnen, verhalf dem Weislingendrama und damit dem Drama überhaupt zur Existenz. Denn die Elemente zum Götz lagen embryonisch schon seit längerer oder kürzerer Zeit da, aber erst in der Verbindung mit der Figur Weislingens ließen sie sich zu einem lebendigen Ganzen gestalten. „Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird.“ So schrieb Goethe an Salzmann, als er ihm ein Exemplar des Götz für Friederike zusandte.

Doch Goethe hätte nicht der Sohn seiner Zeit sein und nicht das helle Auge für die Vergangenheit haben müssen, wenn er nicht auch das Motiv der Reformation seinem Stücke einverleibt hätte, obwohl Götz an sich mit der Reformation nichts zu thun hatte. Bruder Martin ist der Träger dieses Motives. Seine Figur ist für die Entwickelung durchaus entbehrlich, aber gerade darum ihre Existenz bemerkenswert. Und weiter ist es für den Dichter außerordentlich bezeichnend, daß er nicht das religiöse oder kirchliche Moment der Reformation in den Vordergrund rückte: den Kampf gegen das Papsttum, die Rückeroberung der Bibel, das allgemeine Priestertum; sondern das humanistische: die freie, volle Menschlichkeit. „Mir kommt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch sein zu dürfen,“ leitet Bruder Martin seine Klage über die Mönchsgelübde ein. Das war auch der wesentlichste Punkt, um dessentwillen sich die Stürmer und Dränger dem 16. Jahrhundert so verwandt fühlten.

Erwägt man diese aus der Außen- und Innenwelt geschöpften Motive, die Goethes Brust bis zum Zerspringen anschwellten, so begreift man, daß die Arbeit ihn wie eine Leidenschaft packen konnte, über die er Sonne, Mond und Sterne vergaß.

Trotzdem war das Stoffliche noch nicht Alles, was diese Dichtung ihm zu einer Herzenssache machte. Das Stück sollte zugleich in der Form den neuen Kunsttheorien Bahn brechen. Da diese lehrten, daß es die Aufgabe des ernsten Dramas sei, einen großen Mann in allen seinen „Lebensstößen" uns vor Augen zu stellen, und da die Beobachtung der hergebrachten Regeln von der Einheit der Zeit, des Ortes und der Handlung dieser Aufgabe hinderlich waren, so wurden sie rücksichtslos beiseite geschoben. Damit kam man zugleich der Wahrheit, der Natur, dem großen Grundgedanken der Stürmer und Dränger näher. Daher ist's dem Dichter ersichtlich eine wahre Wollust, einen energischen Stoß gegen die alte Theatertechnik zu führen. Er reißt uns durch einen Zeitraum von vielen Jahren hindurch; schleudert uns zwischen Bamberg, Augsburg, Heilbronn, dem Spessart und Jaxthausen hin und her und giebt uns statt einer einzigen in sich geschlossenen Handlung eine Vielheit dramatisierter Begebenheiten. Was kümmerte es ihn, ob ein solches Stück aufführbar war! Wenn nicht, dann schlimm fürs Theater. — Wie bei der Fabel, unbekümmert um die traditionellen Gesetze der dramatischen Kunst und die Forderungen der Bühne, einfach die Wahrheit (der geschichtliche Hergang) festgehalten werden sollte, so auch in der sprachlichen Darstellung. Die handelnden Personen sollten ihre wahre und echte Sprache, kein gemachtes Schriftdeutsch reden. Daher denn Goethe mit unerhörter Kühnheit die geheiligte Schriftsprache über Bord warf und in Satzbau, Wortschatz und Wortformen die natürliche Sprache der Charaktere wiederzugeben suchte. Wer den Unterschied gegen früher ermessen will, der vergleiche den Eingang zur Minna von Barnhelm mit dem zum Götz. Dort wie hier eine Wirtshausscene, und Lessing sichtlich bemüht, einen realistischen Ton anzuschlagen. Und doch wie ganz

anders reden Just und der Wirt, als die Reutersknechte, die Bauern und der Wirt im Götz! Dort das regelrecht gefügte, gemeingültige Schriftdeutsch, hier ein freies, volkstümliches, dialektisch und zeitlich gefärbtes Mundbeutsch. Und dabei jenes in einem Lustspiel, dieses in der großen historischen Tragödie.

So war der ganze Götz in seinem Helden, in seinen Ideen, in seiner Technik, seiner Sprache eine Kriegserklärung gegen das Alte und Hergebrachte, gegen das Eingeschränkte und Niedrige. In vollem Bewußtsein dieses revolutionären Charakters schrieb Goethe bei Übersendung dieses Götz an Merck:

> Allen Perückeurs und Fratzen
> Und allen litterarischen Katzen
> Weisen wir so diesen Philistern,
> Kritikastern und ihren Geschwistern
> Wohl ein jeder aus seinem Haus —

mit einem Verse endend, der sich eng an den Zuruf Götzens an den Reichsherold anschloß.

Aber Goethe hatte sich unnötig mit Trotz gegen die Widersacher gewappnet. Die poetischen Schönheiten seines Werkes waren so ungewöhnliche, daß ein entschiedener Widerspruch kaum aufkam. Am lautesten war, wie zu erwarten, der Beifall der Jüngeren, denen das Stück, dessen Verfasser sich nicht genannt hatte, nicht bloß eine herrliche Dichtung, sondern eine befreiende That war. **Bürger** schrieb unter dem ersten Eindruck an Boie: „Boie! Boie! Der Ritter mit der eisernen Hand, welch ein Stück! Ich weiß mich vor Enthusiasmus kaum zu lassen. Womit soll ich dem Verfasser mein Entzücken verdanken? Den kann man doch noch den deutschen Shakespeare nennen.... Welch ein durchaus deutscher Stoff! Welch kühne Verarbeitung! Edel und frei wie sein Held tritt der Verfasser den elenden Regelnkodex unter die Füße und stellt uns ein ganzes Evenement mit Leben und Odem bis in seine kleinsten Adern beseelt vor Augen.... Glück zu dem edlen, freien Mann, der der Natur gehorsamer als der tyrannischen

Kunst war. . . . O, Boie, wissen Sie nicht, wer er ist? Sagen Sie, sagen Sie mirs, daß ihm meine Ehrfurcht einen Altar baue."

Wie im Norden Bürger, so begeisterte sich im Süden Schubart für das Stück. Herder war schon für die erste Fassung — so hart und unfreundlich er sich gegen Goethe ausgelassen hatte — voller Bewunderung. „Wenn Sie ihn (Götz) lesen," schrieb er seiner Braut 1772 Anfang Juli, „dann werden auch Sie einige himmlische Freudenstunden haben. Es ist ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin", und in den Blättern von deutscher Art und Kunst wies er in andeutenden, gehobenen Worten auf Goethe als den deutschen Shakespeare hin. Aber auch diejenigen, die an den Regelwidrigkeiten des Stückes Anstoß nahmen, wußten doch seine Vorzüge voll zu würdigen. „Form sei Form," hieß es in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, „und hätte der Verfasser in chinesischer Form geschrieben, wir würden sein Genie schätzen müssen. Lieber noch zwanzigmal mehr Sonderbarkeiten, wie hier vorkommen, als das Alltagsgewäsche, das man in den deutschen Schauspielen verschlucken muß . . ." Im deutschen Merkur meinte Christian Heinrich Schmid, ein so kleiner Geist, wie er war: „Ein Stück, worin alle drei Einheiten auf das grausamste gemißhandelt werden, das weder Lust- noch Trauerspiel ist und doch das schönste, interessanteste Monstrum, gegen welches wir hundert von unseren komisch-weinerlichen Schauspielen austauschen möchten . . . Wir hatten dies Schauspiel schon mehrmalen gelesen und glaubten ruhig über unsere Vergnügungen räsonnieren zu können, aber, ehe wir's uns versahen, waren wir wieder mitten im Taumel der Empfindungen und alle Regeln, selbst der Vorsatz zu kritisieren, verschwanden wie Schattenbilder vor dieser kräftigen Sprache des Herzens." Auch Wieland, durchaus nicht blind gegen die Schwächen der Dichtung und obwohl durch einen Angriff Goethes gereizt, pries das Stück und nahm es als Herausgeber des Merkur gegen einige unbegründete Bemängelungen seines Mitarbeiters Schmid in Schutz.

Das Publikum hatte seine größte Freude, wie uns Goethe im Wilhelm Meister erzählt, an dem Stofflichen: an den geharnischten Rittern, den alten Burgen, der Treuherzigkeit, Rechtlichkeit und Redlichkeit, besonders aber der Unabhängigkeit der handelnden Personen . . . „Jedermann war von dem Feuer des edelsten Nationalgeistes entzündet. Wie sehr gefiel es dieser deutschen Gesellschaft, sich ihrem Charakter gemäß auf eigenem Grund und Boden poetisch zu ergötzen! Besonders thaten die Gewölbe und Keller, die verfallenen Schlösser, das Moos und die hohlen Bäume, über Alles aber die nächtlichen Zigeunerscenen und das heimliche Gericht eine ganz unglaubliche Wirkung.“ In Berlin wurde es trotz aller Schwierigkeiten bereits im April 1774 aufgeführt, und so erbärmlich die Inscenierung war, so fand doch die Dichtung stürmischen Beifall.

Nur die beiden größten Zeitgenossen des Dichters: Lessing und Friedrich II. standen dem Produkt kühl, ja, feindselig gegenüber. Von dem preußischen König darf es nicht überraschen. Er war so in den französischen Geschmack verloren, daß er über den Götz ähnlich urteilen mußte, wie Voltaire einst über den Hamlet: „Voilà un Götz de Berlichingen qui parait sur la scène. Imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises et le Parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoûtantes platitudes.“

Aber Lessing? Er hatte das Franzosentum in Deutschland niedergeworfen und war der Herold Shakespeares gewesen, und nun da ein deutscher Shakespeare zu kommen schien — so kalt? Hatte er kein Auge für das, was alle Welt sah, keine Empfindung für das, was alle Herzen erwärmte? Unzweifelhaft. Er müßte sonst nicht Lessing gewesen sein. Aber in ihm, dem Reformator der deutschen dramatischen Kunst, mußte alle Freude erstickt werden von der bitteren Sorge, daß das, was er mühsam aus Schutt und Verknöcherung neu aufgebaut hatte, durch geniale Zügellosigkeit wieder zerstört werden würde. Gerade je blendender das Beispiel war, um so gefährlicher war es. Und

darum richtete sich sein voller Grimm gegen das „schöne Monstrum", und er hatte nicht übel Lust, mit Goethe trotz seinem Genie, auf das er so poche, anzubinden. Und er hätte die Blößen mit scharfen Pfeilen getroffen. Ein einziger wie ein Epigramm zugespitzter Aphorismus kann davon einen Vorgeschmack geben: „Er füllt die Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialoge bringt und das Ding für ein Drama ausschreit?" Aber daß Lessing trotz alledem still blieb, beweist, daß unwillkürlich das Genie des jungen Rivalen ihn im Banne hielt.

Er mochte sich auch bei ruhiger Erwägung zu dem hochbegabten Dichter der Hoffnung versehen, die Wieland im Merkur prophetisch aussprach: daß vermutlich die Zeit kommen werde, da er durch tiefere Betrachtungen über die Natur der menschlichen Seele auf die Überzeugung werde geleitet werden, daß Aristoteles am Ende doch recht habe, daß seine Regeln sich viel mehr auf Gesetze der Natur, als auf Willkür, Konvenienz und Beispiel gründen.

Wenn wir heute, entrückt dem Streite der Parteien, weder bestochen von seinen Tendenzen, noch erschreckt von seiner technischen Schrankenlosigkeit, an das Stück herantreten, so können wir nicht anders als in den Beifall der großen Mehrheit einstimmen, gleichviel ob wir den historischen oder absoluten Maßstab anlegen; fallen doch diese Maßstäbe ohnehin beim Götz wie bei den meisten Goethischen Dichtungen fast ganz zusammen.

Welche deutsche dramatische Dichtung — selbst die Lessingischen Meisterwerke nicht ausgenommen — konnte sich damals an Reichtum, Glanz und Wärme mit dem Götz messen? Gewiß waren und sind Minna von Barnhelm und Emilia Galotti von formalkünstlerischen Gesichtspunkten aus ungleich größere Meisterwerke — aber sie sind neben dem Götz doch nur wie kräftige und geistreiche Handzeichnungen neben einem in blühenden Farben schwelgenden und von saftigem Leben strotzenden Wandgemälde.

Welch eine bunte Menge von Menschen versammelt der

Dichter um uns! Die Reichsritter, die Bischöfe, die Landsknechte, die regierenden Städter, die Kaufleute, den Kaiser, Mönche, Juristen, Bauern, Zigeuner, Glieder der Feme, Männer, Frauen, Knaben, Kinder. — Und wie stehen sie vor uns! Wer hat vor Goethe solche Menschen, Ritter, Bischöfe, Frauen und Buben gezeichnet! Die Eisenhand Götz, der aus Treue und Tapferkeit, Güte und Freiheitsdrang gezimmerte Mann, der Held mit der Kindesseele, und sein Gegenbild, der schwache Weislingen, dem die Freiheit nichts und der Genuß Alles ist und der sich an den Stricken der Fürsten- und Weibergunst durchs Leben schleppen läßt; und wiederum ihre jungen Ebenbilder: Georg, der urgesunde, prächtige Bub Götzens, der goldene Junge, der den Tag nicht erwarten kann, wo er im Küraß auf eigenem Pferde ausreiten wird, und Franz, der im Sinnlichkeitsrausche hintaumelnde, haltlose Bub Weislingens, der den Tag nicht erwarten kann, wo seine schöne Herrin sein Liebesverlangen erhören wird, und weiter der in beschränkter Gelehrsamkeit sich spreizende und sich geschmeidig den Großen anschmiegende Doktor beider Rechte Olearius, der von Weibern und Spaßmachern umgebene, in gewöhnlicher Fürstenselbstsucht und in den gewöhnlichen Herrschermittelchen aufgehende Bischof von Bamberg; der vertrunkene, stammelnde, hinglotzende Abt von Fulda; und ihnen gegenüber der weise, edle Bruder Martin, der den mönchischen Müßiggang haßt und der selig ist, daß er einen Mann wie Götz gesehen habe, und der trockene, redliche Kaiser, der mitten im Wirrwarr der Geschäfte wohl fühlt, wo seine wahren Freunde stehen. Und neben dieser Männergalerie die Frauenporträts: die feste, ruhige, tüchtige Hausfrau Elisabeth, die gute, sanfte, weiche Marie und die schillernde Schlange, die bezaubernde Teufelin Adelheid. Von ihnen sagte schon Wieland: der größte Meister in Charaktergemälden, Shakespeare selbst, sei nirgend größer als unser Dichter in seinen Gemälden von Maria, Elisabeth und Adelheid.

Mit nicht geringerer Kunst, wie die Menschen, verlebendigt uns der Dichter die Vorgänge. Selbst so verwickelte, wie die

Belagerung von Jaxthausen und das Gefecht mit den Reichstruppen stellt er uns mit größter Deutlichkeit vor Augen. Und mit wie einfachen Mitteln erreicht er das! Eine Folge flüchtiger Scenen, einige hingeworfene Worte, ein Ausruf, eine eilige Unterredung genügen, um uns mitten in die Aktion hineinzureißen.

Dieselbe knappe, wirkungsvolle Kunst zeigt sich bei der Darstellung gewichtiger innerer Vorgänge. Zwei Beispiele mögen es belegen. Weislingen verabschiedet sich von Adelheid, um Götz und Marie die Treue nicht zu brechen. Adelheidens Überredungs- und Verführungskünste sind fruchtlos geblieben. Adelheid sieht ihn zornig an. Weislingen: „Seht mich nicht so an." Adelheid: „Willst du unser Feind sein, und wir sollen dir lächeln? Geh!" Weislingen: „Adelheid!" Adelheid: „Ich hasse Euch." Franz: „Gnädiger Herr, der Bischof läßt Euch rufen." Adelheid: „Geht! geht!" Franz: „Er bittet Euch, eilend zu kommen." Adelheid: „Geht! geht!" Weislingen: „Ich nehme nicht Abschied, ich sehe Euch wieder." Ein anderes Beispiel. Weislingen ist von Franz vergiftet. Franz kommt zu ihm und sieht ihn in seinem Elend. Er spricht kein Wort, sondern, von Schuldbewußtsein zermalmt, wirft er sich vor seinem Herrn nieder. Weislingen: „Franz, steh auf und laß das Weinen. Ich kann wieder aufkommen. Hoffnung ist bei den Lebenden." Franz: „Ihr werdet nicht. Ihr müßt sterben." Weislingen: „Ich muß?" Franz: „Gift! Gift. Von Eurem Weibe. Ich! Ich." Er rennt davon und stürzt sich in den Main. — Wann sind lakonischer und wann ergreifender die tiefsten Seelenvorgänge dargestellt worden? —

Und welche Skala von Empfindungen läßt der Dichter uns durchlaufen! Wahrlich, der Kritiker in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen hatte recht, wenn er schrieb: „Von Götzens Belagerung an wird's euch warm ums Herz werden; ihr werdet im Turme, unter den Bauern und Zigeunergeschmeiße für ihn zittern, ihr werdet die Sonne anweinen, die den Sterbenden erquickt, und ihm sein Freiheit! Freiheit! nachrufen." Nur hätte er sagen sollen: schon von dem Augenblicke an wird uns warm ums

Herz, wo Götz erscheint und Georg ihn drängt, ihn in das Gefecht mitzunehmen. Denn das war ein anderer ungeheurer Vorzug des Stückes, daß es mit einem Strome warmen Blutes durchtränkt war, wie es nur ein so glühend Herz als das des Dichters hineingießen konnte.

Nehmen wir zu dem Allen den großen historischen Hintergrund, den Goethe so wunderbar klar und treu gezeichnet hat, so stimmen wir gern denjenigen zeitgenössischen Kritikern bei, die da sagten: Das Drama ist als Bühnenstück verfehlt und doch eine Dichtung von unvergänglicher Schönheit.

Wir können daher nur bedauern, daß Goethe nach dreißig Jahren den Versuch machte, das Stück von seinen Kompositionsfehlern zu heilen, um es bühnengerecht zu machen. Er hat dabei die leuchtende Jugendschönheit des Werkes verlöscht und doch für das Theater nicht mehr gewonnen, als ein mit gewöhnlicher Routine zugestutztes Stück, das kaum weniger der inneren Geschlossenheit entbehrt als die dialogisierte Historie.

15. Werther.

Das Jahr 1773 war für Goethe ein sehr stilles. Er war mehr denn je auf sich selbst gewiesen. Im Oktober des Vorjahres hatte Cornelie, die eifrigste und verständnisvollste Genossin seines Lebens und Strebens, sich mit seinem Freunde Johann Georg Schlosser verlobt, und damit war ihr Interesse nach anderer Richtung abgelenkt. Am 14. November dieses Jahres verließ sie Frankfurt ganz und folgte ihrem Gatten zuerst nach Karlsruhe, dann nach Emmendingen in Baden, wo er eine Anstellung als Amtmann gefunden hatte. Auch der liebe Kreis der Darmstädter Heiligen wurde zerstört. Die gute Uranie starb im April. Goethes enthusiastische Art ließ die Welt innigere Beziehungen zwischen ihm und Uranien vermuten, als sie thatsächlich bestanden. Er ist von Schmerz durchwühlt, daß es ihm verboten sei, dem Andenken der teuer geliebten Freundin einen Stein zu setzen, weil er nicht streiten möge mit dem Gewäsch und dem Geträtsch der Leute. Bald darauf — Anfang Mai — holte Herder sich seine Braut, Karoline Flachsland. Lustig wurde die Hochzeit gefeiert. Trotzdem kam Goethe mit Herder aus nicht recht durchsichtigen Gründen in eine solche Spannung, daß jeder Verkehr zwischen ihnen auf längere Zeit stockte. Wenige Tage nach Herders Hochzeit trat Merck im Gefolge der großen Landgräfin Karoline von Hessen eine Reise nach Petersburg an, die ihn bis zum Ende des Jahres von der Heimat fern hielt, während seine Frau zu ihren Angehörigen nach der Schweiz sich begab. Und endlich rückten dem Dichter etwa zur selben Zeit Kestner und Lotte ferner, indem

sie nach Hannover übersiedelten. Was Goethe von Freunden und Freundinnen in Frankfurt blieb, der ältere Schlosser, Horn, Riese, Krespel, dessen Schwester, das Gerocksche Kleeblatt, die Geschwister Münch und Andere, bedeutete nicht mehr als eine leichte Verschönerung des geselligen Verkehrs. Am wertvollsten war ihm noch die alte mütterliche Freundin, die Klettenberg, die ihn trotz seines Rückfalls — zwar nicht in den Unglauben, aber doch in das Nicht-Christentum weiter herzlich lieb hatte, weil sie aus seiner tiefen Toleranz und seinem anempfindenden Verständnis gläubiger Vorstellungskreise die Hoffnung schöpfte, er werde noch Gott in Christus finden. So wohlthuend ihm nun zeitweise ein Gedankenaustausch mit der milden, klugen Freundin sein mochte, ihre dem Himmel zugewandte Seele war ein unzulänglicher Resonanzboden für sein tausendfaches, leidenschaftliches Empfinden, Sehnen und Wirken.

Je mehr aber Goethe den Kreis der Liebsten sich verengen und veröden sah, um so reicher erbaute er sich seine Innenwelt. Wie er sein Zimmer mit Raphaelischen Köpfen austapezierte und mit griechischen Büsten füllte, so bevölkerte er seine Phantasie mit einer Galerie von Halbgöttern, Helden und „Engeln", die von Prometheus über Cäsar und Mahomet und Faust bis zu Lotte reichten und in deren stillem Geistesverkehr er der großen Mannigfaltigkeit seiner Herzensbedürfnisse genügen konnte.

Wie billig triumphierte über die Halbgötter und Helden der Engel Lotte. Denn nicht war mit dem Abschied von Wetzlar sein Entzücken für sie erloschen, ja es mäßigte sich nicht einmal. Das erfrischende Bild des in anmutigster Thätigkeit wirkenden Mädchens bleibt ihm beständig vor Augen. Eine kaum zu bezwingende Sehnsucht zieht ihn zu ihr hin. „Wenn ich ans Friedberger Thor komme, ist mir's, als müßt ich zu euch," ruft er sechs Wochen nach dem Weggange von Wetzlar aus. Und als im November sein Schwager Schlosser zur Erledigung von Geschäften nach Wetzlar reist, wandert er den gefährlichen Steg zurück und bleibt mit Schlosser drei Tage dort. Am letzten Abend

hat er noch recht hängerliche und hangenswerte Gedanken. „Es war Zeit, daß ich ging," meinte er in einem Briefe an Kestner. In Frankfurt sucht er sich durch Lottens Silhouette, die er an die Wand seines Zimmers geheftet hatte, die Lebende zu ersetzen. „Gute Nacht, sagte ich eben an Lottens Schattenbild" (25. September 1772). „Heut ehe ich zu Tisch ging, grüßt ich ihr Bild herzlich" (8. Oktober). „Gestern abend, lieber Kestner, unterhielt ich mich eine Stunde mit Lotten und Euch in der Dämmerung.... ich wollte zur Thür hinaustappen ... tappte Papier — es war Lottens Silhouette — es war doch eine angenehme Empfindung, ich gab ihr den besten Abend, und ging" (15. Dezember). „Ehe ich mich zu Bett lege, ist mir's noch so, Euch (Kestner) eine gute Nacht zu sagen, und der süßen Lotte, der zwar heut schon viel guten Tag und guten Abend gesagt worden ist" (11. Januar 1773). Nach dem Palmsonntag 14. April 1773, wo Lottens Hochzeit war, will er die Silhouette begraben. Aber sie bleibt hängen und „soll denn auch hängen bleiben, bis ich sterbe". „Von der Lotte wegzugehen," schreibt er am 10. April, „ich begreif's noch nicht, wie's möglich war." Ihren Brautstrauß läßt er sich schicken, und wandert mit ihm geschmückt nach Darmstadt. Und so geht es weiter; und es ändert wenig, daß Lotte die Frau eines Anderen ist und mit einem Sprößling gesegnet wird. „Denn ich sehe sie immer noch, wie ich sie verlassen habe." Noch im August 1774 hören wir von ihm einen Ausbruch feuriger Anbetung, hervorgerufen durch den Besuch von Lottens einstiger Wärterin. „Du kannst denken, wie wert mir die Frau war, und daß ich für sie sorgen will. Wenn Beine der Heiligen und leblose Lappen, die der Heiligen Leib berührten, Anbetung und Bewahrung und Sorge verdienen, warum nicht das Menschengeschöpf, das Dich berührte, Dich als Kind aufm Arm trug, Dich an der Hand führte, das Geschöpf, das Du vielleicht um manches gebeten hast." Erst mit der Veröffentlichung der dichterischen Wiederspiegelung seines Verhältnisses zu Lotte verliert der phantastische Kultus für ihn seinen Reiz.

Es ist bekannt, daß diese dichterische Abspiegelung der **Werther** ist. Langsam und allmählich sich ausweitend und umgestaltend war der Roman herangewachsen. Wohl mochte Goethe sogleich, nachdem er von Wetzlar geschieden, den stärksten Drang gehabt haben, das Erlebte in der Dichtung zu künstlerischer Wiedergeburt zu bringen. Aber den schönen Sommertraum so harmlos und brav enden zu lassen, wie er in Wirklichkeit ausging, konnte ihn weder als Künstler noch als Mensch befriedigen. Sein Gemütsleben warf zu hohe Wellen, als daß der zierliche Rahmen eines Idylls für sie ausgereicht hätte. Da erfährt er Anfang November den Tod des braunschweigischen Legationssekretärs Jerusalem. Eine tief angelegte, aber bittere Natur war durch die hoffnungslose Liebe zu der Frau eines Anderen, sowie durch gesellschaftliche Zurücksetzungen zum Selbstmorde getrieben worden. In diesem Augenblicke sind dem Dichter die Grundlinien seiner Dichtung gegenwärtig. Große Motive schießen an den Wetzlarer Kern an und krystallisieren sich um ihn. Das Hauptmotiv wird ähnlich wie im Götz. Der Konflikt zwischen den Forderungen des Individuums und den Geboten der Welt, zwischen Wunsch und Wirklichkeit.

In diesem Konflikt befand sich Goethe unausgesetzt. Sein unbändiger Freiheitssinn sah sich überall eingezäunt von den Einrichtungen des Staates, der Kirche, der bürgerlichen Gesellschaft oder eingeschränkt von dem Willen anderer Menschen. Die Stille, Mattigkeit, Unbedeutendheit des öffentlichen Lebens stand im schreienden Mißverhältnis zu seinem Sehnen nach dem Bewegten, Raschen und Großen. Seinem ganzen Kraftgefühl schien keine andere Aussicht sich zu eröffnen, als sich in diesem geistlosen, schleppenden Dasein nutzlos zu verzehren. Ein Ämtchen im Dienste der Vaterstadt schien das Schlummerkissen, auf dem der Titane einschlafen sollte. Der Tod im Leben. Und selbst auf den Gebieten, wo ihm die volle Freiheit des Schaffens gewährt war, stand das Können nicht im Einklang mit dem Wollen.

Er hatte eine tiefe Neigung zur bildenden Kunst. Aber

die Leistungen waren schülerhaft. Und wer bürgte ihm dafür, daß Fleiß und wachsende Einsicht ihn je darüber hinausführen würden?

Über den Wert seiner dichterischen Arbeiten hätte er nach dem Beifall, den der Götz beim großen Publikum gefunden, etwas beruhigter sein können. Aber während dieser Beifall ihn noch umrauschte, begann er schon in den Bahnen, die er im Götz betreten, Irrwege zu sehen, die er verlassen müsse. Und was war ihm das Publikum, das ihn beklatschte? „Eine Herde Schweine“, wie er sich in der Kraftsprache der Geniezeit ausdrückte. Von dem Besten, das er ihm geboten, hatte es kaum eine Ahnung. Aber auch die Fähigsten, die ihn umgaben, standen so weit von ihm ab, daß er mitunter sich in jener grauenvollen Öde fühlte, in der sich noch immer die größten Geister zeitweise oder dauernd gefühlt haben. Als jene Vereinsamung im Jahre 1773 sich verschärfte, entringen sich ihm schrille Schmerzensschreie. „Meine arme Existenz starrt zum öden Fels.“ „Ich wandere in Wüsten, da keine Wasser sind; meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen.“

Und sollte nicht sonst ihn bisweilen Verzweiflung anfassen? Die er liebte, durfte er weder besitzen noch genießen, um nicht gebunden oder schuldig zu werden. Ja, er verging sich schon, wenn er auch nur Liebe zeigte; er machte schon unglücklich durch seine Existenz, die, ihm unbewußt, zarte Seelen versengte.

Und wie sah es im Elternhaus und in seiner weiteren Umgebung aus? Ein vortrefflicher Vater und doch in peinlichem Mißverhältnis zu Mutter und Kindern, die Schwester mit einem wackeren, fein gebildeten Manne verlobt und doch mit unsicherer Aussicht auf wahres Glück. In anderen Familien aber hatte er von Jugend auf Unglück, Vergehen, Zwietracht, Gehässigkeit aller Art, in den politischen Kreisen Beschränktheit, Selbstsucht, Bestechlichkeit und Feigheit beobachtet.

Mit dem Allen vereinigte sich das bohrende Gefühl des Stückwerks des eigenen Wissens. Er, mit dem tiefen Geiste, der

ins Innerste der Dinge eindringen wollte, mußte sich immer wieder an die engen Grenzen menschlichen Erkennens mahnen lassen.

Nun denke man sich diese drückenden, wühlenden, stechenden Gedanken, Gefühle, Erfahrungen und Beobachtungen auf die feinst organisierte, leidenschaftlichste und mit der ganzen Menschheit mitfühlende Seele gelegt, und man wird begreifen, daß sie das Dasein eine Last, die Welt ein Gefängnis dünken konnte. So sehen wir ihn, den reich Begnadeten, in den schönsten Jugendjahren sich mit dem Gedanken des Selbstmordes befreunden. „Ich ehre auch solche That," schreibt er am 10. Oktober 1772 auf die falsche Nachricht von Goués Selbstmord. In Wetzlar hat er am 9. November „recht hängerliche Gedanken". „Ein edles Herz, ein durchdringender Kopf," so äußert er mit Bezug auf Jerusalem Ende November zu Sophie La Roche, „wie leicht von außerordentlichen Empfindungen gehen sie zu solchen Entschließungen über, und das Leben — was brauch ich Ihnen davon zu sagen!" — „Dies geschieht, weil es scheinen will, als ob Sie noch einige Tage an mir einen unfleißigen Lehrmeister haben würden. Denn ich befinde mich in einem Stand von Perturbation, in dem es den Seelen, sagen sie, nicht vorteilhaft ist, aus der Welt zu gehen" (an Johanna Fahlmer, März 1773). „Wenn einem der Genius nicht aus Steinen und Bäumen Kinder erweckte, man möchte das Leben nicht" (an Röderer, Herbst 1773). „Wenn ich noch lebe, so bist Du's, dem ich's danke," schreibt er am 21. November 1774 an Kestner, auf Wetzlarer Zwischenfälle Bezug nehmend. In Goués Drama „Masuren", in dem die Mitglieder der Wetzlarer Tafelrunde kopiert sind, findet sich das Zwiegespräch:

Fayel (Gotter): „Ich merke, der Selbstmord könnt auch in Eurem System Platz finden.

Götz (Goethe): Und was wolltet Ihr denn endlich dagegen aufstellen? Eure Gemeinsprüche?

Fayel: Götz, Ihr scherzet, Ihr werdet Euch nicht töten.

Götz: Nur in dem Falle, wenn ich kaltblütig genug wäre, mir einen Stahl ins Herz zu drücken.

Damit stimmt, was der bejahrte Goethe in seiner Lebensgeschichte erzählt, daß er in der Wertherischen Zeit einen wohlgeschliffenen Dolch neben seinem Bette liegen gehabt und wiederholt versucht habe, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken; und wenn er 1812 an Zelter schreibt: „Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen." Freilich tauchten alle diese Anwandlungen und Ausflüsse düsterer Lebensauffassung nur sprungweise auf kurze Momente auf. Sie waren nur dunkle Adern, die den weißen Marmor seiner Seele durchzogen, keine wuchernden Pflänzchen, die mit ihren Wurzeln in die kleinsten Spalten sich heften und allmählich den Marmor überziehen und zerbröckeln. Aber in der Sorge, diese momentanen Verdüsterungen könnten an Dauer gewinnen und verhängnisvoll werden, hatte er das stärkste Bedürfnis, sich ihrer zu entledigen; und dazu erschien ihm eine Dichtung wie immer als das beste Mittel.

Das Ende Jerusalems gab die vermißte Fabel. Noch aber schwankte er über die Form der Dichtung. Erst neigte er zum Drama, und da dies sich nicht bilden wollte, griff er zu dem durch Richardson und Rousseau so beliebt gewordenen Briefroman, der an sich etwas Dramatisches hatte. Langsam nur rückte das Werk vorwärts. Denn noch fehlte ihm für den zweiten Theil das Selbsterlebte. Eine schmerzliche Erfahrung brachte ihm auch dieses. Goethe war unmittelbar nach seiner Abreise von Wetzlar dem La Rocheschen Hause in Ehrenbreitenstein nahe getreten. Er hatte dort einen mehrtägigen Besuch gemacht und dabei sowohl Frau von La Roche wärmer schätzen gelernt als an ihrer ältesten, ungewöhnlich schönen Tochter Maximiliane ein lebhaftes Wohlgefallen empfunden. Im Jahre 1774 verheiratete sich die Maxe, wie sie im vertraulichen Verkehr hieß, mit einem reichen Witwer, dem Kaufmann Peter Anton Brentano in Frankfurt, der bereits fünf Kinder sein eigen nannte. Da saß nun die junge, schöne Frau, aus einem der heitersten, schöngeistigsten Kreise und einem

der lieblichsten Orte Deutschlands stammend, in dem dunklen Frankfurter Kaufmannshause, in dem man sich zwischen Ölfässern und Heringstonnen hindurchwinden mußte, an der Seite eines häßlichen, trocknen, ledernen Mannes. In dieser Lage war es für sie ein Labsal, wenn Goethe kam und sie, wie Merck boshaft meinte, über den Öl- und Käsegeruch und die Manieren ihres Mannes tröstete, ihre fünf Stiefkinder unterhielt und ihr Klavierspiel mit dem Cello begleitete. Aber Herr Brentano verstand die Freundschaft falsch. Es kam zu einem heftigen Konflikte — wohl mehr zwischen den Gatten als zwischen Brentano und dem Dichter —, „zu schrecklichen Augenblicken", die Goethe bestimmten, das Haus auf lange Zeit hin nicht zu betreten.

Dieser Zwischenfall, der wenige Wochen nach der Hochzeit der Maxe sich ereignete, gab den Anstoß zum Abschluß des Werther. Goethe hatte die Stimmung und die Farben für den zweiten Teil gefunden. Er machte sich sogleich ans Werk, und von allem Verkehr sich abschließend, brachte er es binnen vier Wochen zustande. Zum Herbst erschien es im Druck. Was Goethe im Februar 1774 ausarbeitete, kann wenig mehr als der zweite Teil der Dichtung gewesen sein. Denn der erste Teil lag ihm, nachdem er sich für einen Roman in Briefform entschieden hatte, fast fertig in seinen von Wetzlar an Merck und die Schwester gerichteten Briefen vor. Denn daß er, wenn auch in kunstreichster Redaktion diese (oft sogar mit ihrem ursprünglichen Datum) wiedergiebt, ist eine Vermutung, an deren Richtigkeit kaum ein Zweifel erlaubt ist. Nicht leicht aber war es ihm, der immer die größtmögliche Wahrheit erstrebte, die Briefe des zweiten Teils zu konstruieren. Wie er dabei zu Werke ging, ist für seine Art zu arbeiten und für das eigentümliche Phantasieleben, das er führte, höchst bezeichnend. Er rief, so erzählt er, irgend eine Person seiner Bekanntschaft im Geiste zu sich, bat sie, niederzusitzen, ging an ihr auf und ab, blieb vor ihr stehen, und verhandelte mit ihr den Gegenstand, der ihm eben im Sinne lag. Die Wertherischen Briefe, meint er, hätten nun wohl des-

halb einen so mannigfaltigen Reiz, weil ihr verschiedener Inhalt erst in solchen ideellen Dialogen mit mehreren Individuen durchgesprochen worden, während sie in der Komposition selbst nur an einen Freund und Teilnehmer gerichtet schienen. So gelang es dem Dichter, dem Werke einen reich getönten und zugleich einheitlichen Stil zu geben. — Betrachten wir dies eigentümlichste und großartigste Produkt der Genieperiode näher.

Der Held ist ein hochbegabter Jüngling, ungefähr von der geistigen Konstitution Goethes, nur noch etwas empfindlicher, weicher und ungleich schwächer. Aber seine Schwäche ist nicht Schwäche im Verhältnis zur sittlichen Kraft anderer Menschen, sondern nur im Verhältnis zur ungeheuren Stärke seiner Leidenschaften. Denn nichts Heißeres, Brausenderes giebt es als dieses Herz. Die Heftigkeit seiner Affekte, der schmerzlichen, wie der freudigen ragt über alles Gemeine hoch hinaus. Seine Leidenschaften sind nie weit vom Wahnsinn entfernt. Wie ein Träumer geht er durch die Welt und sie erscheint ihm finster oder rosig, je nach der eigenen Seelenstimmung. Alles Regelrechte und Gemäßigte ist ihm verhaßt. Das Ungebundene, Freie, Genialische, Überschäumende ist seine Lust. Darum ist er auch ein Feind jeder geregelten bürgerlichen Thätigkeit. Es sind ihm Lumpenbeschäftigungen, die nur kleine und eitle Geister befriedigen können. Wer aber mit tiefem Auge und Herzen begabt ist, der sieht und empfindet den niederdrückenden Unterschied zwischen der eigenen Winzigkeit und der Größe des Weltganzen, den klaffenden Zwiespalt zwischen Wollen und Können, Wollen und Dürfen, zwischen Ahnen und Wissen, zwischen Begehren und Besitzen.

Frühzeitig beschleicht uns die Sorge, wie dieser so zart besaitete Mensch, der bald in Thränen der Wonne, bald in Thränen des Schmerzes schwimmt, mit der harten Realität der Dinge auskommen wird. Seine Muße, die ihm Gelegenheit giebt, sein Inneres zu beobachten und zu zerfasern, vermehrt die Gefahr, in der er schwebt.

Noch freilich ist er glücklich. In schönster Maienzeit ist er

an einen fremden Ort gekommen. Mit voller Lust schwelgt er in der blühenden Natur, im Homer, dessen Wiegengesang sein empörtes Blut zur Ruhe lullt, im Umgang mit dem gemeinen Volk und den Kindern der Armen, an denen sein Herz sich erquickt. Denn bei ihnen ist Wahrheit, Einfachheit, Unverdorbenheit. Noch ist seine Seele heiter wie ein Frühlingsmorgen, und wenn einmal dunkle, weltschmerzliche Wolken über sie hinweghuschen, so tröstet er sich halb lächelnd mit dem süßen Gefühl, den Erdenkerker verlassen zu können, wenn er wolle. So geht es von Anfang Mai bis Mitte Juni. Da lernt er bei einem Balle Lotte, die Tochter des Amtmanns S., kennen — und sein ganzes Sein vergräbt sich mit einem Schlage in die Liebe zu ihr. Sein Herz jubelt laut empor. Es kümmert ihn nicht, daß Lotte schon vergeben ist; der Bräutigam Albert ist nicht da, und so verschwindet er für sein Bewußtsein. In der Familie des Amtmannes gern gesehen, läßt er keinen Tag verstreichen, an dem er nicht dort erschiene. Lotte wird ihm wie eine Heilige. Ihr Abschein leuchtet ihm von Allen entgegen, die ihr genaht sind. Er möchte einen Buben küssen, der sie gesehen hat. Ende Juli trifft Albert ein. Werther erwacht aus seinem süßen Wahnleben und entschließt sich zu gehen. Aber Albert ist ein braver, lieber Kerl und nicht eifersüchtig, er freut sich vielmehr, daß seine Braut auch Werthern gefällt, und so beschwichtigt Werther seinen Freund Wilhelm, der ihn zum Fortgehen drängt, mit tausend sophistischen Gründen und — bleibt. Doch sein Humor wird schlimmer; sein Wesen wilder, zerrissener. Er streicht wie früher viel im Freien umher, aber die Natur thut ihm nicht mehr wohl. Sie, die ihm früher als der Schauplatz eines unendlichen Lebens erschienen ist, hat sich ihm in den Abgrund eines ewig offenen Grabes verwandelt. Er erkennt das Unlösliche seiner Lage und hat doch zu nichts die Kraft, als zu Thränen über die finstere Zukunft. Schon diskutiert er den Selbstmord. „Ich sehe all dieses Elends kein Ende als das Grab," schreibt er am 30. August an Wilhelm. Von neuem stachelt ihn dieser zum Fortgehen auf. Endlich rafft

er sich auf und flieht am 11. September von dem mit so viel Reizen überdeckten vulkanischen Boden. Hiermit schließt der erste Teil.

Im Beginn des zweiten Teiles — es ist der 20. Oktober — sehen wir Werther im Amte. Er ist Attaché einer Gesandtschaft geworden. Er befindet sich leidlich. Die Entfernung von Lotte und die regelmäßige Thätigkeit haben sein vibrierendes Gemüt beruhigt. Aber es fehlt nicht an Verdrießlichkeiten, die sein empfindliches Nervengeflecht von neuem erregen. Der Gesandte ist ein Pedant, „ein pünktlicher Narr und umständlich wie eine Base“, er nimmt an Werthers freiem Stil Anstoß und verlangt sorgfältige Feilung der Schriftsätze. Als Aktenmensch hält er nichts von den Schöngeistern und macht seinen Gegensatz zu Werther in unliebenswürdiger Weise geltend. Auch die Eitelkeit und Flachheit der Gesellschaft, die kleinliche Rangsucht, der Hochmut des Adels kränken Werther, und er beginnt schon zu bedauern, daß er sich habe in das Joch schwatzen lassen. So geht das Jahr zu Ende. Im Februar des nächsten erfährt er die Hochzeit von Albert und Lotte. Er schreibt Albert einen vernünftigen, warmen Brief, er will nichts als den zweiten Platz in Lottens Herzen behalten. Wir schöpfen wieder für ihn Hoffnung.

Da ereignet sich Mitte März ein ärgerlicher, ihn schwer kränkender Zwischenfall, der alles Unbehagliche seiner Stellung in Aufruhr bringt. Er ist zum Grafen von C., der ihn sehr schätzt, zu Mittag geladen. Am Abend kommt die adelige Gesellschaft; Werther vergißt, daß er zu ihr nicht gehört, und bleibt im Saale bei Fräulein von B., die ihm die angenehmste Person am Orte ist, bis der Graf ihn unter Entschuldigungen auf die leidige Etikette aufmerksam macht, die seine Entfernung erheische. Der kleine Vorfall wird mit Übertreibungen weitererzählt, die Bekannten fragen ihn danach, das Fräulein von B. erhält Vorwürfe von ihrer Tante wegen ihres Umganges mit Werther — genug, um Werther zur größten Wut zu entflammen und zu dem Entschlusse zu drängen, aus diesem Kreise zu scheiden. Er reicht seine

Entlassung ein und begiebt sich Anfang Mai zu einem Fürsten, der ihn um seinen Besuch gebeten hat. Aber so huldreich der Fürst ist, er ist ein mittelmäßiger Kopf und Werther fühlt in seiner Gesellschaft bald schwere Langeweile. Er trägt sich nun, wie später Fernando, Hermann und Eduard mit der Idee, in den Krieg zu gehen. Der Fürst widerrät es ihm, und „es müßte bei mir mehr Leidenschaft als Grille gewesen sein, wenn ich seinen Gründen nicht hätte Gehör geben wollen". Er bleibt noch bis Ende Juni. Dann kehrt er willenslos, dem Zuge seines Herzens folgend, zu Lotte zurück. Er wird von ihr und Albert freundlich willkommen geheißen. Aber er findet Alles, Alles so verändert. Kein Wink der vorigen Welt, kein Pulsschlag seines früheren Gefühls. Seine Augen sind trocken und seine Sinne ziehen ängstlich seine Stirn zusammen. Die Natur kommt ihm wie ein lackiertes Bildchen und er sich wie ein versiegter Brunnen vor. Auch der heitere Homer labt ihn nicht mehr; er verliert sich lieber in Ossians schauerlich-einsame, neblige Welt. Und Albert und Lotte? Sind sie glücklich? Albert ist trockener, ruhiger und unter der Last seiner Geschäfte verdrießlicher geworden. Lotte fühlt nicht den Gleichklang der Seelen, den sie bei Werther findet. Aber sie ist eine feste, treue Gattin und verrät kaum durch irgend welches Symptom ihr Inneres. Werther aber mit dem feinen Spürsinn des Genies und des Liebhabers empfindet auch die leiseste Sympathie heraus und vermag darum um so weniger sich von ihr zu trennen. Er weiß auch sonst nicht, was beginnen. Seine Ehre sieht er durch das Erlebnis bei der Gesandtschaft unwiederbringlich gekränkt; seine Lust und Kraft zur Arbeit ist erschüttert, und seine Liebe ist aussichtslos. So dreht er sich in einem verderblichen Kreise umher; kein anderer Ausweg öffnet sich ihm, als der Tod. Immer freundlicher wird ihm der Gedanke daran. Schon umgiebt er ihn mit religiöser Weihe. Er hofft auf Gottes liebreiche Aufnahme. „Denn würde ein Mensch, ein Vater zürnen können, dem sein unvermutet zurückkehrender Sohn um den Hals fiele und rief: „Ich bin wieder da, mein

Vater. Zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten sollte. Die Welt ist überall einerlei, auf Müh und Arbeit, Lohn und Freude; aber was soll mir das? Mir ist nur wohl, wo du bist, und vor deinem Angesichte will ich leiden und genießen — Und du, lieber himmlischer Vater, solltest ihn von dir weisen? —"

So vergeht der November und der größte Teil des Dezember. Je öder, wilder, dunkler es draußen wird, je mehr auch in seinem Innern. Er ist zum Tode entschlossen. Der nächste Tag soll ihn ihm bringen. Doch noch einmal will er Lotten sehen. An dem Tage, an dem die Sonne uns das geringste Maß von Licht sendet, wankt er zu ihr hin. Er trifft sie allein und bringt sie in die größte Verwirrung. Um über die Zeit hinwegzukommen, holt sie die von ihm übersetzten Lieder Ossians und bittet ihn, sie vorzulesen. Es sind die ergreifenden Totenklagen Colmas und Alpins. Sie entlocken ihnen einen Strom von Thränen. Nach einer bewegten Pause liest Werther mit zitternder Stimme weiter. Aber bei der schwermütigen Vision Ossians: „Die Zeit meines Welkens ist nahe, nah der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen, der mich sah in meiner Schönheit, rings wird sein Aug im Felde mich suchen, und wird mich nicht finden", da vermag er sich nicht mehr zu halten. Er wirft sich vor Lotte nieder in voller Verzweiflung, faßt ihre Hände, drückt sie in seine Augen und wider seine Stirn. Und Lotte, ahnend, was in ihm vorgeht, beugt sich wehmütig zu ihm herab. Da umschlingt er sie und bedeckt ihre Lippen mit wütenden Küssen. Sie stößt ihn zurück, und bebend zwischen Liebe und Zorn eilt sie davon. Werther erschießt sich in der nächsten Nacht. —

Mit verhaltenem Atem sind wir der unerbittlichen Entwickelung gefolgt; und als die Kugel dem Leben des müden Wanderers ein Ziel setzt, sind wir, die kühlen, durchgebeizten Söhne des ausgehenden 19. Jahrhunderts, geneigt, mit dem alten Amtmann den Toten unter Thränen zu küssen.

Denn in ihm ist die hochgesinnteste, reinste Seele, die die Sonne beschien, zu Grunde gegangen. Mit unerschöpflicher Liebe umfaßt er die Menschen und fühlt ihre Freuden und Leiden mit; sein größter Genuß ist, den Kindern und den Armen wohlzuthun — sie stehen ihm, wie seinem Heiland am nächsten; nichts Arges und Böses kommt in seine Brust und er erschrickt, als er selbst nur im Traume Lotte umarmt. Mit durchdringender Spekulation überschaut er die Welt und mit echtester Begeisterung erglüht er für die Natur, für alles Große, Gute und Schöne. Und darum lieben wir ihn, müssen wir ihn lieben, trotzdem er ein schwankender, weicher, müßiger Mensch ist. Entschuldigen wir doch auch diese Gebrechen. Denn wir empfinden, daß seine Unthätigkeit nicht der Abneigung gegen die Arbeit, sondern der Abneigung gegen die geisttötende, unfruchtbare Arbeit entspringt; daß seine Weichheit nur die Kehrseite seiner hohen Feinfühligkeit ist und daß das Schwanken nur aus dem Druck der ungeheuersten Leidenschaftlichkeit hervorgeht. Wir sind so wenig imstande, ihm unser Mitgefühl zu entziehen, daß wir vielmehr uns kaum der Sorge erwehren können, wir würden mit unserer Durchschnittskraft einem gleichen Ansturm der Leidenschaften noch eher als er erliegen.

Aus seinem Wesen fließt die Entwickelung wie der Strom aus seinem Quell. Er mußte an den Klippen des Lebens scheitern, gleichviel, auf welche er stieß. Ob nun sein Ehrgefühl gekränkt wurde, ob ein Vorgesetzter ihn kleinlich chicanierte, oder ob eine end- und trostlose Liebe ihn peinigte — sein Untergang war besiegelt. Denn man darf sagen: selbst wenn alle diese Konflikte nicht eingetreten wären, selbst wenn er Lottens Besitz errungen hätte, so wäre er doch nicht zu retten gewesen. Seine Seele hätte sich dann an tausend anderen kleinen Unebenheiten des Lebens zerrieben. Für den idealistischen Träumer, der überall das Vollkommene und Unbedingte verlangt, und der überall das Unvollkommene und Bedingte mit unheimlichem Scharfblick herausfindet und mit übergewöhnlicher Gemütstiefe fühlt, dem es dazu an

jeglicher schaffender Thätigkeit fehlt, die den ihn quälenden Dissonanzen das Gegengewicht hielte, ist auf dieser Welt kein Raum. Goethe bezeichnet deshalb ganz richtig die Anlässe, die im Roman den Untergang Werthers herbeiführen, nur als dazutretende unglückliche Leidenschaften, die ihn zerrütten, nachdem er bereits vorher durch schwärmende Träume und Spekulation untergraben war. Es ist daher der Tadel, daß Goethe sich nicht auf eine Leidenschaft z. B. unglückliche Liebe als Motiv für Werthers Selbstmord beschränkt habe, ohne Berechtigung. Es stand dem Dichter frei, wie viele Leidenschaften er hinzutreten oder richtiger, wie viele er aus der Grundlage von Werthers Natur durch äußere Anreize hervorbrechen lassen wollte. Daß er sich nicht auf eine beschränkte, gereicht ihm zum Ruhme. Um so klarer und voller trat damit die Persönlichkeit des Helden heraus, um so verständlicher wird sein Untergang. Desgleichen ist es ein Zeichen für die Feinheit von Goethes bildender Kraft, daß er zum Liebesmotiv gerade dasjenige hinzugefügt hat, das neben der Liebe am wirksamsten in der Seele des Mannes ist: Ehr- und Selbstgefühl. Er ermöglicht sich dadurch zugleich, Werther ins Amt zu bringen und von einem Schwächling zu unterscheiden, der nicht den geringsten Anlauf zum Herausreißen aus einer unseligen Leidenschaft und zu ernster Thätigkeit macht. Auch der Vorteil erwuchs ihm, daß nicht der ganze Roman eine einzige Kette von Liebesseufzern wurde und daß eine geraume Zeit — ein und ein halbes Jahr — verfließen konnte, bevor der herrliche Organismus des Helden untergraben war.

Die Selbstzerstörung eines reichen und edlen Geistes war ein dankbares Motiv, jedoch nur dann geeignet, das Interesse des Lesers ununterbrochen zu fesseln, wenn sie in einer verwickelten Handlung zur Erscheinung kam. Goethe hat aber gerade dieses Vorteils sich beraubt, indem er die Handlung auf das geringste Maß herabsetzte. Er belud sich dadurch mit der Aufgabe, an Stelle einer Reihe von Begebenheiten eine Reihe von Seelengemälden zu entwerfen, aus denen die Selbstvernichtung als

Konsequenz sich ergeben muß. Für die Darstellung dieser Gemälde stand ihm wiederum kein besseres Mittel als der Monolog in Briefgestalt zur Verfügung, auf die Dauer die ermüdendste Kunstform. Trotzdem läßt unser Interesse nicht einen Moment nach, im Gegenteil, von Brief zu Brief schwillt unsere Spannung und unser Entzücken.

Aber wie hat Goethe auch das Kunstmittel belebt! Bald befinden wir uns in der großen weiten Natur, bald am Küchenherde des Wahlheimer Wirtshauses, bald am Brunnen, bald im Pfarrgarten, bald in des Amtmanns Kinderstube, bald im glänzenden Salon des Grafen, bald in der elenden Dorfherberge. Durch alle Jahreszeiten und Naturstimmungen werden wir hindurchgeführt: die Blütenpracht des Frühlings, die Glut und Fruchtfülle des Sommers, das melancholische Welken des Herbstes und die rauhen Wetter des Winters; bei hellem Sonnenschein, bei Mondlicht, bei finsterer Nacht, bei Nebel, Regen und Schnee. Und das Alles klingt mit dem Seelenzustand Werthers aufs ergreifendste zusammen.

Und wie uns der Wechsel der Situationen und Scenerien anzieht, so die Mannigfaltigkeit fein geschnittener Menschentypen, die Goethe trotz der begebnisarmen Fabel zu schaffen gewußt hat. Das große Kunstwerk der Figur Werthers, neben Hamlet der eigentümlichsten der Weltlitteratur, haben wir bereits kennen gelernt. Ihm gegenüber steht das schöne Bild Lottens, deren Gesundheit, Heiterkeit, Wirklichkeitssinn, Befriedigtsein im Kleinen und im Schaffen für die Nächsten uns im Kontrast zu dem krankhaften, im Höchsten und Letzten sich verlierenden Werther mit innigstem Behagen erfüllen. Und neben diesen Hauptfiguren: der prosaische Ehemann Albert; ein schöngeistiger Fürst; hochnäsiger, beschränkter Adel; pedantische Beamte; brave und engherzige Pfarrer; wackere Frauen; schnippische Töchter und eine Schar der reizendsten Kinderköpfe. Weitaus die meisten dieser Figuren haben wenig zu thun und wenig zu leiden, aber sie sind so rund und voll gezeichnet, daß wir ihre Porträts mit demselben

Wohlgefallen betrachten, wie etwa die uns unbekannten oder an sich gleichgültigen Personen, die der Pinsel eines Tizian oder Velasquez auf die Leinwand geworfen hat. Dort aber, wo unser Auge und unser Herz ruhig bleibt, da regt der Dichter unser Gedankenleben an. Tiefsinnige Betrachtungen über das Verhältnis zwischen Mensch und Welt, Mensch und Natur, Pflicht und Begierde, Böse und Gut werden absichtslos und undogmatisch hingestreut und lassen uns in die eigene Welt und in die Welt des Romans aus dem Gesichtspunkte des Ewigen und Unendlichen blicken. Zugleich versetzt uns der Dichter damit in eine Seelenlage, in der wir das, was man Schuld nennt, verzeihen, weil wir es begreifen oder doch zu begreifen suchen.

Endlich, was das Belebendste ist, welche Wärme und Natürlichkeit atmet aus jeder Seite des Werkes! Der Stil ist hoch und doch kein Schriftstil. Wir hören immer das gesprochene Wort. Wir haben immer das Gefühl, daß sich Jemand mit uns unterhalte, liebenswürdig, feurig, geistreich; er spricht oft in langen Ketten, Glied schlingt sich an Glied, in reißender Beredsamkeit, aber es sind nie abgezirkelte, künstlich gefügte Satzbauten, sondern es strömt alles so frei und regellos, wie aus dem vollen Herzen eines Sprechenden. Und wie schmiegt sich dieser Stil dem Gegenstande oder der Stimmung an! Er ist von erhabenem Schwunge, wo es sich um die großen Welträtsel handelt oder wo hehre Begeisterung oder unendlicher Schmerz den Sprecher durchdringt, er ist von biblischer Einfalt, wo er idyllische Zustände malt. Er ist bald hastig nervös — man lese z. B. den Brief, in dem die erste Bekanntschaft mit Lotte geschildert wird — bald entzückend milde und ruhig, bald weich elegisch, bald trotzig aufbrausend. Wir glauben bald einen Psalm, bald eine Hymne, bald ein Stück Homer, bald ein dramatisches Fragment zu lesen. In allen Stilfarben und Stilformen flimmert und glänzt dieser wunderbare Briefroman und hält jede Ermattung in weiter Ferne. Von den großen, in prachtvollen Kaskaden fortstürzenden Perioden am Eingang des Werther (zweiter Brief) bis zu den letzten

knappen Lapidarsätzen, die wie dumpfe Geschützsalven über das Grab rollen, packt und schüttelt dieser Stil unser Herz.

Wenn heute die Wirkung eine so starke ist, so mag man ermessen, wie sie zu ihrer Zeit sein mußte, wo das Werk die Auslösung einer quälenden Spannung, der vollendetste Ausdruck einer weltschmerzlichen Stimmung war, die Deutschland schon seit Jahren durchzog, und die sich unter dem Einfluß der schwermütigen englischen Grabpoesie, der Anklagen Rousseaus gegen die Kulturverderbnis und unter dem Einfluß eines unthätigen Lebens, das reichlich Zeit ließ, die eigenen und Anderer Herzensfalten auszuspionieren, herangebildet hatte. Was Goethe gelitten, hatten, wenn auch minder tief und minder mannigfaltig, Tausende gelitten. Aber er allein hatte es verstanden, diese Leiden mit göttlichem Munde auszusprechen.

Doch auch die weiten Kreise, die in täglicher, gesunder Arbeit nicht jenem düsteren, selbstquälerischen Pessimismus verfallen waren, wurden von der tragischen Einfachheit und Größe, sowie von der allbelebenden Wärme des Werkes aufs tiefste ergriffen. Im Banne seines Zaubers standen der Gelehrte und die Hofdame so gut wie der Schusterlehrling und die Dienstmagd. Aus der Fülle begeisterter Urteile heben wir nur zwei heraus. Was sie sagen, dachte in wechselnden Formen die ganze Leserwelt. So urteilt der Schwabe Schubart: „Da sitz ich mit zerflossenem Herzen, mit klopfender Brust, und mit Augen, aus welchen wollüstiger Schmerz tröpfelt, und sag dir Leser, daß ich eben „die Leiden des jungen Werthers“ von meinem lieben Goethe — gelesen? — nein, verschlungen habe. Kritisieren soll ich? Könnt ich's, so hätte ich kein Herz. Göttin Kritika steht ja selbst vor diesem Meisterstücke des allerfeinsten Menschengefühls aufgetaut da . . . Soll ich einige schöne Stellen herausheben? Kann nicht, das hieße mit dem Brennglas Schwamm anzünden und sagen: Schau Mensch, das ist Sonnenfeuer! Kauf's Buch und lies selbst! Nimm aber dein Herz mit! Wollte lieber ewig arm sein, auf Stroh liegen, Wasser trinken und Wurzeln essen,

als einem solchen sentimentalischen Schriftsteller nicht nachempfinden können."

Der Thüringer Heinse aber schrieb: „Wer gefühlt hat und fühlt, was Werther fühlte, dem verschwinden die Gedanken, wie leichte Nebel vor Sonnenfeuer, wenn er's bloß anzeigen soll. Das Herz ist einem so voll davon und der ganze Kopf ein Gefühl von Thräne. O, Menschenleben, welche Glut von Qual und Wonne vermagst du in dich zu fassen! . . . Die reinsten Quellen des stärksten Gefühls von Liebe und Leben in allem fließen in lebendigen Bächen in unentweihter Heiligkeit darinnen; und auch dann noch, wenn es bis zur höchsten Leidenschaft anströmt. Jede Leserin nehme sie in einer der glücklichen, stillen Stunden in die Hand, wenn die Ebbe der Seele wieder Flut geworden ist . . . Habe warmen, herzlichen Dank, guter Genius, der du Werthers Leiden den edlen Seelen zum Geschenke gabst."

Nur Wenige standen dem Werke mit geteilter, kühler oder gar feindlicher Stimmung gegenüber: meist geistliche und praktische Nützlichkeitsmänner, die gefährliche Folgen besorgten.*) Unter diesen auch Lessing zu sehen, der sonst den poetischen Wert des Werkes nicht verkannte, ist uns eine unerfreuliche Wahrnehmung. Aber ihm war das (scheinbare) Grundmotiv, daß ein edler Jüngling aus unglücklicher Liebe sich den Tod giebt, an sich schon zuwider, und er mochte um deswillen die gesamte christliche Kultur anklagen, daß sie solche Individuen gezeitigt habe. „Glauben Sie wohl," schreibt er an Eschenburg, „daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen?" „Gewiß nicht", fügt er hinzu. Wir wollen nicht mit gleicher Sicherheit das „Gewiß nicht" aussprechen. Hämons Selbstmord

*) Sehr verletzt fühlten sich auch Lotte und Kestner, sowohl durch die Preisgebung zarter Details und die Möglichkeit der Mißdeutung des Romans als durch die Charakteristik Alberts. Es wurde Goethe nicht leicht, die Verstimmung zu heilen. „Er macht sich aus der ganzen Welt nichts," schrieb Kestner an einen Freund zur Erklärung der Indiskretion Goethes, „darum kann er sich in die Stelle derer, die nicht so sein können noch dürfen, nicht setzen."

ist von dem Werthers, wie ihn Lessing auffaßt, nicht weit entfernt. Aber das können wir ihm zugestehen: eine Individualität, wie die Wertherische, war im Altertum unmöglich. Sie ist in der That ein Ergebnis christlich-moderner Kultur. Es mußte ihr eine vielhundertjährige Entwickelung vorausgehen, die durch Weltflucht, Abkehr vom Materiellen, Ringen nach himmlischem Glück, eindringliche Selbstbeobachtung und Selbstprüfung eine Vertiefung und Verfeinerung des Seelenlebens herbeiführte, von der das Altertum keine Ahnung hatte. In Deutschland war es zuletzt — ein Jahrhundert vor dem Werther — der Pietismus gewesen, der jene auf das Innere des Menschen gerichtete Bewegung christlicher Zeiten zu neuer Stärke angefacht hatte; und wenn daher irgend eine Stadt zur Geburtsstätte des Werther vorbestimmt war, so war es Frankfurt, die Geburtsstätte des Pietismus. Mochte diese Geistesentwickelung mit einer Verfeinerung des Seelenlebens auch eine Verzärtelung, ein Überfliegen des Wirklichen und manche bedenklichere Entartung bringen, sie blieb die Quelle eines großartigen Fortschrittes der Menschheit; und Lessing hätte dies sofort erkannt, wenn er sich erinnert hätte, daß dieselbe antike „Männlichkeit", die unglückliche Liebe nicht tragisch nahm, auch mit dem Lose des Sklaven oder Barbaren nicht mitempfand, während einen Werther jeder Wurm dauert, den er unabsichtlich mit dem Fuße zertritt. Hätte man im achtzehnten Jahrhundert dem langen Kulturprozeß, der die Menschen mit einer bis dahin unbekannten Gemütstiefe und Seelenkunde ausgerüstet hatte, ein Denkmal setzen wollen, es hätte kein prägnanteres und schöneres gefunden werden können als der Werther. Und von diesem Gesichtspunkte aus ist der Roman in noch viel weiterem Sinne ein großer historischer Merkstein, als wenn man ihn nur als den treuesten Reflex einer bedeutsamen Zeitstimmung betrachtet.

Der Sturm, der entfesselt war, warf weit- und langhin mächtige Wellen. Man vergoß Ströme von Thränen über Werthers Schicksal, man suchte wie er zu denken und zu empfinden; gefühlvolle Jünglinge legten seine Tracht (blauen Frack,

gelbe Weste und Hosen) an; junge Frauen wurden über ihre nüchternen Ehemänner melancholisch und sehnten sich nach Wertherischen Liebhabern; man sang Werther und Lotte an; man stellte Wertherurnen auf; man spähte die wirklichen Grundlagen des Werkes aus; man ahmte es nach, man schrieb Lottes Briefe, man dramatisierte es und wandelte es zum Bänkelsängerlied und Volksbuch um. Und merkwürdig genug, dieses so specifisch deutsche Werk, in seiner Sprache für den Fremden kaum faßbar und übertragbar, übersprang mit der größten Schnelligkeit die Grenzen des Vaterlandes. Nur wenige Jahre vergingen, und es hatte durch alle Kulturländer der Welt seinen Siegeszug gehalten. Den größten Eindruck machte es auf die Franzosen, die, an sich für den Stoff sehr empfänglich, durch Rousseaus „neue Heloise", den matten Vorläufer des Werther, noch besonders für ihn vorbereitet waren. Selbst der kalte Korse unterlag der hinreißenden Gewalt der Dichtung; er soll sie siebenmal gelesen und, wie einst Alexander den Homer, auf seinen Feldzügen bis zu den Pyramiden mitgenommen haben. Daß er sie vorzüglich kannte, bezeugte er 1808 in seiner Unterredung mit Goethe in Erfurt. —

Was in Straßburg zu gären begonnen, war jetzt zum vollen Ausbruch gekommen. Im Götz hatte das Stürmische, Trotzige, das in der jungen Welt lebte, einen poetischen Niederschlag gefunden, im Werther das Schwärmerische, Weltschmerzliche, Weiche. Damit war der Stimmungsgehalt von Sturm und Drang erschöpft. Zwischen diesen beiden Extremen bewegten sich die jungen Genies hin und her. Während die Norddeutschen mehr zu dem Lyrischen und Zerfließenden neigten, suchten die Süddeutschen mehr im Kraftvollen, Forcierten, Ungestümen und Ungeschlachten ihr Genüge. Alle aber erkannten von nun ab Goethe als ihren Führer, Herold und Apostel an. Sein Name wurde das Zeichen, unter dem sie zu siegen gedachten. Mit Riesenschritten war Goethes Genius zur Sonnenhöhe emporgestiegen. Kaum hatte ihn im Götz das Vaterland kennen gelernt, und schon

eroberte er mit dem Werther die Welt. Alles, was er noch leistete, konnte den Ruhmesglanz, den der Werther ihm ums Haupt legte, nicht mehr überstrahlen. Er konnte weder tiefer entzücken noch mächtiger überraschen.

Man erwartete fortan von ihm immer nur das Höchste. Und er mußte schon zufrieden sein, wenn er die hochgespannten Erwartungen erreichte. Es war nur noch einmal, freilich in viel kleinerem Kreise, der Fall: beim Faust. Und auch dieser war in seinen Grundlinien, wie in seinen schönsten und wirksamsten Teilen ein Erzeugnis der Wertherzeit.

16. Nach dem Werther.

„Ich fühlte mich wie nach einer Generalbeichte wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt.“ So bezeichnet Goethe seinen Zustand nach dem Werther. In ungebundener Lust, als ob er zum drittenmale Student geworden wäre, stürzte er sich in das Lebensgewühl, das ihn im Sommer 1774 zu umdrängen beginnt. Viele, die auf litterarischem Gebiet galten oder zu gelten suchten, nicht Wenige, die durch vornehme Geburt oder hohe Stellung Bedeutung hatten, daneben zahlreiche Müßige und Neugierige nahten dem berühmten Dichter, um seine Bekanntschaft zu machen oder darüber hinaus ihn für sich zu gewinnen. In außerordentlich kurzer Zeit war er eine vielgepriesene, vielbegehrte und vielbesprochene Persönlichkeit geworden. Denn wie man sich auch zu ihm stellen mochte, daß er die interessanteste Erscheinung im deutschen Geistesleben sei, mußte Jeder still oder laut zugeben, selbst ehe der Werther erschienen war. Die revolutionäre Schöpfung des Götz, die gedankentiefen, stürmischen, kecken Recensionen in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, die von Geist, Laune und Übermut sprudelnden Farcen, die köstlichen, innigen — milden oder kräftigen — Lieder und die Entwürfe, mit denen er sich trug, hatten weithin bald reine Bewunderung, bald mit Unwillen gemischtes Staunen geweckt. Wir sagen auch die Entwürfe. Denn man kannte von ihm viel mehr, als was gedruckt war. Von den Farcen waren Ostern 1774 erst die scharfe Satire gegen Wielands mattherzige Darstellung der griechischen Heldenwelt und seine

schwächlichen Moralbegriffe: „Götter, Helden und Wieland“, sowie der „Prolog zu Bahrdts neuesten Offenbarungen Gottes“ erschienen, aber längst kursierten oder waren gerüchtweise bekannt: der „Pater Brey“, „das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ und das später verloren gegangene „Unglück der Jacobis“. So war es auch mit vielen ungedruckten Liedern und noch mehr mit den dramatischen Fragmenten und Entwürfen der Fall. Man wußte von einem Mahomet, Cäsar, Prometheus und von einem Faust, der Alles übertreffe, was Goethe bisher geleistet habe. Auch Abschriften vom Werther waren seit Ostern versandt. Bei dem lebhaften litterarischen Verkehr jener Tage gingen die Nachrichten rasch von Mund zu Mund, Handschriften von Hand zu Hand. Kein Wunder, daß das stille Haus zu den drei Leiern auf dem großen Hirschgraben ein viel besuchtes Ziel war.

Der erste hervorragende Mann, der im Sommer 1774 aus der Fremde bei ihm vorsprach und überfrohe Wochen einleitete, war Lavater. Der fromme schwärmerische Prophet kam aus seiner Züricher Heimat, um in Ems eine Badekur zu gebrauchen. Schon von fern hatten sich Beziehungen zwischen ihm und Goethe geknüpft. Goethes kleine, das Jahr zuvor erschienene Schrift „Der Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***“, in dem die Toleranz aus dem Glauben gepredigt war, hatte ihm stellenweise sehr eingeleuchtet. Sodann hatte der Dichter ihm Profile für seine physiognomischen Fragmente geliefert und zuletzt den Werther im Manuskript geschickt.

Beide waren aufeinander gespannt, Beide hofften sich bekehren zu können. Goethe gedachte Lavater Selbständigkeit, Lavater ihm Glauben einzuflößen. Beide fanden ihre Bekehrungsabsichten überflüssig oder fruchtlos, Beide fanden sich anders und besser, als sie gedacht. Der freudiger Überraschte war Lavater. Als der acht Jahre ältere, hagere Mann mit dem sanften, verzückten Gesichtsausdruck am 23. Juni bei Goethe eintrat, rief dieser: „Bist's?“ „Ich bin's.“ „Unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens,“ so schreibt Lavater in seinem Tagebuch,

„Alles war Geist und Wahrheit, was Goethe mit mir sprach ... Viel las er mir aus seinen Papieren vor und las — las eine Menge — Drama, Epopöe und Knittelvers. Man hätte sich verschworen, er spräche eben dies das erste Mal im Feuer mit mir. Seine Arbeit, o Scenen voll wahrer und wahrester Menschennatur, unbeschreibliche Naivetät und Wahrheit.“ „Ein Genie ohne seinesgleichen, das in Allem excelliert, was es anfängt.“

Fünf Tage blieb Lavater in Goethes Hause, umringt von vielen Verehrern und Neugierigen: unter diesen auch Merck, dessen spöttische Zunge sich löste, als die Weiblein selbst das Schlafzimmer des Propheten aufs genaueste untersuchten. Der außergewöhnliche Mann mit seinem tiefen Schauen und Fühlen hatte bei allen Unterschieden dem Dichter so gefallen, daß dieser sich entschloß, ihm noch bis Ems das Geleit zu geben. Kaum war er von dort zurückgekehrt, als eine andere Art von Prophet sich bei ihm einstellte. Der Vorkämpfer einer neuen auf Rousseauschen Grundsätzen ruhenden Erziehungslehre: Basedow. Eine scharfe Kontrastfigur zu Lavater. Lavater, eine feine, saubere Persönlichkeit von angenehmer Gesichtsbildung und anmutigem Stimmfall, Basedow, häßlich, derb zufahrend, unreinlich, mit heiserer Stimme: jener tiefgläubig und duldsam, dieser ein ausgeprägter Rationalist, ein entschiedener Feind aller Dogmen und rücksichtsloser Gegner anderer Überzeugungen. Goethe fühlte sich jedoch durch seinen lebendigen und originellen Geist angezogen und wehrte sich gegen seine Eigenheiten mit guter Laune. Auffallender war es, daß Lavater, dem Basedow nach Ems folgte, mit seinem Gegensatz in bestes Einvernehmen kam. Aber die beiden Männer hatten an der Neuheit der Ideen, die sie vertraten, der eine pädagogische, der andere physiognomische und mystisch-christliche, ein so starkes Interesse, daß sie sich leicht Vieles nachsahen. Und trieb es Basedow zu toll, so brachte ihn Lavater mit einem treuherzigen „Bisch guet“ wieder ins Gleis zurück. Goethe litt es nicht lange, so nahe der eigenartigen Nachbarschaft zu sein und doch ihr fern zu bleiben. Am 15. Juli reiste er ebenfalls nach Ems, und nun bildeten

die drei das sonderbarste Kleeblatt, das damals in Deutschland zusammengestellt werden konnte.

Vergnügte Tage wurden verlebt. Denn auch Lavater war kein Kopfhänger, sondern bei aller Religiosität fröhlich, witzig und dem Leben zugethan. Goethe war von überströmender Lustigkeit. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hielten ihn Tanz, Maskeraden, Ständchen, Ausfahrten beständig in Atem. Mitten drin versäumte er aber nicht, seine beiden Propheten auszunutzen, und es kam vor, daß er während eines nächtlichen Tanzvergnügens rasch einmal zu Basedow hinaufsprang und mit ihm sich in ein philosophisches Problem vertiefte, um sich nach einer halben Stunde wieder mit seiner Tänzerin im Wirbel zu drehen.

Am 18. Juli machten sich die drei zu einer gemeinsamen Reise nach dem Niederrhein auf. Die Fahrt ging zu Schiffe, erst lahnabwärts. Angesichts Schloß Lahnegg improvisierte Goethe den Geistesgruß: „Hoch auf dem alten Turme steht." Später sprach er über „die Kerls in den Schlössern". In Koblenz wurde zu Mittag gegessen und die Erinnerung hieran hat Goethe in dem köstlichen Momentbild „Diner zu Koblenz" festgehalten, das in wenigen genialen Strichen seine beiden Propheten, zwischen denen er als Weltkind in der Mitte sitzt, porträtiert.

Dann fuhr man weiter auf Neuwied. Goethes unerschöpflicher Ader entfloß unterwegs das hochgestimmte lyrische Duo „Des Künstlers Vergötterung", in dem der Meister dem Jünger, der mutlos vor dem Werk des Genies den Pinsel weglegt, tröstend zuruft: „Du wirst Meister sein; das starke Gefühl, wie größer dieser ist, zeigt, daß dein Geist seinesgleichen ist." Abends landete man in Neuwied und machte Besuch am dortigen Hofe, der die berühmten Gäste freundlichst empfing. Am 20. Juli setzten Lavater und Goethe allein die Reise fort. Anfangs wieder zu Schiff. „Goethe in romantischer Gestalt, grauem Hut, mit halbverwelktem, lieben Blumenbusch" liest aus seinem Singspiel Elmire vor, deklamiert und versifiziert, bis allmählich Bonn naht. Dort führt der Wagen die Beiden weiter nach Köln, wo nunmehr auch sie

sich trennen. Lavater geht noch am selben Tage nach Mühlheim, Goethe nach Düsseldorf, um dort die lange gemiedene Bekanntschaft der Brüder Georg und Fritz Jacobi zu machen.

Es war Frauenwerk, das den Zwiespalt zwischen Goethe und den Jacobis, der hauptsächlich durch Georgs weichliche, süßliche und selbstgefällige Art hervorgerufen war, ausglich. Die eine Frau war die junge Tante der Jacobis, das „Täntchen", Demoiselle Johanna Fahlmer, die seit zwei Jahren ihren Wohnsitz in Frankfurt hatte und durch die große Zartheit ihres Gemütes und die ungemeine Bildung ihres Geistes Goethen bald sehr lieb wurde. Die andere, die Frau Fritz Jacobis, Betty, eine tüchtige Niederländerin, klug, warm, heiter, realistisch, an eine Rubenssche Frauengestalt erinnernd. Zu ihnen gesellte sich die treuherzige Halbschwester der Jacobis, Lottchen, die wie ihre Schwägerin sich zeitweise zum Besuch der Tante in Frankfurt aufgehalten hatte. Alle zusammen haben allmählich Goethes Widerwillen, der Fritz Jacobi gegenüber wenig begründet war, überwunden. Bei seinem weichen Gemüt, das Jedem, dem er Unrecht gethan, gern reiche Genugthuung gab, war es nur nötig, daß er den feinsinnigen, gefühlstiefen Fritz Jacobi zu Gesicht bekam, um ihn sofort in sein Herz zu schließen. Der abwesenden Gattin schreibt er begeistert: „Ihr Fritz, Betty, mein Fritz. Sie triumphieren, Betty, und ich hatte geschworen, ihn nie zu nennen vor seinen Lieben, bis ich ihn nennen könnte, wie ich ihn zu nennen glaubte und nun nenne . . . Wie schön, daß Sie nicht in Düsseldorf waren, daß ich that, was mich das einfältige Herz hieß. Nicht eingeführt, marschalliert, exküsiert; grad 'rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich und ich und er! Und waren schon, eh noch ein schwesterlicher Blick drein präliminiert hatte, was wir sein sollten und konnten."

Zur Befestigung des Bundes trug nicht wenig Spinoza bei. In seine Ethik hatte Goethe nach Überwindung früher eingepflanzter Vorurteile sich soeben hineingelesen, hatte in ihr eine Beruhigung seiner Leidenschaften und eine große und freie Aus-

sicht auf die sinnliche und sittliche Welt gewonnen. Was ihn aber besonders entzückte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus Spinozas Lehre hervorleuchtete. Denn uneigennützig zu sein in Allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war seine eigene höchste Lust, seine Maxime, seine Ausübung. Nun war Fritz Jacobi ebenfalls ein Bewunderer Spinozas, dessen System ihm durch seine Großartigkeit und Konsequenz imponierte, ihm aber zugleich die Unzulänglichkeit des Verstandes darzuthun schien. Die Verschiedenheit seiner und Goethes Stellung zu dem holländischen Philosophen erregte das Bedürfnis, sich gegenseitig ins Klare zu setzen, und gab dem Verkehr einen erhöhten Reiz Zudem war Goethe damals von den metaphysischen Grundlagen des Spinozismus nicht tief genug berührt und auf der anderen Seite zu sehr dem Ahnungsvollen hingegeben, um nicht Jacobis Glaubensphilosophie, mit der er über den spinozistischen, den persönlichen, außerweltlichen Gott und die Willensfreiheit vernichtenden Pantheismus hinauszukommen suchte, ein williges Ohr zu leihen.

In Pempelfort, dem unmittelbar bei Düsseldorf gelegenen Landsitz Fritz Jacobis, traf Goethe auch den älteren Bruder Georg, ferner den Dichter Heinse, dessen von sinnlicher Glut erfüllte Laidion ihn gefesselt hatte, und den halb Wielandisch, halb Klopstockisch empfindenden Werthes. Goethe, der sich so schön wie selten gab, berauschte den Kreis. Heinse pries ihn als „den Jungen von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zeh Genie, Kraft und Stärke sei, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, qui ruit immensus ore profundo“. Von Pempelfort machte Goethe mit den beiden Jacobis und Heinse einen Ausflug nach Elberfeld zu Jung-Stilling. Goethe konnte sich nicht versagen, den alten lieben Freund mit einem Scherz zu überraschen. Er ließ in dem Gasthofe, in dem er wohnte, nach dem Doktor Jung schicken, da er krank sei. Jung fand den fremden Patienten — mit dicken Tüchern um den Hals und um den Kopf — im Bett liegen. Nur die Hand streckte er heraus. Kaum hatte Jung ihm den Puls untersucht, so fühlte er

sich schon von zwei Armen umschlungen, und er erkannte zu seiner unbeschreiblichen Freude den einstigen Straßburger Kommilitonen. Zufällig traf am selben Tage auch Lavater mit einigen wunderlichen Heiligen ein, und die ganze Gesellschaft speiste mit mehreren Einheimischen bei einem Gastfreunde Lavaters. Im kleinen hatte man hier ungefähr alle Richtungen des deutschen geistigen Lebens vertreten. Jung hat jene Tafelrunde prächtig beschrieben. Alles ist in eifriges Gespräch versunken. Nur Goethe findet auf seinem Platze keine Ruhe. Der merkwürdige Zirkel amüsiert ihn königlich. Er weiß nicht, wie er sein inneres Vergnügen bemeistern soll, macht die verschiedensten Gesichter, tanzt um den Tisch herum und treibt sonst allerhand Possen. Die Elberfelder Philister glauben, der Mensch müsse nicht ganz klug sein. Jung und Andere aber meinten vor Lachen bersten zu müssen, wenn ihn Einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah und er dann mit großem, hellem Blick ihn daniederschoß.

Nach kurzem nochmaligen Aufenthalt in Pempelfort kehrte Goethe nach Ems zurück. Bis Köln geleitete ihn Fritz Jacobi; und hier erreichte die Seligkeit der beiden die höchste Staffel. Die Domruine wirkte zwar auf Goethe mehr drückend als erhebend, aber das Haus des verstorbenen Kölnischen Patriziers Jabach, das seit hundert Jahren in seiner künstlerischen Einrichtung unverändert geblieben war und in dem das Lebrunsche Familiengemälde (jetzt im Berliner Museum) die ehemaligen Insassen so lebensfrisch darstellte, als ob sie gegenwärtig wären, machte auf den Dichter einen überwältigenden Eindruck. Eine ganze Kette von weitesten und bewegendsten Gedanken und Gefühlen, die zu ahnen uns kaum gestattet ist, wurde bei diesem Anblick in ihm lebendig. Der tiefste Grund seiner menschlichen Anlagen wurde, wie er ausspricht, aufgedeckt und alles Gute und Liebevolle, was in seinem Gemüte lag, mochte hervorbrechen. In diesem ekstatischen Zustande scheint er vor dem Bilde hinreißend phantasiert zu haben. Kurz, Fritz Jacobi war von seinen Reden bis ins Innerste ergriffen, er sank an sein Herz und weinte „heilige Thränen“. Der Abend

vollendete würdig den Tag. Sie waren im Saale des Gasthofes zum Geist, der Mond stieg über dem Siebengebirge herauf und warf seinen Silberschimmer auf die stillflutenden Wasser des Rheins. Goethe saß auf dem Tische und sagte seine neuesten Romanzen: „Es war ein Bube frech genug" und den „König von Thule" her: um so ausdrucksvoller, als sie ihm noch ans Herz geknüpft waren. Um Mitternacht suchte er Jacobi noch einmal auf. Sie schwelgten in der Fülle des Hin- und Wiedergebens und Jacobi wurde bei Goethes Reden, als ob er eine neue Seele empfinge. „Ich konnte dich nicht mehr lassen," bekennt er noch nach vierzig Jahren mit einer Wärme, als ob er den Moment eben erlebt hätte.

In Ems war Goethe noch flüchtig mit Lavater, längere Zeit noch mit Basedow zusammen. Mitte August war er wieder daheim, zur Freude der Mutter, der das Haus in seiner Abwesenheit so einsam wie ausgestorben vorgekommen war.

Ein neues, mehr als je erregtes Leben folgte. Seine Schöpferkraft und sein Schaffensdrang, die zu außerordentlicher Höhe gestiegen waren, wirbelten ihn rastlos umher. Einen gewaltigen Stoff nach dem anderen hatte er in seine poetische Werkstatt geschleppt, und er spielte mit den Felsblöcken, als ob es Kieselsteine wären. Cäsar, Mahomet, Prometheus, Faust waren noch in Arbeit, und schon griff er nach einem neuen riesenhaften Gegenstand, dem ewigen Juden. In einem lang ausgesponnenen Epos, über dessen Hans Sachsischen Stil uns die erhaltenen Fragmente Auskunft geben, wollte er mit dem ewigen Juden durch die Jahrhunderte wandern, bei den hervorstechenden Punkten der Religions- und Kirchengeschichte verweilen und dabei die eigene Stellung zu Christentum und Kirche in geistreich-barockem Humor zur bildlichen Darstellung bringen. Neben den großen Werken hatte er hundert kleine unter den Händen. Unablässig verfolgten ihn seine poetischen Pläne und Einfälle, und er sprang wohl mitten in der Nacht aus dem Bette, um eine dichterische Inspiration sofort auf dem ersten, besten Papierfetzen festzuzwingen. Und als ob er an der

eigenen Last nicht genug hätte, belud er sich noch mit fremden Arbeiten: Salzmanns moralischen Abhandlungen, Lavaters physiognomischen Fragmenten, Jung-Stillings Lebensgeschichte und Lenzischen Dichtungen. Die meisten damals angegriffenen Unternehmungen blieben Bruchstücke. Weder Kraft noch Zeit reichten aus, sie zu vollenden.

Neue Gäste fanden sich ein. Anfang Oktober der geehrteste Herrscher auf dem deutschen Parnaß, Klopstock. Der Messias- und Odensänger erfüllte nur mäßig seine Erwartungen. Er bewahrte eine ernste, gemessene Würde und mied es, über die Dinge, die Goethe am meisten am Herzen lagen, die poetischen und litterarischen zu sprechen. Dagegen erging er sich weitläufig über den Eislauf und das Reiten. Goethe begleitete ihn noch bis Darmstadt und dichtete auf der Rückreise in der Postchaise die Ode an Schwager Kronos, einen grotesken Erguß seines ungestümen Lebensdranges, in dem er lieber in raschem Laufe jung und trunken zur Hölle fahren als in langsamem Trotte zum Greise werden will. Dem großen Klopstock folgten seine Göttinger Jünger, die schon von fern Goethe wegen seiner gefühlvollen Weise und seines Kampfes gegen die schwächliche Art Wielands und Georg Jacobis verehrt hatten. Zunächst Boie und Hahn. Boie, der Herausgeber des Musenalmanachs, mit Goethe seit einiger Zeit in Verbindung, war zwei Tage (15., 17. Oktober) in Frankfurt. Nach dem ersten schreibt er an die Seinen: „Einen ganzen Tag allein, ungestört mit Goethe zugebracht, mit Goethen, dessen Herz so groß und edel wie sein Geist ist! Beschreiben kann ich den Tag nicht!... Er hat mir viel vorlesen müssen, ganz und Fragment, und in Allem ist der originale Ton, eigene Kraft und bei allem Sonderbaren, Unkorrekten, Alles mit dem Stempel des Genies geprägt. Sein Dr. Faust ist fast fertig und scheint mir das Größte und Eigentümlichste von Allem!" Noch stärker wirkte Goethe auf Werthes, der ihn auf einer Reise nach der Schweiz besuchte und erst bei dieser Gelegenheit, da er in Pempelfort beiseite stehen mußte, recht kennen lernte. Noch in Bern ist er ganz hingenommen

von dem Eindruck, den er gehabt. „Dieser Goethe," schreibt er von dort an Fritz Jacobi, „von dem und von dem allein ich vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne, und von ihrem Niedergang bis wieder zu ihrem Aufgang mit Ihnen sprechen und stammeln und singen und dithyrambisieren möchte, dessen Genius zwischen Klopstocken und mir stand und über die Alpen und Schneegebirge gleichsam einen Sonnenschleier herwarf, er selbst immer mir gegenüber, und neben und über mir, dieser Goethe hat sich gleichsam über alle meine Ideale emporgeschwungen, die ich jemals von unmittelbarem Gefühl und Anschaun eines großen Genius gefaßt hatte. Noch nie hätt' ich das Gefühl der Jünger von Emmaus im Evangelio so gut exegesieren und mitempfinden können, vor dem sie sagten; ‚Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete?' Machen wir ihn immer zu unserm Herrn Christus, und lassen Sie mich den letzten seiner Jünger sein. Er hat so viel und so vortrefflich mit mir gesprochen; Worte des ewigen Lebens, die, solang ich atme, meine Glaubensartikel sein sollen." Auch der schweizer Pädagoge von Salis, der straßburger Theologe Blessig und viele Andere kehrten bei dem Dichter ein. In Frankfurt vermehrte die Zahl seiner Freunde Heinrich Leopold Wagner, der sich in diesem Herbst dort niedergelassen hatte und zunächst von Goethe wegen mancher guten Eigenschaften wohlgelitten wurde.

Die Besuche waren nicht alle ohne bitteren Beigeschmack. Da seine Freigebigkeit und Gutherzigkeit bekannt war, so drängten sich an ihn Bedürftige und Abenteurer, borgten ihm Geld ab oder verlangten seine Bürgschaft. Ungern und selten schlug er ab, und so kam er in den Fall, seinerseits bei nahen Freunden (La Roche, Jacobi, Merck) Schulden machen zu müssen, die ihn jahrelang drückten. Auch die Eltern waren von dem Zulauf nicht immer erbaut, so sehr ihnen der Ruhm des Sohnes schmeichelte. Die Unruhe im Hause war dem Vater, die ewig litterarische und manchmal recht fragwürdige Einquartierung der Mutter beschwerlich. Der Vater fürchtete überdies, daß der Sohn durch

den unaufhörlichen Trubel von seinen ernsten Lebenszielen, die doch der Fünfundzwanzigjährige endlich mit Nachdruck ins Auge fassen sollte, ganz abgelenkt würde, während der Mutter, die in die intimen Angelegenheiten des Sohnes mehr hineinblickte, vor den Folgen seiner Freigebigkeit und Verbürgungslust bangte. Beide hielten deshalb eine Heirat für das beste Mittel, um Wolfgang seßhafter, solider und praktischer zu machen. Zu ihrer Freude schien sich auch eine solche anzubahnen.

In dem Frankfurter Freundeskreise wurde seit einiger Zeit gern ein Mariagespiel gespielt. Durch das Los wurden Herren und Damen miteinander gepaart, und die einzelnen Paare hatten sich acht Tage lang als Ehegatten zu betrachten. Im Frühjahr 1774 verband das Los dreimal hintereinander Goethe mit der sechzehnjährigen Anna Sibylla Münch. Als es das dritte Mal geschah, erklärte der Gesetzgeber der Gesellschaft, der lustige Krespel, der Himmel habe gesprochen, das Paar könne nicht mehr getrennt werden. Goethe, dem das hübsche, verständige, häusliche Mädchen gefiel, war mit diesem Urteilsspruch wohl zufrieden und bei dem traulichen Verkehr, bei dem sich auch das „Du" allmählich aus dem Spiel in das Leben einschlich, steigerte sich das Behagen der jungen Leute aneinander. Die Eltern sahen die Annäherung mit herzlicher Freude: denn sie waren der Münch schon lange gewogen, und sie hofften, daß ihr Wolfgang an ihr eine gute Gattin und sie eine gute Schwiegertochter erhalten würden. Die Verlobung sollte bald stattfinden, und damit die Verbindung nicht durch den windbeuteligen, litterarischen Verkehr gelockert würde, sollte Wolfgang die längst geplante italienische Reise unternehmen und nach der Rückkehr sofort heiraten. Der lebhafte Wunsch nach einer solchen Entwickelung verschleierte die hellen Augen der Frau Rat. Sonst hätte sie gesehen, daß ihres Wolfgangs Seele von nichts weiter als von Heiratsgedanken entfernt war, und daß er am allerwenigsten daran dachte, an der Seite der jungen Münch ein hausväterliches Dasein zu beginnen. Nicht eine Spur von Leidenschaft hatte sie ihm eingeflößt; in

allen Briefen des Jahres 1774 klingen kaum irgendwo die lieblichen Beziehungen zu seiner angenehmen Partnerin an. Im Herbst fiel die schwache Blumenkette welk von seinen Armen. Das Jahr ging aber nicht zu Ende, ohne daß sich eine andere Verbindung angeknüpft hätte, die elf Monate später seinem Leben die entscheidendste Wendung gab.

Es war am 11. Dezember, als in Frankfurt auf einer Reise nach Paris die Weimarischen Prinzen Karl August und Konstantin nebst ihren Begleitern, dem Grafen Görtz, dem Hauptmann von Knebel und dem Stallmeister von Stein-Kochberg eintrafen. Knebel, der an der Litteratur lebhaften Anteil nahm und selbst litterarisch sich versucht hatte, versäumte nicht, den Verfasser des Werther aufzusuchen und ihn aufzufordern, den Prinzen seine Aufwartung zu machen. Goethe wurde von ihnen sehr frei und freundlich empfangen, und da zufällig Mösers patriotische Phantasien auf dem Tische lagen, so lenkte sich das Gespräch auf die Reformvorschläge dieses patriotischen Politikers. Es war Goethe dabei nicht schwer, insbesondere den klugen, thatkräftigen Erbprinzen Karl August für sich einzunehmen. Er wurde eingeladen, den Prinzen nach Mainz, wo sie einige Tage Rast machen wollten, zu folgen, und obwohl der Vater mit seinen reichsbürgerlichen Gesinnungen tiefes Mißtrauen gegen jeglichen Fürstenverkehr hatte, so wurde doch unter dem Beistande der Klettenberg es durchgesetzt, daß Goethe der Einladung nachkommen durfte. Nebenher ein Zeichen, in welcher Abhängigkeit Goethe trotz seiner Jahre und trotz seines Ruhmes von dem Vater sich befand und seine Pietät ihn hielt. Mit Knebel, der einen Tag allein in Frankfurt geblieben war, „um den besten aller Menschen zu genießen", fuhr Goethe am 13. den Prinzen nach und wurde von neuem sehr freundlich aufgenommen. Als die Unterhaltung sich der neuesten Litteratur zuwandte und dabei auch Goethes Satire gegen den am Weimarischen Hofe sehr beliebten Wieland zur Sprache kam, glaubten die Weimarischen Herrschaften die Gelegenheit benutzen zu müssen, um einen Aus-

gleich zwischen den beiden Dichtern anzubahnen, und sie bestimmten Goethe, einen versöhnlichen Brief an Wieland zu richten. Goethe that es nicht ungern. Denn er hatte doch im Grunde Wieland lieb, und nur widerstrebend, um einem augenblicklichen Zorne Luft zu machen, hatte er die Satire in der Weinlaune bei einer Flasche Burgunder hingeworfen und dann auf das Drängen der Freunde Lenz, in dessen Händen sie zuletzt war, die Erlaubnis gegeben, sie drucken zu lassen. Als er den Brief geschrieben, fing er, so erzählt Knebel, plötzlich ganz traurig an: „Nun bin ich mit all den Leuten wieder gut Freund, den Jacobis, Wieland — das ist mir gar nicht recht. Es ist der Zustand meiner Seele, daß, so wie ich etwas haben muß, auf das ich eine Zeitlang das Ideal des Vortrefflichen lege, so auch wieder etwas für das Ideal meines Zorns."

Goethe und die Weimarischen Gäste trennten sich nicht, ohne eine nachhaltige Wertschätzung füreinander gewonnen zu haben. Der Vater blieb jedoch trotz des günstigen Verlaufs bei seinem Mißtrauen und behauptete, alle Freundlichkeit der vornehmen Herren sei nur Verstellung, und man gedenke vielleicht etwas Schlimmes gegen ihn auszuführen. Wieder einmal ein Tropfen Wermut, den der Vater ihm in den Freudenbecher goß. Bei dieser andauernden Sinnesverschiedenheit mußte es ihn um so mehr betrüben, daß seine gute, hilfreiche Vermittlerin, die Klettenberg, die soeben ihm noch die Reise nach Mainz ermöglicht hatte, inzwischen vom Tode abgerufen war. Ein seliges Ende hatte sich an ein seliges Leben angeschlossen. Für Goethe hatte Frankfurt mit der gütigen Freundin wieder viel verloren. „Mama," schreibt er in herber Stimmung an Sophie La Roche, „das picht die Kerls und lehrt sie, die Köpfe strack halten. — Für mich — noch ein wenig will ich bleiben."

Nur wenig Wochen, und alle trüben Gedanken waren durch neue Liebes- und Lebensfülle verdrängt.

17. Lili.

Es mochte am Neujahrstag des Jahres 1775 sein, als Goethe auf Veranlassung eines Freundes einen Besuch im Hause der Frau Schönemann, geborenen D'Orville, machte. Frau Schönemann, seit zwölf Jahren Witwe, war die Inhaberin eines großen Bankgeschäftes am Kornmarkte und besaß neben vier Söhnen eine Tochter Elisabeth (Lili), die damals in der Mitte des siebzehnten Lebensjahres stand. Goethe traf bei Schönemanns eine zahlreiche Gesellschaft, die sich zu einem Hauskonzert versammelt hatte. Sehr bald lenkte die graziöse Figur und das schöne, seelenvolle Gesicht der Tochter des Hauses seine Aufmerksamkeit auf sich. Sie saß am Flügel und spielte mit bedeutender Fertigkeit und Anmut. „Ich stand am unteren Ende des Flügels, um ihre Gestalt und Wesen nahe genug bemerken zu können; sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen: die Bewegungen, wozu das Spiel sie nötigte, waren ungezwungen und leicht.

„Nach geendigter Sonate trat sie ans Ende des Pianos gegen mir über: wir begrüßten uns ohne weitere Rede, denn ein Quartett war schon angegangen. Am Schlusse trat ich etwas näher und sagte einiges Verbindliche: wie sehr es mich freue, daß die erste Bekanntschaft mich auch zugleich mit ihrem Talent bekannt gemacht habe. Sie wußte sehr artig meine Worte zu erwidern, behielt ihre Stellung und ich die meinige. Ich konnte bemerken, daß sie mich aufmerksam betrachtete und daß ich ganz eigentlich zur Schau stand, welches ich mir wohl konnte gefallen lassen, da man auch

mir etwas gar Anmutiges zu schauen gab. Indessen blickten wir einander an, und ich will nicht leugnen, daß ich eine Anziehungskraft von der sanftesten Art zu empfinden glaubte. Das Hin- und Herwogen der Gesellschaft und ihrer Leistungen verhinderte jedoch jede andere Art von Annäherung diesen Abend. Doch muß ich eine angenehme Empfindung gestehen, als die Mutter beim Abschied zu erkennen gab, sie hofften mich bald wiederzusehen, und die Tochter mit einiger Freundlichkeit einzustimmen schien."

Goethe verfehlte nicht, der Aufforderung nachzukommen, und kaum daß er es bemerkte, hatte sich eine starke Neigung zu Lili in seinem Herzen eingenistet. Aber auch Lili fühlte den Zauber, der von dem Dichter ausging. Es war nicht das erste Mal, daß sie gefiel und umworben wurde. Frühzeitig hatten um die liebreizende, einer reichen Familie angehörige Blondine sich Verehrer gesammelt, halb aus Neigung, halb aus Berechnung, und sie hatte an ihren Galanterien wie an einem hübschen Spiel Gefallen gefunden. In dem Augenblicke aber, wo Goethe sich ihr nahte, erwachte in ihr eine tiefe Leidenschaft, die ihr ganzes Wesen aus dem bisherigen gleichgültigen und tändelnden Dahinleben mit einem Male emporhob. Mit hingebender Empfänglichkeit schloß sie sich an die große Persönlichkeit ihres Geliebten an. Was er ihr an höherer Bildung, an Charakter, an Lebensernst und Lebensweisheit gab, nahm sie bereitwillig in sich auf und entwickelte es auf dem Grunde ihrer vorzüglichen Herzens- und Geistesanlagen zu schönster Blüte. So wurde sie *sein* Geschöpf. Je mehr sie dies aber wurde, desto fester kettete sie den Geliebten an sich. Ein heftiges, seit den Wetzlarer Tagen nicht mehr gekanntes Liebesfieber schüttelte ihn, und alle Freuden und Schmerzen, alle Gewohnheiten und Neigungen schienen in dieser einzigen Leidenschaft untergegangen zu sein.

Weg ist Alles, was du liebtest,
Weg, worum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh,
Ach! wie kamst du nur dazu?



Reizender ist mir des Frühlings Blüte
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur.

Aber das Glück, das er genoß, war kein reines. So volle selige Stunden, wie er einst an der Seite Lottens und Friederikens verlebt hatte, kamen jetzt selten. Nicht durch Lilis Schuld, die an Treue, Edelsinn und Reinheit ihren Vorgängerinnen glich, an geistiger Bedeutung sie überragte. Aber sie steckte in einer Umgebung, die dem Dichter fremdartig, mitunter sogar zuwider war.

Er war gewohnt, sich in den Häusern von Gelehrten, Künstlern, Geistlichen und Beamten zu bewegen, wo ihm ein geistiger Duft entgegenkam, der seinem Innern sympathisch war und aus dem er ein anempfindendes Begreifen seiner Natur herauswitterte. Und auch in denjenigen Familien, deren Häupter nicht mit akademischem Öl gesalbt waren, hatte ihn ein erfrischender Zug von freier, warmer Menschlichkeit angeweht; so in der Schönkopfschen und in der Buffschen Familie. In diesen Häusern war zugleich eine schlichte Einfachheit der äußeren Ausstattung und eine ungezwungene Art des sich Gebens und Nehmens heimisch, die den jungen Goethe aufs wohligste anmutete.

Wie ganz anders war die Atmosphäre, die ihn in dem Schönemannschen Hause umfing: vornehme Einrichtung, modernste Toilette, gesellschaftlicher Zwang und eine verständig rechnende Realistik, der das Wäg- und Greifbare vor Allem wertvoll war. Hier konnte er wohl als berühmter Mann geehrt, aber schwerlich als Dichter und Mensch gewürdigt werden. Und so wie die Schönemanns und ihr Anhang für ihn kein rechtes Verständnis hatten, so er noch weniger für sie. Das Unbehagen, das durch diese Disharmonie in ihm entstand, vermehrte sich durch die Lasten, die ihm die zahlreichen Gesellschaften im Schönemannschen Hause auferlegten. Er, der am liebsten im grauen Biberfrack mit dem lose geschlungenen braunseidenen Halstuch durch die Welt strich,

mußte hier in elegantem und immer wieder verändertem Anzuge erscheinen, um von den Tages- und Modemenschen nicht abzustechen; er, dem im Dämmerschein am heimlichsten war, mußte sich von den hundert Lichtern aus Kron- und Wandleuchtern bestrahlen lassen, und er, der gern im traulichen Zwiegespräch sein volles Herz der Geliebten ausgeschüttet hätte, mußte mit diesem vollen Herzen sich stundenlang durch die Wüste einer öden Salonunterhaltung hindurchwinden. Aus diesen Empfindungen entsprangen die Verse:

Warum ziehst du mich unwiderstehlich
Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht! . . .

Träumte da von vollen, goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Ahnungsvoll hatt' ich dein Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüberstellst?

Wenn er trotzdem das Widrige überwand und sich allen konventionellen Rücksichten, die Gesellschaft und Familie forderten, unterwarf, während er sonst „nach keiner Menschen Gebräuche" sich richtete und deshalb von seinen Freunden auch als der Bär, als Hurone oder Westindier bezeichnet wurde, so ist dies ein stolzes Zeugnis für den Wert der jungen Lili. Sie war ihm die Rose, um derentwillen er die Heide ertrug. Freilich sah er die Geliebte auch an den Gesellschaftsabenden von einer neuen glänzenden Seite, und so unbequem ihm diese Situationen waren, so hätte er doch um Vieles nicht der Freude entbehren wollen, die geselligen Tugenden Lilis zu beobachten und zu erkennen, daß sie auch weiteren und allgemeineren Zuständen gewachsen sei.

Und wie zart und geschickt wußte sie ihm mitten im gesellschaftlichen Gewühl anzudeuten, daß einzig ihm ihre Gedanken gälten! „Jeder wechselseitige Blick, jedes begleitende Lächeln sprach ein verborgenes, edles Verständnis aus, und ich staunte über die geheime, unschuldige Verabredung, die sich auf das menschlichste, auf das natürlichste gefunden hatte."

Der eintretende Frühling führte Lili nach Offenbach zu Onkel Bernard und D'Orville, deren Villen, Gärten und Terrassen den Liebenden eine erwünschtere Umgebung gaben, als die verhaßten Stadtsalons. Hier in der ländlichen Freiheit, wo Niemand Lili dem Dichter entzog, wo keine Nebel ihre lichten Reize trübten, steigert sich sein Liebesgefühl zu immer größerer Wärme. „Ja, Tante," ruft er in einem Briefe an Johanna Fahlmer Anfang April aus, „sie war schön wie ein Engel ... und, lieber Gott, wieviel ist sie noch besser als schön!" Er verlebt an ihrer Seite wonnige Tage. „Es war ein Zustand, von welchem geschrieben steht: Ich schlafe, aber mein Herz wacht: die hellen wie die dunklen Stunden waren einander gleich: das Licht des Tages konnte das Licht der Liebe nicht überscheinen, und die Nacht wurde durch den Glanz der Neigung zum hellsten Tage." Er fing an zu glauben, daß diesmal sein unstätes Herz einen Ruhepunkt gefunden habe. „Es sieht aus, als wenn die Zwirnsfädchen, an denen mein Schicksal hängt, und die ich schon so lange in rotierender Oscillation auf- und zutrille, sich endlich knüpfen wollten" (an Herder am 25. März 1775).

So kam die Ostermesse Mitte April heran, und mit ihr die Demoiselle Delf aus Heidelberg, eine energische Geschäftsdame, die, mit der Familie Schönemann seit Jahren befreundet, Lili von Jugend auf kannte und liebte. Da sie die Sachlage längst durchblickt hatte und der Überzeugung war, daß die Liebenden zu einander paßten und daß es richtig sei, dem romantischen Liebesschwärmen einen praktischen Abschluß zu geben, so griff sie thatkräftig ein, unterhandelte mit Goethes Eltern und Lilis Mutter, und nachdem sie deren Zustimmung erhalten, trat sie eines Abends

ins Zimmer zu Goethe und Lili und rief: „Gebt euch die Hände!" „Ich stand gegen Lili über," erzählt Goethe, „und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Atemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme . . . War die Geliebte mir bisher schön, anmutig, anziehend vorgekommen, so erschien sie mir nun als würdig und bedeutend. Sie war eine doppelte Person; ihre Anmut und Liebenswürdigkeit gehörten mein, das fühlt' ich wie sonst; aber der Wert ihres Charakters, die Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in Allem, das blieb ihr eigen. Ich schaute es, ich durchblickte es und freute mich dessen als eines Kapitals, von dem ich zeitlebens die Zinsen mitzugenießen hätte." So war der Bund geschlossen.

Feierlich und doch schalkhaft fügt der greise Dichter der Erzählung hinzu: „Es war ein seltsamer Beschluß des hohen über uns Waltenden, daß ich in dem Verlauf meines wundersamen Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Mute sei." Aber die angenehmen, lieblich befriedigten Gefühle, die er dabei im Auge hat, schwanden ihm überraschend schnell. Kaum hatte der Ring ihn gebunden, als er ihn schon wieder durchfeilen möchte. Es wiederholt sich dasselbe Spiel wie bei Friederike. Nur je größer die Gefahr, desto heißer der Kampf. „Ich wäre ein Thor," hatte er wenige Wochen vor der Verlobung in der Stella unter der Maske des Fernando gerufen, „mich fesseln zu lassen. Dieser Zustand (die Ehe) erstickt alle meine Kräfte, dieser Zustand raubt mir allen Mut der Seele, er engt mich ein. Ich muß fort in die freie Welt." Der Sturm seines Freiheitsdranges erfaßt sein Lebensschiff und wirft es aus dem Hafen häuslicher Glückseligkeit, dem es soeben nahe gekommen war, wieder hinaus ins weite Meer (an Herder, Anfang Mai 1775). „Ich muß fort in die freie Welt," das war der erste, klare, sichere Gedanke, den er nach der Verlobung hatte.

Da kamen eben zur rechten Zeit, gegen Mitte Mai, die

feurigen Jünger des Göttinger Hains, die beiden Grafen Christian und Friedrich Stolberg, auf einer Reise nach der Schweiz zu ihm. Mit ihnen vereinigte sich in Frankfurt ihr Freund Baron Kurt von Haugwitz, der spätere preußische Minister, alle schon von fern her für Goethe enthusiasmiert. Die von Jugendlust und Idealismus überschäumenden Gesellen verbrachten frohe, hochgestimmte Stunden in Goethes Hause, bei denen der damals revolutionär angehauchte Fritz Stolberg seinen Tyrannenhaß mit Hilfe fürchterlicher Strophen in Tyrannenblut kühlte. Frau Rat, die als Mutter der vier Haimonskinder Frau Aja getauft wurde, hörte mit Staunen die schrecklichen Zornesausbrüche gegen die Tyrannen. „Sie hatte," erzählt scherzend der Sohn, „kaum von Tyrannen gehört; nur in Gottfrieds Chronik erinnerte sie sich dergleichen Unmenschen im Bilde gesehen zu haben. Um nun dem wütenden Tyrannenhaß eine unschädliche Ablenkung zu geben, holte sie aus dem Keller die ältesten Weine herauf und setzte sie auf den Tisch mit den nachdrücklichen Worten: Hier ist das wahre Tyrannenblut, daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause."

Es kostete die jungen Edelleute keine Mühe, Goethe zu bereden, mit ihnen zu reisen. Der Vater war ebenfalls mit der Reise sehr einverstanden, da er hoffte, den Sohn auf diesem Wege nach Italien zu bringen, dessen Besuch ein unverrückbarer Punkt in seinem Erziehungsprogramm geblieben war. Goethe trennte sich von Lili, ohne Abschied, aber mit einiger Andeutung. Er sah die Reise als einen Versuch an, ob er Lili entbehren könne. Ob Lili seine Andeutungen verstanden haben mag, ob sie eine Ahnung hatte, daß der eben verlobte, liebeglühende Bräutigam auf viele Wochen sich entfernen wolle? —

Als die vier Reisegefährten in Darmstadt anlangten, war Merck sehr mißvergnügt, daß Goethe sich in die Gesellschaft dieser tollen Naturburschen begeben hatte. Er tadelte seine unüberwindliche Gutmütigkeit, sein ewiges Geltenlassen anderer Individualitäten; es sei ein dummer Streich; er werde nicht lange

bei ihnen bleiben. Eine ausgelassene, kraftgeniale Gesellschaft war es freilich. Aber Goethe nicht der Zahmste. „Einen wilden, unbändigen, aber sehr, sehr guten Jungen,“ nennt ihn der ältere Stolberg in einem Briefe an seine Schwester Katharina. In Wertheruniform waren sie alle vier von Frankfurt aufgebrochen; in Darmstadt hatten sie ohne schützende Hülle im Freien gebadet, in Mannheim ihre Weingläser, nachdem sie die Gesundheit der Geliebten Fritz Stolbergs getrunken, an der Wand zerschmettert, und in diesem Stile ging es weiter. „Wenn du unsere Wirtschaft auf der Reise sähest, du würdest sehen, daß wir immer in so einem Taumel sind,“ berichtet Fritz Stolberg in dem erwähnten Briefe. Von Mannheim reisten die jungen Männer über Karlsruhe, wo Goethe mit dem Erbprinzen Karl August von Weimar und dessen Braut, der schönen Luise von Hessen-Darmstadt, einige angenehme Tage verlebte, nach dem erinnerungsreichen Straßburg. Hier sah er seinen alten, guten Herzensfreund Aktuar Salzmann wieder, hier drückte er arglos den phantastischen Lenz, der inzwischen Manches gegen ihn intriguiert hatte, an sein Herz; hier traf er auch die ihm schon bei einem Besuch in Frankfurt bekannt gewordenen Meiningenschen Prinzen; neben ihnen einen weiten Kreis ehemaliger Bekannter und Freunde, der es ihm schwer machte, von der lieben Stadt zu scheiden. Nach fünftägigem Aufenthalt reiste er weiter zu der sehnsüchtig ihn erwartenden Schwester nach Emmendingen, während seine Begleiter noch in Straßburg blieben. Seit der Hochzeit im November 1773 hatten Bruder und Schwester sich nicht gesehen. Zum erstenmale nahte er ihrer Häuslichkeit. Mit schwerem Herzen. Er wußte, daß sie sich nicht glücklich fühle, und er wußte nicht, wie ihr zu helfen sei. Weder sie noch ihren Gatten traf ein berechtigter Vorwurf für das unbefriedigende Verhältnis. Cornelia war an eine mannigfaltige und schöne Geselligkeit, an ein beständiges Zuströmen feinster geistiger Genüsse und an einen ununterbrochenen, erquicklichen inneren Austausch mit dem Bruder gewöhnt; und nun war sie an einen Mann gebunden, dessen

Vortrefflichkeit sie ehren mußte, dessen Amtseifer aber sie vereinsamte und dessen schwere, herbe Art ihr mehr die Seele verschloß als öffnete. Und neben dem Manne lagerte in dem kleinen, abgelegenen Orte die gähnendste Einförmigkeit. Körperliche Leiden ließen sie zudem Alles noch grauer ansehen, als es in Wirklichkeit war. Sehr ungünstig urteilte sie deshalb über die Verlobung des Bruders. Sie glaubte, daß auch Lili bei dem Unterschied der Naturen und der Gewohnheiten der beiden Familien in der Ehe kein Glück finden werde und daß es deshalb Pflicht ihres Bruders sei, sie und sich vor einem solchen Mißgeschick zu bewahren. Ihre eindringlichen Vorstellungen begegneten widerwilligen Ohren. Denn, wiewohl Goethe die Reise unternommen hatte, um sich allmählich von Lili loszulösen, so hatte er doch schon auf der ersten Staffel zu bemerken begonnen, wie vergebens Liebe vor Liebe fliehe. Am letzten Tage seines Aufenthaltes in Emmendingen, am 5. Juni, schreibt er an Johanna Fahlmer: „Noch fühl ich, ist der Hauptzweck meiner Reise verfehlt, und komm ich wieder, ist's dem Bären schlimmer als vorher." So verliert er sich weiter in die Welt hinein, durch den Schwarzwald wendet er sich nach Schaffhausen, von dort nach Zürich, wo er mit den Stolbergs und Haugwitz sich wieder vereinigt. Acht Tage bleibt er in Zürich, genießt den Verkehr mit Lavater, mit dem er die Fortsetzung der physiognomischen Fragmente durchspricht, und entzückt sich an der wunderbaren Landschaft, die sich um Zürich ausbreitet. Sehr erfreute ihn die persönliche Bekanntschaft Pfenningers, des gemütvollen Amtsgenossen Lavaters, mit dem er schon von Hause Briefe gewechselt hatte, und das Antreffen zweier junger Frankfurter Freunde, des Theologen Passavant und des Musikers Kayser. Ein vertrautes Verhältnis bahnte sich zu der geistig hochstehenden Frau Bäbe Schultheß an, während die Besuche bei dem alten, eitlen Bodmer nicht über kühle Reverenzen hinausführten.

In der versammelten Freundesschar erzeugten Freiheit, Freundschaft, Liebe, Poesie, Wein und Natur eine Jubelstimmung, deren

Hochgradigkeit wir noch auf den Blättern eines kleinen Goethischen Tagebuchheftchens erkennen können. Da schreibt Goethe am 15. Juni, bei einer gemeinsamen Fahrt auf dem Züricher See ein:

Ohne Wein kann's uns auf Erden
Nimmer wie dreihundert [Säuen] werden;
Ohne Wein und ohne Weiber
Hol der Teufel unsre Leiber.

Dahinter reibt sich an ihm ein Teilnehmer mit den platten Versen:

Dem Wolf, dem thu' ich Esel bohren,
Dadurch ist er gar baß geschoren,
Da sitzt er nun, das arme Schaf,
Und fleht Erbarmung von dem Graf.

Noch andere sieben Strophen stehen auf den Blättern, in denen die fröhlichen Gesellen aus gegebenen Endreimen ihre burlesken Einfälle ausspinnen. Aber mitten in dem sich überschlagenden Mutwillen versinkt der Dichter in süße Erinnerungsträume. Das Bild der holden Lili taucht vor ihm auf:

„Aug', mein Aug', was sinkst du nieder,
Goldne Träume, kommt ihr wieder?"

Er will sie bannen:

„Weg du Traum, so Gold du bist,
Hier auch Lieb und Leben ist."

Doch nichts vermag den Traum zu verscheuchen. In Richterswyl landet das Schiff, und er zieht mit der wilden Schar nach Einsiedeln. Auf dem Kamme des südlichen Uferrandes des Züricher Sees läßt er noch einmal seine Blicke über den grünen See, die dunklen Wälder, die schimmernden Ortschaften und die silbernen Alpenhöhen gleiten. Sein Auge ist trunken, aber seinem Herzen entquillt der Seufzer:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?

Überschrieben hat er die Verse in dem Tagebuch mit anmutiger Laune: „Vom Berge in die See. Vid. das Privatarchiv des Dichters Lit. L."

Bei guter Zeit treffen die Freunde in dem Kloster Einsiedeln ein, in dessen Schatzkammer eine kleine Zackenkrone von kunstreichster Arbeit den Dichter besonders fesselte. Er erbat sich die Erlaubnis, das Krönchen hervorzunehmen, und als er es, in der Hand angemessen haltend, in die Höhe hob, dachte er sich nicht anders, als er müßte es Lili auf die hellglänzenden Locken aufdrücken, sie vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst und das Glück, das sie verbreite, gewahr werden. — In Einsiedeln trennte er sich von der lauten Gesellschaft. Nur der stille, leicht sich anschmiegende Passavant blieb sein Begleiter.

Die Beiden gelangten zunächst auf beschwerlichen Wegen an den schlanken, gezackten Bergzwillingen der Mythenstöcke vorbei nach Schwyz. Von dort wendeten sie sich nach dem Rigi, auf dem sie nur durch die Ritzen und Klüfte der immer bewegten Wolkenballen einzelne Flecken der besonnten Erde sahen. Nach Vitznau niedergestiegen, befuhren sie den großartigen, felsumschlossenen See bis nach Flüelen und übernachteten in dem nahen Altdorf. Schon die bisher geschaute Scenerie hatte Goethe so ergriffen, daß er, als er von Altdorf an Lotte einige Zeilen richtete, „nichts erzählen, nichts beschreiben konnte". Und doch stand ihm das Größte: der Gotthard, den die Phantasie der Zeit mit einer wilden Nebelromantik umkleidete, noch bevor. Nachdrücklich vermerkt er daher am Schlusse des Briefes: „Altdorf, drei Stunden vom Gotthard, den wir morgen besteigen." Er unterschätzte die Entfernung. Am nächsten Tage kamen die Freunde nur bis Wasen. Von dort stiegen sie, indem ihnen das Thal immer mächtiger und schrecklicher erschien, zunächst nach Göschenen, dann durch den engen, düsteren Felsenpaß der Schöllenen, wo das „Ungeheure, Wilde" sich noch steigerte, über die Teufelsbrücke und durch das Urner Loch nach Andermatt, dessen liebliche Lage im weiten Wiesenthal Goethe in freudiges Erstaunen versetzte. Nach

kurzer Rast ging es weiter aufwärts. Bald verschwand der grüne Thalboden und durch wüstes Geröll wand sich der Saumpfad in die Höhe. Der Schnee kam nahe, Sturmwind und Wolken, das tosende Stürzen des Wassers erhöhten die Schauerlichkeit der einsamen Gegend. „Öde wie im Thale des Todes — mit Gebeinen besät ... Das mag das Drachenthal genannt werden." So notierte Goethe, die Eindrücke der Wirklichkeit mit Visionen mischend. Mignons spätere Schilderung der Alpenstraße löst sich bereits aus den Tagebuchumrissen erkennbar ab. Kleine Seenstreifen meldeten die Paßhöhe an, das aus dem Dunst hervortretende Hospiz bestätigte, daß man am Ziele sei. Am nächsten Morgen — es war der 22. Juni — eilte Goethe zeitig den Weg, der nach Italien führte, ein Stück abwärts, um die Landschaft zu zeichnen. Passavant drang in ihn, die Straße nach Italien zu verfolgen, indem er ihm mit großer Wärme all das Schöne, das sie erwarte, ausmalte. Er selber hatte noch in Zürich daran gedacht. Aber immer stärker hatte inzwischen Lili ihn zurückgezogen. Morgen war ihr Geburtstag; und er sollte ihn von ihr sich weiter entfernen sehen? Rührung überkommt ihn. Ein goldenes Herzchen, das er in den schönsten Stunden von ihr erhalten hatte, hing noch lieberwärmt an seinem Halse. Er faßt es an, küßt es, und in den tiefempfundenen Strophen: „Angedenken du verklungner Freude" tönt seine Bewegung aus. Schnell stand er auf und eilte nach der Höhe zurück, als ob er Gefahr liefe, von dem Freunde abwärts gerissen zu werden. Derselbe Weg wird bis über Vitznau hinaus rückwärts gewählt. Dann geht es über Küßnacht und Zug nach Zürich, wo Goethe sich wiederum hauptsächlich Lavater widmete, dessen physiognomische Fragmente einen unerschöpflichen Stoff boten. Nach etwa zehn Tagen tritt er den Heimweg an, voll von den außerordentlichen Eindrücken, die er gehabt, aber ohne jene Schwärmerei für die Schweizer Freiheit, die sonst bei der deutschen Jugend (so auch bei seinen Freunden) den schönsten Stimmungsbestandteil einer Schweizer Reise bildete. Er hatte nach dieser Freiheit vergebens gesucht. Die Rückreise

erfolgte über Basel, Straßburg und Darmstadt. In Straßburg wallt er zum drittenmale zu Erwins Meisterwerk, das ihn zu andächtigem, lobpreisenden und beichtenden Gebete hinreißt. Wunderbar klingen in den feierlichen Psalm die erhabenen Alpenbilder und die Liebe zu Lili hinein. „Wieviel Nebel sind von meinen Augen gefallen, und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, Alles belebende Liebe! ... Du (der Münster) bist Eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zusammengetragen und geflickt. Vor dir, wie vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, wie vor dem Anblick des heiter ausgebreiteten Sees, deiner Wolkenfelsen und wüsten Thäler, grauer Gotthard! Wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung wird in der Seele reg, was auch Schöpfungskraft in ihr ist. In Dichtung stammelt sie über, in kritzelnden Strichen wühlt sie auf dem Papier Anbetung dem Schaffenden, ewiges Leben, umfassendes, unauslöschliches Gefühl des, das da ist und da war und da sein wird." — Er ist glücklich, von der Höhe „vaterlandwärts, liebwärts" schauen zu können.

In Straßburg lernte Goethe auf der Rückreise den vielgefeierten hannoverschen Leibarzt Zimmermann, den Verfasser des Buchs „Von der Einsamkeit," kennen. Zimmermann zeigte ihm einige Silhouetten, darunter die Charlottens von Stein, der Frau des Weimarischen Oberstallmeisters. Goethe betrachtete sie mit Interesse und setzte unter sie die Worte: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch das Medium der Liebe." In Darmstadt hatte Goethe die Freude, Herder und seine Frau zu treffen. In ihrer Gesellschaft legte er die letzte Strecke zurück und am 22. Juli kam er wieder in seiner Vaterstadt an.

„Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr," ruft er wenige Tage nach der Rückkehr aus. Sein Verlangen nach Lili hat sich durch die Entfernung nicht gemildert, sondern gesteigert. Er findet sie schöner, reifer, tiefer wieder. Alle Vorsätze, ihr zu entsagen, schmelzen bei ihrem Anblick zusammen. Er ist wütend über

sich selbst, daß er seiner Liebe nicht zu widerstehen vermag. „Ich bin wieder gestrandet und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war," schreibt er Anfang August an Merck. „Lang halt ich's hier nicht aus, ich muß wieder fort," schreibt er etwa zur selben Zeit an die Gräfin Auguste Stolberg, die, obwohl nie von ihm gesehen, durch die Brüder die Vertraute seiner Liebesschmerzen wird. Aber die Gewalt seiner Neigung ist so groß, daß er, anstatt von Lili sich fern zu halten, möglichst in ihre Nähe rückt. Sie ist wie im Frühjahr wieder in Offenbach. Er folgt ihr, indem er sich bei Freund André einlogiert. Glückliche Augenblicke kommen, aber daneben auch recht unselige, in denen er sich und sein Schicksal verwünscht und sich und Lili zur Last wird. „Welche Verstimmung," ruft er in dem erwähnten Brief an Auguste Stolberg, „o, daß ich Alles sagen könnte, hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich!" —

Lili litt doppelt und dreifach. Während der Geliebte durch sein Schwanken zwischen Liebe, Gleichgültigkeit und Trotz sie verletzte, drängten sie auf der anderen Seite ihre Angehörigen, das Verlöbnis zu lösen. Nach der auffallend langen Abwesenheit Goethes hatte die Familie den Glauben an den Ernst seiner Absichten verloren. Wie die Zukunft dieses unruhigen Dichtergenies sich gestalten würde, war ohnehin sehr unsicher. Mit seiner Familie hatte sich keine Fühlung hergestellt. Die Verschiedenheit der Religion (reformiert und lutherisch) war für Frankfurt ein sehr breiter Trennungsstrich. Zudem behagte dem alten Rat Lili nicht, die er als eine Staatsdame ansah. Endlich hatten Zwischenträger eine geschäftige Rolle gespielt und die Gegensätze möglichst verschärft. Trotzdem war Lili nicht entmutigt. Mit großer Entschlossenheit erklärte sie, daß, wenn sich in der Heimat die Widerstände nicht beseitigen ließen, sie bereit sei, dem Geliebten nach Amerika zu folgen. Bewundernd fügt Goethe hinzu, daß in ihr eine Kraft gelegen hätte, die Alles überwältigt hätte. Aber hatte er irgendwie Neigung, von dieser Kraft Gebrauch zu machen?

Lag nicht das größte und unbesieglichste Hindernis in ihm selbst? — Und so deutlich er das erkennt, so wenig fühlt er sich doch fähig, das Band, das ihn an sie bindet, rasch zu durchschneiden. Er läßt sich weiter treiben und schleppt, ohne ein entscheidendes Wort zu sprechen, das Verhältnis noch hin.

Am 10. September, bei der Hochzeit des befreundeten Pfarrers Ewald in Offenbach, verlebt Goethe an der Seite der Geliebten noch einen hohen, schönen, wenn auch im Vorgefühl der nahen unabwendbaren Trennung schmerzdurchzogenen Moment. „Ich war," berichtet er Auguste Stolberg, „in der grausamst, feierlichst süßesten Lage meines ganzen Lebens. Durch die glühendsten Thränen der Liebe schaute ich Mond und Welt und Alles umgab mich seelenvoll." Am Tage darauf begann die Michaelismesse. Sie führte zahlreiche Handelsfreunde in das Schönemannsche Haus. Lili muß wieder in den Salons des elterlichen Hauses den Pflichten der Höflichkeit und Geselligkeit genügen und Goethe sieht seine anmutige, liebenswürdige Braut von den ihm widerwärtigen Fremden umringt und umgirrt. In „Lilis Park" hat er einen mit genialer Heftigkeit gesteigerten Reflex solcher Situationen hinterlassen. Unter der Mithilfe dieser äußeren Umstände erstarkt seine Widerstandskraft gegen Lilis edle, magische Erscheinung. Seine Vernunft erhält die Oberhand über die Leidenschaft. Zwar zucken dann und wann noch flammende Blitze durch seine Seele, aber am 19. September — wir kennen zufällig den Tag — hat das Gewitter ausgetobt. Er ist zur Selbstüberwindung gelangt. Am Schlusse eines langen, vom 14. bis 19. September reichenden tagebuchartigen Briefes, in dem sich lebendig die Zickzacksprünge seines Herzens abspiegeln, schreibt er in ernster Stimmung der Gräfin Stolberg: „O Gustchen, wenn ich das Blatt zurücksehe. — Welch ein Leben! Soll ich fortfahren? oder mit diesem auf ewig endigen. Und doch Liebste, wenn ich wieder so fühle, daß mitten in dem Nichts sich doch wieder so viel Häute von meinem Herzen lösen, so die konvulsiven Spannungen meiner kleinen närrischen Komposition nachlassen, mein Blick heitrer

über Welt, mein Umgang mit den Menschen sichrer, fester, weiter wird, und doch mein Innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold. — Da lass ich's denn so gehn. — Betrüge mich vielleicht selbst. — Und danke Gott. Gute Nacht. Addio. — Amen." Am folgenden Tage sagt er Lili sieben Worte. Der Ring, mit dem er sich gefesselt hatte, war zerbrochen.

Das Schicksal erleichterte es dem Dichter, sein Inneres weiter gegen Lili im Gleichgewicht zu halten. In demselben Augenblicke, wo er auf sie Verzicht geleistet hatte, traf Karl August von Sachsen-Weimar, nunmehr regierender Herzog, in Frankfurt ein. Auf seiner vorjährigen Pariser Reise hatte er sich zweimal verliebt: in die Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt und in Goethe. Beide gedachte er jetzt heimzuführen. Er nahm Goethe das Versprechen ab, ihm, sobald er mit seiner jungen Gattin nach Weimar heimkehre, dorthin zu folgen: und Goethe, der die Einladung — gerade in diesem Zeitpunkt — wie das Eingreifen einer höheren Gewalt ansah, stimmte gern zu. Eine Flucht nach Weimar konnte für ihn mehr bedeuten, als eine Entfernung aus dem Zauberkreise Lilis.

Am 12. Oktober passierte Karl August mit seiner jungen Gemahlin auf dem Rückwege wiederum Frankfurt. Er erneuerte seine Einladung, Goethe solle sich bereit halten, mit dem Kammerjunker von Kalb, der einen neuen Wagen in einigen Tagen nachbringen werde, die Reise nach Weimar anzutreten. Goethe bereitete Alles vor, aber Tag auf Tag verging, ohne daß der Kammerjunker oder irgend eine Nachricht, die sein Ausbleiben erklärte, eintraf. Da Goethe überall Abschied genommen und sich nicht nochmals in der Öffentlichkeit zeigen wollte, so hielt er sich in seiner Wohnung und ließ die Bekannten in der Meinung, er sei abgereist. Als er aber länger als acht Tage die freiwillige Einkerkerung, in der er rastlos am Egmont arbeitete, erduldet

hatte, begann ihm die Absonderung von der Außenwelt lästig zu werden, und er schlich in einen großen Mantel gehüllt des Abends durch die Straßen. Er konnte dabei nicht umhin, auch an Lilis Wohnung vorbeizugehen. Er trat an das Fenster, die Rouleaux waren herabgelassen, und er hörte sie zum Klavier sein Lied: „Warum ziehst du mich unwiderstehlich" singen. „Es mußte mir scheinen, daß sie es ausdrucksvoller sänge als jemals, ich konnte es deutlich Wort für Wort verstehen; ich hatte das Ohr so nahe angedrückt, wie nur das auswärts gebogene Gitter erlaubte. Nachdem sie es zu Ende gesungen, sah ich an dem Schatten, der auf die Rouleaux fiel, daß sie aufgestanden war; sie ging hin und wieder, aber vergebens suchte ich den Umriß ihres lieblichen Wesens durch das dichte Gewebe zu erhaschen. Nur der feste Vorsatz, mich wegzubegeben, ihr nicht durch meine Gegenwart beschwerlich zu sein, ihr wirklich zu entsagen und die Vorstellung, was für ein seltsames Aufsehen mein Wiedererscheinen machen müßte, konnte mich entscheiden, die so liebe Nähe zu verlassen." Wieder verstrichen einige Tage, es war das Ende des Monats herangerückt, und als auch da weder Herr von Kalb noch eine Nachricht kam, triumphierte der Vater. Er habe immer gesagt, mit den großen Herren sei nicht gut Kirschen essen, nun möge der Sohn sehen, wie man ihn zum besten gehabt habe. Die Einladung, die Geschichte mit dem zurückgebliebenen Kavalier, mit dem neuen Wagen sei weiter nichts als ein lustiger Hofstreich, dessen Kosten er tragen müsse. Da er aber einmal Abschied genommen und der Koffer gepackt sei, möge Wolfgang den lang verschobenen Plan, nach Italien zu gehen, ausführen. Nach einigem Schwanken ging Goethe auf den Vorschlag des Vaters ein und im Morgengrauen des 30. Oktober reiste er südwärts ab. „Am Kornmarkt (an dem Lili wohnte)," so heißt es in seinem Tagebuch, „machte der Spenglersjunge rasselnd seinen Laden zurecht, begrüßte die Nachbarsmagd in dem dämmerigen Regen; es war so was Ahnungsvolles auf den künftigen Tag in dem Gruß. Ach, dachte ich, wer doch — Nein, sagt ich, es war auch

eine Zeit — Wer Gedächtnis hat, sollte niemand beneiden. Lili, adieu, Lili, zum zweitenmal!“ Die Bergstraße entlang rollt er nach Heidelberg, wo er als Gast von Fräulein Delf gern sich einige Tage festhalten läßt. Denn noch glaubte er, würde das weimarische Rätsel sich lösen und ihm die Rückkehr ermöglicht werden. Außerdem hatte ihn Fräulein Delf in eine gar angenehme Familie eingeführt (wahrscheinlich die des Hofrats Wrede), in der eine Tochter Friederiken ähnelte. Fräulein Delf, eine passionierte Heiratsvermittlerin, hatte kaum eine schwache Zuneigung der Beiden bemerkt, als sie Goethe sofort nachdrücklich auseinandersetzte, wie aussichtsvoll es für ihn wäre, durch eine solche Verbindung in den kurpfälzischen Dienst zu kommen. Bis tief in die Nacht hinein hatte Fräulein Delf ihm ihre Pläne entwickelt. Nicht lange hatten sie sich getrennt, als das Horn eines Postillons ihn aus dem Schlafe weckte. Eine Staffette hielt vor dem Hause und brachte aus Frankfurt von Herrn von Kalb einen Brief, in dem dieser Alles aufklärte und Goethe zugleich dringend ersuchte, umzukehren und ihn nach Weimar zu begleiten. So verlockend Italien ihm schon vor die Seele getreten war, eine dunkle Stimme drängte ihn gebieterisch nach Norden. Fräulein Delf war über diese plötzliche Wendung ganz erregt. Sie stürmte mit hundert Gegengründen auf ihn ein, während schon der Postwagen vor der Thür stand, der ihn nach Frankfurt zurückbringen sollte. Als sie immer noch nicht ihn von sich lassen wollte, brachte er sie endlich mit den leidenschaftlich ausgestoßenen Worten Egmonts zum Schweigen: „Kind! Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam.“

Auf einen Besuch war es bei der Fahrt nach Weimar abgesehen. Ein lebenslänglicher Aufenthalt wurde daraus.

---

18. Clavigo und Stella. Dramatische Fragmente.

Bevor wir den Wanderer nach Weimar geleiten, wollen wir noch über einige Dichtungen Umschau halten, die den letzten Jahren seines Frankfurter Aufenthaltes ihr Dasein verdanken. Denn trotz aller Zerstreuungen war seine Produktivität eine grenzenlose. „Man konnte von mir fordern, was man wollte, es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, so war ich bereit und fertig." Eine Probe einer so erstaunlich schnellen Produktion liegt im Clavigo vor. Den unmittelbaren Anlaß dazu gab seine liebe Partnerin in dem oben erwähnten Mariagespiel. Bei einer der wöchentlichen Zusammenkünfte hatte Goethe im Frühjahr 1774 das vierte Memoire des Beaumarchais vorgelesen, in welchem dieser seinen Handel mit dem spanischen Kronarchivar Clavigo darstellte. Das Memoire fand vielen Beifall und die hübsche Münch meinte zu dem Vorleser: „Wenn ich deine Gebieterin und nicht deine Frau wäre, so würde ich dich ersuchen, das Memoire in ein Schauspiel zu verwandeln." Kühn und ritterlich erklärte darauf Goethe, über acht Tage solle ihr Wunsch erfüllt sein. Noch war die Frist nicht um und das Werk war fertig.

Freilich fiel das Memoire wie ein warmer Regen auf ein Samenkorn, das in des Dichters Seele längst keimte. Es paßte in seinem Hauptteil so genau auf von ihm wirklich oder ideell erlebte Situationen, daß er, obwohl er diese dramatisierte, doch beinahe den ganzen zweiten Akt neben manchen einzelnen

Stellen aus dem Memoire herübernehmen und zugleich mit Stolz sagen konnte: „Ich fordere das kritische Messer auf, die bloß übersetzten Stellen abzutrennen vom Ganzen, ohne es zu zerfleischen, ohne tödliche Wunde (nicht zu sagen der Historie), sondern der Struktur, Lebensorganisation des Stücks zu versetzen." Goethe hat gleich nach der Vollendung sich offen über den innigen Zusammenhang des gewählten Stoffes mit den eigenen Motiven zu seinen Freunden ausgesprochen. An Fritz Jacobi schrieb er im August: „Sein (Beaumarchais') Charakter, seine That amalgamierten sich mit Charakteren und Thaten in mir", und an Schönborn schon am 1. Juni: „Mein Held, ein unbestimmter, halb groß, halb kleiner Mensch, das Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen selbst, in der ganzen Rundheit einer Hauptperson." Zum Überfluß hat uns der alte Goethe noch versichert, daß Clavigo wie Weislingen aus reumütigen Betrachtungen über sein Verhältnis zu Friederike entsprossen seien.

Clavigos Marie ist von ihrem Geliebten, der seinen hohen Zielen nachjagt, verlassen, sie ist brustleidend; Krankheit und Gram zehren an ihr. Aber so sehr sie der Treulose verwundet hat, so liebt sie ihn immer, immer noch. Das ist genau das Bild Friederikens nach Goethes Entfernung. Goethes Liebe zu Friederike ist wie die Clavigos zu Marie erloschen, aber die Reue, das Schuldbewußtsein wecken ihr Bild immer wieder auf. „Ich kann die Erinnerung nicht los werden, daß ich Marien verlassen — hintergangen habe, nenn's, wie du willst." In solchen Reuemomenten wird ihn Merck öfters angetroffen und ihn dann wie Carlos seinen Clavigo getröstet haben. Nie ist die Natur Mercks und sein eigenartiges Verhältnis zu Goethe wahrer gekennzeichnet worden, wie hier in der Dichtung. Ein bis zu mephistophelischer Kälte sich verhärtender Realpolitiker, der mit reinem Weltverstand für außerordentliche Menschen das Recht der Herrenmoral in Anspruch nimmt; der aber, was er auf der einen Seite durch seine unbarmherzige, über die Schicksale der Niederen hinwegschreitende Moral bei uns verliert, auf der anderen Seite durch seine

warme Hingebung an den genialen Freund und seinen Glauben an dessen große Bestimmung wiedergewinnt. „O, Clavigo, ich habe dein Schicksal im Herzen getragen, wie mein eigenes.“

Wie Goethe sich in dem Bilde des groß-kleinen, stark-schwachen, ehrgeizig-mitleidigen Clavigo sah, so auch in dem Bilde des Beaumarchais, des Bruders der verlassenen Geliebten. Wie manches Mal mag ihm der Gedanke gekommen sein, was er wohl thun würde, wenn Cornelien das widerführe, was Friederiken von ihm widerfahren war. Und dann wird er, der bei kleinen Anlässen schon mit den Zähnen knirschte und gottlos fluchte, innerlich in jene kannibalische Wut ausgebrochen sein, die Beaumarchais in der ersten Fassung des Stückes zum Erschrecken Wielands an den Tag legte. Auch sonst wird seine Phantasie, wenn sie das Schicksal Friederikens weiterverfolgte, eine Entwickelung sich ausgemalt haben, wie wir sie im Clavigo wiederfinden und das Memoire sie bis nahe an den Schluß bot. Die Verschmelzung des Erlebten und in der Phantasie Geschauten mit der Beaumarchaisschen Erzählung verrät auch der Name der im Memoire unbenannten Schwester Mariens, Sofie. So hieß sowohl Cornelie in Freundeskreisen, als auch eine Schwester Friederikens. Für die Geliebte Clavigos behielt der Dichter den Namen Marie des madonnenartigen Charakters wegen bei, den er ihr wie ihrer Doppelgängerin im Götz geben wollte. Der treue, selbstlos liebende Freund Mariens, Buenco, wie Carlos, eine erst von Goethe geschaffene Figur, scheint durch die Erinnerung an Lenz, der seine Stellung neben Friederike vermutlich in ähnlicher Beleuchtung gezeigt hatte, angeregt zu sein.

Indem Goethe so das Memoire des Beaumarchais dramatisierte, dramatisierte er ein schmerzlich wundes Stück des eigenen Seelenlebens. Daher in dem Clavigo die siedende Blutwärme und der hinreißende Fluß wie im Werther. Man fühlt, wie der Puls des Dichters mitschlägt, wie das pochende Herz die Hand des Dichters treibt, von Scene zu Scene jagt, bis Clavigo unter dem Stahl Beaumarchais' an der Leiche Mariens zusammensinkt. Da erst ist dem Dichter wohl, da legt er befriedigt und befreit die

Feder aus der Hand. Er hat wieder einmal beichten und imaginär büßen können.

Was für ein anderes Stück hatte Goethe ein Jahr nach dem Götz geliefert! Diese maßvolle Einschränkung in Zeit und Ort, diese wuchtige Geschlossenheit der Handlung, diese edle, kaum noch in einigen Spuren an den freien Genieton erinnernde Haltung der Sprache! Es war ein volles Seitenstück zu Emilia Galotti, der es sich auch in der Fabel näherte, nur daß es nicht wie dieses nur gedacht und beobachtet, sondern gefühlt und erlebt war. Die Fehler in der Technik sind so geringfügig, daß es nicht lohnt, sich dabei aufzuhalten. Der Zufall, daß der Bediente gegen den Befehl des Herrn seinen Weg durch die Straße nimmt, in der Marie wohnt, wäre nur dann ernsthaft zu tadeln, wenn er an sich die Katastrophe herbeiführte. Davon ist keine Rede. Die Katastrophe ist in sich aufs stärkste motiviert. Beaumarchais hätte mit dem Scharfsinn und der Zähigkeit des ergrimmten Rächers Clavigo auch sonst gefunden und ihn niedergestoßen. Das kleine Mittel, das Goethe zur Verknüpfung verwendet, will lediglich die Katastrophe mit dem Begräbnis Mariens zusammenfallen lassen und so die dramatische Schönheit des letzten Aktes erhöhen. Ein von ihm im Elsaß aufgezeichnetes Volkslied vom Herrn und der Magd hatte ihm diese wirkungsvolle Gestaltung des Schlusses an die Hand gegeben.

Der Clavigo machte bei seinem Erscheinen nicht den Eindruck, der ihm gebührte. Er stand für alle unter dem Schatten des gleichzeitig veröffentlichten Werther, und das junge Deutschland mußte noch insbesondere das Tendenziöse und Revolutionäre, das den Götz in Inhalt und Form auszeichnete, vermissen. Clavigo war für die Stürmer und Dränger ein Abfall Goethes von sich selbst. Während sie noch mit Wonne den Götz als ihr großes Vorbild priesen, das sie, soweit sie konnten, zu erreichen oder zu überbieten suchten, war der Dichter schon in eine andere Kurve eingebogen, die ihn scheinbar zu der alten Regelmäßigkeit und Tendenzlosigkeit des Dramas zurückführte. Am härtesten lautete

das Urteil Mercks, ohne daß es von den Motiven des jungen Deutschlands eingegeben worden wäre. „Solch einen Quark mußt du mir künftig nicht mehr schreiben, das können die Anderen auch.“ Die starken Worte erklären sich aus den anderwärts und höher gerichteten Erwartungen Mercks und der eigentümlichen Erziehungsmethode, die er gegenüber seinem jungen Freunde anwandte. Merck brannte unzweifelhaft vor Ungeduld, einen von den großen Stoffen, die Goethe unter den Hammer genommen hatte, fertig aus der Schmiede hervorgehen zu sehen. Er erwartete einen Faust, Prometheus, Cäsar, und statt dessen kam ihm der Dichter mit einem Clavigo. Er mußte befürchten, daß, wenn er diesem Produkte Beifall schenkte, Goethe bei der Lust und Leichtigkeit seines Schaffens und den zahllosen Motiven, die sich ihm aufdrängten, eine Schar ähnlicher kleinerer Stücke folgen lassen und die Ausführung der großen ins Unabsehbare vertagt würde. Daß diese Befürchtung nicht ungerechtfertigt war, zeigen ebensowohl die Thatsachen, wie ein späteres Geständnis des Dichters. Einigermaßen mag aber auch Freund Merck sein Konterfei, das er in Carlos unmöglich verkennen konnte, verdrossen haben. Merkwürdigerweise hat Mercks Urteil bis heute nachgewirkt. Man geht an einer Dichtung, die Tieck für ein vollendetes Meisterwerk erklärte, krittelnd oder mit gedämpftem Lobe vorüber, als ob man Furcht hätte, sich zu weit von dem Verdikt des Darmstädter Kriegszahlmeisters zu entfernen. Goethe selber, ein nicht verächtlicher Kritiker seiner Werke, hatte seine Freude daran und stolz setzte er — zum erstenmale — seinen Namen auf die Dichtung.

Nicht ganz ein Jahr nach dem Clavigo entstand die Stella, „ein Schauspiel für Liebende“. Wenn im Clavigo der Dichter gewissermaßen einen vom Götz zurückgebliebenen Rest, der seine Seele drückte, aufarbeitete, so entsprang die Stella neuem Lebensgehalt. Sie entstand in der Zeit der aufkeimenden Liebe zu Lili, wo er „mit seinem armen Herzen unvermutet wieder in allem Anteil des Menschengeschicks steckte, aus dem er sich kaum erst gerettet hatte“ (Brief an Knebel vom 14. April 1775). Himmel-

angst wurde ihm, wenn er seine Herzensverkettungen rückwärts und vorwärts überdachte. Noch trauerte Friederike in Sesenheim, noch sah er das trübe Gesichtchen seiner lieben Partnerin vom vergangenen Jahre, und wie lange konnte es dauern, da war auch Lili eine Verlassene! Unheimlich wird ihm bei solchen Gedanken. „Ich bin ganz unerträglich ... Mit mir nimmt's kein gut Ende," ruft er wild in einem Brief vom Anfang März des Jahres aus. Von diesen Beängstigungen sucht er Erleichterung in der Dichtung. „Ich ginge zu Grund, wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe."

Ein Ungefähr mag ihm damals die Geschichte von Swifts Doppelehe mit Stella und Vanessa zugeführt oder ins Gedächtnis zurückgerufen haben, und die Umrißlinien des neuen Dramas, in dem der Held zwischen zwei liebenden Frauen steht und ihren gleichberechtigten Ansprüchen genügen soll, waren ihm gegeben. Auch sonst legte ihm das Leben gerade dieses Problem nahe. So bei Fritz Jacobi, der sich mannigfach verpflichtet und verschuldet hatte und an dem jetzt noch die Tante, Johanna Fahlmer, in resignierender Neigung hing. Aber das treibende Motiv nahm er aus sich selbst. Hätte er es, wie man meinte, aus den Schicksalen Jacobis geschöpft, so hätte er nicht zur selben Zeit, wo er an dem Stücke arbeitete und der Gräfin Auguste Stolberg die Zusendung desselben in Aussicht stellte, ihr schreiben können, daß seine Arbeiten *immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden seines Lebens* seien. Nicht einmal eine Figur verdankt er dem Jacobischen Kreise. Denn Johanna Fahlmer hat der Cäcilie vielleicht etwas Farbe, sicherlich nicht Körper verliehen. Die Vorbilder der drei Hauptpersonen sind durchaus klar: für Fernando Goethe, für Stella Lili, für Cäcilie Friederike.

An der Identität Stellas und Lilis ist, soweit von einer Identität zwischen Modell und Bild die Rede sein kann, am allerwenigsten zu zweifeln. Goethe hat auch in der souveränen Offenheit der Genieperiode sich gar nicht bemüht, dies irgendwie zu verdecken. Stella ist, als sie Fernando kennen lernt, sechzehnjährig: sie hat blaue Augen und blonde Haare, ist „Lieb' und

Güte“, hat in den ersten, vertrauten Stunden ihre früheren kleinen Leidenschaften bekannt und dadurch den Geliebten erst recht sich zu eigen gemacht. Zug für Zug trifft dasselbe für Lili zu. Des Weiteren sind Scenen aus dem Theater und aus dem Landleben beim Onkel unverkennbar dem Frankfurter und Offenbacher Liebesleben nachgeschrieben. Auch daß Stella mit Fernando entflieht, um ihm angehören zu können, berührt sich eng mit der Bereitwilligkeit Lilis, mit Goethe nach Amerika zu gehen. Nur in einem Punkte hat Goethe Lilis Wesen in der dichterischen Nachbildung verändert. Er giebt der Verlassenen die Sentimentalität Lilas, der elysischen Zieglerin. Ähnlich wie diese hat Stella ihre Einsiedelei, ihr Grab, ihren Rosenaltar und genießt an diesen geweihten Plätzen die Wonne der Wehmut. Die ganze Figur ist ins Ideale gehoben, weich verklärt. In der Mischung von reinem Seelenadel, tiefer Empfindung und edler Menschenfreundlichkeit, wahrhaft bedeutend. „Man kann sie nicht sehen, ohne sie zu lieben ... Es ist unbegreiflich, wie sie so unglücklich sein kann und dabei so freundlich und gut ... Es giebt so kein Herz auf der Welt mehr,“ sagt die stramme, rührige Postwirtin.

Cäcilie steht so weit von Stella ab, wie Friederike von Lili. Dieselbe Herzensgüte, dieselbe Großheit der Gesinnung und doch in ihrer Art kleiner, enger, bescheidener. Sie hat nicht bloß keine Vorwürfe gegen den Gatten, der sie im Stich gelassen, sondern sie entschuldigt ihn obendrein. „Er brauchte mehr, als meine Liebe ... ich konnte ihm zuletzt nichts sein als eine redliche Hausfrau, die zwar mit dem festesten Bestreben an ihm hing, ihm gefällig, für ihn sorgsam zu sein; die dem Wohl ihres Hauses, ihres Kindes all ihre Tage widmete und sich mit so viel Kleinigkeiten abgeben mußte, daß sie keine unterhaltende Gesellschafterin war, daß er mit der Lebhaftigkeit seines Geistes meinen Umgang schal finden mußte.“ Sie ist ohne weiteres dazu bereit, auf ihn zu Gunsten Stellas zu verzichten. Mit seiner Freundschaft, seinen Briefen will sie sich begnügen. Da sie eine gereifte und vielgeprüfte Frau ist — es sind 17—18 Jahre her, daß sie Fer-

nando geheiratet hat — mußte Goethe dem jugendlichen Vorbilde Züge einer Älteren beimischen, die er von Friederikens Mutter oder von Johanna Fahlmer entlehnt haben mag.

Die Figur Fernandos ist die Achse, um die sich das Stück dreht. Daß Goethe für sie selber gesessen hat, ist zu sichtlich, als daß es eines besonderen Nachweises bedürfte. Selbst seine braunen Locken und schwarzen Augen hat er ihm gelassen. Aber das Beste von sich hat er ihm vorenthalten: den männlichen Charakter. Fernando ist weder ein Don Juan, der mit rücksichtsloser Kälte eine Frau nach der anderen seiner sinnlichen Begier hinopfert, noch ein Goethe, der die ihn überfallenden übermächtigen Leidenschaften niederkämpft, bevor sie unsühnbares Unheil anrichten, bevor sie ihm unablösbare Verpflichtungen auferlegen. Fernando ist ein weichlicher Weiberheld, nichts weiter. Wenn Goethe von dem in seiner seelischen Verfassung so ähnlichen Clavigo sagte, er sei ein halb großer, halb kleiner Mensch, so ist Fernando nur ein ganz kleiner und ganz verächtlicher. Er hat nicht bloß, wie Clavigo, einfachen, sondern doppelten und dreifachen Verrat geübt; nicht bloß an einer Geliebten, sondern an zwei Gattinnen, und nicht bloß an diesen, sondern auch an seinen Kindern; und er läßt die Frauen und Kinder nicht unter dem Schutz ihrer Familie, wie etwa Clavigo Marie unter dem ihrer verheirateten Schwester, sondern schutzlos unter Fremden zurück. Er läuft davon, ohne die geringste Sicherheit zu haben, daß er mit seiner Flucht nicht Weib und Kind dem Elend preisgiebt. War der Verrat an Cäcilie schlimm, so war er ungeheuerlich an Stella, die ihm zuliebe Angehörige, Heimat, Freunde, glückliche Verhältnisse, ja selbst ihre bürgerliche Ehre geopfert hatte. Freilich sucht er seinem Verrat an Stella ein gefälliges Mäntelchen umzuhängen, indem er behauptet, er sei fortgegangen, um Cäcilie, die erste Frau, aufzusuchen, an die ihn fort und fort sein Gewissen mahnte. Aber an diesen Grund vermögen wir so wenig zu glauben, wie in der späteren Fassung des Stückes der dem Fernando mit Leib und Seele ergebene Verwalter. Denn wenn dies der alleinige

Grund war, warum kehrte Fernando nicht zurück, als er Cäcilie nicht auffand? Warum ging er vielmehr als Söldling in den Korsenkrieg? Und warum wandte er sich nach dem Kriege doch wieder zu Stella zurück? Wenn er in den Korsenkrieg gegangen war, weil er sein Leben los sein wollte, warum versuchte er das nicht weiter in einem anderen Kriege? Oder war der Lebensüberdruß im Kriege so rasch geschwunden? War er vielleicht, anstatt des Lebens, der Strapazen überdrüssig geworden, und wollte er sich jetzt von diesen Strapazen ein wenig in den weichen Armen und Locken seiner Stella erholen, um — nach einiger Zeit, wenn die Ruhe langweilig geworden, wieder davonzugehen, und vielleicht an der Seite einer Dritten Cäcilie und Stella zu vergessen? Dessen versehen wir uns von ihm, und wir verstehen deshalb die Frauen nicht, daß sie nach alldem, was sie von Fernando erfahren, noch gewillt sein können, mit ihm zusammenzuleben, noch in dem Wahne sein können, er würde nunmehr bei ihnen als getreuer Ehemann aushalten. Gerade je edlere und reinere Naturen sie sind, um so mehr mußten sie erschreckt und empört sein, daß der Mann, von dem sie eine so hohe Vorstellung hatten, ein elender Verräter, ein kläglicher Phrasenheld sei, der sich und sie mit schönen Worten betrogen; daß er, der die Leiden einer Welt an ihrem Busen hinströmte, für die Leiden der Nächsten ohne Mitgefühl gewesen. Je schöner einst das Trugbild war, um so fratzenhafter mußte ihnen die Wirklichkeit erscheinen. Hätte Fernando wenigstens wie Clavigo voll großer Pläne gesteckt, hätten ihn verführerische Ziele von der Schwelle getrieben, dann hätten die Frauen die böse Vergangenheit entschuldigen und auf eine gute und reine Zukunft, nachdem der Ehrgeiz verraucht oder befriedigt war, hoffen können. Jedes große Streben versöhnt. Doch trifft das bei Fernando nicht zu. Wir hören wohl (in der ersten Fassung), daß er Cäcilie verlassen habe, um seine Kräfte nicht ersticken zu lassen, um seine großen Aussichten nicht zu vernichten. Aber was hat er mit seinen Kräften, mit seiner großen Seele, die ihm der Dichter an anderer Stelle beilegt, ge-

than, nachdem er die Freiheit der Bewegung erlangt? Er hat ein neues Liebesverhältnis angesponnen, hat fünf Jahre in süßer Liebelei auf einem schönen Schlosse gesessen, ist wieder in die Welt gegangen, hat Soldat gespielt und ist dann wieder zu süßem Nichtsthun nach Hause gekommen. Einem solchen unmännlichen Schwächling, bloß auf seine zauberischen Augen und Stimme und auf seine empfindsamen Reden hin wieder zufallen, das können wir allenfalls bei einer Elvira, aber nicht bei so tiefen und ernsten Charakteren, wie Cäcilie und Stella, begreifen. Eins von beiden war für den Dichter geboten: er mußte entweder Fernando größer oder die Frauen kleiner machen. So wie die Personen jetzt nebeneinander stehen, ist die freundliche Lösung der ersten Fassung — die Doppelehe — ein Unding. Am wenigsten fügt sich in sie die bedeutendere und schlimmer betrogene Stella hinein. Das erkannte auch Goethe in seinem Alter und ließ Stella Gift nehmen, während Fernando durch einen Schuß seinem Leben ein Ende macht.

Mit dieser Änderung ist aber nur der schlimmste Auswuchs, nicht das Übel selbst beseitigt. Das Übel sitzt im Charakter des Fernando. Er soll ein Mann sein und ist keiner. Er hat weder die Kraft der Tugend, noch des Lasters. Er hat keinen Willen, sondern nur Launen. Kein starker Trieb, keine große Leidenschaft beherrscht ihn. Willenlos, steuerlos treibt er bald hierhin, bald dorthin. Einen solchen unmännlichen Mann können wir uns in einer Nebenrolle als Folio für einen wirklichen Mann gefallen lassen, aber als Hauptfigur ist er unerträglich, weil halb langweilig, halb widerlich. Wollte der Schauspieler mit ihr wirken — wir haben keinen gesehen, dem es gelungen ist — so müßte er ihr mehr verleihen, als ihr der Dichter gegeben hat.

Goethe ist bei dieser Figur das Mißgeschick widerfahren, das ihm auch bei einzelnen anderen, bei denen er sich zum Modell nahm, wie z. B. beim Eridon in der Laune des Verliebten, passiert ist. Er nahm einen Ausschnitt von sich, steigerte ihn nach der schwächlichen Seite hin und vergaß über dem Zusammenfließen von Subjekt und Objekt die notwendigen Ergänzungsstücke.

Sehen wir von dem übel gelungenen Fernando ab, so ist die Kunst der Charakteristik eine bewunderungswürdige. Die feine Abtönung der beiden gleich guten und gleich unglücklichen Frauen gehört zu dem Erlesensten, das je eine Dichterhand geschaffen. Aus der Fülle anderer Schönheiten mag hier nur der Monolog der Stella im fünften Akt, ein köstliches Monodrama, in dem alle Saiten eines unsäglich getäuschten liebenden Herzens in den edelsten und ergreifendsten Lauten anklingen, hervorgehoben sein. Bemerkenswert ist auch die Konzentration der Handlung, die noch die im Clavigo übertrifft. Im Rahmen eines Tages läuft sie zu Ende.

Das Stück kam erst Ende Januar 1776 heraus, und erregte namentlich wegen seines Abschlusses, viel Aufsehen. In einer einzigen Woche erschienen vier Nachdrucke. Goethe sandte ein Exemplar an Lili mit den bewegten Versen:

Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen
War stets dein Bild mir nah;
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da.
Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.

Er konnte es ihr mit Recht zueignen, denn Stella ist die Apotheose Lilis. —

Außer den beiden leichten und später gänzlich umgearbeiteten Singspielen Erwin und Elmire und Claudine von Villa Bella hat Goethe kein weiteres Drama in Frankfurt vollendet, dagegen eine Reihe kostbarer Bruchstücke zu Tage gefördert. Zu ihnen gehören Faust und Egmont. Sie werden später zur Betrachtung kommen. Hier wollen wir nur auf diejenigen einen Blick werfen, denen ein Ausreifen nicht vergönnt war.

Das älteste unter ihnen ist der Cäsar, der leider bis auf wenige Zeilen zu Grunde gegangen ist. Der Stoff beschäftigte den

Dichter schon in Straßburg. Damals scheint es seine Absicht gewesen zu sein, ähnlich wie im Götz die hervorragendsten Punkte aus dem Leben des Helden dramatisch zu verknüpfen. Später gab er diese Idee als unkünstlerisch auf und beschränkte sich auf den dramatisch spannendsten Moment: Cäsars Tod. Aber nun tauchten andere Schwierigkeiten auf. Er hatte Cäsar von vornherein seine vollen Sympathien zugewandt, weil er in ihm sich selbst vielfach wiedergefunden. Damit mußten die Mörder in seiner Gunst und Darstellung tief herabsinken. In einer Straßburger Zeile seiner Tageshefte werden sie „Nichtswürdige“ genannt, und vier Jahre später erklärt er sie vor Bodmer für niederträchtig. Ein Stück aber, in dem alles Licht auf Cäsar und aller Schatten auf die Verschwörer fiel, war so gegen den Geist der Zeit, in der selbst junge Grafen gegen die Tyrannen donnerten, daß Goethe den Mißerfolg seines Stückes und zwar gerade in den Kreisen, die ihm die liebsten waren, mit Sicherheit voraussetzen konnte. Daher schreibt er am 1. Juni 1774 an Schönborn, daß sein Cäsar seine Freunde nicht freuen werde. Aber das, wovon er fürchtete, daß es seine Freunde empfinden würden, empfand er selber in vielen Stunden. Sowie er sich von der Wucht des cäsarischen Genies losmachte, wirkte auf ihn der reine mutige Freiheitssinn des Brutus. Und so erklärt es sich, daß er in Lavaters physiognomischen Fragmenten Beiden lapidare Panegyriken widmen konnte. An dieser Zwiespältigkeit, die zu einer Wiederholung des Shakespearischen Werkes führen mußte, ist das Stück gescheitert.

Nicht viel weiter als Cäsar ist der Mahomet gediehen. Seine Anfänge reichen bis in das Jahr 1772 zurück. Auch in diesem Stück sollten die Hauptmomente aus dem Leben eines großen Geistes: Aufgang, Kampf, Sieg und Tod in dramatischen Bildern an uns vorüberziehen. Als allgemeines Motiv schwebte dem Dichter dabei vor, Alles, was das Genie durch Charakter und Geist über die Menschen vermöge, darzustellen. Als er aber im Sommer 1774 Lavater und Basedow kennen lernte, specialisierte

sich ihm das allgemeine Motiv zu dem Gedanken, daß der vorzügliche Mensch das Göttliche, was in ihm ist, auch außer sich verbreiten möchte. Dann aber treffe er auf die rohe Welt, und um auf sie zu wirken, müsse er sich ihr gleich stellen: hierdurch aber vergebe er jenen hohen Vorzügen gar sehr, und am Ende entäußere er sich ihrer gänzlich. Das Himmlische, Ewige, werde in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen.

Doch ist das Stück mit dieser neuen realistischen Infiltration anscheinend nicht über flüchtige Entwürfe hinausgelangt. Die wenigen ausgeführten Scenen, die wir besitzen, gehören der früheren Periode an, darunter auch der farbenreiche, symbolische Hymnus auf den Siegeslauf des Genies, „Mahomets Gesang", ursprünglich ein Wettgesang zwischen Ali und Fatime, zu Ehren des Meisters auf dem höchsten Punkte des Erfolges.

Zu weiterer Fülle, weil Goethes Herz mehr beteiligt war, reifte der Prometheus. Prometheus ist der ins Titanische gesteigerte Götz. Der von Selbstgefühl und Kraft strotzende Titane trotzt auch den Göttern. Keine Dankbarkeit bindet ihn. Aus den härtesten Kämpfen, den schlimmsten Gefahren hat er sich durch die eigene Kraft gerettet. Was die Götter für ihn thaten, thaten sie für sich. Er fühlt sich ihnen ebenbürtig, denn er kann schaffen wie sie. Sein Reich erstreckt sich so weit, als der Kreis, den seine Wirksamkeit erfüllt. Mag er klein sein, er ist darin doch Herr. Selbst um seine Gebilde zu beleben, bedarf er nicht der Götter; denn durch seinen Genius (Minerva) hat er Anteil am Weltgeist, der auch die Götter beherrscht, und durch ihn empfangen seine Gebilde das Leben. Nichts thut es ihm, daß er auch Schmerzen leidet. Er findet in sich die Kraft, seine Thränen zu stillen, und haßt nicht das Leben, weil nicht alle Blütenträume reifen. — So steht er, der lebensfreudige, schicksalgehärtete, weltbezwingende Mensch in packendem Kontrast zu dem lebensverachtenden, weichen, weltflüchtigen Werther. Im Prometheus feierte der Dichter seinen Sieg über die ihn jeweilig über-

fallenden Wertherlaunen. Wir hören seine daseinsfrohe Schöpferwonne, wenn Prometheus, glücklich-stolz inmitten seiner Gebilde ruft: „Hier meine Welt, mein All! Hier fühl' ich mich, hier alle meine Wünsche in körperlichen Gestalten. Meinen Geist so tausendfach geteilt und ganz in meinen teuren Kindern.“ Das vollendetste Gebilde aber, das er schafft, ist die Liebe: Pandora. In sie hat er hineinversenkt Alles, was ihn unter dem weiten Himmel, auf der unendlichen Erde erquickt und gelabt hat. Indem er aber Liebe ausströmt und sich von ihr tragen läßt, wird er am meisten göttergleich. So wendet Goethe die alte Fabel seinem Sinne gemäß hochpoetisch um.

Der Prometheus entstammt dem Jahre 1773, demselben, in welchem Goethe seine Spinozastudien begann. Er ist ein Dokument dieser Studien geworden. Was in Goethe durch antike Lehren und Giordano Bruno vorbereitet, durch die Mystiker von Sturm und Drang, Hamann und Herder, lieber Glaube geworden war, wurde ihm durch Spinoza Gewißheit: Gott und die Welt sei Eines und jeder Einzelne ein Stück der Weltgottheit. Von diesem Standpunkt aus konnte er wesensverschiedene Götter, die anderen Gesetzen gehorchten und dem Menschen übergeordnet wären, nicht anerkennen. Das Glück konnte auch nicht in der Unterwerfung unter die Götter, sondern nur in der Übereinstimmung mit dem göttlichen Weltganzen bestehen, die man durch Schaffen und Lieben zu erreichen suchen müsse.

Über zwei kurze Akte hat Goethe das Stück nicht hinausgeführt. Der bekannte, gewaltige Monolog des Prometheus, den Goethe später in seine Gedichte aufnahm, sollte wahrscheinlich den zweiten Akt, das Erwachen des Menschenlebens, unter Voranstellung seiner jetzigen zweiten Scene eröffnen. Lessing lernte den Monolog schon 1780 durch Fritz Jacobi kennen und bemerkte beifällig die spinozistische Anschauung, die aus ihm sprach. Daran knüpfte sich später ein hitziger Streit über Lessings Spinozismus, der das Gedicht auch historisch denkwürdig machte. Daß das Stück nicht zur Vollendung kam, ist begreiflich. Nicht bloß, daß in Goethes

Dichterwalde die Stämme so dicht aneinander wuchsen, daß einer dem anderen Luft und Licht nahm, es war schwer, einen Abschluß zu finden, der den Dichter befriedigte. Der Ideengehalt lag zu sehr im Kampfe mit seiner realistischen Gestaltung. Der symbolische Ausweg lag aber dem jungen Dichter noch zu fern.

Das Bruchstück, in freien, reimlosen Rhythmen und in einer adligen Sprache gehalten, ist vom Morgenglanz aus den Jugendtagen der Menschheit umleuchtet, der auch das Titanisch-Trotzige mit einem sanften Schmelz überhaucht. —

Neben dem Ernst hat der Dichter auch dem Humor während der Frankfurter Jahre in seiner Werkstatt weiten Spielraum gelassen. Und zwar war es fast ausschließlich die dramatische Form, die er für diese heiteren Kinder seiner Muse wählte. Einzelne dieser Produktionen haben wir bereits flüchtig kennen gelernt. Noch bleiben uns aber die beiden genialsten Ausgeburten jener Epoche zu erwähnen übrig: Der Satyros oder der vergötterte Waldteufel und Hanswursts Hochzeit. Sie verdienen, daß wir ihnen einige Worte mehr, als ihren Geschwistern widmen.

Der wahrscheinlich im Sommer 1773 entstandene Satyros hat folgenden Inhalt: Zu einem Einsiedler, der der langweiligen Narrheit der Städter satt in Gottes freie Natur gezogen ist, kommt Satyros mit schwer verletztem Bein. Freundlich aufgenommen, hat er für die erwiesenen Liebesdienste nur Grobheiten, schimpft über Alles und Jedes und benützt einen Moment der Abwesenheit seines Pflegers, um dessen Kruzifix ins Wasser zu werfen und ein Stück wertvolle Leinwand ihm zu entwenden. Dann humpelt er in den Wald und lockt mit lieblich weichem Sang und Flötenspiel die Mägdlein Arsinoë und Psyche heran. Aber während Arsinoë über den schönen Gesang die langen Satyrohren und das ungekämmte Haar nicht übersieht, ist Psyche völlig berauscht und schwärmt von seinem göttlich-hohen Angesicht. Satyros bemerkt ihre Hinneigung zu ihm und sucht klug-gierig daraus süße Frucht zu saugen. Als Arsinoë sich entfernt, um ihren Vater Hermes zu dem merkwürdigen Manne zu holen, macht Satyros

Psychen eine schmeichelnde Liebeserklärung, die das vor Wonne hinschmelzende Mädchen zu mächtigen Küssen in seine Arme führt. Gleich darauf kehrt Arsinoë mit Hermes zurück. Den Willkommensgruß erwidert Satyros mit höhnischen Worten über das Gewand und den Bart des Hermes und knüpft, mit seiner eigenen Nacktheit und Ungelecktheit sich brüstend, daran eine begeisterte Schilderung des Urmenschenzustandes, bei dem man „ledig des Drucks gehäufter Kleinigkeiten" erst fühle, was Leben sei. Während der Rede hat sich viel Volks angesammelt, und als er geendet mit den Worten: „Der Baum wird zum Zelte, zum Teppich das Gras, und rohe Kastanien ein herrlicher Fraß!", da fällt das Volk jubelnd ein: „Rohe Kastanien, Jupiters Sohn! Rohe Kastanien! Unser die Welt." Sogleich wird die neue Speise im Walde genossen, und Satyros begleitet die Mahlzeit mit einer aus altgriechischen Philosophemen gewobenen Predigt über den Beginn der Welt. Da sie von Niemandem verstanden wird, so befestigt sich um so mehr bei Allen die Überzeugung, daß der neue Prophet ein Gott sei. Sie sinken auf die Kniee und beten ihn an. Psyche will vor Entzücken sterben. In diesem Augenblick kommt der Einsiedler herangelaufen und fährt den Gott als ungezogenes, schändliches Tier an, weil er ihm undankbar die Leinwand und das Götterbild geraubt habe. Das Volk, über diese Lästerung wütend, will ihn steinigen, und nur mit Mühe weiß Hermes das sofortige Gericht in eine spätere feierliche Opferung umzuwandeln. Bis dahin solle der Einsiedler in seinem Hause eingesperrt werden. Die verständige Gattin des Hermes, Eudora, hat inzwischen Satyros' wahre Natur hinreichend erkannt und sie beschließt, ihn durch eine List zu entlarven und zugleich den Einsiedler zu retten. Sie lockt Satyros in den Tempel, und gerade als der Einsiedler geopfert werden soll, schreit sie laut um Hilfe. Hermes stößt die Thüren des Tempels auf, und man sieht Eudora sich gegen die dreisten Umarmungen des Satyros, verteidigen. Entsetzt ruft das Volk: „Ein Tier, ein Tier!" während Satyros kaltblütig-verächtlich spricht:

Ich thät euch Eseln eine Ehr an,
Wie mein Vater Jupiter vor mir gethan;
Wollt eure dummen Köpf belehren
Und euren Weibern die Mücken wehren,
Die ihr nicht gedenkt, ihnen zu vertreiben;
So mögt ihr denn im Dreck bekleiben.
Ich zieh' meine Hand von Euch ab,
Lasse zu edlern Sterblichen mich herab. —

Man hat lange hin und her geraten, auf wen diese mit „göttlicher Jugendfrechheit" geschriebene Satire sich beziehe und bald Basedow, bald Kaufmann, bald Heinse, bald Klinger genannt. Es kann aber nach den Ausführungen Wilhelm Scherers schwerlich einem Zweifel unterliegen, daß sie auf Herder gemünzt ist, auf den schon die weimarischen Hofkreise unverblümt hindeuteten und der durch Psyche, den poetischen Zunamen seiner Braut, hinreichend kenntlich gemacht ist. Herders Art, auch den Hilfreichen durch unwirsche bittere Kritik zu verletzen, seine Doppelnatur, in der orphisches Phantasieren dicht neben derbem Cynismus, ätherische Gefühlsseligkeit neben sinnlichem Verlangen lagerte, sind ausgezeichnet charakterisiert. Und gerade weil Herder bestrebt war und bestrebt sein mußte, sein sinnliches Teil, das er so gut wie andere Weltkinder hatte, unter einer Wolke von himmelnden Gefühlen zu verbergen, war für Goethe der Anreiz um so größer, ihn so, wie geschehen, zu persifflieren. Herder aber war als Jünger Rousseaus auch ein Anhänger eines freien Naturlebens. Als solcher und als Bewunderer der Antike betrachtete er die Kleider als entstellende Hülle des Menschen. Er war ferner ein hinreißender Prediger, er mochte verständlich oder unverständlich, im großen oder kleinen Kreise, zu Männlein oder Weiblein sprechen. Herder war endlich viel gereist und hatte wohl allenthalben feurige Verehrer geworben, besonders im weiblichen Geschlecht. Goethe konnte deshalb in Dichtung und Wahrheit an der Stelle, wo er das Modell zum Satyros vorsichtig andeutet, von ihm als derberem, tüchtigerem unter jenen Gesellen sprechen, die sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen

suchten. — Im übrigen darf man nicht vergessen, daß Goethe und Merck, den wir uns als wirklichen oder ideellen Miturheber der Farce denken müssen, von dem jungen Herder sehr viel mehr wußten, als wir, daß sie ihn jedenfalls in den Jahren 1771—1775 anders und wohl zutreffender sich auslegten und auffaßten, als wir heute, denen er als Weimarischer General-superintendent und Verfasser tiefernster Werke vor Augen steht. Es mochten auch ganz bestimmte Scenen, die teils zwischen den Freunden untereinander, teils mit den Darmstädter Frauen spielten, mitgewirkt haben. Zudem mag man sich erinnern, daß karikierende Übertreibungen und Verzerrungen die notwendigen Begleiterscheinungen der Satire sind, und daß der Satyros nicht zur Veröffentlichung, sondern nur zur geheimen Belustigung des Dichters und einiger weniger Freunde geschrieben war, und daß jede einmal geborene Dichtung auch ihr eigenes Leben hat, kraft dessen sie über ihren nächsten Anlaß hinausschreitet. Es ist deshalb verfehlt, aus Einzelheiten, für die die Wirklichkeit keine Entsprechungen bietet, Einwände gegen die Beziehung des Satyros auf Herder herzuleiten.

Mit dem Satyros traf Goethe zugleich die in jener Zeit so vielfache Vermischung von Prophetentum und grobsinnlichen und materiellen Zwecken, sowie die überspannte Vergötterung der Natur und der Natürlichkeit. Hierbei hat der Dichter es an schelmischer Selbstkritik nicht fehlen lassen. Einen besonderen Reiz hat er dem Werkchen durch den Reichtum von rhythmischen Formen verliehen. Jambische, trochäische, daktylische, anapästische Rhythmen, kurze und lange Reihen, legère Knittel- und vornehm-schwungvolle Verse lösen einander dem Inhalt sich anpassend in lebendigstem Wechsel ab.

Nicht von gleicher Höhe, dafür noch übermütiger und kecker, ist „Hanswursts Hochzeit“. Sie bildet das niedrig-komische Gegenstück zum Werther, wie Prometheus das erhaben-ernste war. Mit der ganzen Ungeniertheit, der verblüffenden Deutlichkeit der älteren deutschen Fastnachtspiele, deren lose Reimpaare beibehalten

sind, behandelte Goethe seinen Stoff. In der Welt des Hanswurst giebt es keine Emfindsamkeit. Man findet sich mit Allem, auch dem Gemeinsten und Schlechtesten, ab. Vetter Schuft und Schurke werden so gut wie andere schmutzige männliche und weibliche Gesellen zur Hochzeit geladen. Sie gehören einmal zur Familie. Das Recht der Existenz wird unbedingt geachtet. Hanswurst, der durch keine moralische und physische Widrigkeit der Welt und der Hochzeitsgäste gestört wird, hat doch einen Schmerz, nämlich den, daß er durch die umständlichen Hochzeitsfeierlichkeiten vom Besitz seiner Ursel Blandine länger, als er wünscht, fern gehalten wird. Denn er ist der Mann der handgreiflichen Thatsächlichkeit. Nur keine Formalitäten, die das volle, unmittelbare Sichausleben, das wahre Sein hindern. „Ich bin aus dem Ganzen zugeschnitten," sagt er stolz. Damit wird er dem Dichter zu einem vierschrötigen Träger der ungeschminkten Natürlichkeit gegen konventionelles Scheinwesen (zu einem ehrlichen, simplen Satyros) und zugleich zu einer parodistischen Figur Werthers, der auf demselben Grunde steht, aber von ihm nach idealen Höhen strebt, die Wurstel als Weiberdunst verlacht. Im Stücke selbst steht Kilian Brustfleck, der Vormund und Erzieher Hanswursts, diesem gegenüber. Er ist der Repräsentant der auf guten Schein bedachten Welt. Er ist unglücklich, daß er aus Wurstel mit allem moralisch-politischen Schweiß den unkultivierten Naturmenschen nicht vertreiben konnte. Er will ihm gestatten, Alles zu sein, wenn er nur weltmäßig scheinen wolle. — Wie der weitere Verlauf der Hochzeit sich gestaltete, läßt sich aus den wenigen erhaltenen Fragmenten und der Skizze Goethes in Dichtung und Wahrheit nicht erkennen. Die ungemein große Zahl von Personen, die im Stück agieren sollte, hätte Goethe die Möglichkeit gegeben, die verschiedenartigsten Zustände, Begriffe, Menschen mit der Laterne des lustigen Spötters zu beleuchten. Er hat aber bald den Stoff als zu weit und grob liegen lassen. Wäre das Stück vollendet worden, so besäßen wir eine Komödie, die an Geist der Aristophanischen wenig nachgäbe, an kühner Freiheit sie überträfe.

19. Der Weimarische Musenhof.

Dienstag, den 7. November 1775, vor Tagesgrauen traf Goethe in Weimar ein. Hätte er an etwas Anderes als an einen vorübergehenden Besuch gedacht, so wäre ihm vielleicht bei der Einfahrt in das dunkle, stille Landstädtchen ein wenig beklommen gewesen. Ein schläfriges, armseliges Leben führten die 6000 Bewohner der thüringischen Residenz. Kein Handel und keine Industrie gab ihr Wohlstand und Bewegung. Außer den Brosamen, die von der Hoftafel abfielen, war Landwirtschaft die einzige Nahrungsquelle. Am Morgen rief der Stadthirt mit einem Horn das städtische Vieh zusammen und am Abend trieb er es durch die schmutzigen und übelriechenden Straßen zurück. Wie ausgestorben war es in den meisten Stunden des Tages, höchstens daß hier und da ein Müßiger an der Thür sich sonnte oder Jemand vom Hofe durch die Straßen fuhr oder ritt. Kein Wellenschlag des Verkehrs traf hierher. Die Posten gingen spärlich und unregelmäßig. Denn die Stadt lag abseits von der großen Poststraße, die von Frankfurt nach Leipzig führte. Eine Mauer mit vier Thoren umschloß die paar hundert kleinen Häuser, aus denen neben Kirche und Rathaus einige stattlichere fürstliche Gebäude emporragten. Unter ihnen lag das stattlichste, das Schloß, seit anderthalb Jahren in Asche und vermehrte den kümmerlichen Eindruck des Ortes. Auch die Naturumgebung hob wenig das triste Stadtbild. Bescheiden schlängelte sich die schmale Ilm an

der Ostseite durch ein Wiesenthal, das breitbucklige, mit Feldern, Weiden und etwas Laubwald bedeckte Hügel umrahmten.

Dorthin kam Goethe aus einer nach damaligen Verhältnissen großen und lebhaften Stadt, deren stolzer Dom in einem breiten, schiffahrtsreichen Strom sich spiegelte, und die in einem Kranz von Wein- und Obstgärten lag, über die ein lauerer Wind wehte, als über das thüringische Bergland.

Und trotzdem wurde ihm dieser thüringische Erdenwinkel auf lange Zeit unendlich lieb. Denn Alles, was er sonst vermissen mochte, ersetzte ihm, neben seiner wirkungsreichen Stellung, der auserwählte Menschenkreis, der ihn hier empfing. Wenn die geistige Kultur der Stadt sichtbare Strahlen geworfen hätte, so wäre Goethe bei seiner Ankunft in dasselbe freudige Erstaunen geraten, das heutzutage der Wanderer empfindet, der im Abenddunkel aus den kleinen, braunen Holzhütten eines Alpendorfes elektrischen Lichterglanz hervorleuchten sieht. Diese Kultur zeichnete sich minder durch große Erzeugnisse, als durch eine edle, freie Menschlichkeit aus, wie sie in Deutschland an sich nicht häufig und an einem Fürstenhofe nahezu einzig war. Herausgeführt war sie durch die Mutter des Herzogs, Anna Amalia.

Wenn die Mailänder den Herzog Karl August bei einem Besuche im Jahre 1817 dadurch ehrten, daß sie eine Denkmünze prägen ließen, mit der Aufschrift: il principe uomo, so gebührte derselbe schlichte und doch so unaussprechlich ruhmvolle Titel seiner Mutter. Und der ist ihr in der That aus dem berufensten Munde erteilt worden. So nannte sie Goethe, dem es wie Wenigen gegeben war, die Quintessenz einer Persönlichkeit kurz zu bestimmen, „vollkommene Fürstin mit vollkommen menschlichem Sinn“. Ähnlich preist sie Wieland als eins der liebenswürdigsten und herrlichsten Gemische von Menschheit, Weiblichkeit und Fürstlichkeit. Diese ausgezeichnete Fürstin zählte, als Goethe in Weimar einzog, erst 36 Jahre, aber sie hatte eine ernste und reiche Vergangenheit hinter sich. Ihrer Geburt nach eine braunschweigische Prinzessin, Nichte Friedrichs des Großen, dessen leibhaftiges Eben-

bild sie war, hatte sie, von den Ihrigen nicht geliebt, an dem geräuschvollen Hofe ihres Vaters eine freudlose Jugend verlebt. Kaum war sie in das 17. Lebensjahr eingetreten, als sie vermählt wurde, „wie man gewöhnlich Fürstinnen vermählt“. Zum Gatten war ihr der kränkliche, achtzehn Jahr alte Herzog Konstantin von Sachsen-Weimar auserkoren worden. Nach zweijähriger Ehe begrub sie ihn.

Unter den schwierigsten Umständen mußte die fast noch kindliche Fürstin, die in der kurzen Zeit Mutter zweier Söhne geworden war, die Regierung eines Landes übernehmen, das ebenso unter den Nachwehen der nachlässigen Verwaltung, die während der Unmündigkeit des Herzogs Konstantin geherrscht hatte, wie unter der Einwirkung des siebenjährigen Krieges gelitten hatte und weiterlitt. Jedoch von ihrem hellen Verstand und ihrem gesunden Gefühl geleitet, führte sie — in der ersten Zeit ohne nennenswerten Beirat — das Scepter mit erstaunlicher Sicherheit und vertrat klar und fest die Interessen des kleinen Staatswesens nach allen Seiten hin. Freilich hatte sie oft schwere Stunden, und sie hat in ihnen, wie man aus ihren Bekenntnissen erfahren kann, mit sich gerungen, die rechten Pfade zu finden, und oft hat sich die später so heitere und anscheinend so freigeistige Fürstin durch inbrünstiges Gebet für ihre Aufgaben gestärkt. Zu ihrem Vorteil wurde ihre Thatkraft angespornt durch einen edlen Ehrgeiz, der sich an dem Ruhme ihrer braunschweigischen Verwandten, der siegreichen Feldherren Friedrichs, entzündete. Waren ihr die kriegerischen Lorbeeren versagt, so suchte sie solche um so eifriger auf dem Felde des Friedens. Nicht nur in materiellem Sinne, indem sie Ordnung und Wohlstand zu verbreiten strebte, sondern noch mehr in geistigem, indem sie einer feineren Kultur den Zugang zu dem Lande eröffnete. Hierbei zeigte sich eine merkwürdige Erscheinung. Wie dieselbe Frau, die an einem steifen, ceremoniösen Hofe aufgewachsen war, die freieste und natürlichste Menschlichkeit entwickelte, so wurde sie, die zu Hause in einer italienisch-französischen Atmosphäre geatmet hatte und die zeit-



lebens öfter und geläufiger französisch als deutsch schrieb, eine entschiedene Beschützerin und Anhängerin deutscher Litteratur.

Ihre Bestrebungen zur Förderung des geistigen Lebens des Landes traten alsbald nach dem Kriege hervor, wie von da ab überhaupt ihr graziöser, musenfreundlicher Geist mehr und mehr sich entfaltete. Die Jenaische Universität hob sie durch Vermehrung ihrer Einkünfte, sowie durch Berufung und Erhaltung bewährter Gelehrter. Der fürstlichen Bibliothek bereitete sie in Weimar ein eigenes schönes und sicheres Heim in dem sogenannten Grünen Schlosse und öffnete sie der allgemeinen Benutzung. Das Musikleben führte sie durch Heranziehung tüchtiger Kräfte und durch die Pflege guter Musik aus handwerksmäßiger Niedrigkeit zu künstlerischer Höhe. Hand in Hand damit ging ihr Bemühen, dem Schauspiel in Weimar eine regelmäßige und würdige Darstellung zu schaffen. Zu diesem Zweck engagierte sie 1768 die treffliche Kochsche Truppe und 1771 die noch hervorragendere Seylersche, die über Sterne ersten Ranges wie Eckhof und Frau Hensel verfügte, und brachte dafür beträchtliche Opfer. Denn sie war, wie Wieland 1773 schrieb, überzeugt, „daß ein wohlgeordnetes Theater nicht wenig beitrage, die Begriffe, die Gesinnungen, den Geschmack und die Sitten eines Volkes unvermerkt zu verbessern und zu verschönern". Sie begnüge sich deshalb nicht, ihrem Hofe durch dasselbe die anständigste Unterhaltung, den Personen von Geschäften die edelste Erholung von ihren Amtsarbeiten und der müßigeren Klasse von Einwohnern den unschädlichsten Zeitvertreib zu verschaffen, sie wolle auch, daß die unteren Klassen von einer öffentlichen Gemütsergötzung, die zugleich für dieselben eine Schule guter Sitten und tugendhafter Empfindungen sei, nicht ausgeschlossen seien. „Und so genießt Weimar eines Vorzuges, den es mit Dank zu erkennen Ursache hat, und dessen keine andere Stadt in Deutschland sich rühmen kann: ein deutsches Schauspiel zu haben, welches Jedermann dreimal in der Woche unentgeltlich besuchen darf." Leider erfreute sich Weimar dieses Vorzugs nicht lange. Denn mit dem Schloßbrand verschwand auch die Stätte, auf der das

Theater aufgeschlagen war. Einem kleinen Kreise vermittelte nun jahrelang die Genüsse Thaliens die fürstliche Liebhaberbühne, die die Herzogin unter ihren besonderen Schutz nahm und der sie an ihren Lieblingssitzen stimmungsvolle Schauplätze bereitete —

In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht.

Mit Wieland haben wir bereits den Namen des Mannes genannt, durch dessen Berufung die Herzogin den Grundstein zu Weimars Hegemonie in der Blütezeit unserer Litteratur legte. Sie hatte ihn und seinen didaktischen Roman „den goldenen Spiegel" kennen gelernt, der sich mit Fürstenerziehung und Staatenverfassung beschäftigte. Wieland schien ihr danach trotz oder gerade wegen der sehr freimütigen Ansichten, die er darin über Hofleben, Herrscherpflichten und das Verhältnis zwischen Fürst und Volk entwickelte, ein geeigneter Erzieher für ihre Söhne Karl August und Konstantin, insbesondere aber für den Erbprinzen zu sein, und unverdrossen räumte sie alle Hindernisse, die sich seiner Berufung entgegenstellten, aus dem Wege. Seine Übersiedelung erfolgte im September 1772. Zwar befriedigte Wieland als Erzieher die Erwartungen der Fürstin nicht, um so mehr Freude hatte sie an seiner liebenswürdigen, anmutig-koketten, immer in heiteren Farben glänzenden Poesie, ja sie fand an ihr wohl mehr Gefallen als an der ernsteren und tieferen Goethes und Schillers. Daher mochte es kommen, daß sie mit Wieland bis zu ihrem Tode (1807) in besonders innigem Geistesverkehr stand, der sich bis auf die Lektüre der Komödien des Aristophanes erstreckte.

Als Wieland zwei Jahre in Weimar war, traf Anna Amalia eine andere, für sie ebenfalls sehr charakteristische Berufung. Prinz Konstantin wollte dem Militärdienst sich widmen. Ein gebildeter Offizier wurde zur Vorbereitung für diesen Beruf gesucht und in dem Lieutenant Karl Ludwig von Knebel gefunden.

Zehn Jahre hatte er bei der preußischen Garde in Potsdam gestanden und als Soldat seine volle Schuldigkeit gethan. Aber weder der Dienst noch die üblichen Passionen des Offiziers hatten sein Inneres ausgefüllt. Der hochgewachsene Gardelieutenant besaß ein sanftes, sinnendes Gemüt, das frühzeitig der Freund des elterlichen Hauses in Ansbach, Uz, zur Poesie hingelenkt, und in dem die Lektüre von Youngs Nachtgedanken einen Hang zum Pessimismus entwickelt hatte. Kam er vom Exerzierplatz oder vom Wachthaus in seine Stube, dann übersetzte er aus Horaz und Virgil, verfaßte selber deutsche, mitunter auch lateinische Oden, Hymnen und Elegien und korrespondierte mit seinen dichterischen Freunden in Berlin: Ramler, Nicolai, der Karschin; oder denen in Halberstadt: Gleim und Jacobi; oder mit Boie in Göttingen. Denn (wie er seinem Freunde Gilbert nach achtjährigem Dienste schreibt) ein musenloses Leben kam ihm ganz betrübt vor und den Musen alle Tage des eigenen weihen zu können als das süßeste Los. Dieser schwärmerische, poetisierende Offizier hatte nach acht Jahren den Potsdamer Garnisondienst, der „ihn in dumpfer Bewunderung und Furcht vor dem großen König" gehalten hatte, satt: er quittierte ihn und ging über Weimar, wo er den schon lange verehrten Wieland kennen lernen wollte, nach seiner Heimat. Bei dieser Gelegenheit wurde er der Herzogin und dem Minister von Fritsch bekannt und Beide waren bald darüber einig, daß er der geeignete Mann für die weitere Ausbildung des Prinzen Konstantin sei. Im Oktober 1774 wurde er sein militärischer Erzieher. In ihm erhielt die Weimarische Gesellschaft eins ihrer wertvollsten Glieder. Eine tiefe und gute Seele, der Natur, der Wissenschaft, der Poesie mit wahrer Neigung ergeben, ein kluger Beobachter von Welt und Menschen, gegen sich mißtrauisch, weshalb er Anderen besser als sich selbst zu raten wußte, „ein weiser Grämling" und doch kein Spaßverderber, still und friedfertig und, obwohl intimer Freund der Besten und Mächtigsten, ohne Eitelkeit und Ehrgeiz.

Wie wenig sein Geist durch das Gewohnte sich in Fesseln

schlagen ließ und wie sehr er allem Neuen, sofern es groß war, offen blieb, zeigte sich in seinem Verhalten gegenüber Goethe. Er, dessen Lieblingsdichter der pathetisch=glatte Ramler gewesen war und dem die kühle Berliner Aufklärungsluft wohlgethan hatte, wandte sich nach dem Erscheinen des Götz und Werther mit Enthusiasmus Goethe zu und benutzte die erste Gelegenheit, um mit ihm innigere Beziehungen anzuknüpfen.

Noch ein dritter Prinzenerzieher spielte in den ersten Jahren nach Goethes Ankunft eine gewisse Rolle: der Graf Goertz, der später als preußischer Gesandter in hervorragenden Posten Ausgezeichnetes geleistet hat. Seine Stellung bei den Prinzen war weit älter und zugleich eine höhere als die Wielands und Knebels. Auf den Universitäten Leyden und Straßburg gebildet, war er schon im Alter von fünfundzwanzig Jahren von der Herzogin zum Gouverneur ihrer Söhne gewählt worden. Über seine Talente und ausgebreiteten Kenntnisse war man in Weimar einig, über seinen Charakter gingen die Meinungen auseinander. Eine Reihe gewichtiger Zeugen beurteilte ihn sehr ungünstig. Und in der That, wenn man sein Weimarisches Verhalten prüft, so gewinnt man das Bild eines gewandten, berechnenden Diplomaten, der unter einem schöngeistigen Nebel seine egoistischen Triebe und Ziele zu verbergen weiß, und der gegen diejenigen, die ihm nützlich sein konnten, ein feiner Schmeichler und öffentlich gegen Jedermann zuvorkommend war, während er heimlich gegen die seiner Natur oder seinen Interessen Abgewandten intriguierte. Die Herzogin Amalie und Wieland, anfänglich ihm sehr zugethan, verachteten ihn später. Jene klagte ihn auch an, daß er Karl August gründlich verzogen habe, und sie war unglücklich, daß die junge Herzogin ihn zu ihrem Oberhofmeister machte. In dieser Stellung ist er bis Ende des Jahres 1777 in Weimar geblieben.

Von ganz anderem Schlage war der oberste Diener Amaliens, der Präsident des Geheimen Conseils, Minister von Fritsch, mit dem Goethe in die engste amtliche Berührung kommen sollte. Sohn des kursächsischen Ministers von Fritsch, eines gelehrten,

weitblickenden Staatsmannes, vom Grafen von Bünau, Statthalter in Eisenach, für den Verwaltungsdienst trefflich vorbereitet, mit Winckelmann, der gerade in jenen Jahren Bibliothekar des Grafen in Nöthnitz war, näher bekannt, hatte er frühzeitig die Aufmerksamkeit der Herzogin auf sich gelenkt. Er wurde allmählich ihr treuester, geschätztester Berater. Dabei war er eine für Fürsten durchaus nicht bequeme Persönlichkeit. Er selbst bekennt in einem Briefe an Karl August, daß er zu viel Rauhes in seinen Sitten, zu viel öfters an das Mürrische grenzende Ernsthaftigkeit, zu viel Unbiegsamkeit und zu wenig Nachsicht gegen das, was herrschender Geschmack sei, an sich habe, um am Hofe gefallen zu können. Diese Selbstcharakteristik bestätigt Goethe, indem er von ihm sagt, er habe nichts Behagliches oder Feines in seinen Formen gehabt und sei scheinbar hart und starr gewesen. „Scheinbar," setzt Goethe mit Bedacht hinzu, denn in Wirklichkeit hatte dieser Mann ein weiches Herz, das er oft in einer ihn sehr ehrenden Weise bethätigte. Außerdem zeichnete ihn ein starkes Bildungsinteresse aus, ein klarer Verstand, unbestechliche Wahrheitsliebe, Ehrlichkeit, Selbstlosigkeit, Fleiß und eine bis an das Pedantische streifende genaue Erledigung seiner Arbeiten. Um solcher Tugenden willen sahen Amalie und Karl August über die Ecken und Kanten seines Wesens hinweg; mußten sie sich doch sagen, daß selbst die ihnen unbequemen Charaktereigenheiten des Mannes mit seinen Lichtseiten aufs engste zusammenhingen.

Eine fröhlichere Gestalt des Weimarer Hofes war der Kammerherr Hildebrand von Einsiedel, der sich durch seine große Gutmütigkeit den Beinamen l'ami verdiente. Er war ein unentbehrliches Glied der Geselligkeit. Er dichtete niedliche Pasquille und Operetten, spielte Theater, musizierte, war ein Meister auf dem Billard, liebte die Karten und war zu jedem lustigen Streich aufgelegt. Bekannt war er durch seine Zerstreutheit, namentlich konnte er über die Musik jede Verabredung oder Einladung vergessen. In diesem guten Gesellschafter steckte jedoch ein gediegener Kern, den man früh dadurch anerkannte, daß man ihn zum Beisitzer

des Jenaer Hofgerichts machte. Als Präsident dieses später zum Oberappellationsgericht umgewandelten Gerichtshofes ist er nach vielseitiger litterarischer Thätigkeit in hohem Alter gestorben.

Zu den jüngeren Mitgliedern der Hofgesellschaft gehörten ferner bei der Ankunft Goethes: der Kammerherr von Kalb, geistreich und gewandt, aber unlauter (er war es, der Goethe nach Weimar geleitete); der Oberforstmeister von Wedel, gewöhnlich der „schöne Wedel" genannt, „ein offener Kerl und guter Jäger", angenehm durch trockenen Witz, Karl Augusts Jugendgespiele; und der Kammerherr und ehemalige sardinische Oberstlieutenant von Seckendorff, wie Einsiedel Dichter, Übersetzer, Komponist, jedoch diesen an Talent überragend. Goethe hat ihn in „Ilmenau" mit seinen langen, feingestalteten Gliedern, die er ekstatisch faul nach allen Seiten dehnt, während er ein monotones Lied vom Tanz der himmlischen Sphären mit großer Inbrunst singt, lebendig gemalt.

Nicht von Adel, aber dem Hofe nahe verbunden, waren Musäus und Bertuch.

Musäus, erst Pagenhofmeister, dann Gymnasiallehrer, hatte ursprünglich Theologie studiert, aber eine Pfarrstelle durch öffentliches Tanzen verscherzt. Seine drollige, humorvolle Art prägte sich ebenso im Leben, wie in seinen Schriften und auf der Liebhaberbühne aus. Durch seine „Volksmärchen der Deutschen" ist er noch jetzt bekannt. Schon vor der Veröffentlichung der Märchen verschafften ihm die beiden satirischen Romane: „Grandison der Zweite" und „Physiognomische Reisen" einen litterarischen Ruf. Für die physiognomischen Reisen klopfte ihn Goethe auf die Finger. „Anders sagen die Musen und anders sagt es Musäus."

Bertuch, ein geborener Weimaraner, vereinigte Gelehrsamkeit, poetisches Talent und kaufmännisches Geschick in seltener Weise. Von Hause aus Theologe, dann Jurist, erhielt er im Jahre 1775 die einflußreiche Stelle eines Rats und Geheimsekretärs des Herzogs, als welcher er die Finanzangelegenheiten

des Fürsten zu besorgen hatte. Als Mitglied des Musenhofes legitimierte er sich durch eine Sammlung von Wiegenliedern (1772), unter denen „Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee“ bis auf den heutigen Tag die deutsche Kinderwelt ergötzt; ferner durch das Trauerspiel „Elfriede“ (1773), durch die Übersetzung des „Don Quixote“ (1775—1779) und manches Andere. Späterhin folgten mehr geschäftlich-litterarische Unternehmungen, darunter das so beliebt gewordene Bilderbuch für Kinder. Mit seinem Landes-industriecomptoir hatte er glänzenden Erfolg. — Solange er sein Hofamt bekleidete, war er überall thätig und es gab Niemanden, der nicht gelegentlich seiner Hilfe bedurft hätte. Infolgedessen wurde ihm eine behagliche Überhebung eigen, die den anfangs mit ihm auf Du und Du stehenden Goethe wachsend verdroß.

Wir reihen diesen den Maler und späteren Direktor des Weimarer Zeicheninstituts Georg Melchior Kraus an, einen Landsmann Goethes, dessen leichtes erfreuliches Talent in Paris ausgebildet worden war. Goethe bezeichnet ihn als den angenehmsten Gesellschafter. „Gleichmütige Heiterkeit begleitete ihn durchaus; dienstfertig ohne Demut, gehalten ohne Stolz, fand er sich überall zu Hause, überall beliebt, der Thätigste und zugleich der Bequemste aller Sterblichen.“

Gedenken wir noch flüchtig des Reisemarschalls von Klinkowström, des Oberstallmeisters von Stein, des Kammerherrn von Werthern, des Geheimsekretärs der Herzogin Amalie, Ludecus, des Kapellmeisters Wolff, des Kammermusikus Kranz, so haben wir — mit Ausnahme des Herzogs — den Kreis der Männer erschöpft, die in Weimar für Goethes Verkehr zunächst in Betracht kamen.

Gehen wir von den Herren zu den Damen über, so stellt sich neben die Herzogin Amalie die junge, sanfte Herzogin Luise, die Gattin Karl Augusts. Von der männlichen, regen, geist-sprühenden Persönlichkeit ihrer Schwiegermutter wird sie fast ganz in den Hintergrund gedrückt. Ihr stilles Wesen paßte wenig an den Weimarischen Hof. Ihr zartes Gemüt nahm Alles sehr schwer. Jeder kleine Verstoß und jedes Ungemach verstimmte sie und

scheuchte sie in sich zurück. So kam es, daß sie wegen ihrer edlen Eigenschaften Jedermanns Verehrung, aber wegen ihrer herben Zusammengezogenheit Niemandes Freundschaft genoß. Auch Goethe, der ihr ein Herz voll freudiger Liebe seit der Karlsruher Begegnung widmete, wurde von ihrer unglücklichen Art langsam erkältet. Noch mehr stieß diese Art ihren frisch zugreifenden Gatten ab, so daß die Ehe sehr bald einen unerquicklichen Zug erhielt. „Sie leuchtete wie ein verdunkelter Stern," so charakterisiert sie Knebel treffend. Nur in kritischen Momenten flammte dieser Stern auf; da wuchs ihre Natur zu heldenhafter Größe empor. Als die Katastrophe von 1806 über das Land hereinbrach, da rettete sie durch ihr festes, hoheitsvolles Auftreten Weimar vor der Zerstörung und das Herzogshaus vor der Vernichtung. „Das ist eine Frau, die auch unsere Kanonen nicht haben in Furcht setzen können," lautet ein Wort Napoleons aus jenen Tagen.

Am nächsten stand ihr die ihr in vielen Stücken ähnliche Charlotte von Stein, die Frau des Oberstallmeisters. Da wir dieser bedeutenden Frau an besonderer Stelle unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben werden, so mag es genügen, sie hier nur meteorisch aufleuchten zu lassen, wie schon einmal ihr Licht an uns rasch vorübergeblitzt war.

Wenn die Herzogin und die Frau von Stein sehr ernste Figuren in dem Weimarer Gesellschaftsbilde sind, so ist dafür eine um so frohere die neckische „Gnomide" Luise von Göchhausen, Hofdame der Herzogin Amalie, mit dem Spitznamen: Thusnelda. Eine kleine, verwachsene, gescheite und gutmütig-mokante Person, voller Geist und Geschmack, wie am besten ihre aus Italien geschriebenen Briefe beweisen. „Genie die Fülle, kann aber nichts machen!" sagte sie scherzend von sich. Ihrem dichterischen Interesse und ihrer Verehrung für Goethe haben wir die Erhaltung des „Urfaust" und des Büchleins „Annette" zu danken, was ihr unvergessen sein soll.

Ein pikantes Glied der Gesellschaft — aber in anderem Sinne — war auch die Baronin Emilie von Werthern-

Beichlingen, in London auferwachsen als die Tochter des hannöverschen Ministers von Münchhausen, 1773 mit dem beträchtlich älteren Kammerherrn von Werthern vermählt. Sinnlich, feurig, sehr schön, fehlte es ihr weder an Liebhabern noch an Neigung, deren Huldigungen zu willfahren. Mit dem standhaftesten, dem Lieutenant und Bergrat von Einsiedel, einem Bruder des Kammerherrn, ging sie 1784 nach Afrika durch, nachdem sie vorher das Abenteuer eines Scheinbegräbnisses gewagt hatte.

Von edlerer Art war die schöne Gräfin Jeannette Luise von Werthern auf Neunheiligen, die wir aus dem Landadel hier einfügen wollen. Eine geborene Freiin von Stein, Schwester des Reformators Preußens, vornehm, sehr zierlich, fein, seelenvoll und „höchst liebenswürdig", die Frau, von der Goethe lernte, was Welt haben sei. „Was in jeder Kunst das Genie ist, hat sie in der Kunst des Lebens." Ihr Abbild im Wilhelm Meister, die „Gräfin", trägt ungemein zarte Züge.

Einen anderen „Engel" holte sich Goethe, kaum daß er ein Jahr in Weimar war, selbst herbei, die Sängerin und Schauspielerin Corona Schröter. Noch von seinen Leipziger Studentenjahren her war sie ihm in holdem Gedächtnis, und als er sie nun im März 1776 wiedersah, war er Feuer und Flamme und bewirkte, daß sie von Karl August im Herbst als Kammersängerin nach Weimar berufen wurde. Eine herrliche griechische Erscheinung:

> Als eine Blume zeigt sie sich der Welt,
> Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
> Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.
> Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
> Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.

Nicht minderes Wohlgefallen äußerte Wieland: „Da treffen wir (im Park) Goethen in Gesellschaft der schönen Schröterin an, die in der unendlich edlen attischen Eleganz ihrer ganzen Gestalt und in ihrem ganz simpeln und doch unendlich raffinierten und insidiosen Anzug wie die Nymphe dieser anmutigen

Felsengegend aussah." „Es gönnten ihr die Musen jede Gunst." Mit einer entzückenden Stimme verband sie großes Schauspieltalent, sie musizierte und komponierte, z. B. Goethes Fischerin (darin den Erlkönig), und malte mit Virtuosität, wie ihr Selbstbildnis als Iphigenie beweist, das mit den rosigen Wangen, den feucht verklärten Augen und dem hold-schwärmerischen Ausdruck noch heute uns Sehnsucht nach ihrer Erscheinung einhauchen kann. Sie rührte vieler Männer Herzen, und in dem Goethes nahm die „Krone" („und selbst dein Name ziert, Corona, dich") neben der Frau von Stein mehrere Jahre einen bevorzugten Platz ein. Später hat Einsiedel ein langjähriges leidenschaftliches Verhältnis zu ihr gehabt, das wohl nur wegen seiner zerrütteten Vermögenslage zu keiner Ehe führte.

Geschätzte Kolleginnen hatte sie in der Frau des Kapellmeisters Wolff, an der Frau Steinhardt und an Demoiselle Neuhauß, zu denen nach einigen Jahren noch Fräulein von Rudorff (die Rudel) trat, die den weisen Grämling Knebel entführte.

Kehren wir wieder in die „höheren" Regionen zurück, so ist nur noch eine hervorragendere Frau zu nennen, die „kleine Schardt", die Frau eines Bruders der Frau von Stein, des Geheimen Regierungsrates von Schardt. Sie war eine geborene Gräfin Bernstorff und nach dem frühen Tode ihrer Eltern bei ihrem Vetter, dem dänischen Staatsminister, erzogen worden. Dort hatte sie die humane poetische Luft eingesogen, die das Bernstorffsche Haus erfüllte. Nach ihrer Vermählung im Mai 1776 folgte ihr sehr bald ihre Pflegemutter mit ihrem Geschäftsführer, dem dicken Bode, dem Freunde Lessings. Als Anhängerin Klopstocks neigte sie mehr zu Herders empfindungsreichem Prophetentum, als zu Goethes idealisierendem Realismus. Herder seinerseits kultivierte feurig die Seelenfreundschaft mit der kleinen, sentimentalen und etwas gefallsüchtigen Frau. — Genannt mögen endlich noch sein die langnäsige, steife Oberhofmeisterin der Herzogin Luise, Gräfin Gianini, ihre Hofdamen von Wöllwart und von Waldner, die junge Frau von Kalb, die Kammerfrau der Herzogin Amalie.

die verwitwete Legationsrätin Kotzebue, die Mutter des bekannten Dichters, und ihre liebenswürdige Tochter Amalie. —

An der Spitze dieses großen, mannigfaltigen Kreises von Männern und Frauen stand seit dem 3. September 1775, an welchem Tage die Herzogin Amalie die Zügel der Regierung aus den Händen gegeben hatte, ihr Sohn Karl August.

Karl August war neben Friedrich II. von Preußen unstreitig die größte Fürstengestalt Deutschlands. Einen geborenen großen Menschen nennt ihn Goethe. Kein Wunder, daß der preußische König schon von dem vierzehnjährigen Knaben sagte: „Er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige", während Wieland in dem fünfzehnjährigen alle Eigenschaften fand, aus dem das Geschick große Menschen zu formen pflege. „Gebe der Himmel," fügte er hinzu, „daß er nicht zu groß für das Wohl seines Landes werde."

Allerdings war es ein arges Mißverhältnis, daß dieser große Fürst über ein Ländchen gesetzt war, das mit seinen 1900 Quadratkilometern (34 Quadratmeilen) seinem Thatendrang nur ein winziges Feld zur Entfaltung gewährte. Und doch führte gerade diese Beschränkung zum Segen. Denn indem sein Thatendrang sich im Materiellen und Greifbaren nicht ausleben konnte, mußte er um so stärker auf geistigem Gebiet sich zur Geltung zu bringen suchen. Und so setzte er das Werk seiner Mutter in glänzendster Weise fort. Ihn unterstützte hierbei eine universelle Bildung, die er sich nicht zum schönen Schein, wie es bei Fürsten so häufig der Fall ist, sondern aus tiefem inneren Bedürfnis aneignete. Denn ihm war jeder hohle Schein zuwider. Er wollte nur scheinen, was er war, ja er hatte wie Goethe ein Vergnügen daran, weniger zu scheinen, als er war.

„An Allem, was ich trieb," sagt Goethe, „nahm er gründlichen Anteil." Daraus ergiebt sich seine Stellung zur Poesie, zur Kunst und zu den Naturwissenschaften. Seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse wuchsen im Laufe der Jahre zu solcher Solidität und

Ausbreitung, daß sie einen Mann, wie Alexander von Humboldt in Erstaunen setzten. Seine Liebe zur Kunst offenbarte sich ebenso in dem Eifer, mit dem er sammelte und Künstler unterstützte, wie in der Innigkeit, mit der er die Schönheit tüchtiger Werke empfand. „Goethe,“ schreibt er 1781 an Merck, „schenkte mir vor zwei Tagen ein paar Elsheimer ... sie sind mir so lieb, daß sie fast nie von meiner Seite kommen, immer neben meinem Schreibtisch stehen und mir Anmut einhauchen müssen, wenn der Feuerherd des Menschenlebens einen hie und da zu sehr räuchern will.“ Über die sixtinische Madonna schreibt er an Knebel im Oktober 1782: „Bei dem Rafael, welcher die Dresdener Sammlung schmückt, ist mir nicht anders gewesen, als wenn man den ganzen Tag durch die Höhe des Gotthard gestiegen ist, durchs Urseler Loch kam und nun auf einmal das blühende und grünende Urseler Thal sah. Mir war's, so oft ich ihn sah und wieder wegsah, immer nur wie eine Erscheinung vor der Seele; selbst die schönsten Correggios waren mir nur Menschenbilder; ihre Erinnerung wie die schönen Formen, sinnlich palpabel. Rafael blieb mir aber immer bloß wie ein Hauch, wie eine von den Erscheinungen, die uns die Götter in weiblicher Gestalt senden, um uns glücklich oder unglücklich zu machen, wie die Bilder, die sich uns im Schlaf wachend und träumend wieder darstellen und deren uns einmal getroffener Blick uns ewig Nacht und Tag anschaut und das Innerste bewegt.“

Eine nicht viel geringere Empfänglichkeit brachte er der Poesie entgegen. War er doch selbst ein durchaus dichterisch gestimmter Mann, wenn auch diese Stimmung in späteren Jahren selteneren Ausdruck fand. Nach einem achttägigen Besuche des Gothaer Herzogs schreibt er an einem Juliabend des Jahres 1780 aus einer Hütte des Parkes: „Der Tag war ganz außerordentlich schön, und der erste Abend der Freiheit (denn heute früh verließen uns die Gothaner) ließ sich mir sehr genießen. Ich bin in den Eingängen der „kalten Küche“ (Partie im Park) herumgeschlichen, und ich war so ganz in der Schöpfung und so weit

von dem Erdentreiben. Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt; es ist einem ja nicht größer zu Mute, als wenn man die Sonne so untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt, und das Alles so für sich, so wenig der Menschen halber, und doch genießen sie's und so hoch, daß sie glauben, es sei für sie. Ich will mich baden mit dem Abendstern und neu Leben schöpfen ...

Ich komme daher. Das Wasser war kalt, denn Nacht lag schon in seinem Schoße. Es war, als tauchte man in die kühle Nacht. Als ich den ersten Schritt hineinthat, war's so rein, so nächtlich dunkel; über den Berg hinter Ober=Weimar kam der volle, rote Mond. Es war so ganz stille. Wedels Waldhörner hörte man nur von weitem, und die stille Ferne machte mich reinere Töne hören, als vielleicht die Luft erreichten."

Man glaubt bei solchen Äußerungen Goethe zu vernehmen, und gewiß hat sein Geist den Zögling durchdrungen. Aber welche Kongenialität gehörte dazu, um ihn so glänzend wieder=zuspiegeln!

Noch deutlicher läßt sich das poetische und zugleich idealistische Empfinden des Herzogs aus einem denkwürdigen Briefe erkennen, den er im Oktober 1771 an Knebel richtete. Knebel trug sich mit dem Gedanken, weil er für den Gehalt, den er empfing, keine greifbaren Dienste mehr dem Herzogtume leisten konnte, in fremde Dienste überzutreten. Darauf schrieb ihm der Herzog unter Anderem folgendes: „Sind denn die, die sich Deiner Freundschaft, Deines Umgangs freuen, so sklavisch, so sinnlicher Bedürfnisse voll, daß Du nur durch Graben, Hacken, Ausmisten und Akten=verschmieren ihnen nützen kannst? Ist denn das Receptaculum ihrer Seelen so gering, daß Du nirgends ein Plätzchen findest, wo Du irgend etwas von dem, was die Deine Schönes, Gutes und Großes, die innere Existenz verbessernd und veredelnd, gesammelt hat, ausschütten kannst? Sind wir denn so hungrig, daß Du für unser Brot, so furchtsam und unstet, daß Du für unsere Sicherheit arbeiten mußt? Sind wir nicht mehrerer Freuden, als

der des Tisches und der Ruhe fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn Du von dem Schmutz und dem Gestank des Weltgetriebes Reiner, Deine volle Zeit zur Schmückung des Geistes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden vorhältst? Sind unsere Klüfte so quellenlos, daß wir nicht eines schönen Brunnens brauchen, uns selbst unserer Ausflüsse freuend, wenn sie schön in demselben aufgefaßt sind? Sind wir bloß zu Ambossen der Zeit und des Schicksals gut genug und können wir nichts neben uns leiden als Klötze, die uns gleichen und nur von harter, anhaltender Masse sind?... Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land; ist's erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit damit zubringt, aus fremden Landen Sämereien holen zu lassen, sie auszulesen und zu säen? Ist's so geschwind geschehen, diesen Samen zu bekommen und auszulesen? Muß er nicht etwa daneben auch das Schmiedehandwerk treiben, um seine Existenz recht auszufüllen?" — — Ein Mann, der so schreibt, der liebt nicht bloß die Poesie, sondern er hat Poesie.

Ein schönes Zeugnis für Karl Augusts poetisches Gefühl ist es auch, daß er Goethes Dichtungen über Alles schätzte. Aber so sehr er sie bewunderte, so machte ihn doch die Bewunderung nicht kritiklos. Er urteilte immer selbständig und nicht selten sehr scharf, z. B. über den Egmont. Seiner gediegenen Natur entspricht es, daß er in der Poesie den entschiedensten Wert auf den inneren Gehalt legte, und daß er gegen Werke, wo er leeres Pathos oder Effekthascherei zu bemerken glaubte, eine ausgesprochene Abneigung an den Tag legte. Unter dieser hatten manche Schillersche Dichtungen zu leiden.

Seine Urteile, die sich bis auf stilistische und rhythmische Eigentümlichkeiten ausdehnen, sind nicht immer die unserigen. Aber darum, weil er ein heute gefeiertes Goethisches oder Schillersches Werk gering schätzte, oder weil er ein heute in der Wertschätzung gesunkenes hochhielt, zu sagen, er hätte für Poesie kein Verständnis gehabt, ist das Verkehrteste, was es geben kann.

Wenn es nach diesen Ausführungen den Anschein gewinnen sollte, als ob Karl August eine zartgesponnene, nur im Geistigen webende Persönlichkeit gewesen wäre, so würde dieser Schein sehr trügen. Vielmehr war er von Haus aus eine heißblütige, derbe, sinnliche Jäger- und Soldatennatur. Auf Parforcepferden über Hecken, Gräben, durch Flüsse, bergauf, bergein sich tagelang abarbeiten und dann nachts unter freiem Himmel kampieren, das war nach seinem Sinne. Und wenn sich das Ungestüm später legte, das Derbe und Urwüchsige blieb ihm getreu, so daß noch der bejahrte Mann in vertrauter Umgebung etwas durchaus Jugendlich-Burschikoses hatte. Dieser Charakterzug trat noch deutlicher durch seine Freude am Scherz hervor, wobei der grobe in der Regel den Vorzug hatte.

Niemals wohnten in einem Menschen zwei Seelen, von denen die eine mit Lust am Niederen haftete, die andere zu den Gefilden hoher Ahnen strebte, so nahe bei einander. Er konnte vom plattesten Spaß, dem tollsten Vergnügen, dem verwegensten Ritt, dem geräuschvollsten Tageslärm ohne weiteres zu dem Tiefsten, Ernstesten und Feinsten, das uns bewegt, übergehen.

Der Urwüchsigkeit seiner Natur entsprach die Neigung zum Einfachen und Ursprünglichen. Als er zur Regierung kam, war das Residenzschloß eine Brandstätte. Er ließ ruhig fünfzehn Jahre vergehen, ehe er an einen Aufbau dachte, und begnügte sich mit dem dürftig hergerichteten Fürstenhaus. Ja, auch dessen Räume waren ihm oft noch zu elegant und er zog auf Tage und Wochen in eine Holzhütte des Parkes (Kloster oder Borkenhäuschen genannt), die heute nur noch zur Beherbergung von Gartengerätschaften brauchbar erscheint.

Der höfische Zwang und die höfische Steifheit waren ihm verhaßt und an seinem Hofe durchbrach er die Etikette, wie und wo er nur konnte. Als er an dem ceremoniösen Hofe zu Braunschweig mehrere Tage war, stand er förmliche Qualen aus. Goethe bemerkte damals: „Eine Fee könnte ihm keinen größeren Dienst erweisen, als wenn sie diesen Palast in eine Köhlerhütte

verwandelte.“ Er kleidete sich auch wie ein einfacher Bürger, höchstens daß die Militärmütze einen anderen Stand verriet.

Er wollte als getreuer Sohn seiner Mutter, als der Jünger Rousseaus und Goethes nicht Fürst, sondern Mensch sein. Die Mailänder fanden daher kurz und schlagend das Centrum seines Wesens, wenn sie ihn principe uomo nannten. Wie er sein eigenes Leben nach rein menschlichen Gesichtspunkten einrichtete, so behandelte er aus ihnen heraus alle Staatsangelegenheiten und war in diesem Punkte über seine Beamten und Unterthanen, die im Herkömmlichen steckten, weit hinaus. Eine sehr bezeichnende Äußerung machte er einmal zu Knebel: „Seit ein paar Tagen habe ich mir die Zeit mit Lesung von Konsistorialakten vertrieben, welche Vorschläge zu Verbesserungen und Visitationen des hiesigen Gymnasiums, von 1762 an, betreffen. Von allen menschlichen Begriffen den allermenschlichsten, die Erziehung der Menschen, im Aktenstile und modo voti vorgetragen zu sehen, ist unglaublich. Wenn keiner einen Begriff von einer menschlichen Behandlung hätte, so müßte er ihn durch's Contrarium bekommen, sobald er diese Akten läse.“

Bei einer solchen Gesinnung war es natürlich, daß alle seine Reformen einen modernen, menschenfreundlichen, volkstümlichen Zug hatten, und daß er der erste unter den deutschen Fürsten war, der das Versprechen der Wiener Bundesakte, eine landständische Verfassung zu geben, einlöste. Diese freiwillige Teilung seiner Gewalt fiel seiner autokratischen, hartköpfigen Natur gewiß nicht leicht; aber dem eisernen Willen, mit dem er Alles, was er für Recht erkannte, ausführte, beugte er auch sich selber. Er hatte viel mit sich zu kämpfen, namentlich in der ersten Zeit seiner Regierung, wo jugendliche Unklarheit und Hitze, ererbte Anschauungen und Liebhabereien ihn öfters von seinen schönen, großen Zielen ablenken ließen. Aber mit jedem Jahre wurde ihm der Sieg leichter, und immer fester und eifriger arbeitete er an der Befreiung und Verjüngung des Weimarischen Staatswesens. Goethe, der ihm in der Jugend voraus war, vermochte im Alter seinen raschen Schritten nicht mehr zu folgen.



Seine fortschreitende Natur, die das Herzogtum frühzeitig zu einem Hort politischen und religiösen Freisinns machte, zeigte sich auch im Ökonomischen. „Was irgendwo an großen, neuen Einrichtungen und Erfindungen hervortrat, suchte er bei sich einheimisch zu machen. Mißlang etwas, so war davon nicht weiter die Rede, sondern er ging sogleich auf etwas Neues los.“ Was seine Regierungskunst weiter stützte und befruchtete, war, daß „er die Gabe besaß, Geister und Charaktere zu unterscheiden und Jeden an seinen Platz zu stellen“ (Goethe zu Eckermann).

Mit Hilfe dieser Gabe und mit Hilfe seiner großen Sinnesart und sonstigen reichen Veranlagung gelang es ihm, die ersten Geister der Nation nicht bloß an sich zu ziehen, sondern, was weit mehr war, dauernd festzuhalten.

Auf diese Weise schuf er aus Weimar eine Kulturstätte, die über ganz Deutschland ihr erhellendes und erwärmendes Licht warf, die durch ihre Geistesmacht Berlin und Wien überragte, ja hierdurch als die eigentliche, wahre Hauptstadt Deutschlands gelten konnte.

O Weimar, dir fiel ein besonder Los,
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß.

— — —

Blicken wir auf die lange Reihe der geschilderten Persönlichkeiten, die in sich so viel Talent, Streben, Bildung, Charakter, Schönheit vereinigten, und die sehr häufig von Jena, Erfurt, Gotha und dem Lande noch wertvollen Zuwachs erhielten, zurück, so verstehen wir, wie Goethe frohen Herzens die große Reichsstadt mit dem kleinen Landstädtchen, die „hochgesegneten Gebreiten“ des Mains und des Rheines mit dem mageren, thüringischen Berglande vertauschen konnte.

„Sie sollten nicht glauben, wie viel gute Jungens und gute Köpfe beisammen sind,“ „auf so einem kleinen Fleck wie in einer Familie findt's sich nicht wieder so,“ meldet Goethe seinen Freunden in der Ferne. Und ebenso schrieb Schiller elf Jahre später, wo

die Gesellschaft im wesentlichen noch dieselbe war: „Lauter Menschen, die man an einem Orte nie beisammen findet.“ Der auserwählte Kreis besaß aber für Goethe noch zwei besondere Vorzüge: er stand im Zeichen der Jugend und der Frauen. Von der Herzogin-Mutter, der eigentlichen Patronin des Musenhofes, wissen wir bereits, daß sie bei Goethes Eintritt in Weimar nicht mehr als 36 Jahre zählte. Karl August und seine Gemahlin hatten es gar erst auf die Hälfte dieser Ziffer gebracht, während das Alter der übrigen sich innerhalb dieser Grenzen bewegte, mit Ausnahme des von Wieland, der mit seinen 42 Jahren sich unter der jungen Welt wie ein Großvater vorkam.

Die Geister dieser jugendlichen Menschen waren noch unter keiner Doktrin und Gewohnheit starr geworden. Sie eröffneten sich leicht dem neuen Zuge der Ideen und Gefühle. Während Goethe in dem großen Frankfurt die Bekenner seiner Ideen und Anhänger seiner Poesie, so wie er sich sie wünschte, nur vereinzelt um sich sah, bildeten sie in dem kleinen Weimar eine dichte Schar, eine andächtige Gemeinde, eine leidenschaftliche Partei.

Und zum Anderen: So wert dem Dichter die Männer waren, die mit ihm an den Ufern der Ilm irrten und strebten, — lieb wurde ihm das neue Dasein erst durch die Frauen. Zu allen Zeiten hat er den Umgang mit Frauen — erst instinktiv, dann bewußt — als ein Lebensbedürfnis geschätzt. Von ihnen glaubte er die feinsten Anregungen und die edelste Läuterung zu empfangen. In ihrer Nähe schienen ihm erst die besten Seiten seiner Natur sich aufzuschließen und wohlthuend auszustrahlen.

Man kann demnach ermessen, welche Bedeutung es für ihn haben mußte, in Weimar einen Zirkel hoch veranlagter, feinfühliger Frauen anzutreffen, wie er ihn nie bisher gefunden hatte. Ihnen haben wir es vornehmlich zu danken, daß sein Lebensbaum mit dem wachsenden Ernst der Jahre und Geschäfte nicht zu sehr ins Holz ging, sondern immer neu mit Blättern und Blüten sich bedeckte.



20. Eintritt in Weimar.

„Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Tautropfen von der Morgensonne,“ schrieb drei Tage nach des Dichters Ankunft einer der Bedeutendsten am Weimarischen Geniehof, Wieland. Noch höher steigt seine Begeisterung, als er am Anfang des neuen Jahres bei der Frau von Keller und deren niedlicher Tochter (Wielands „Psyche“) Gelegenheit hatte, mehrere Tage in der ungestörten Einsamkeit des Landschlosses Stetten mit dem Frankfurter Gast zusammen zu sein. Er kann sich vor Entzücken nicht lassen, in dithyrambischen Versen muß er der Welt von dem wunderbaren Gestirn künden, das über Weimar aufgegangen sei.

Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu töten und zu entzücken,
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig, daher!
Und Niemand fragte, wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick, 's war er!
Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen,
Durch alle unsre Adern rinnen.
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,

Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt!
So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
Von fremden Schlacken so ganz gereinigt!
Der unzerdrückt von ihrer Last
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Wesen sich gräbt,
Und doch so innig im Ganzen lebt!

Das laß mir einen Zaubrer sein!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
Die Stunden wie augenblicks verschwunden!
Und wieder Augenblicke so reich!
An innerm Werte Tagen gleich!
Was macht er nicht aus unsern Seelen?
Wer schmelzt wie er die Lust im Schmerz?
Wer kann so lieblich ängsten und quälen?
In süßern Thränen zerschmelzen das Herz?
Wer aus der Seelen innersten Tiefen
Mit solch entzückendem Ungestüm
Gefühle erwecken, die ohne ihn
Uns selbst verborgen im Dunkeln schliefen?

O welche Gesichte, welche Scenen
Hieß er vor unsern Augen entstehn?
Wir wähnten nicht zu hören, zu sehn,
Wir sahn! Wer malt wie er? So schön,
Und immer ohne zu verschönen!
So wunderbarlich wahr, so neu,
Und dennoch Zug vor Zug so treu?
Doch wie, was sag' ich malen? Er schafft,
Mit wahrer, mächtiger Schöpferskraft
Erschafft er Menschen; sie atmen, sie streben!
In ihren innersten Fasern ist Leben!
Und jedes so ganz Es Selbst, so rein!
Könnte nie etwas anders sein!
Ist immer echter Mensch der Natur,
Nie Hirngespenst, nie Karikatur,
Nie kahles Gerippe von Schulmoral,
Nie überspanntes Ideal!



Noch einmal, Psyche, wie flogen die Stunden
Durch meines Zaubrers Kunst vorbei!
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden,
Und was er sei, nun ganz empfunden,
Wie wurd' er so schnell uns wieder neu!
Entschlüpfte plötzlich dem satten Blick
Und kam in andrer Gestalt zurück.
Ließ neue Reize sich uns entfalten,
Und jede der tausendfachen Gestalten
So ungezwungen, so völlig sein,
Man mußte sie für die wahre halten!
Nahm unsre Herzen in jeder ein,
Schien immer nichts davon zu sehen,
Und wenn er immer glänzend und groß
Rings umher Wärme und Licht ergoß,
Sich nur um seine Achse zu drehen.

So Wieland, der in seiner Begeisterung das Tiefste und Schönste fand, was je über Goethe als Dichter gesagt worden ist. Der Kammerherr von Kalb aber meldete den Eltern Goethes: „Denken Sie sich ihn als den vertrautesten Freund unseres lieben Herzogs, ohn' welchen er keinen Tag existieren kann, von allen prafen Jungen bis zur Schwermerey geliebt . . . und Sie werden sich noch immer zu wenig denken." „Zu wenig", denn zu den praven Jungen gesellten sich die praven „Misels", wie die Damen in der Weimarer Geniesprache hießen. Ihr Enthusiasmus für den schönen Mainsohn, der in der interessanten Wertheruniform ankam, war nicht so laut, aber ebenso tief und noch nachhaltiger. In dem Scherzspiel Rino, das Frau von Stein damals verfaßte, umschmachten sie ihn Alle mit verliebten Blicken, und Jede ist glücklich, ein paar Briefe von ihm aufweisen zu können. „Ich wundere mich nicht im geringsten, daß Goethe so allgemein gefallen hat," erwiderte Zimmermann auf einen Brief der Frau von Stein.

Je mehr die Herzen der Weimarer Gesellschaft ihm entgegenflogen, um so leichter wurde seine Wirkung auf sie. Sturm und Drang überträgt sich auf den Weimarischen Fürstenhof. Natur, Freiheit, Brüderlichkeit werden hier die Schlagworte, wie sie es

einst im Straßburger Studentenkreise gewesen waren. Doch in etwas verändertem Sinne. Goethe hatte in der Kunst den Naturalismus zum größeren Teile überwunden, dagegen im Leben um so leidenschaftlicher ihn erfaßt. Immer mehr fühlte er sich als Stück der Natur und darum immer größeres Glück im Zusammenleben mit der Natur. Mit dem nach seiner Bildung dunklen, dem Sinne nach aber klaren Worte „Erdtulin“ bezeichnete er sich in Weimar, nachdem er zum erstenmale in seinem Garten geschlafen. Er spricht von seinem „Erdgeruch“ und „Erdgefühl“, ihm ist wohl in Klüften, Höhlen und Wäldern. Aus der Umarmung der Natur glaubt er neue Kraft und neuen Saft zu saugen. In der Natur öffnen sich ihm die geheimen Wunder der eigenen Brust, sowie die der Natur selber. Mit diesem Naturkultus durchtränkte er seine Weimarische Umgebung. „Sauge den Erdsaft, saug Leben dir ein,“ rät Karl August in einer poetischen Epistel der Frau von Stein. „Mir ist nirgends wohl, bis ich meinen Stab in der Hand habe, um unter meinen Bäumen zu leben und zu walten und den unendlichen Erdgeist einzuziehen,“ schreibt Wieland, dem früher von einem Erdgeist nichts geträumt hatte. „Der Statthalter von Erfurt war einige Tage bei uns und ist auch nicht ohne Erdgeruch entlassen worden,“ meldet Goethe vergnüglich dem Freiherrn von Fritsch (August 1776). Schiller, der am liebsten im Reiche der Gedanken lebte, war bei seinem ersten Weimarischen Besuche ganz verdrießlich über „das bis zur Affektation getriebene Attachement an die Natur“.

Eine Konsequenz des Anschließens an die Natur war die Natürlichkeit, mit der man sich selber gab, der Wunsch, in Freiheit sonder Zwang sich auszuleben. Je jünger aber die Weimarische Gesellschaft war und je größer ihre Macht und ihre Mittel, um so wilder und toller mußte dieses losgebundene Waltenlassen der Individualität sich gestalten. Insbesondere dürstete Karl August nach einem solchen Dasein. Seine vollsaftige Natur hatte bisher wie in einer Zwangsjacke gesteckt. Gouverneure und Geheimräte

hatten an ihm Tag für Tag herumgearbeitet und ihn wie durch einen Zaun vom Leben getrennt. Er hatte rechtlich wie thatsächlich unter Vormundschaft gestanden. In dem Moment aber, der ihm die Mündigkeit brachte, war er Landesherr und Ehemann geworden, und anstatt frei zu werden, schienen neue schwerere und engere Fesseln sich ihm aufzuerlegen. Dagegen lehnte sich seine ganze Natur auf, und auch ohne daß Goethe gekommen wäre, hätte er die fürstliche Selbstherrlichkeit benutzt, um den zurückgehaltenen Drang nach freiem Lebensgenuß zu befriedigen. Goethes Feueratem beschleunigte nur die natürliche Entwickelung.

Ein buntes, bewegtes, ausgelassenes Treiben begann. Trinkgelage, Karten- und Würfelspiel, Tanzvergnügungen in Schlössern und Dorfwirtschaften, Parforceritte, Gebirgsjagden, Schlittenfahrten und Schlittschuhlauf, Maskeraden, Pikniks, Theateraufführungen, Liebeleien schafften die gewünschte Erregung. Daneben gab es manche Extrabelustigung, und man mag es gern glauben, daß Goethe und der Herzog gelegentlich auf dem Marktplatz um die Wette mit der Hetzpeitsche knallten, oder daß sie die nächtliche Ruhe eines jungen Ehepaares störten, oder heimlicherweise die Thür des Zimmers der Göchhausen zumauern ließen u. s. w. Karl August wird auch nicht selten noch weiter gegangen und dabei ins Rohe und Kindische verfallen sein, wie das im Studentenleben auch bei gescheiten und wohlerzogenen Leuten jeden Tag beobachtet werden kann. Und wenn Karl August und Goethe als Corpsburschen in gleicher Weise getollt hätten, würde Niemand ein Wort darüber verloren haben. Bei Goethe mochte es auch hingehen, er war so ein Geniemensch und vorläufig ohne Amt; aber Karl August war Fürst, Landesherr und Ehemann. Da mußte sein Leben bei den Weimarischen Bürgern und Beamten, die nicht auf den Genieton gestimmt waren, ein arges Schütteln des Kopfes hervorrufen. Mit guter Laune hat Einsiedel in einem jener Spottgedichte, die in der „Weltgeisterei“, Karl Augusts engerer Runde, zur Verlesung kamen, den räsonnierenden Chor persiffliert:

Nun denk' man sich 'en Fürstensohn,
Der so vergißt Geburt und Thron,
Und lebt mit solchen lockern Gesellen,
Die dem lieben Gott die Zeit abprellen;
Die thun, als wär'n sie seinesgleichen,
Ihm nicht einmal den Fuchsschwanz streichen,
Die des Bruders Respekt so ganz verkennen,
Tout court ihn „Bruderherz" thun nennen,
Glaub'n, es wohne da Menschenverstand,
Wo man all etiquette verbannt,
Sprech'n immer aus vollem Herz,
Treib'n mit der heil'gen Staatskunst Scherz,
Sind ohne Plan und Politik,
Verhunz'n unser bestes Meisterstück.

Goethe hat in dieser Weise mitgescherzt. Trotzdem gab er im stillen den Gegnern in so manchem Recht, und es ist sicher, daß er viele der wüsten Zerstreuungen nur mit halbem Herzen mitgemacht hat. Aber er mußte sie mitmachen aus einem doppelten Grunde. Einer kraftvollen Jugend imponiert ein Junger nicht allein durch geistige Überlegenheit: am wenigsten ein Bürgerlicher einer adeligen oder fürstlichen Jugend. Er muß sich ihr auch körperlich gewachsen zeigen in Ausdauer und Gewandtheit. Wenn Goethe dem jungen Weimarischen Fürsten bewies, daß er beim Trinken seinen Mann stehe, wie jeder adelige Germane, daß ihm beim Reiten kein Graben zu breit, keine Hecke zu hoch, kein Felspfad zu schwierig, kein Weg zu lang sei, daß er ein guter Jäger, ein flotter Tänzer und Schlittschuhläufer sei, daß er jedes Spiel verstehe, daß er eine Winternacht hindurch kneipen und tanzen und dann doch vor Tagesanbruch mit dem Fürsten zur Jagd ziehen könne, da erst konnte er sicher sein, daß sein fürstlicher Freund und dessen Kavaliere unbedingten Respekt vor ihm haben würden. Dieser Respekt aber war ihm wichtig, nicht um seiner Person, sondern um der großen Ziele willen, die er mit dem Herzog verfolgte. — Der andere Grund, der ihn leitete, war, daß er allenthalben zugegen sein wollte, um zu jeder Zeit die Zügel dem unbändigen Jüngling über den Hals werfen zu können

und die überschäumende Kraft nicht zum Verderben von Fürst und Land ausschreiten zu lassen.

Es kommt nicht darauf an, ob Goethe bei seinem Verhalten sich immer der ihn bestimmenden Gründe bewußt gewesen ist. Daß sie häufig die geheime Triebkraft waren, ist zweifellos. So zweifellos wie dies, daß Goethe von den ersten Wochen an einen leitenden Einfluß auf den jungen Fürsten zu gewinnen gesucht hat. Goethe war immer eine aktive Natur, eine Natur, die etwas schaffen, wirken wollte. Einen wochenlangen Besuch nur mit Vergnügungen, mit Genuß hinzubringen, wäre ihm das Widerwärtigste von der Welt gewesen. Er hat deshalb in Weimar, ohne daran zu denken, ob er dort bleiben würde oder nicht, oder vielleicht gerade in dem Gedanken, daß er nach einigen Wochen oder Monaten das Fürstentum wieder verlassen werde, seine Zeit und die Liebe des Fürsten zu ihm benutzt, um diesen segensreich zu beeinflussen. Das Erziehungswerk, das er an Karl August vollbrachte, läßt sich in den Anfängen nur selten beobachten. Wird uns aber einmal ein Blick hinein gegönnt, so ist es ebenso anziehend wie lehrreich. Wir bemerken, mit welcher Klugheit der Dichter die verschiedensten Mittel und Wege wählt, um ohne schulmeisterliche Aufdringlichkeit dem Herzog ernste Wahrheiten zu predigen. So wenn er — kaum einen Monat nach seiner Ankunft — dem Herzog bei einem Besuch in Kochberg als demütigliches Bäuerlein naht und ihm in Knittelversen seine Huldigung darbringt und dann fortfährt:

Geb' Euch Gott allen guten Segen,
Nur laßt Euch sein uns angelegen,
Denn wir bäurisch treues Blut
Sind doch immer Euer bestes Gut,
Und könnt Euch mehr an uns erfreun,
Als an Pferden und Stuterein.

Oder wenn er in einem Briefe, den er Weihnachten 1775 aus Waldeck schreibt, mitten in allerlei Schnurren folgendes Stück Jesaias, das er eben gelesen habe, hineinschneien läßt: „Siehe,

der Herr macht's Land leer und wüste; und wirft um, was drinnen ist, und zerstreuet seine Einwohner — der Most verschwindet, die Rebe verschmachtet, und Alle, die herzlich froh waren, ächzen. Der Paukenjubel feiert, das festliche Jauchzen verstummt und der Harfengesang ist dahin. Niemand singt mehr zum Weintrinken, das beste Getränk ist bitter dem Munde, die leere Stadt ist zerbrochen. die Häuser sind verschlossen, Niemand geht aus und ein. Eitel Wüstung ist in der Stadt und die Thore stehen öde." Er fügt kein Wort der Erläuterung hinzu, aber wir fühlen hindurch, daß es nicht die poetische Schönheit ist, die ihn die Stelle für den Herzog ausschreiben heißt, sondern der Wunsch, den Herzog durch das Bild des ausgesogenen Landes zur Schonung von Land und Leuten zu mahnen.

Neben diesen halb maskierten Belehrungen gab es nicht wenige direkte. Wenn er den Herzog für sich allein, besonders in der Stille des Zimmers hatte und das Gespräch die Pflichten des Herzogs als Landesherrn und Gatten berührte, dann ist Goethe, wie einzelne Brief- und Tagebuchstellen erkennen lassen, sehr energisch, wenn auch mit der Feinheit des Genies und der Wärme des Liebenden, auf ihn eingedrungen. Mit solchen Gesprächen verbrachte er oft halbe Nächte beim Herzog, und wenn er dann nicht heimkehrte, sondern bei seinem „lieben Herrn" nächtete, dann mochte wohl der ehrsame Beamte und Bürger meinen, die Beiden schwelgten in Champagner oder feierten Gott weiß welche Orgien. Auch das mußte Goethe schweigend sich gefallen lassen.

> . . . . Ich bin nicht bereit,
> Des Fremden Neugier leicht zu stillen;
> Sogar verbitt' ich deinen guten Willen;
> Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit.

Wir sehen auch weiter, wie Goethe bei den lustigen Jagden, Fahrten und Ritten ins Land die ernsten Regierungsaufgaben nicht aus dem Auge läßt, wie er sie benutzte, um den Herzog

vom Genuß zur Arbeit zu führen. Mit der ihm eigenen Allseitigkeit und mit seiner glänzenden Gabe, das Nützliche im Gewande des Anmutigen zu zeigen, mag er bei solchen Gelegenheiten dem Herzog bald für die Besserung der Wege, bald für die Pflege von Feldern und Wäldern, bald für die Hebung des Handels und des Gewerbfleißes Interesse eingeflößt haben. In dieser Weise läßt sich verstehen, wenn er im Februar 1776 an Johanna Fahlmer schreibt: „Jetzt bin ich dran das Land nur kennen zu lernen, das macht mir schon viel Spaß. Und der Herzog kriegt auch dadurch Liebe zur Arbeit."

Aber wer sah dieses wohlthätige Wirken Goethes? Der ausgeworfene Samen keimte erst. Bis er sichtbar zu Tage schoß, brauchte es Zeit. Inzwischen sah man nur all das Unglück, das Goethe scheinbar angerichtet hatte. Man sah, wie der Herzog durch sein unregelmäßiges Leben und, wie man daneben sich zuraunte, durch sein unmäßiges Trinken seine Gesundheit erschütterte, man sah, wie er für nichts, als um sich auf dem Pferde auszutoben, Arme, Beine und Genick daransetzte, wie die Regierungsgeschäfte stockten, wie die alten und verdienten Beamten beiseite gesetzt wurden, wie die Einkünfte des Herzogs, anstatt einer würdigen Repräsentation zu dienen, mit Zech- und Spielgenossen durchgebracht wurden und wie die junge Herzogin einsam über ihre unglückliche Ehe trauerte. All das wurde in abenteuerlicher Vergrößerung von Mund zu Mund getragen, nach außen gemeldet und für Alles Goethe die Schuld zugeschoben. Denn er war der Ältere, der Verständigere, der Busenfreund, und erst nach seinem Erscheinen war die tolle Wirtschaft losgegangen. Bald laut, bald heimlich, bald von Weimar, bald von draußen kamen Warnungen, Ermahnungen, Bitten. Zuletzt ließ sich sogar der Sänger des Messias verleiten, einen „Freundschaftsbrief" an Goethe zu schreiben, in dem es hieß: „Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß; denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, einreden werde; auch nicht, daß

ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in diesem oder jenem andere Grundsätze haben als ich, strenge beurteile. Aber Grundsätze, Ihre und meine, beiseite, was wird denn der Erfolg sein, wenn es fortwährt? Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl starkgeborene Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Art frühe hingeopfert. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollten. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Tone fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nun wird geschehen, was ich fühle, daß es geschehen wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzo noch niederhalten können; denn sie denkt männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden, und läßt sich der auch etwa niederhalten? Louisens Gram, Goethe! Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie sie lieben, wie ich! . . . Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider; im Gegenteil; denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht hören will."

An allen anderen Episteln war Goethe lachend oder achselzuckend vorbeigegangen. Die Klopstocks kränkte ihn, und er hielt es für notwendig, ihn kurz und entschieden abzufertigen: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts, und machen uns immer ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt als ein Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen, oder mich sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl verteidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf alle solche



Anmahnungen antworten sollte. — Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie eben das ..." Klopstock schrieb darauf eine grobe Antwort, die den Beziehungen der beiden Männer für immer ein Ende machte.

Es ist charakteristisch, daß Goethe in seinem Briefe die Berechtigung der erhobenen Anklagen nicht einfach ableugnete, sondern sie in der Wendung, es würde ein Gemisch von Schuldbekenntnis, Entschuldigung und Verteidigung herauskommen, halb und halb zugab. Und das hat er auch sonst mit einer über seine Verantwortlichkeit hinausgehenden Ehrlichkeit gethan. Am großartigsten in dem Gedichte „Ilmenau“:

> Ich brachte reines Feuer vom Altar,
> Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme,
> Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr,
> Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.
> . . . .
> Nun sitz' ich hier zugleich erhoben und gedrückt,
> Unschuldig und gestraft und schuldig und beglückt.*)

Infolge dieser unschuldigen Schuld, mit der er so oft in seinem Leben sich belud, der Anklagen, die ringsumher gegen ihn ertönten, des Unglücks der Herzogin, die er so sehr verehrte, hatte er mitten in dem Strudel von Zerstreuungen manche schwere Stunde. Dann ging er beiseite und sprach mit dem Weltenschöpfer in seiner Weise.

> Der du von dem Himmel bist,
> Alle Freud' und Schmerzen stillest,
> Den, der doppelt elend ist,
> Doppelt mit Erquickung füllest.
> Ach, ich bin des Treibens müde!
> Was soll all die Qual und Lust?
> Süßer Friede,
> Komm, ach komm in meine Brust.

---

*) So die echte Lesart anstatt der früheren: „unschuldig und beglückt“.

Trotz aller frühe hervortretenden Anfeindungen und ihn bedrückenden Mißverhältnisse konnte aber Goethe nicht daran denken, Weimar so bald zu verlassen, auch wenn der Herzog ihn nicht dauernd an sich fesseln wollte. Seine Gewissenhaftigkeit, Tapferkeit und Freundestreue zwangen ihn zum mindesten, den Verlauf zweier wichtiger Angelegenheiten abzuwarten, die wenige Wochen nach seiner Ankunft sich eingeleitet hatten.

Die erste war die Berufung Herders zum Weimarischen Generalsuperintendenten. „Ich muß das stiften, ehe ich scheide," schrieb er an Herder am 2. Januar. Aber kaum war das Projekt ruchbar geworden, als sich eine erbitterte Opposition dagegen erhob. Sie ging aus vom Oberkonsistorium, bei dessen Mitgliedern sich materielle und religiöse Motive wunderlich gegen Herder vereinigten. Insbesondere hatte man einen fürchterlichen Schauder vor Herders vermeintlicher Freigeisterei. Man kolportierte die widersinnigsten und abgeschmacktesten Dinge über ihn und erreichte damit, daß auch ein großer Teil der Gemeinde sich vor dem neuen Generalsuperintendenten entsetzte. Der Widerstand war so heftig, daß Goethe nicht einmal mehr das Briefgeheimnis für gesichert hielt, und daß er den Freund ersuchte, ihm einen rechtgläubigen Theologen zu nennen, der für ihn Zeugnis ablege. Wenn auch Ende Januar durch das feste Eingreifen des Herzogs die Sache zu Gunsten Herders entschieden war, so wußten die Gegner weiter tausend Steine der endgültigen Berufung und Bestallung in den Weg zu legen. Goethe führte auch diesen Kleinkrieg mit Erfolg zu Ende. Es war kein erfreuliches Geschäft. Aber was hätte er nicht gethan, um seinen großen Pfadweiser und seine liebe Darmstädter „Heilige" an seine Seite zu bringen!

Denn inzwischen hatte sich sein Verbleiben in Weimar im Zusammenhang mit der zweiten wichtigeren Angelegenheit entschieden. Seit dem Dezember lastete auf Weimar eine schwere Ministerkrisis. Es war die Gefahr vorhanden, daß das Herzogtum seinen vortrefflichen ersten Beamten verlöre. Minister von Fritsch hatte schon vor dem Regierungsantritte Karl Augusts, dessen Ver-



trauen er nicht zu besitzen glaubte, sich mit dem Gedanken getragen, sich aus der politischen Stellung eines Vorsitzenden des geheimen Conseils (Ministeriums) in die neutrale eines Präsidenten der Landesregierung d. h. der Justizverwaltung zurückzuziehen. Sein Vater hatte ihn vermocht davon abzustehen. Da machte ihm Karl August, nachdem er von seiner Hochzeitsreise zurückgekehrt war, den überraschenden Vorschlag, neben seiner Ministerstelle das Regierungspräsidium zu übernehmen. Da die Ministerialgeschäfte die Kräfte des arbeitsamen Mannes schon vollkommen in Anspruch nahmen, so konnte er in dem Vorschlage kaum etwas Anderes sehen, als einen Versuch, ihn aus dem Conseil zu verdrängen. Er zog denn sofort die entsprechenden Konsequenzen und bat am 9. Dezember, ihn seines Ministerpostens zu entheben und allein mit dem Regierungspräsidium zu betrauen.

Wir können annehmen, daß Karl August dazu geneigt war. Er hatte von der Prinzenzeit her einen Groll gegen Fritsch und außerdem wird er den Wunsch aller neuen Herren gehabt haben, mit neuen Dienern zu arbeiten. Ebenso können wir aber annehmen, daß Goethe rasch den großen Wert Fritschs und die große Tragweite seines Verlustes erkannt hat. Er hat dann wohl wochenlang mit Karl August hin und her verhandelt, um diesen von einem übereilten Schritte zurückzuhalten. Bei diesen Verhandlungen wird Karl August Goethe auch das Versprechen abgenommen haben, dauernd an seiner Seite zu bleiben und in das geheime Conseil einzutreten. Nur so läßt sich erklären, daß Karl August erst Mitte Februar auf die Eingabe Fritschens zurückkam, indem er ihn zu einer Unterredung einlud und ihn bei dieser in „überaus gnädiger Art“ ersuchte, seine alte Stellung in bisheriger Weise beizubehalten, zugleich ihm aber eröffnete, daß er verschiedene Personalveränderungen beabsichtige: er wolle dem Kammerherrn von Kalb das Präsidium der Kammer, d. h. die Leitung der Finanzangelegenheiten, übertragen und den Dr. Goethe zum Mitglied des Conseils ernennen. Gegen diese beiden Gedanken legte Fritsch auf der Stelle sehr freimütige und bestimmte Verwahrung ein,

insbesondere gegen die Ernennung Goethes, da er den jungen, schöngeistigen, leichtsinnigen Frankfurter Advokaten für völlig untauglich zur Bekleidung eines so hohen und verantwortlichen Amtes in einem ihm fremden Staatswesen hielt. In jedem Falle, so bat er, möge der Herzog seine Pläne reiflich erwägen. Wieder ließ der Herzog mehr als zwei Monate verstreichen, ehe er dem Minister seine Entschließungen verkündete. Dieses erneute lange Zögern lag so wenig in der Art des hitz- und starrköpfigen Fürsten, zumal hier, wo es sich um die Erfüllung von Lieblingswünschen handelte, daß wir es ebenfalls auf Goethes Intervention zurückführen müssen. Dieser mochte hoffen, daß, wenn Zeit verstriche, die Gegensätze sich ausgleichen, Fritsch ihn besser kennen lernen und der Herzog mehr Ruhe gewinnen würde. Wie sehr Goethe an jedem Schritte, den der Herzog in der Sache that, teilhatte, sehen wir am besten aus dem Umstande, daß er das Konzept zu dem Bescheide, der endlich am 23. April erfolgte, durchgesehen und Schärfen darin gemildert hat. Der Herzog bat hierin Fritsch nochmals, daß er seine Stelle im Conseil behalten möge, obschon er auf seinen Plänen, zu denen auch Geschäftsveränderungen im Geheimen Conseil gehörten, bestehen müsse.

Fritsch war von diesem Bescheide im höchsten Maße betroffen. Er mochte gerade aus der langen Frist die Erwartung geschöpft haben, der Herzog habe seine Einwände gewürdigt. Nun war keine Rede davon. Wenn aber der Herzog bei so wichtigen Personal- und Organisationsfragen ihn nicht hörte, wie konnte er auf eine weitere, gedeihliche Amtsthätigkeit rechnen? Zudem lag die Befürchtung nahe, daß es mit der Hineinziehung von Goethe und Kalb in den Staatsdienst nicht abgethan sein, sondern noch mehr solcher Originalgenies und wilder junger Leute folgen würden. Herder, der zu der Sippe gehörte, hatte schon das höchste Kirchenamt bekommen. Lenz, der sich mit abenteuerlichen militärpolitischen Ideen trug und seit Anfang April in Weimar Thorheiten beging, war vielleicht zum Direktor der Kriegskommission ausersehen; Fritz Stolberg, der schon im November eine kraftgeniale Gastrolle ge-

geben hatte, Wagner, Klinger waren oder schienen im Anzuge — was sollte er, der ernste Beamte, neben solchen Gesellen? Sein Entschluß war demnach bald gefaßt. Schon am nächsten Tage reichte er seine Entlassung aus dem Weimarischen Staatsdienst ein. Er hielt es jedoch für seine Pflicht als treuer Diener des Staates und des Herzogshauses, vor seinem Abschied noch in aller Offenheit und mit allem Nachdruck gegen die Pläne des Herzogs seine Stimme zu erheben. Uns interessiert hier nur, was er über die Absicht der Berufung Goethes ins Conseil äußert. Er meint, er habe mit Bekümmernis wahrgenommen, wie der Herzog auf einem Entschlusse bestehe, der ihm von aller Welt verdacht werde, und den Goethe, falls er wahres Attachement und Liebe zum Herzog habe, selbst ihm widerraten müsse. Er sei so sehr von dem Fehlerhaften dieses Schrittes überzeugt, daß er in einem Collegio, dessen Mitglied gedachter Dr. Goethe werden solle, nicht länger sitzen könne. Außerdem verhehlte er ihm nicht, daß im Publikum über die bisherige saumselige Erledigung der Regierungsgeschäfte allgemeine Unzufriedenheit herrsche.

Des Herzogs Zorn wird beim Empfang des Schreibens hell emporgelodert sein. Namentlich der Satz über Goethe, seinen göttlichen Herzensfreund, neben dem Fritsch nicht sitzen wolle, mußte ihn gewaltig aufbringen. Trotzdem vergehen sechzehn Tage, ehe er dem Minister antwortet. Die Antwort datiert vom 10. Mai. Goethe kehrte an diesem Tage von einer kleinen Rundreise im Lande zurück, nachdem er von unterwegs dem Herzog gelegentlich eine Lektion über allzu große Hitze gegeben hatte. Der Brief vom 10. Mai ist ein unvergängliches Ehrendenkmal, das der Herzog sich und Goethe gesetzt hat. Er darf in keiner Goethebiographie fehlen.

„Ich habe Ihren Brief, Herr Geheimer Rat, vom 24. April richtig erhalten. Sie sagen mir in demselben Ihre Meinung mit aller der Aufrichtigkeit, welche ich von einem so rechtschaffenen Manne, wie Sie sind, erwartete. Sie fordern in ebendemselben Ihre Dienstentlassung, weil, sagen Sie: Sie nicht länger in einem

Collegio, wovon der D. Goethe ein Mitglied ist, sitzen können. Dieser Grund sollte eigentlich nicht hinlänglich sein, Ihnen diesen Entschluß fassen zu machen. Wäre der D. Goethe ein Mann eines zweideutigen Charakters, würde ein Jeder Ihren Entschluß billigen, Goethe aber ist rechtschaffen, von einem außerordentlich guten und fühlbaren Herzen. Nicht alleine ich, sondern einsichtsvolle Männer wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf und Genie ist bekannt. Sie werden selbst einsehen, daß ein Mann wie dieser nicht würde die langweilige und mechanische Arbeit, in einem Landes-Collegio von unten auf zu dienen, aushalten. Einen Mann von Genie nicht an dem Ort gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente gebrauchen kann, heißt denselben mißbrauchen: ich hoffe, Sie sind von dieser Wahrheit so wie ich überzeugt. Was den Punkt anbetrifft, daß dadurch viele verdiente Leute, welche auf diesen Posten Ansprüche machten, zurückgesetzt würden, so kenne ich Niemanden in meiner Dienerschaft, der meines Wissens darauf hoffte; zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Weh meiner Unterthanen stehet, nach Anciennetät, sondern nach Vertrauen vergeben. Was das Urteil der Welt betrifft, welche mißbilligen würde, daß ich den D. Goethe in mein wichtigstes Collegium setzte, ohne daß er zuvor weder Amtmann, Professor, Kammer- oder Regierungsrat war, dieses verändert gar nichts; die Welt urteilt nach Vorurteilen, ich aber und Jeder, der seine Pflicht thun will, arbeitet nicht um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinem eignen Gewissen rechtfertigen zu können und suchet auch ohne den Beifall der Welt zu handeln. Nach diesem allen muß ich mich sehr wundern, daß Sie, Herr Geheimer Rat, die Entschließung fassen, mich jetzt in einem Augenblick zu verlassen, wo Sie selber fühlen müssen und gewiß fühlen, wie sehr ich Ihrer bedarf. Wie sehr muß es mich befremden, daß Sie, statt sich ein Vergnügen daraus zu machen, einen jungen fähigen Mann, wie mehrbenannter D. Goethe ist, durch Ihre, in einem zweiundzwanzigjährigen treuen Dienst erlangte

Erfahrung zu bilden, lieber meinen Dienst zu verlassen, und auf eine, sowohl für den D. Goethe, als, ich kann es nicht leugnen, für mich beleidigende Art: denn es ist, als wäre es Ihnen schimpflich, mit demselben in einem Collegio zu sitzen, welchen ich doch, wie es Ihnen bekannt, für meinen Freund ansehe, und welcher nie Gelegenheit gegeben hat, daß man denselben verachte, sondern vielmehr aller rechtschaffenen Leute Liebe verdient." Am Schlusse bemerkt der Herzog: „Sie sind Herr und Meister zu thun was Sie wollen, ich hielte es für eine Ungerechtigkeit, es sei, wen es wollte, in so wichtigen Vorfallenheiten seines Lebens einzuschränken; aber wie sehr wünschte ich, Sie bedächten Sich anders."

So durchschnitt Karl August auch jetzt noch nicht das Band, das ihn mit Fritsch verknüpfte. Er läßt in schmeichelhafter Form dem Minister den Rückzug offen. Doch Fritsch blieb unbeweglich. In einem erneuten, schon am nächsten Tage abgehenden Schreiben betont er, daß es ihm fern gelegen habe, dem Herzog zu nahe zu treten, daß er aber an seinem Entschlusse nichts ändern könne.

Danach schien die Erhaltung des Ministers aussichtslos. Der Herzog konnte, ohne sich zu demütigen, nicht weiter dem Minister entgegenkommen, und Goethe konnte und wollte nicht verzichten. Nicht bloß, weil diese Resignation nichts genutzt, sondern — nach seiner innersten Überzeugung — dem Herzogtum unsäglichen Schaden zugefügt hätte. Denn wer anders konnte die vulkanischen Kräfte des Herzogs auf segenbringendem Herde einschränken! — Da fand man einen letzten Ausweg. Man rief die Vermittelung der Herzogin-Mutter an. Sie stand Fritsch und Goethe gleich nahe. Vierzehn Jahre war Fritsch ihr vertrauter Berater gewesen, sie hatten in schönster Eintracht zusammen gewirkt. Auf der anderen Seite hatte das helle Auge der Fürstin rasch die unvergleichlichen Schätze, die in Goethes Seele ruhten, unter allen Hüllen erkannt. Da sie als Mutter und ehemalige Regentin nur das Wohl des Sohnes und des Landes im Auge haben konnte und als Freundin des Ministers sprach, so mußte

ihre Stimme das größte Gewicht haben. Sie schrieb:*) „Mein Sohn, der Herzog, hat mir das Vertrauen bewiesen, mir die Korrespondenz zu zeigen, die zwischen ihm und Ihnen stattgefunden hat, in betreff der neuen Einrichtungen, die getroffen werden müssen; ich ersehe daraus mit Schmerz, daß Sie die Absicht haben, meinen Sohn zu verlassen, und dies in einem Augenblick, wo er Ihrer am notwendigsten bedarf: die Gründe, welche Sie anführen, haben mich tief bekümmert, sie sind eines feinen Kopfes wie des Ihren, der die Welt kennt, nicht würdig. Sie sind eingenommen gegen Goethe, den Sie vielleicht nur aus unwahren Berichten kennen oder den Sie von einem falschen Gesichtspunkt beurteilen. Sie wissen, wie sehr mir der Ruhm meines Sohnes am Herzen liegt und wie sehr ich darauf hingearbeitet habe und noch täglich arbeite, daß er von Ehrenmännern umgeben sei. Wäre ich überzeugt, daß Goethe zu den kriecherischen Geschöpfen gehörte, denen kein anderes Interesse heilig ist als ihr eigenes und die nur aus Ehrgeiz thätig sind, so würde ich die Erste sein, gegen ihn aufzutreten. Ich will Ihnen nicht von seinen Talenten, von seinem Genie sprechen; ich rede nur von seiner Moral. Seine Religion ist die eines wahren und guten Christen, die ihn lehrt, seinen Nächsten zu lieben und es zu versuchen, ihn glücklich zu machen. Das ist doch der erste hauptsächlichste Wille unseres Schöpfers .... Machen Sie Goethes Bekanntschaft, suchen Sie ihn kennen zu lernen; Sie wissen, daß ich meine Leute erst gehörig prüfe, bevor ich über sie urteile, daß die Erfahrung mich in solcher Prüfung sehr geübt hat und daß ich dann ohne Vorurteil richte; glauben Sie einer Freundin, die Ihnen wahrhaft zugethan ist, sowohl aus Dankbarkeit wie aus Anhänglichkeit. Selbst wenn der Herzog, mein Sohn, einen übereilten Schritt gethan hätte, haben Sie dann nicht hinlänglich Ihre Pflicht gethan, wenn Sie darauf aufmerksam machten — und wenn er darauf besteht, ist das dann Ihr Fehler? Mich

*) Original französisch.

dünkt, die Welt würde es Ihnen verargen, wenn Sie einen Fürsten verlassen, der Ihrer Einsicht und Ihrer Rechtschaffenheit bedarf: urteilen Sie selbst, ob sich das verträgt mit der Religion, die Sie bekennen. Noch einmal, gehen Sie in sich; ich kenne Sie als dankbar; ich bitte Sie aus Liebe für mich, verlassen Sie meinen Sohn nicht unter diesen Umständen: ich rate es Ihnen und ich bitte Sie darum."

Der Brief verfehlte nicht seine Wirkung. Fritsch, der starre Mann, nahm sein Entlassungsgesuch zurück, und Goethe wurde durch Dekret vom 11. Juni 1776 zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im Conseil und einem Gehalt von 1200 Thalern bestellt. Nicht ohne Bewegung schrieb Goethe nach Abschluß der Angelegenheit an die alten Wetzlarer Freunde, an Kestners, in Hannover: „Der Herzog, mit dem ich nun schon an die neun Monate in der wahrsten und innigsten Seelenverbindung stehe, hat mich endlich auch an seine Geschäfte gebunden, aus unserer Liebschaft ist eine Ehe entstanden, die Gott segne." Einen nicht minder schönen Ausdruck fand das Rührende und Große dieses einzigen Verhältnisses in einem Briefe, den der Herzog durch Kalb an die Eltern Goethes richtete. Er ließ ihnen darin sagen, daß er nie darauf verfallen sein würde, ihrem Sohne einen anderen Charakter als den von seinem Freunde anzutragen, weil er nur zu gut wisse, daß alle anderen unter seinem Werte seien, wenn nicht die hergebrachten Formen solches nötig machten. Zugleich wurde ihnen eröffnet, daß Goethe die Stelle mit Beibehaltung seiner gänzlichen Freiheit erhalte. Sie möchten ihre Zustimmung dazu geben, was ihnen um so leichter fallen würde, wenn sie bedächten, von wie viel Tausenden die Glückseligkeit durch dieses Opfer erhalten würde.

Der letzte Satz bekundet, welches ungemessene Vertrauen der Herzog zu Goethes politischer Weisheit hatte, und welchen Einfluß und welche Machtbefugnis er ihm — gemäß diesem Vertrauen — gewähren wollte. In der That war denn auch Goethe in den nächsten Jahren die Seele der Weimarischen Regierung. Er selbst

nennt sich gelegentlich den Zweiten im Königreich, Seckendorff nennt ihn spöttisch den successeur des Herzogs. Wieland aber schrieb: „Goethe lebt und regiert und wütet und giebt Regen und Sonnenschein und macht uns glücklich, er machte, was er will.“ Es hatte sich das Wort Lavaters erfüllt: „Goethe wäre ein herrliches, handelndes Wesen bei einem Fürsten. Dahin gehört er. Er könnte König sein.“

Wer Andere beglücken kann, empfindet selber Glück. Das empfand jetzt Goethe in seiner politischen Thätigkeit. Aber er spürte von daher noch eine andere wohlthuende Rückwirkung. Die praktische Arbeit hielt ein heilsames Gegengewicht gegen seine Leidenschaften und sein Phantasieleben. Zwar stand ihm auch in Frankfurt ein solches Gegenmittel in seiner Rechtsanwaltspraxis zur Verfügung. Aber es war ihm so zuwider, daß er sich's nach Möglichkeit vom Leibe hielt. „Wär's auch nur auf ein paar Jahre, ist doch immer besser als das unthätige Leben zu Hause, wo ich mit der größten Lust nichts thun kann. Hier habe ich doch ein paar Herzogtümer vor mir“ (an Johanna Fahlmer 14. Februar 1776). Selbst die Widerstände, denen er begegnet, sind ihm willkommen. Die quellende Lebensenergie versauert nicht, sondern erhält erfrischenden Abfluß. „Da ich jetzt in einer Lage bin, da ich mich immer von Tag zu Tag aufzubieten habe, tausend Großem und Kleinem, Liebe und Haß, Hundsfötterei und Kraft, meinen Kopf und Brust entgegensetzen muß, so ist mir's wohl“ (an Bürger 2. Februar 1776). „Von Geschäften bin ich eben nicht gedrückt, desto mehr geplagt von dem, was den Grund aller Geschäfte macht: von den tollen Grillen, Leidenschaften und Thorheiten und Schwächen und Stärken der Menschen, davon hab' ich den Vorteil, daß ich nicht über Alles das Zeit habe, an mich selbst zu denken, und wie sich Frau Aja erinnert: daß ich unleidlich war, da mich nichts plagte, so bin ich geborgen, da ich geplagt werde“ (an die Mutter am 6. November 1776). Seine Befriedigung mußte es erhöhen, daß von dem Augenblicke ab, wo der Verbleib Fritschens im Amt entschieden war, sich der Kreis der ihm Zugethanen stetig



vermehrte. Denn es war ein Signal, daß die Goethische Ära keine unreife Revolutionspolitik, sondern ein organisches Verknüpfen des Modernen mit dem lebensfähigen Alten bedeute.

Neben der großen politischen Stellung, die der Herzog seinem Günstling einräumte, erscheint es sehr geringfügig, von dem Heim zu reden, das ihm der fürstliche Freund verschaffte. Aber nicht umsonst hat Goethe, als er später einmal rühmen wollte, was ihm der Herzog gegeben, neben „Neigung, Muße, Vertrauen“ sogleich „Felder, Garten und Haus“ gestellt. Ein den intimsten Neigungen entsprechendes Nest war für den jungen Goethe, der von seiner äußeren Umgebung so abhängig war, eine der wertvollsten Gaben. Denn wiewohl ironisch, so doch ganz treffend bemerkte später Boettiger aus dem Munde Bertuchs: „Goethe konnte seinen Weltgeist nicht in einer engen Ausdünstungs-Pfütze, vulgo Stadt genannt, gefangen nehmen.“ Er sehnte sich nach einer Wohnung in der freien Natur. Kaum wußte der Herzog von seinem Wunsch, als er ihm das Bertuchsche Gartenhaus am jenseitigen Rande des Ilmthales kaufte und es auf seine Kosten einrichten ließ. Goethe hat nie glücklichere Tage als in diesem schlichten Hause und seinem weiten, in Terrassen ansteigenden Garten verlebt. Am 17. Mai schreibt er: „Hab' ein liebes Gärtchen vorm Thor an der Ilm, schöne Wiesen in einem Thale. Es ist ein altes Häuschen drin, das ich mir reparieren lasse.“ Am 18.: „Nachts zehn Uhr in meinem Garten. Ich habe meinen Philipp nach Hause geschickt und will allein hier zum erstenmale schlafen ... Es ist eine herrliche Empfindung da haußen im Feld allein zu sitzen. Morgen frühe wie schön! Alles ist so still. Ich höre nur meine Uhr ticken, und den Wind und das Wehr von ferne.“

Ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang,
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Monde des Tages Müh.

Er war Freiherr auf eigenem Grund und Boden geworden.

Die ehrenvollen, hoffnungsreichen, angenehmen inneren und äußeren Bedingungen, unter denen Goethe in Weimar sich niederließ, hätten es bei jedem Anderen zur Genüge erklärt, wenn er, wie der Dichter es im Sommer 1776 that, seine Lage als die glücklichste bezeichnete, die sich menschliche Einbildungskraft erträumen könne. Bei Goethe reichte das Alles nicht aus. Wenn er einen so starken Ausdruck gebraucht, so können wir sicher sein, daß noch dasjenige hinzugetreten war, was er „die Krone des Lebens“ nennt, „das Glück ohne Ruh“ — die Liebe. Er fand sie durch Charlotte von Stein.



21. Frau von Stein.

Das Verhältnis Goethes zu Charlotte von Stein ist das merkwürdigste, bedeutungsvollste und andauerndste, das er je zu einem weiblichen Wesen gehabt hat. Keine mit holden Reizen geschmückte Jungfrau, keine liebliche Rosenknospe, auch keine voll erblühte Rose, wie sie manchmal der Mittag des Lebens zeitigt, sondern eine fast verblühte, leidende und wohl mit einem angenehmen, doch nicht gerade schönen Äußeren begabte Frau, eine Frau, die bereits Mutter von sieben Kindern geworden war und sieben Jahre mehr als er zählte, eine solche Frau war es, die ihn zu leidenschaftlicher Liebe und schwärmerischer Verehrung hinriß. Und nicht in wenigen Monaten verrauschten die Wogen seiner heißen Gefühle, wie sonst bei den Erwählten seines Herzens, sondern zwölf Jahre durchströmten sie ihn in wenig veränderter Glut.

Welche Eigenschaften waren es, durch die Frau von Stein den Sieg über all die lieblichen Kinder, denen Goethe auf seinem Lebenswege begegnete, davontrug? Es war im Grunde nur eine einzige, aber diese eine reichte aus, um ihr die stärkste Macht, ja eine uns geradezu wunderbar erscheinende Zauberkraft über Goethe zu verleihen: sie wußte in der tausendfach bewegten, in ihren Tiefen mehr sich verhüllenden als offenbarenden Seele des rätselvollen Mannes zu lesen. Bis zu einem nicht unbeträchtlichen Grade hatten auch andere edle und feinfühlige Frauen wie Lili, oder scharfsichtige Männer wie Merck seinem genialisch-

irregulären Wesen Verständnis entgegengebracht, in vollem Umfange bot es ihm erst Frau von Stein. Was aber ein solches Erfassen seines Innersten ihm bedeutete, insbesondere während seiner Sturm- und Drangjahre ihm bedeutete, das hat er in tief empfundenen Versen gleich nach den ersten Monaten seiner Bekanntschaft mit Frau von Stein (April 1776) ausgesprochen:

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit Einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.

Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.

Wir sehen die hohe, reine, weisheitsvolle Iphigenie vor uns, wie sie aus der Seele des Orest die peinigenden und verwirrenden Furien verscheucht. So übernatürlich erschien dem Dichter der seherische Blick der Geliebten, so seltsam der Einklang ihrer Seele mit der seinigen, daß er es sich nicht anders als aus dem Mysterium ehemaliger, eng zusammengeschlossener Präexistenz glaubte erklären zu können.

Sag', wie band das Schicksal uns so rein genau? —
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau!

Das Glück, ein solches Wesen gefunden zu haben, drängte ihn, die Schranken, die Sitte und Gesetz seinem Verkehr mit ihr zogen, stürmisch zu überspringen. Und in der Offenheit und der Harmlosigkeit seiner Natur lag es ihm weit ab, seine Gefühle zu verbergen. So frei man aber auch in Weimar über den Verkehr zwischen Männern und Frauen dachte, so üblich zärtliche Galanterien der Herren gegen ihre verheirateten oder unverheirateten Erkorenen waren, so überstieg doch die Heißblütigkeit,



mit der Goethe seine Neigung zu Frau von Stein pflegte, das gewohnte Maß und erregte Anstoß. Allerdings den geringsten oder gar keinen bei ihrem Manne. Der Oberstallmeister von Stein, ein stumpfer Wirklichkeitsmensch, hatte für die Genüsse der Hoftafel, an der er Mittag und Abend speiste, für ein kleines Spielchen, für den fürstlichen Marstall, für seine Weimarer Wagenbauanstalt oder seine Kochberger Brennerei und Mastochsen unendlich mehr Interesse als für die Besuche, die Goethe seiner Frau machte, oder für die zarten Billete, die er mit ihr austauschte. Er wird dieses Umwerben ungefähr so angesehen haben, wie sechshundert Jahre früher seine Standesgenossen die schmachtenden Huldigungen, die verzückte Minnesänger ihren Frauen darbrachten. Ja er mochte den Umgang Goethes mit seiner Frau, solange er nicht die äußerste Grenze überschritt, gar nicht ungern sehen. In Frau von Stein hatte sich eine leise Schwermut entwickelt. Ihr feines, sanftes, reines und reiches Wesen, von dem Knebel sagte, daß es in Deutschland kaum wiedergetroffen werden dürfte, hatte bei ihrem Mann keinen fühlbaren Wiederhall gefunden. Eine elfjährige, freudlose, gleichgültige Ehe lag hinter ihr. Von ihren sieben Kindern, denen sie unter mannigfachen Leiden das Leben gegeben hatte, hatte sie vier wieder zu Grabe getragen. Einsam, trübe, kränklich saß sie mit ihren kleinen Söhnen daheim: eine unbequeme, unbehagliche Erscheinung für den Gatten, der auf Hof und Gesellschaft nicht verzichten konnte noch wollte. Nun kam Goethe, unterhielt seine Frau, machte sie heiter und gewann sie dem Leben und der Geselligkeit. Um diesen Preis hat der Oberstallmeister nicht bloß die intime Verbindung geduldet, sondern auch unterstützt, indem er gelegentlich bereitwillig Grüße und Briefe des gutherzigen, sonderbaren Schwärmers übermittelte, wie er diesem auch gern die Erziehung seiner Kinder, um die er sich doch nicht kümmern konnte, überließ. So leicht wie Herr von Stein gingen aber andere, strengere Naturen, darunter die fromme, ernste, aus einem schottischen Geschlechte stammende Mutter Charlottens, über das Verhältnis, dessen Tiefe sie auch klarer

erkannten, nicht hinweg. Sie sahen darin nicht bloß die Gebote der Schicklichkeit und der feineren Moral verletzt, sondern sie befürchteten wohl, bevor sie die Gewissenhaftigkeit und Ritterlichkeit Goethes kannten, aus dem weiteren Verlaufe Schlimmeres. Frau von Stein selbst war von sich durchkreuzenden Gefühlen bewegt. Über ihre Gegenliebe konnte sie sich schwer hinwegtäuschen. Gerade die große Veränderung, die sich mit ihr vollzogen, belehrte sie über den wahren Zustand ihres Herzens. Wir besitzen leider nicht ihre Briefe an Goethe. Nur ein einziger, wenn eine triftige Vermutung nicht trügt, scheint uns erhalten, dadurch daß Goethe ihn im Herbste 1776 in „die Geschwister" verflocht. Dieser Brief lautet: „Die Welt wird mir wieder lieb, ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich bereit zu sterben und ich bin's nicht mehr." Dieser Brief, ob er nun erdichtet oder von einem Original kopiert ist, stimmt jedenfalls zur Wirklichkeit. Noch am 25. März 1776, wo die nähere Bekanntschaft der Beiden etwa vier Monate dauerte, schreibt Goethe der Frau von Stein von unterwegs: „Hinter Naumburg ging mir die Sonne entgegen auf! Liebe Frau ein Blick voll Hoffnung, Erfüllung und Verheißung ... Die Sonne so golden blickend als je. — Nicht diesen Augen nur, auch diesem Herzen. — Nein! es ist der Born, der nie versiegt. Das Feuer, das nie verlischt, keine Ewigkeit nicht! Beste Frau, auch in Dir nicht, die Du manchmal wähnst, der heilige Geist des Lebens habe Dich verlassen."

Aber je deutlicher Frau von Stein die sie belebende Liebe verspürte, um so mehr fühlte sich ihr keusches Gemüt beunruhigt.

> Ob's Unrecht ist, was ich empfinde,
> Und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde,
> Will mein Gewissen mir nicht sagen;
> Vernicht' es Himmel du! Wenn mich's je könnt' anklagen —

schrieb sie einmal auf die Rückseite eines Goethischen Briefes. In ihrer Unruhe hat sie sich trotz der sie wenig verpflichtenden



Haltung ihres Mannes tapfer gegen das eigene Herz und gegen das heiße Andringen des genialen Liebhabers gewehrt. Mit Festigkeit besteht sie darauf, daß er die Ausdrücke seiner Leidenschaft mäßige und sich von ihr ferner halte, wenn nicht um ihret-, dann um der Welt willen. Er ist von dieser Abweisung ganz erschüttert. Er war sich bewußt, daß er ihr in der reinsten Absicht genaht und nichts von ihr verlangt habe, was nicht der Mensch vom Menschen zu verlangen berechtigt sei: Trost, Beruhigung, Klärung. Schrille Schmerzenslaute entringen sich der blutenden Brust: „Also auch das Verhältnis, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer zu meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch das gestört! — Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig, als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin — — — und das Alles um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß Du mir was sein sollst. Sie wissen nicht, was Sie thun. Die Hand des einsam Verschlossenen, der die Stimme der Liebe nicht hört, drückt hart, wo sie aufliegt“ (24. Mai 1776). Am nächsten Tage arbeitet er in tiefer Trauer an einem Gedicht, das er für Gluck auf den Tod seiner Nichte machen soll. Was war ihm die wesenlose Nichte Glucks? Die ergreifenden, erst weich sich hinschwingenden, dann verzweifelt aushallenden Traueraccorde, die das Monodram Proserpina, in das er später die Totenklage umwandelte, durchzittern, sind aus der Wehmut über den scheinbar ins Reich der Schatten entschwundenen Liebesbund mit Frau von Stein entsprungen. In immer neuen verlangenderen, sehnsüchtigeren Tönen erklingt während der nächsten Monate sein Schmerz. Wie ein gestraftes Kind der Mutter naht er sich ihr flehend: „Seien Sie mir lieb wie immer, ich will auch seltener schreiben und kommen.“ Und ein andermal ruft er wie ein sich härmender Büßer: „Sie kommen mir eine Zeit her vor, wie Madonna, die gen Himmel fährt, vergebens daß ein Rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt, vergebens daß sein scheidender thränenvoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünscht, sie ist nur in den

Glanz versunken, der sie umgiebt, nur voll Sehnsucht nach der Krone, die ihr überm Haupte schwebt." — Seine Klagen helfen ihm nichts, er muß die überwallenden Gefühle zurückpressen, er muß vom vertraulichen „Du" zum gemessenen „Sie" zurückkehren und seine Liebe zu einer milden Freundschaft herabstimmen.

Der Verkehr der Beiden wird nunmehr ruhiger. Er fügt sich in den konventionellen Rahmen der Gesellschaft ein. Damit beruhigt sich auch die Welt. Die eigene und fremde Beruhigung gewährt aber Beiden neue Sicherheit und neue Freiheit. Je harmloser man ihren Verkehr aufzufassen beginnt und sie selbst ihn auffassen, um so eifriger können sie ihn wieder pflegen. Es vergehen vier Jahre. Wir sehen Frau von Stein in ihrem Entschlusse beharren, ihre Beziehungen zu Goethe nicht über die Freundschaftslinie hinauswachsen zu lassen.

Aber auch der Fels vermag der ewig ihn umrauschenden Flut nicht zu widerstehen. Der tägliche Umgang mit dem herrlichen Manne, das uneingeschränkte Vertrauen, das er ihr schenkte, seine selbstlose Hingebung, die tausend großen und kleinen Aufmerksamkeiten, seine rührende Liebe zu den Kindern und endlich der Glanz seines Geistes mußten ihn allmählich der Frau von Stein ganz und gar zu eigen machen; und es bedurfte nur erregter Momente, um ihm zu verraten, daß das, was Frau von Stein für ihn fühle, mehr als Freundschaft sei. Solche Momente kamen im Jahre 1780, und freudvoll vertraut er den Bäumen sein Glück.

Sag' ich's euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenrötlich mich umtanzt?
Ach, ihr wißt es, wie ich liebe,
Die so schön mich wiederliebt,
Die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergiebt.
. . . .
Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag,



Nur daß ich sie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag.

Noch aber ruht sein Glück mehr auf sicheren Anzeichen als auf unzweideutiger Gewißheit. Diese bringt ihm das Frühjahr 1781. Auf das Liebesgeständnis der teuren Frau antwortet er in tiefem Ernste: „Meine Seele ist fest an die Deine angewachsen, ich mag keine Worte machen; Du weißt, daß ich von Dir unzertrennlich bin und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich Dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte, wie wert sollte es mir sein! Und mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken. Adieu. Ich kann nicht mehr ‚Sie' schreiben, wie ich eine ganze Zeit nicht ‚Du' sagen konnte."

Ein neuer Liebesfrühling ist ihm angebrochen und immer neue Worte und Bilder entströmen ihm zur Verherrlichung der Geliebten. Seine Prosa wird zur Poesie, sein Liebesglühen zur Andacht.

„Die Juden haben Schnüre, mit denen sie die Arme beim Gebet umwickeln, so wickle ich Dein holdes Band um den Arm, wenn ich an Dich mein Gebet richte und Deiner Güte, Weisheit, Mäßigkeit und Geduld teilhaft zu werden wünsche. Ich bitte Dich fußfällig, vollende Dein Werk, mache mich recht gut."

„Deine Liebe ist mir wie der Morgen- und Abendstern, er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf. Ja, wie ein Gestirn des Pols, das nie untergehend über unserem Haupt einen ewig lebendigen Kranz flicht. Ich bete, daß es mir auf der Bahn des Lebens die Götter nie verdunkeln mögen."

. . . . Seit ich von Dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich Deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke,
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

Die Seelenehe, in die Goethe mit Frau von Stein getreten war, hatte auf ihn eine außerordentliche Wirkung: „Sagen kann ich nicht und darf's nicht begreifen, was Deine Liebe für ein Umkehrens in meinem Innersten bewirkt. Es ist ein Zustand, den ich, so alt ich bin, noch nicht kenne." „Ich habe mein ganzes Leben einen idealischen Wunsch gehabt, wie ich geliebt sein möchte, und habe die Erfüllung immer im Traume des Wahns vergebens gesucht, nun da mir die Welt täglich klärer wird, find' ich's endlich in Dir auf eine Weise, daß ich's nie verlieren kann."

Wenn sie ihm bisher die beruhigende und klärende Beichtigerin war, so wird sie ihm jetzt eine Gottheit, die seine ganze Existenz durchsüßt und emporhebt, die alles Gute, Große und Schöne, was in ihm liegt, erschließt oder reicher und fruchtbarer quellen macht. „Du Einzige, in die ich nichts zu legen brauche, um Alles in Dir zu finden" (20./21. März 1782). Demgemäß wird ihm die Geliebte die Personifikation des Höchsten in der natürlichen und geistigen Welt. Geliebte, Muse, Sonne, Reinheit, Wahrheit, Schönheit, Poesie fließen ihm in Eins zusammen, und er kann in seinen Dichtungen, indem er jene hehren Begriffe und Dinge feiert, zugleich der Geliebten huldigen. Nichts liegt für den ersten Blick von der Person der Frau von Stein weiter ab, als das religiöse Humanitätsepos „Die Geheimnisse" samt seiner Einleitung, den schönen Stanzen, die später als „Zueignung" an die Spitze der Werke gestellt wurden. Und trotzdem ist eine innige Verbindung vorhanden, wie wir aus des Dichters eigenem Munde erfahren. „Du hast nun, ich hoffe, den Anfang des Gedichtes," schreibt er am 11. August 1784 an Frau von Stein, „Du wirst Dir daraus nehmen, was für Dich ist. Es war mir gar angenehm, Dir auf diese Weise zu sagen, wie lieb ich Dich habe." Und zwölf Tage später: „Ich liebe das Gedicht deshalb so sehr, weil ich unter tausend Formen darin von Dir, von meiner Liebe zu Dir sprechen kann, ohne daß es Jemand außer Dir versteht." Aus dem Bruchstücke der „Geheimnisse" ist es uns auch unmöglich, eine Beziehung zu Frau von Stein zu entdecken, es sei denn,



daß durch das Kreuz mit Rosen als Symbol der Liebe eine solche sich herstellt. Aus der Zueignung dagegen leuchtet dem geöffneten Auge überraschend das mit Glorie umstrahlte Bild der Frau von Stein hervor. Die Madonna, die einst zum Himmel emporgefahren ohne Erbarmen mit dem Zurückbleibenden, der die Hände nach ihr ausstreckt, hat sich gnadenvoll in ihrem Glanze ihm wieder zugewandt und verleiht ihm Frieden, Klarheit und der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit. Kein Vers in dem Dialoge zwischen dem Dichter und der göttlichen Muse, der nicht in den Briefen oder Gedichten Goethes an die Geliebte seine Parallele fände; ja, so mancher paßt besser in einen Dialog der irdischen Vorbilder als in den der poetischen Nachbilder. Noch zahlreiche andere große und kleine Dichtungen hat Goethe zu Denkmälern seines Liebeslebens gemacht. Und wenn wir uns mit Iphigenie und Tasso beschäftigen werden, wird es noch einmal in poetischer Schöne an uns vorüberziehen.

Das, was wir im allgemeinen über die Bedeutung Charlottens von Stein für Goethe gesagt haben, erschöpft noch nicht die Summe des Wohlthuenden, das er aus dem innigen Zusammenleben empfing. Durch den häufigen, zu Zeiten täglichen Verkehr und durch ihre ungewöhnliche Bildung und Begabung wird sie die kluge, denkende Genossin seines gesamten Geisteslebens. Er liest mit ihr Spinozas Ethik und Buffons Epochen der Natur, demonstriert ihr Kegelschnitte und mikroskopische Präparate, vertieft sich mit ihr in den Knochenbau des Menschen und in die Geheimnisse des Pflanzenlebens, in die Bahnen der Gestirne und die Geschichte der Erdkruste, durchwandert mit ihr die Litteraturen der Modernen und Alten und gewährt ihr ununterbrochen Einblicke in die dichterische Werkstatt seines schaffenden Genius. Sie ist ihm das erste und das liebste Publikum, vor dem er die neugeborenen Kinder seiner Muse enthüllt, wie sie nicht selten das einzige ist, an das er bei der dichterischen Arbeit denkt. Eine solche Lebensgemeinschaft war ihm noch nie zu teil geworden. „Wie freut mich," ruft er einmal aus, „daß Dich das Alles interessiert und

daß ich in Dir eine liebe Gefährtin finde für Alles, was ich unternehme.“ Er bekam einen Vorschmack vom edelsten ehelichen Glücke, und es ist begreiflich, daß er in diesem Glücksgefühle meint, er würde sein Leben zerreißen, wenn er sich von der Geliebten trennte; daß er bitterlich weint, wenn er nur an die Möglichkeit eines Verlustes denkt und daß er, um den Neid der Götter zu beschwören, den von ihr empfangenen Ring ins Wasser werfen will. Den Neid der Götter. Er hatte eine nur zu richtige Vorempfindung. Unerbittlich wuchsen — ihn überwindend — mit der Entwickelung der Dinge und der eigenen Person Gewalten heran, die das hohe Verhältnis erst beschatten, dann begraben sollten. — — — —

Doch bevor wir zu jenen schmerzlichen Endstadien übergehen, betrachten wir, wie der Liebende die „Weltrolle“, die er mit so viel Wagemut und so viel Freude übernommen hat, durchführt.



22. Als Minister.

Goethe brachte in sein Amt eine viel größere politische Bildung mit, als gemeinhin angenommen wird. Wenn Kenntnis des öffentlichen Rechts und der thatsächlichen Zustände die ersten Erfordernisse des Politikers und insbesondere desjenigen sind, der zum praktischen Handeln berufen wird, so besaß Goethe diese Eigenschaften in hohem Grade. Frühzeitig hatten ihn der Vater und die Freunde des väterlichen Hauses, wie der Schöff Olenschlager, der kurfürstlich-sächsische Resident Reineck und der für verschiedene Reichsfürsten accreditierte Hofrat Hüsgen in die öffentlichen Rechtsverhältnisse des Deutschen Reiches und einzelner Landschaften eingeführt; die Studien auf den Universitäten und der Aufenthalt am Reichskammergericht vervollständigten diese Kenntnisse. Lehrreiche Einblicke in die praktische Politik verschaffte ihm der Verkehr im Hause des Großvaters. Nicht bloß, daß dort ihm sich das Getriebe des heimischen, wenn auch noch so kleinen Staatswesens eröffnete, sondern er sah von diesem Hause aus auch in das Ausland deutscher und fremder Zunge hinein, soweit Frankfurt Beziehungen zu ihm hatte. Gerade aber während des siebenjährigen Krieges war die Reichsstadt in Berührung mit den ersten europäischen Mächten gekommen, und der junge Goethe hatte als Enkel des Stadtschultheißen von ihren militärisch-diplomatischen Aktionen, ausschlaggebenden Persönlichkeiten und Kräften deutlichere Vorstellungen empfangen, als sie mancher gereifte Mann, der sich nur aus Zeitungen und Büchern unterrichtete, besaß. Allmählich ver-

mehrte sich seine persönliche Bekanntschaft mit praktischen Politikern. Wir nennen unter ihnen den allmächtigen Darmstädtischen Minister Karl Friedrich von Moser, dessen „Herr und Diener" schon auf den Knaben stark gewirkt hatte, den Kriegsrat Merck und Geheimrat Hesse, Beide ebenfalls in Darmstadt, den kurtrierischen Kanzler Herrn von Laroche in Ehrenbreitstein, den kurpfälzischen Kammerrat Fritz Jacobi in Düsseldorf, der nicht bloß ein sentimentaler, poetisierender Philosoph, sondern ein tüchtiger Wirtschaftspolitiker mit weiten Reformgedanken war, den ehemaligen kurmainzischen Minister von Groschlag in Dieburg, den badischen Minister von Edelsheim in Karlsruhe, einen der hervorragenderen Staatsmänner des damaligen Deutschlands und seinen Untergebenen, den Oberamtmann J. G. Schlosser, Goethes Schwager, der zu den ausgezeichnetsten, bei den allgemeinen Landesangelegenheiten in der Regel mitwirkenden Beamten des Markgrafentums gehörte. Hierzu kommen noch die zahlreichen politisch erfahrenen Männer, die Goethe in Wetzlar kennen lernte.

Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß Goethe mit diesen Männern nur über schöngeistige oder rein menschliche Dinge verhandelt habe, vielmehr kann nach mannigfachen Anzeichen als sicher vorausgesetzt werden, daß Politik ein oft und ernst angeschlagenes Thema war. Aber mehr noch als durch Unterricht und persönlichen Verkehr bildete er sich zum Politiker durch das Studium von Land und Leuten. Hierfür hatte er ebensoviel Interesse als Befähigung. Denn dieser größte Phantast war zugleich der objektivste, eindringlichste Beobachter. Und während anderen Sterblichen meist nur Stücke einer Realität aufgehen und sich einprägen, öffnete und drückte sie sich ihm, wenn er die Augen recht aufthat, in ihrer Ganzheit ein. Schon wenn er als Knabe vom Vater zu den Handwerkern geschickt wurde, guckte er ihnen nicht bloß auf die Finger, sondern er schaute in ihre geschäftliche und sociale Lage hinein und suchte sich allgemeine Begriffe über die Wechselwirkung zwischen Beschäftigung und Dasein zu bilden. In dieser Weise trieb er es zu jeder Zeit und überall. Mit

gutem Recht konnte deshalb die Klettenbergin der Mutter einmal sagen: „Wenn dein Wolfgang nach Mainz reiset, bringt er mehr Kenntnisse mit, als andere, die von Paris oder London zurückkommen.“ Wie er im Elsaß sich bemühte, die allgemeinen ökonomischen Verhältnisse, die Gruben, Hütten, Fabriken u. A. m. kennen zu lernen, haben wir schon erfahren. Aber auch anderwärts, namentlich in Sachsen, hat er ersichtlich Gelegenheit und Zeit für diese Zwecke gut ausgenützt.

Seine vorzügliche Kenntnis der realen Faktoren des Volks- und Staatslebens machte ihn allmählich für allgemeine Doktrinen oder konstruierte Staatsideale, wie sie in Frankreich gepflegt wurden und wie sie in Hallers Usong oder in Wielands Goldenem Spiegel reflektierten, immer weniger empfänglich. Denn er sah nicht, wie von solchen Abstraktionen aus das Einzelne, unter bestimmten Bedingungen Existierende gebessert werden könne. Dagegen mußte ihn ein Buch wie Mösers patriotische Phantasien aufs höchste anziehen. Hier war ein mitten in der Praxis stehender Mann vom Thatsächlichen ausgegangen und hatte mit reifer Erfahrung Vorschläge zur Besserung — zunächst für seine engere Osnabrückische Heimat — gemacht. Er hatte Untersuchungen angestellt, mit welchen Mitteln der Landwirtschaft und dem Gewerbe zu helfen sei; wie der Überschuldung vorzubeugen, wie zwischen völliger Verfügungsfreiheit des Einzelnen über seine Person und sein Eigentum und völliger Gebundenheit der richtige Mittelweg zu finden, wie das Armenwesen zweckmäßig zu gestalten, ob fremde Konkurrenz zu dulden, wechselseitige Handelsfreiheit zu gewähren sei, ob Kolonisten herbeigezogen werden, ob nicht die Binnenstädte sich in ihren überseeischen Handelsverbindungen unabhängig von den Seestädten und England machen, die benachbarten Reichsstände sich zu gemeinsamen Unternehmungen vereinigen, anstatt sich heimlich bekriegen, die Reichs- und Kreistage sich anstatt mit formalistischem Kleinkram mehr mit Handel und Wandel beschäftigen sollten; wie die Städteverfassung reformiert werden könnte, und über zahlreiche andere Gegenstände, bald auf

das Kleinste sich beschränkend, bald zu großen Gesichtspunkten aufsteigend.

In diesen Betrachtungen, die Mösers Tochter nicht glücklich „Patriotische Phantasien“ getauft hat, fand Goethe praktische Staatsweisheit und an ihnen entzündeten sich seine eigenen patriotischen Phantasien. Denn leicht ergab sich ihm, daß Mösers Vorschläge und Methode sich auch für andere deutsche Gebiete fruchtbringend machen ließen. Begeistert drückt er der Tochter Mösers für die Herausgabe der Aufsätze ihres Vaters seinen Dank aus. „Ich trage sie mit mir herum; wenn, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele (28. Dezember 1774).“

Kurz vorher war er zum erstenmale mit dem Weimarischen Erbprinzen Karl August zusammengetroffen und hatte ihm einen beredten Vortrag über das Mösersche Buch gehalten. Der Prinz wird nicht wenig erstaunt gewesen sein, mit welcher Wärme und Sachkenntnis der Dichter des Werther, unter welchem er sich einen träumerischen Idealisten vorstellen mochte, von den realsten Dingen des Lebens sprach, wie klar sich vor diesem Dichterauge die verwickelten politischen und ökonomischen Verhältnisse entwirrten und mit welcher Umsicht und Sicherheit er sogleich von den niedersächsischen Zuständen, die Möser zur Grundlage dienten, die Nutzanwendung auf die obersächsischen — und damit auch auf die Weimarischen — machte. Goethes Auseinandersetzungen mußten mit um so größerer Wucht auf den jungen Prinzen wirken, als dieser bis dahin wenig von der Welt und den thatsächlichen Grundlagen des Staatslebens erfahren hatte.

Karl August war von seinen Lehrern, darunter dem unpraktischen Wieland, der „in den Blumengärten seines Goldenen Spiegels wandelte“, mit allgemeinen Theorien, mit Rechtsgeschichte und Rechtsparagraphen vollgestopft worden, in die Wirklichkeit hatte er weniger hineingeblickt als mancher Bürgersohn. Der Minister von Fritsch hatte deshalb schon Ende 1773 der Mutter seine Meinung ausgesprochen, daß es nicht ratsam sei, den Prinzen

von der Schulbank auf den Thron steigen zu lassen. Zum Regieren gehöre mehr, als Alles, was die bezahlten Lehrer mit ihren ewigen Stunden über öffentliches Recht einem jungen Fürsten beibrächten, es gehöre Kenntnis der Welt und der Geschäfte dazu. Er schlage deshalb vor, ihn von seinen Instruktoren zu befreien, dagegen ihn in das geheime Conseil einzuführen, wo er arbeiten sehen würde und vielleicht selbst arbeitete, und wo er Kenntnis erhielte von allen den Dingen, die seine Lehrer ihn nicht lehren könnten. Aber zur Teilnahme am Conseil kam es infolge des Widerstrebens Anna Amaliens erst im September 1774 und dann nur sehr vorübergehend. Denn Karl August war von diesem Zeitpunkt bis Oktober 1775 acht Monate unterwegs. Der junge Fürst war deshalb, als er nach den Hochzeitsfeierlichkeiten in eigener Person die Zügel der Regierung ergriff, nicht bloß sehr landfremd — das traf auch für Goethe zu —, sondern es fehlte ihm auch die nötige Vorübung und Vorbildung, um rasch die Zustände in Stadt und Land zu erfassen und zu einem brauchbaren Urteil über sie zu gelangen. Gerade aber das besaß Goethe, und er hatte dadurch in den ersten Jahren über Karl August eine außerordentliche Überlegenheit, die in der bereitwilligen Unterordnung des sonst so selbständigen Fürsten zum entsprechenden Ausdruck gelangte.

Das Land, in dessen obersten Verwaltungskörper Goethe eintrat, war klein und arm. Es zählte auf 1900 Quadratkilometern gegen 100000 Einwohner und 22000 Familien. Die Hauptnahrungsquelle war der Landbau, der bei dem mageren Gebirgsboden und dem rauhen Klima geringe Erträge brachte. Etwas Tuch- und Leinenweberei, Strumpfwirkerei und Glasfabrikation bildeten die bescheidene Industrie des Landes. So klein das Land war, so stellte es doch weder ein zusammenhängendes Territorium noch ein einheitliches Verwaltungsgebiet dar. In nicht weniger als vier politische, mehr oder minder selbständige Teile war es gespalten: das Fürstentum Weimar, die

Jenaische Landesportion, das Fürstentum Eisenach und die Hennebergischen Ämter oder das sogenannte Oberland, das schon in das Fränkische hineinreichte. Auch diese winzigen Teile waren administrativ und territorial noch mannigfach zersplittert. „Ausland“ durchsetzte allenthalben das „Vaterland“, wie denn auch mit dem ernestinisch-sächsischen Ausland Manches gemeinsam zu erhalten war, z. B. die Jenaer Universität und das dortige Hofgericht.

Es war eine verzweifelte Aufgabe diesen auseinander gezerrten und verbauten Kleinstaat zu regieren. Trotzdem widmete sich ihr Goethe mit förmlichem Enthusiasmus. In diesem Lande relativen Wohlstand und eine freie würdige Stellung der Bewohner zu schaffen, schien ihm seines Schweißes wert. Auch war die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß von dem Herzogtum aus ein Hebel zur Reform des Gesamtvaterlandes sich ansetzen ließe.

Goethe konnte sich nicht einbilden, seine Ziele anders als durch den aufgeklärten, sich selbst beschränkenden und dem Landeswohl hingebenden Absolutismus erreichen zu können. Es war deshalb die wichtigste Vorbedingung seines Wirkens und der ganzen Zukunft des Landes, den jugendlichen, von den besten Absichten beseelten, aber bald zu weit greifenden, bald zu heftigen, bald zu unruhigen, bald gegen seine Liebhabereien zu nachgiebigen Herzog zu einem Regiment in dem angedeuteten Sinne zu erziehen. Wie Goethe dieses Werk angriff, noch bevor er in das Amt trat, ist bereits angedeutet worden. Er setzte es, nachdem er Staatsdiener geworden, mit erhöhtem Ernst und Nachdruck fort. Gerade je unumschränkter der Fürst war, desto weniger konnte er irgend eine Seite seines Verhaltens unbeachtet lassen. Er faßte ihn deshalb überall mit fester Hand an, gleichviel ob es sein Eheleben oder seine Liebeleien oder seine Passionen für Hunde, Pferde, Soldaten, Jagden, oder sein amtliches Auftreten und Handeln waren. Einige Tagebuchnotizen werden dies lebendiger als alle pragmatische Darstellung vor die Seele unserer Leser bringen:



1779. 10. Januar. „Abends nach dem Konzert eine radikale Erklärung mit dem Herzog über Crone (Corona).“ 1779. 1. Februar. „Conseil. Der Herzog zu viel gesprochen. Mit dem Herzog gegessen. Nach Tisch einige Erklärung über zu viel reden, fallen lassen, sich vergeben, Sachen in der Hitze zur Sprache bringen, die nicht geredt werden sollten. Auch über die militärischen Makaronis (Spielereien).“ 1779. 2. August. „Kam um 10 Uhr der Herzog. Sprachen wir unaussprechliche Dinge durch... Von dem Hof, der Frau, den anderen Leuten, von Menschen kennen. Erklärt ihm, warum ihm dies und das so schwer würde, warum er nicht so sehr im Kleinen umgreifen solle.“ 1782. 19. Januar. „Mit dem Herzog gegessen. Sehr ernstlich und stark über Ökonomie geredet und wider eine Anzahl falscher Ideen, die ihm nicht aus dem Kopfe wollen.“ Oder aus einem der wenigen Briefe, die aus der Korrespondenz der Beiden vor dem Jahre 1786 sich erhalten haben: „Wie sich auch Ihr Geschäfte wendet, betragen Sie sich mäßig und ziehen sich, wenn es nicht anders ist, heraus, ohne sich mit denen zu überwerfen, die Sie hineingeführt und kompromittiert haben“ (28. Oktober 1784). Auch die Dichtung benutzte Goethe, um auf den Herzog zu wirken, bald verhüllt, bald offen und geradezu, wie in „Ilmenau“ (zum 3. September 1783), dem seltsam-freimütigsten Geburtstagsgedichte, das je ein Minister seinem Herrn gewidmet hat. Dort ruft er ihm die großen, nach Goethes Ansicht für einen Herrscher fundamentalen Worte zu: „Beschränke dich selbst, lerne entbehren!“

Man kann sagen, daß Goethe in dem Jahrzehnt von 1776 bis 1786 fast Tag für Tag darüber nachgedacht, wie er den Herzog zum Guten lenke. Bisweilen hat er die Resultate seines Nachdenkens als Gesichtspunkte für das eigene Verhalten gegenüber dem jungen Fürsten sich notiert. So z. B. im Dezember 1778: „Gespräch mit dem Herzog über Ordnung, Polizei und Gesetze. Verschiedene Vorstellung. Meine darf sich nicht mit Worten ausdrücken. Sie wäre leicht mißverstanden und dann gefährlich.“ Oder im Juli 1779: „Neue Conduite fürs Künftige. Vorsicht

mit dem Herzog. Von einem gewissen Gang nicht abzuweichen und den Herzog abzuhalten, daß er nur nichts für sich thut; denn er ist noch sehr unerfahren, besonders mit Fremden."

Einen großen Schritt schob er die Entwickelung des Herzogs vorwärts durch die im Herbst und Winter des Jahres 1779 unternommene Schweizerreise. Goethe rechnete auf die Einwirkung monatelanger Isolierung mit ihm, auf die Einwirkungen der erhabenen Natur und des nach Prophetenart weihenden und reinigenden Lavater. Und er verrechnete sich in keiner Beziehung. Karl August gärte hier aus, er beendete seine Studentenjahre. Schon gegen das Ende der Reise spricht Goethe die Überzeugung aus, daß mit ihr für den Herzog eine neue Epoche seines Lebens anfange. Nach der Rückkehr notiert er: „Jedermann ist mit dem Herzog sehr zufrieden." Und während vor der Reise die Weimarische Gesellschaft das Unternehmen als eine Goethische Verrücktheit, als einen Einfall im Stil der Geniestreiche ansah, pries man es jetzt als ein Meisterstück.

Karl August war klarer, ruhiger, harmonischer geworden, aber darum noch nicht fertig. Goethe hatte in den Folgejahren noch Manches an ihm zurechtzurücken, und wir vernehmen noch manches scharfe Urteil über ihn. Aber im ganzen hatte er doch seine helle Freude an dem prächtig entwickelten Fürsten.

Der Herzog, weit davon entfernt, jemals über Goethes Mentoramt empfindlich zu sein, erkannte früh und spät dankbar an, wie viel er Goethes weiser und hingebender Leitung schulde. Als im Februar 1783 ihm der lang ersehnte Thronerbe geboren war, schreibt er an Merck die bezeichnenden Worte: „Nun ist ein fester Haken eingeschlagen, an welchem ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hilfe Goethens und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß womöglich die Nachkommenschaft sagen soll: Ed egli fu pittore." —

Goethes eigentliche Amtsthätigkeit ist leider noch nicht genügend durchforscht. Teils fehlen die Akten, teils sind sie nicht

verarbeitet. Man ist deshalb meist auf gelegentliche Angaben in den Briefen und Tagebüchern angewiesen.

Es kann keine ärgere Verkennung der Dinge geben, als zu meinen, Goethe sei im wesentlichen Hofpoet und Directeur des plaisirs und nur nebenher Beamter gewesen. Dieser Irrtum wird freilich leicht erzeugt durch die breiten Darstellungen von Goethes Beteiligung am Liebhabertheater, an Maskenscherzen und ähnlichen Unterhaltungen. In Wahrheit nehmen diese Dinge während des Jahrzehnts 1776—1786 einen verschwindend geringen Raum in seinem Leben und Interesse ein, und sie werden ihm allmählich mehr eine Last als eine Lust. Der Mittelpunkt seines Daseins in jener Epoche ist sein politischer Beruf, dem er sich mit ganzer Kraft hingiebt.

Sein Wirkungskreis war viel größer als sein Amt. Dieses verlieh ihm im Anfang nur mäßige Befugnisse. Er hatte als geheimer Legationsrat und jüngstes Mitglied des Conseils nichts zu dirigieren, nichts anzuordnen, sondern nur zu referieren und nur über diejenigen Angelegenheiten, die ihm der Vorsitzende, Minister von Fritsch, zuwies. Zwar hat er mit Hilfe des Herzogs sicher viele seiner Gutachten und Anträge zu Beschlüssen umgewandelt, aber es mochte doch in beiderseitigem Interesse liegen, daß Goethe auf einzelnen Verwaltungsgebieten kraft seines Amtes unmittelbar und regelmäßig seinen Willen und seine Anschauungen zur Geltung bringen konnte. Der Herzog übertrug ihm deshalb im Januar 1779 neben seiner Stelle im Conseil noch die Direktion der Kriegs- und der Wegebaukommission und ernannte ihn bald darauf zum (Wirklichen) Geheimen Rat oder nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch zum Minister, so daß er mit Fritsch gleichen Rang bekam. Zu den drei Ämtern gesellte sich 1782 ein viertes, sehr umfangreiches, das Präsidium der Kammer, durch das er die Leitung des gesamten Finanzwesens samt der Verwaltung der Domänen und Forsten erhielt.*) Neben den zahlreichen Auf-

*) In demselben Jahre wurde er auf Antrag des Herzogs vom Kaiser — sehr gegen seinen Wunsch — geadelt.

gaben, die ihm diese Ämter stellten und sich gemäß dem Kleinstaat bis aufs Kleinste erstreckten, hatte er sich noch mit alledem zu befassen, wozu ihn das Vertrauen des Herzogs berief.

Wir sehen denn den Dichter mit einer Unsumme der verschiedenartigsten Geschäfte ringen. Bald studiert er Accise- und Leihhausordnungen, bald Tuchmanufakturreglements, bald entwirft er eine neue Feuerlöschordnung, bald diktiert er Betrachtungen über eine neue „Konkurskonstitution“, bald hebt er Rekruten aus, bald hat er einen Schriftenwechsel wegen der Lederhosen eines Husaren, bald trifft er Verfügungen wegen der Pfähle auf der Weimarischen Promenade, bald beschäftigt er sich mit Wasser- und Straßenbauten, mit der Verbesserung der Armenanstalten, mit der Zerschlagung von Gütern, mit der Bewässerung von Wiesen, mit dem Wiederbetrieb alter Gruben und Steinbrüche, mit der Besetzung Jenaischer Professuren, der Ausrüstung wissenschaftlicher Anstalten, mit der Beseitigung des Wildschadens, mit der Balancierung der Finanzen und tausend anderen Dingen. Wenn irgend möglich beschränkt er sich nicht darauf, die Sachen aus den Akten kennen zu lernen, sondern er sucht selber zu sehen und zu hören. Nicht bloß um deutliche Vorstellungen von ihnen zu bekommen, sondern weil auch, wie er gelegentlich richtig bemerkt, sie von unten nach oben anders aussähen als von oben nach unten.

Wo ein sofortiges persönliches Eingreifen an Ort und Stelle ihm nützlich erscheint, scheut er weder Mühe noch Gefahr. Stundenweit reitet er manchmal zu einer Feuersbrunst und übernimmt selber die Leitung der Löschversuche. Mit welcher inneren Mitempfindung und mit welcher Tapferkeit, mag unter vielen ein einziges Beispiel lehren. Am 26. Juni 1780 berichtet er der Frau von Stein: „Gestern war ich in Ettersburg ... Die Nachricht von Feuer in Groß-Brembach jagte mich fort, und ich war geschwind in den Flammen. Nach so lang trockenem Wetter, bei einem unglücklichen Wind war die Gewalt des Feuers unbändig. Man fühlt da recht, wie einzeln man ist und wie die Menschen doch so viel guten und schicklichen Begriff haben, etwas anzugreifen.

Die Fatalsten sind dabei, wie immer, die nur sehen, was nicht geschieht, und darüber die aufs Notwendige gerichteten Menschen irre machen. Ich habe ermahnt, gebeten, getröstet, beruhigt und meine ganze Sorgfalt auf die Kirche gewendet, die noch in Gefahr stund, als ich kam, und wo außer dem Gebäude noch viel Frucht, die dem Herrn gehört, auf dem Boden zu Grunde gegangen wäre ... Aus dem Teich wollte Niemand schöpfen, denn vom Winde getrieben schlug die Flamme der nächsten Häuser wirbelnd hinein. Ich trat hinzu und rief: ‚Es geht, es geht, ihr Kinder,' und gleich waren ihrer wieder da, die schöpften, aber bald mußt' ich meinen Platz verlassen, weil's allenfalls nur wenig Augenblicke auszuhalten war. Meine Augenbrauen sind versengt und das Wasser, in meinen Schuhen siedend, hat mir die Zehen gebrüht: ein wenig zu ruhen legt' ich mich nach Mitternacht aufs Bett."

Ebenso greift er persönlich ein bei Wassersnöten. Kaum hat er am 29. Februar 1784 von einem schweren Eisgange in Jena erfahren, als er hinübereilt und in die allgemeine Angst und Verwirrung Klarheit und Ordnung bringt. „Alles rennt durcheinander," schreibt er der Geliebten, „die Vorgesetzten sind auf keine außerordentlichen Fälle gefaßt, die Unglücklichen ohne Rat und die Verschonten unthätig ... Ich bin nicht ganz unnütze hier, drum will ich bleiben." Er blieb fünf Tage in Jena. Was er geleistet, können wir nur aus den Worten des an die männliche Thatkraft große Anforderungen stellenden Herzogs erraten, der ihm nach Jena gefolgt war und von dort am 6. März an Merck schreibt: „Goethe hat sich bei der hiesigen Gefahr sehr brav gehalten, die besten Anstalten getroffen. Im Wasser ist Niemand bei uns umgekommen." —

Wenn Goethe bei solchen Gelegenheiten mit freudiger Energie die Hand anlegt, so ist das bei seiner Art nicht zu verwundern. Das Arbeiten unter freiem Himmel, der Anteil, den er als Mensch und Dichter an solchen Katastrophen nahm, das unmittelbare Sichtbarwerden des Erfolges genügten an und für sich schon, um ihm Lust an der That zu gewähren. Aber wir sehen ihn mit

derselben Freudigkeit in der Amtsstube, wo die Balken auf ihn drückten, unter Aktenstücken und unter einer Menge kleiner und großer Widerwärtigkeiten.

So hatte er z. B. die Kriegskommission in greulicher Verwahrlosung übernommen. Die Beamten waren nachlässig, der Geschäftsgang verwildert, und die Rechnungen und Reskripte lagen im wüsten Durcheinander. Aber er ist unentmutigt. „Ich will's so sauber schaffen, als wenn's die Tauben gelesen hätten." Und nachdem zweieinhalb Jahr vergangen waren, hat er nicht bloß seine „Repositur" in schönster Ordnung, sondern auch das Beamtenpersonal reorganisiert und so geschult, daß Alles in glattem, regelrechtem Flusse geht, und hat außerdem trotz aller militärischen „Makaronis" des Herzogs durchgesetzt, daß die Weimarische Armee um die Hälfte reduziert wurde, nämlich von 600 auf 310 Mann. Er ist so vergnügt über diese Resultate, daß er am 15. August 1781 in seinem Tagebuche notiert: „Kriegskommission. Rekapitulierte in der Stille, was ich bei diesem Departement geschafft. Nun wär mir's nicht bange, ein weit größeres, ja mehrere in Ordnung zu bringen, wozu Gott Gelegenheit und Mut verleihe." Ein bewunderungswürdiger Wunsch von einem Manne, der doch sozusagen sich auch als Dichter fühlen mußte und ohnehin schon so viel zu tragen hatte, daß es ihm manchmal war, als ob ihm die Kniee zusammenbrächen, und daß er sich durch Rufe wie: „Eherne Geduld!" „Steinern Aushalten!" anspornen mußte.

Die Gelegenheit zur Übernahme eines größeren Departements ergab sich ziemlich bald. Kalb hatte die „Kammer", das Finanzwesen, sehr schlecht verwaltet. Der Herzog enthob ihn deshalb im Juni 1782 seines Amtes und betraute, wie schon erwähnt, Goethe damit. Wie Beide meinten, interimistisch, es wurde aber eine lang dauernde Stellung. Die umfangreiche Arbeit, die das Amt mit sich brachte, wurde auch hier noch dadurch erhöht, daß es in verwirrtem Zustande Goethe überliefert wurde. Dieser spürte auch, welche schwere Last er sich aufbürde und er — der Gewissenhafteste der Gewissenhaften — ermahnt sich deshalb daß

es ihm jetzt ernst, sehr ernst sein müsse. Mit dem Kammerpräsidium war er in das Herz der Verwaltung gerückt und unter den vielen harten Aufgaben, die es stellte, war die härteste: der Kampf gegen den Herzog. Der Herzog war kein Verschwender, aber ein generöser Fürst, der gern mit voller Hand gab und gern ein gastfreier Wirt war und die Ausgaben für Jagden und Reisen nicht ängstlich nach den Einkünften der Civilliste abmessen wollte. Er brauchte deshalb gewöhnlich mehr, als seine Schatulle einnahm, und das Deficit mußte dann die Kammer decken. Dieser Mißwirtschaft setzte Goethe einen Damm entgegen. Als er nach einem halben Jahr bemerkte, daß Bertuch, der Schatullier des Herzogs, schon mehr abgehoben habe, als der Schatulle für diese Zeit zukam, sperrte er die weiteren Zahlungen und erklärte ihm sehr entschieden, daß er sich für die übrigen Monate des Jahres einzurichten habe. „Denn ich muß Johanni in Ordnung sein oder abdanken.“ Er erreicht denn auch seinen Willen; und mit Befriedigung berichtet er Ende April 1783 Knebel: „Meine Finanzsachen gehen besser, als ich es mir vorm Jahre dachte. Ich habe Glück und Gedeihen bei meiner Administration, halte aber auch auf das festeste über meinem Plane und über meinen Grundsätzen.“ Im August 1785 erreichte er es sogar, daß der Herzog der Ersparnis halber seine Kavaliere von der täglichen Hoftafel ausschloß. Goethe schnitt sich mit dieser Maßregel in die zarteste Stelle des eigenen Fleisches. Denn damit wurde Freiherr von Stein dem Hause wiedergegeben und Goethes enger Verkehr mit Frau von Stein schmerzlich gestört.

Die Ersparnisse, die Goethe im Landes- und herzoglichen Haushalt erzielte, sollten zur Unterstützung der Armen dienen, deren Elend ihm das Herz abdrückte, zur Bestreitung außerordentlicher Bedürfnisse der Universität Jena, sodann wohl aber weiter zur Ablösung feudaler und kirchlicher Gerechtsame, die auf dem kleinen Manne schwer lasteten. Denn er trug sich mit großen socialpolitischen Reformen, wie sie in Dänemark, Portugal, Österreich teils eingeleitet, teils durchgeführt waren. Entlastung der

Bauern von Fronen und Zehnten, Umwandlung des bäuerlichen und gutsherrlichen Besitzes in freies, teilbares Eigentum, Auflage der Steuern nach der wirtschaftlichen Kraft, das waren ungefähr die Hauptziele, die er neben der allgemeinen Melioration des Landes verfolgte. Dazu gehörte ein zäher Kampf gegen die privilegierten Stände und eine jahrelange Sparsamkeit; und wenn schon zu dem Einen, so fühlte doch zu dem Anderen der junge Herzog wenig Neigung. Infolgedessen kamen die großen Pläne über gute Absichten nicht hinaus, und Goethe mußte seine Befriedigung darin suchen, daß im Einzelnen wenigstens geholfen wurde, soweit es möglich war, daß in die Landesverwaltung Sparsamkeit, Sorgfalt und Humanität einzog, daß die Militärlast verringert, Land- und Wasserstraßen gebessert, ein umfangreiches System der Be- und Entwässerung der Wiesen durchgeführt, der Wildschaden gemildert, der Ilmenauer Bergbau wieder ins Leben gerufen und die Anstalten für Kunst und Wissenschaft vermehrt und reicher ausgestattet wurden.

Wenn Goethe in der inneren Politik auf die letzten und lohnendsten Ziele verzichten mußte, so war ihm ein Gleiches in der auswärtigen beschieden. Er leitete sie in Gemeinschaft mit dem Herzog ohne Mitwirkung und Mitwissen des geheimen Conseils. Es sind dabei freilich nur Fragen der großen Politik verstanden, denn was man sonst in Weimar mit dem „Auslande", namentlich mit den benachbarten ernestinischen Fürstentümern, zu verhandeln hatte, betraf untergeordnete Dinge, deren Geheimhaltung vor den übrigen Mitgliedern des Conseils weder möglich noch erforderlich war. Als Unterhändler fungierte auch da oft Goethe, und er hat mehr als einmal die thüringischen Fürstenhöfe in dieser Würde bereist.

Daß es Fragen der hohen Politik für das kleine Weimar in dem Jahrzehnt von 1776—1786 gab, lag in der eigentümlichen Konstellation der damaligen deutschen Verhältnisse und in dem Thatendrang Goethes und seines Herzogs. Österreich hatte am

Anfange des Jahres 1778 nach dem Aussterben der bayerischen Wittelsbacher auf Grund angeblicher Erbansprüche den Thronfolger Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach gezwungen, ihm die Oberpfalz und Niederbayern abzutreten. Diese Thatsache hatte sowohl Preußen als die deutschen Kleinstaaten sehr beunruhigt, und Preußen begann zu rüsten, um erforderlichenfalls Österreich mit den Waffen zur Rückgabe der annektierten bayerischen Gebiete zu nötigen. Die Erfahrung des siebenjährigen Krieges hatte Weimar gelehrt, daß es in einem Kriege zwischen Österreich und Preußen in empfindliche Mitleidenschaft gezogen würde. Man konnte deshalb dort etwas bänglich gestimmt sein. Aber bei aller Sorge war wenigstens Goethe doch in einer gewissen angenehmen Erregung, daß der Weimarische Kahn auch einmal auf das hohe Meer getrieben würde. „Gott sei Dank, ich hab' schönen Mut und freies Leben," rief er im Hinblick auf diese Möglichkeit in einem Briefe vom 18. März des Jahres. Bei der Lage der Dinge mußte es dem Herzog von Wert sein, bald über die Absichten Preußens sich Klarheit zu verschaffen, in wie weit es dem Könige Ernst sei mit dem Kriege, wie man in Berlin über eine Neutralität Weimars oder über ein eventuelles Bündnis denke, welche Anforderungen man stelle u. s. w. Der Herzog begab sich deshalb am 10. Mai mit Goethe über Dessau, wo man mit dem dortigen Fürsten Rats pflegte, nach Berlin. Goethe sah jetzt zum erstenmale eine wirklich große Stadt, eine Stadt, die 100000 Einwohner mehr zählte, als die größten, die er bisher betreten. Sie setzt ihn in Erstaunen. So dürftig und nüchtern sie uns heute nach den Schilderungen und Bildern jener Zeit erscheint, er findet in ihr Pracht, Leben und Überfluß. Der Eindruck erhöht sich durch die Heeresansammlungen: „Menschen, Pferde, Wagen, Geschütz, Zurüstungen, es wimmelt von Allem." Er besucht die Porzellanmanufaktur, das Opernhaus, die katholische Hedwigskirche, das Zeughaus, den Tiergarten. Er speist beim Prinzen Heinrich und hat die Generale halbdutzendweise vor sich. Den König selbst bekommt er nicht zu Gesicht, da er in Schlesien

ist. Aber er wird ihm recht nah, da er sein Wesen sieht: sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge. Er hört auch über den großen Menschen die eigenen Lumpenhunde räsonnieren. Hier sieht er ferner die Erscheinungen des entfesselten Egoismus in großem Maßstabe: Feilschen, Betrügen, Intriguieren, Heucheln, Kriechen, Überhebung, Kleinlichkeit, Neid, Alles, was ein kritischer Moment, die europäische Diplomatie der alten Zeit und die überlegene Kraft sowie der Despotismus eines Einzelnen an widerwärtigen Blasen in die Höhe treiben kann. „So viel kann ich sagen, je größer die Welt, desto garstiger wird die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Mut und Gradsein erhalten wollen bis ans Ende“ (an Frau von Stein, den 19. Mai). Nach fünftägigem Aufenthalt geht es aus der zerwühlten Hauptstadt wieder in das harmlose Weimar. Welches das Ergebnis der in Berlin gepflogenen Verhandlungen und eingezogenen Erkundigungen war, ist nicht bekannt. Genug, Weimar bewahrt bei dem ausbrechenden Kriege die Neutralität.

Nichtsdestoweniger war vorauszusehen, daß Weimar, wenn nicht unmittelbar, so mittelbar von den Folgen des Krieges getroffen werden würde. Und diese Voraussicht war wohl für Karl August der entscheidende Anlaß, Goethe zu Beginn des neuen Jahres an die Spitze des Kriegsdepartements zu stellen. Man täuschte sich auch nicht. Im Winter verlangte der preußische König, man solle ihm in Weimar Werbungen gestatten. Noch bevor die Verhandlungen hierüber abgeschlossen waren, trafen schon preußische Husaren ein, um mit den Werbungen zu beginnen. Die Situation war äußerst prekär. Goethe erwog in einer Denkschrift eingehend die Konsequenzen der preußischen Forderung und kam zu dem Schlusse, daß, wie man auch sich zu ihr stellen möge, für das Herzogtum sehr mißliche Folgen erwachsen würden. Die Werbungen seien an sich ein großes

Übel; was man Preußen gestatte, müsse man auch Österreich gestatten, und so würde sich das Übel verdoppeln. Lehne man aber ab, so setze man sich einer Gewaltthätigkeit Preußens aus. Kurz, der kleine Staat sei in seiner Schwäche gegenüber den Großmächten schlimm daran und vom deutschen Reichstag habe man sich bei einer Beschwerde nur einer „leeren Teilnehmung“ zu versehen. Aber es sei die Frage, ob man nicht gut daran thue, sich mit den anderen Staaten, die von gleichen Maßregeln bedroht wären, zu vereinigen, um in dieser Vereinigung die Kraft zum Widerstand zu finden. Ein solcher Schritt würde jedenfalls von guter Wirkung sein. Denn es könnten andere glückliche Umstände dazutreten, die die Fürsten überhaupt aus ihrer Isolierung und Unthätigkeit herausrissen und zu einem dauernden gemeinsamen Bunde zusammenschlössen. — Damit war Goethe auf den Punkt losgesteuert, nach dem er lange ausgeblickt hatte, dem Punkte, von dem aus er die „elende Konstitution“ des Reiches in ein lebensfähiges Gebilde umgestalten konnte, das der Gesamtheit Wohlfahrt und dem Kleinen Sicherheit vor dem Großen verhieß.

Die Gefahr der Werbungen verflüchtigte sich mit dem bald beendeten Kriege, aber den Gedanken einer Vereinigung der deutschen Klein- und Mittelstaaten verfolgten Goethe und Karl August weiter. Mehrere Jahre haben sie jedoch, wie es scheint, die befreundeten Fürsten über akademische Erwägungen nicht hinausbringen können, und als die Sache unter Vortritt Badens endlich in Fluß gekommen war, bemächtigte sich ihrer — ganz gegen die ursprüngliche Intention — Friedrich der Große, der zugleich dem Fürstenbunde eine festere, militärische Grundlage geben wollte. Goethe war von dieser Wendung der Dinge wenig erbaut. Denn er fürchtete zwar nicht Preußen, aber den preußischen König, dessen Rücksichtslosigkeit Weimar mehr als einmal erfahren hatte.

Demgemäß hatte er im Sommer 1780 in den „Vögeln“ von dem schwarzen Adler mit seinen immer bereitwilligen Krallen

gesprochen. Und wenn auch der König die Kleinstaaten vielleicht nicht gerade verschlucken würde, so war doch die Sorge begründet, daß er ihnen von Bundes wegen schwere Lasten, die Goethes Spar- und Reformpolitik vernichten mußten, auferlegen und sie nicht als gleichberechtigte Bundesgenossen, sondern als Vasallen behandeln würde. Inzwischen trieb Österreich eine so begehrliche Politik, daß den Kleinstaaten keine Wahl blieb. Es hatte 1780 das Erzbistum Köln und das Bistum Münster unter seinen Einfluß gebracht, es hatte seit demselben Jahre listig den Reichstag lahm gelegt und endlich im Jahre 1785 versucht, ganz Bayern durch einen Umtausch mit Burgund in seine Gewalt zu bekommen. Damit schien klar gelegt, daß der „deutschen Freiheit" die größte Gefahr nicht von Preußen, sondern von Österreich drohe und daß man unter den Fittichen des schwarzen Adlers, ob auch seine Krallen etwas unheimlich sich krümmten, Schutz suchen müsse. Goethe konnte angesichts dieser Sachlage dem Eintritt in den Fridericianischen Fürstenbund nicht länger widerstreben; er hielt jedoch darauf, daß Karl August nur den Hauptvertrag mit Preußen, der eine gemeinsame Aktion auf dem Reichstage ins Auge faßte, nicht aber die militärischen Geheimartikel unterzeichnete. Erst später, als die Tage Friedrichs des Großen gezählt erschienen und man bereits mit seinem friedfertigen, sanften Neffen und Nachfolger rechnen durfte, hat der Herzog sich auch zu militärischer Hilfsleistung verstanden, mit der Klausel „den Umständen nach". Karl August setzte bei loyaler, friedliebender Leitung des Bundes sehr große Hoffnungen auf ihn. Er betrachtete ihn als Mittel zur Wiedergeburt des Gesamtvaterlandes und zur Wiederbelebung seines beinahe erloschenen Gemeingeistes und seiner tief gesunkenen Gesamtkraft. Karl Augusts sanguinische Hoffnungen erfüllten sich nicht. Goethe behielt mit seiner kühleren Auffassung des preußisch-deutschen Fürstenbundes Recht. Ob aber ein Bund nach seinem Plane mehr geleistet oder längere Dauer gehabt hätte, ist ebenso zweifelhaft. Immerhin gebührt Goethe das Verdienst, daß er, der Dichter, seinerzeit der Einzige war, der einen günstigen



Moment mit rascher Energie aufgriff, um eine Heilung des kranken Deutschen Reiches zu versuchen.

Da bis zum Jahre 1785 Weimar die Seele der Bundesbewegung war und da man gleichzeitig mit einer größeren Zahl von Reichsständen zu verhandeln hatte, so erwuchs auch aus den auswärtigen Angelegenheiten für Goethe eine nicht unerhebliche Arbeitslast. Er gestattete sich um des Geheimnisses willen nicht einmal den Luxus eines Schreibers und so rühren alle auf den Fürstenbund bezüglichen Schriftstücke von Goethes und des Herzogs eigener Hand her. —

Erwägt man rückblickend den ganzen weiten Umfang der Goethischen Amtsgeschäfte, so wird man es begreifen, wenn Herder ihn 1782 „das Weimarische Faktotum" und Knebel 1784 „das Rückgrat der Dinge" nannte.

23. Egmont.

„Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List und der Edle wird in ihre Netze fallen." Mit diesen Worten des sterbenden Götz war das Programm für den Egmont ausgegeben. Goethe verknüpft dementsprechend in Dichtung und Wahrheit den Egmont mit dem Götz und hat ebenso in den Werken ihn unmittelbar dem Götz angereiht.

In der That sind Egmont und Götz Zwillingsbrüder. Beides edle Männer, die im Kampfe mit schlimmen Staatsgewalten zu Grunde gehen. „Freiheit!" ist Beider letztes Wort im Kerker. Aber während Götz die Freiheit erstrebt, die bestehenden Zustände durch selbstherrliches Eingreifen zu bessern, begnügt sich Egmont mit der Freiheit, innerhalb der verbrieften Rechtsordnung in gewohnter Weise fortleben zu dürfen, oder mit anderen Worten: er kämpft nur gegen die Verschlechterung des Bestehenden. Egmont ist also ungleich konservativer als Götz, wie Goethe selber inzwischen ungleich konservativer geworden war. Die Variante des Freiheitsthemas, wie sie Egmont bietet, hätte den Dichter kaum reizen können, sie zu einem selbständigen großen Drama auszubilden. Aber es kam ein zweites starkes Motiv hinzu. Goethe nennt dieses Motiv: das Dämonische. Zu verschiedenen Malen hat er klar zu legen versucht, was er unter dem Dämonischen verstehe. Aber bei der Unbestimmtheit des weder göttlichen

noch teuflischen Wesens, das durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist und das ihm auch das Unbelebte zu durchdringen schien, war es ihm unmöglich, mit allen Darlegungen etwas Deutlich-Faßliches auszusprechen. So viel läßt sich jedoch erkennen, daß es ihm beim Menschen eine dunkelwirkende Macht war, die ihn mit unbegrenztem Zutrauen zu sich selbst erfüllt, und dadurch ihn ebenso zu großer erfolgreicher That befähigt, wie sie ihn in Unheil oder Verderben führt. Von seinem eigenen Verhältnis zum Dämonischen sagt er, daß es nicht in seiner Natur gelegen hätte, aber daß er ihm unterworfen gewesen wäre. Das heißt nichts Anderes, als daß er zu gewissen Zeitpunkten von ihm bestimmt worden, daß aber seine Natur glücklich genug geartet gewesen sei, um sich vor dem Verderblichen, das in ihm lag, zu schützen. Die glückliche Mitgift der Natur, die ihn schützte, war die Poesie.

Nun hatte ihn gerade zu der Zeit, wo Egmont entstand, das Dämonische wieder gepackt, und er griff zu dem bewährten Gegenmittel. Er suchte sich, wie er es ausdrückt, „vor dem furchtbaren Wesen zu retten, indem er sich hinter ein Bild flüchtete“. Dieses Bild fand er in dem unglücklichen Helden der niederländischen Freiheitsbewegung, in dem edlen, tapferen, sorglosen, gütigen Egmont. Um aber den geschichtlichen Egmont zu einem möglichst getreuen Spiegelbild seiner selbst machen zu können, wandelte er den in reiferem Alter stehenden Familienvater in einen unverheirateten, jugendlichen Mann um und verstärkte den nachtwandlerischen Zug, in welchem dieser lebensfreudig die Stunde genießend vor den lauernden Gefahren sich verschließt und dadurch ihnen erliegt.

Worin aber bestand das Dämonische, das den Dichter damals ängstete? Wir brauchen bloß das Jahr zu nennen, in dem Egmont entstand, um die Antwort zu haben. Es war das Jahr 1775. Goethe hatte, durch eine dämonische Macht getrieben, entgegen seinen bestimmtesten Vorsätzen sich in ein neues, leidenschaftliches Liebesverhältnis verstrickt, in das zu Lili, und fester gebunden als je zuvor. Frühzeitig fühlte er das Unheil voraus, das entstehen müsse, wenn er nachtwandelnd seinen gefährlichen

Weg weiterginge. Die vergebliche Flucht nach der Schweiz hatte ihm das Dämonische, das in jener Leidenschaft steckte, doppelt unheimlich gemacht, und er versuchte die Rettung durch die Dichtung, durch den „Egmont". Indem er seinen poetischen Doppelgänger den Weg zu Ende gehen ließ bis zu dem Abgrund, der ihn und mit ihm die Geliebte verschlingt, erschrickt er vor diesem Bilde und erlebt an sich die tragische Katharsis.

Unter dem Gefühl der befreienden und reinigenden Kraft der Dichtung arbeitet Goethe in den für sein Verhältnis zu Lili entscheidenden Monaten, August bis Oktober, mit außerordentlichem Eifer. Von den einleitenden Scenen sofort auf die Hauptscenen überspringend, fördert er es so weit, daß, als er nach Weimar ging, nur Lücken von unbeträchtlichem Umfang und Gewicht geblieben sein werden. Aber es war klar, daß durch seine Übersiedelung, die ihn aus der dämonischen Nähe Lilis rückte, auch das Interesse an der Dichtung erlöschen mußte. Ein neues Leben machte neue Stoffe seinem Herzen dringender, vor allem die Iphigenie, und erst nachdem diese in erster Gestalt abgeschlossen war, nahm er wieder den Egmont vor. Doch innerlich dem Stück fremd geworden, von strengeren Kunstanforderungen erfüllt und über wenig Muße verfügend, flickt er und bessert an ihm drei Jahre herum, schließt es dann Ende April 1782 so ab, daß er es 1786 wieder unfertig findet und sich veranlaßt sieht, es nach Italien zu erneuter Bearbeitung mitzunehmen. Dieser unterzieht er sich im Römischen Sommer 1787 zwischen Landschaftszeichnen, Modellieren antiker Köpfe und dem Studium Michelangelos, ohne daß wir jedoch etwas Italienisches an dem Stücke bemerken. Vielmehr verrät es durchaus den Stil der letzten Frankfurter und ersten Weimarer Jahre. Über das fertige Stück urteilt er, es stehe da mehr, wie es sein konnte, als wie es sein sollte. „Es war ein schweres Unternehmen, ich hätte nie geglaubt es zu vollenden." Allerdings: so wie Goethe ursprünglich den Grundplan für das Stück gemacht hatte, so war es für einen gereiften Kunstverstand schwer, es zu vollenden. Goethe, von den ästhetischen

Theorien der Sturm- und Drangperiode noch nicht ganz losgelöst und seinem persönlichen Bedürfnisse folgend, hatte im Egmont nichts geben wollen als das Charakterbild eines großen Mannes in dramatischer Form, so daß es auch in dieser Beziehung ein Schwesterstück des Götz wurde. Aber wenn der Egmont vor dem Götz die stärkere Konzentration voraus hat, so hat der Götz vor dem Egmont die stärkere Spannung voraus. Wir haben im Götz keine einheitliche Handlung, aber doch immer Handlung, die Spannung erregt, dagegen hat der Egmont eine einheitliche Handlung, aber sie ist verschwindend klein und die Spannung, die zeitweilig erregt wird, entspringt viel weniger aus ihr, als aus den Personen.

Der Inhalt der Handlung ist in zwei Worten erzählt: Egmont bleibt, entgegen allen Warnungen, in Brüssel und wird von Alba gefangen genommen und dem Schaffot überliefert. Sie hebt am Ende des zweiten Aktes an, bleibt im dritten verhüllt und schließt im vierten.

Fast mutwillig hat Goethe alle Mittel beiseite liegen lassen, um die Handlung zu komplizieren.

In der zweiten Scene des ersten Aktes läßt er Margarete von Parma den Rat der Fürsten einberufen, um in diesem Egmont und Oranien wegen der Unruhen zur Rede zu stellen. „Ich will ihnen die Last der Verantwortung nahe genug zuwälzen; sie sollen sich mit mir dem Übel ernstlich entgegensetzen oder sich auch als Rebellen erklären." Aus diesem Motiv hätten Andere — man denke an Shakespeare und Schiller — sehr viel gemacht: eine große Ratsversammlung, ein bewegtes Hin und Wider, ein Sich selbst Verstricken des Helden durch zu große Offenheit u. s. w. Aber Goethe hat es aufgeworfen, um es liegen zu lassen. Margarete von Parma scheidet aus dem Lande, bevor noch der Rat zusammengetreten ist. — Sie hat eine stille Zuneigung zu Egmont. Das ist sehr schön erfunden. Aber anstatt aus dem Motiv etwas für den Gang des Stückes heraus zu entwickeln, etwa eine geheime Warnung vor Alba oder eine geheime Unterstützung gegen ihn,

bleibt es wieder unbenutzt. Es genügt dem Dichter, wenn es zur Verklärung des Bildes Egmonts beiträgt. Aber da für diesen Zweck hinreichend andere Mittel vorhanden sind, so konnte Schiller in seiner Bühnenbearbeitung des Egmont die Figur der Regentin ruhig streichen, eine Praxis, der noch heute viele Bühnen folgen.

Dreimal führt uns Goethe das Volk vor. Das erste Mal dient es, wie billig, dazu, den Hintergrund der dramatischen Fabel zu entfalten. Beim zweiten Mal läßt er es durch einen geschickten Agitator aufwiegeln, beim dritten Mal durch Klärchen mit ergreifender Beredsamkeit zur Rettung Egmonts anfeuern. Wir glauben in den beiden letzten Fällen, daß irgend eine Wendung der Handlung daraus folgen werde, aber unsere Erwartung wird beidemal getäuscht. Das Volk bleibt von Anfang bis zu Ende passiv. Es hat neben der Exposition nur den Zweck, glänzende Lichter auf Egmont und Klärchen fallen zu lassen. Bedauern muß man, daß Goethe das Volk nicht wenigstens im fünften Akte durch Klärchen aus seiner Thatenlosigkeit aufrütteln läßt. Wie wäre unsere Spannung wieder aufgeschnellt und wieviel größer wäre Klärchens Tod im Kampf an der Spitze eines Volkshaufens als durch Gift in der stillen Dachstube! — Wie Klärchen aber in diesem Falle ohne jeden Einfluß auf die Entwickelung der Dinge bleibt, so auch sonst. So ist sie z. B. nicht im geringsten bestimmend für Egmonts Entschluß, in Brüssel zu bleiben. Mit Absicht hat der Dichter eine solche Verflechtung vermieden, um die dämonische Sorglosigkeit zum einzigen Motiv für Egmonts Verderben zu machen. Er hat deshalb auch dem Verhältnis auf Egmonts Seite jede Leidenschaftlichkeit genommen. Aber um so überraschender ist es uns dann, daß das Schätzchen im Kerker seine Seele ausfüllt und ihm in der Glorie einer Göttin der Freiheit erscheint.

Dem matten Schlußakt einen lebhafteren Puls zu geben, hatte der Dichter noch einmal in der Hand, als er Ferdinand, den Sohn Albas, zu Egmont in den Kerker führte. Nach der Huldigung, die Ferdinand Egmont darbringt, glaubt dieser, ebenso wie wir, er würde Hand anlegen, um ihn zu befreien. Aber nichts davon.

Auch Ferdinand hat die einzige Funktion, ein Blatt in den Ruhmeskranz Egmonts zu flechten. Und doch hätte seine aktive Teilnahme nicht bloß unser zusammensinkendes Interesse aufs höchste angefacht, sondern sein Tod hätte — bei dem poetisch-notwendigen Mißlingen des Befreiungsversuches — eine herrliche tragische Sühne für die Gewaltthat des Vaters gebildet.

Daß Oranien ohne Einfluß auf den Gang der Ereignisse bleibt, war wohl notwendig. Aber wenn schon diese bedeutende Figur zur Folie für Egmont verurteilt war, dann hätte Goethe bei den anderen um so mehr sich hüten müssen, sie aus dem Räderwerk der dramatischen Handlung auszulösen. Doch es war nun einmal das Verhängnis des Stückes, daß Goethe an nichts weniger als an eine bewegte, kunstgerecht sich steigernde Handlung dachte. Ihm lag nur daran, den Helden in den mannigfaltigsten und schönsten Lichtern zu zeigen und dann, wenn wir ihn recht lieb gewonnen haben, als einen vom Dämon Geblendeten jählings abstürzen zu lassen.

Diese Aufgabe suchte er auf dem geradesten Wege zu lösen, gleichviel ob dieser Weg der dramatischen Form gemäß war oder nicht. Eine breitere Behandlung erfordert hierbei nur die Darstellung des Charakterbildes Egmonts. Er vollbringt sie mit inniger Hingebung und mit einer solchen Kunst, daß in den ersten Akten unsere Spannung einzig auf der Person des Helden ruht. Im ersten Akt zeigt er uns in der ersten Scene Egmont durch die Augen des Volkes, in der zweiten durch die Augen der Regierung, in der dritten durch die Augen der Liebe. Wir erblicken eine glänzende, ritterliche Gestalt; einen ruhmreichen Feldherrn, Statthalter, Prinzen, der seinen Stolz darein setzt, Mensch zu sein. Er geht, als wenn ihm die Welt gehörte, und ist doch freundlich, wohlthätig, liebreich gegen Jedermann. Soviel Ernstes auch daheim oder im Felde auf ihm lastet, man hat ihn nie anders als fröhlich und offen gesehen. Seine Sorglosigkeit steigert sich bis zum Leichtsinn, aber dieser Leichtsinn erscheint wie eine liebenswürdige Zier, weil er der Ausfluß seines Kraft- und Unschuldgefühles, sowie seiner

optimistischen Lebens- und Weltauffassung ist. Alles liebt ihn, ja spiegelt sich in ihm. Jung und Alt, Männer und Frauen, Soldaten und Bürger. Und daß wir den „großen“ Egmont selbst nicht zu Gesicht bekommen, treibt unsere Spannung nur höher und höher. Der zweite Akt hebt an, aber noch immer müssen wir warten. Für Egmonts Auftreten muß erst ein wirksamer Hintergrund bereitet werden. In einem Volkshaufen bricht beim Streit über die politischen Angelegenheiten des Landes eine heftige Schlägerei aus. Da erscheint Egmont, und die stürmischen Wogen glätten sich binnen wenigen Augenblicken. Mit königlicher Würde bringt er die Streitenden auseinander und setzt seinen Weg fort.

Das kleine, imponierende Momentbild verstärkt in uns das Verlangen, Egmont in reicherer Entfaltung seines Wesens zu sehen. Dem kommt der Dichter in der nächsten Scene entgegen. Er läßt ihn die eingelaufenen amtlichen Schriftstücke erledigen. Es sind sehr mannigfaltige Dinge. Er entscheidet alle kurz und klar voller Güte, Gnade und Menschlichkeit. Einen Brief des Grafen Oliva, der ihn vor den Anschlägen der Spanier warnt, weist er mit dem Hochsinn einer lebensfreudigen, kühnen und reinen Seele ab. — Graf Oliva hatte ihn mit allgemeinen Befürchtungen bedenklich zu machen gesucht. Wie aber wird Egmont sich verhalten, wenn er Thatsachen erfährt? Diese bringt in der nächsten Scene, der Krone des ganzen Stückes, Oranien. Mit klopfendem Herzen folgen wir der Unterredung der beiden großen Männer. Oranien teilt mit, daß Alba, dessen Mordsinn er kenne, mit einem Heere unterwegs sei, setzt Egmont auseinander, daß daraus die höchste Gefahr für sie beide entspringe, eröffnet ihm, daß er diesen Gefahren durch den Weggang von Brüssel ausweichen wolle, und bittet ihn warm und eindringlich, zuletzt unter Thränen, ihm zu folgen. Oraniens Worte sind nicht ohne Eindruck auf Egmont geblieben. Was er dagegen setzen konnte, hält nicht Stich — aber trotzdem bleibt er in dämonischer Verblendung auf dem brüchigen Boden, auf dem er steht, und verzichtet auf

jede Aktion. Diese Thatenlosigkeit Egmonts hier, im entscheidenden Wendepunkt der Handlung, zeigt am schlagendsten, wie undramatisch das ganze Motiv war, das Goethe dem Stücke zu Grunde legte.

Unser Interesse muß nun notwendig sinken. Wir sehen die Schatten des Todes Egmont umschweben und können nur noch mit melancholischen Sympathien den Verlorenen begleiten.

Das undramatische Motiv hat aber hinderlich auch auf die Aktion der Gegner gewirkt. Die Geschichte gab dem Dichter den Zug an die Hand, daß Alba gegen Egmont und die anderen Vornehmen anfangs ein freundliches Benehmen zur Schau trägt und erst dann, nachdem er sie sicher gemacht hat, gegen sie seine Schläge führt. Das Verwerten dieses Zuges hätte die Spannung des vierten Aktes sehr verstärkt, aber er hätte die Sorglosigkeit Egmonts minder dämonisch erscheinen lassen. Goethe machte deshalb keinen Gebrauch von ihm, sondern ließ Alba sofort durch drakonische Verordnungen sein furchtbares Gesicht enthüllen. Infolgedessen wissen wir von vornherein, wie die Begegnung zwischen Alba und Egmont verlaufen wird, und sind nur verwundert, daß Alba noch so viele Worte macht.

Mit der Verhaftung Egmonts, mit der der vierte Akt schließt, könnte auch das Stück schließen. Denn der fünfte Akt enthält nur Nachzuckungen, die, an sich entbehrlich, von unserer Phantasie leicht ergänzt werden könnten. Der Selbstmord Klärchens war ohnehin schon im dritten Akte durch die Worte Klärchens: „So laß mich sterben! die Welt hat keine Freuden auf diese!“ angedeutet. —

Es sind zahlreiche und nicht geringe Mängel, an denen das Stück leidet; und trotzdem, wenn man sie auch alle nachfühlt, wird man an der Dichtung ein starkes Wohlgefallen haben. Dieses ruht im Wesentlichen auf der charakteristischen Schönheit und Lebendigkeit der Figuren. Und hier erweist es sich wieder einmal, daß die Dichtung, so gut wie die bildenden Künste, doch nichts Größeres vollbringen kann, als volle leibhaftige Menschen

zu schaffen, woneben Alles, was wir Technik nennen, erst in zweiter Reihe kommt.

Nicht tadellos sind die Charaktere des Egmont. So erhält z. B. der Held selber durch die schon von Schiller getadelten Worte: „Von meiner Stirne die sinnenden Runzeln wegzubaden, giebt es ja wohl noch ein freundlich Mittel" einen Stich ins Weichliche; und Klärchen, die im ersten und dritten Akte entzückende Naturlaute gefunden hatte, redet im letzten Akte in einem so hohen Stil, als ob sie eine Iphigenie oder Leonore von Este wäre. Die Exaltation rechtfertigt den Stilwandel nicht. Sie darf den Accent, aber nicht die Höhenlage der Rede verändern. Das hat Goethe bei „Gretchen im Kerker" sehr wohl empfunden und danach gehandelt. Gleichwohl gehören Egmont und Klärchen zu den schönsten, wahrsten Gestalten, die dem Dichter gelungen sind.

Egmonts Gestalt ist uns schon näher bekannt geworden. Klärchen ist Egmonts weibliches Gegenbild. Ein glückliches junges Blut, das sich der Freude am schönen Augenblick gern überläßt und die Sorge um die Zukunft abwehrt. Dabei nicht oberflächlich, nicht genußsüchtig, sondern von ernstem Streben und tiefer, zarter Empfindung. Die Armut, die häusliche Umschränktheit, das Nähen und Kochen haben sie nicht gedrückt und ermattet, sondern sie ist der wilde Springinsfeld geblieben, der sie als Kind war, und ihre Lust wäre es, ein Mannsbild zu sein, um draußen ihre Kraft zu erproben. Und so ist sie auch im Moment der Not kühner und entschlossener als das Brüsseler Mannsvolk, das sich um sie sammelt. — Sie ist, wie Egmont, ganz Natur. Sie kann nicht durch Erwägungen hierhin und dorthin geführt werden, sondern sie muß ihrer Natur folgen. Der Drang ihrer Natur treibt sie ebenso in die Arme Egmonts wie in die Arme des Todes. Wenn Egmont den Glanz einer großen Stellung und eines großen Wirkens vor ihr voraus hat, so liegt auf ihr der anmutige Schimmer herzhafter Frische und reizender Naivetät. Und mit diesen Eigenschaften hat sie sich in die Gunst der Welt fester eingenistet, als ihr großer Geliebter.

An Klärchen reiht sich ihre alte Mutter, ganz dem Leben abgelauscht mit ihrer Liebe und Schwäche gegen Klärchen, mit ihrer Eitelkeit, der es schmeichelt, daß Egmont der Geliebte ihrer Tochter ist, mit ihrer Ehrbarkeit, der doch wieder das Verhältnis anstößig ist, und mit ihrem praktischen Sinn, in dem sie es zehnmal lieber sähe, wenn Klärchen an der Seite Brackenburgs eine gute bürgerliche Versorgung fände. Dann Brackenburg, der schlappe, sanfte Heinrich, der das Liebesgnadenbrot ißt und weder leben noch sterben kann, vielleicht die schwierigste, aber durch des Dichters Kunst so höchst wahrscheinlich gemachte Figur: und weiter sein spanisches Pendant: Ferdinand, der zwischen dem gefürchteten Vater und dem bewunderten Feinde hin und her schwankt; daneben die lapidare Persönlichkeit Oraniens, kein Bild, sondern eine Statue; die halb spanische, halb niederländische, halb männliche, halb weibliche, kluge, mäßige Regentin; und, den Zug schließend, die Repräsentanten des niederländischen Volkes, die in ihrer verschiedenen Eigenart mit wahrhaft niederländischer Kunst entworfen sind. Am wenigsten geglückt ist Alba. Man merkt es ihm an, daß er dem vierten Akt, der Goethen verhaßt war, entstammt. Der „hohläugige“, „einsilbige“, „eherne“ Toledaner hätte in dem wuchtigen Stile Oraniens gehalten sein müssen. Goethe machte ihn dagegen wortreich und rhetorisch. Wahrscheinlich, daß das Bedürfnis, den vierten Akt, der nach seinem Plane den Höhepunkt bildete, aufzuweiten und mit einem besonderen Lustre zu versehen, in Verbindung mit dem jambischen Rhythmus, den Goethe hier wie im fünften Akte häufig versuchte, ihn dazu verführte.

Mit seinen Figuren setzt Goethe eine Reihe der köstlichsten Scenen zusammen, insbesondere die beiden ersten Klärchenscenen, die Volksscenen und die Scene zwischen Egmont und Oranien. Sie üben eine so tiefe Wirkung aus, daß sie die Kritik des Stückes niederwerfen.

24. Harz- und Schweizerreise.

In demselben Briefe, in dem Knebel Goethe das Rückgrat der Dinge nennt, sagt er, Goethe bleibe fest an seine Arbeit gebunden. Und auch dies war nur zu wahr. Er durfte sich rühmen, daß er die Sitzungen des Conseils nie ohne die höchste Not versäumt habe. Selten hat er sich auch seinem Amte durch Urlaub entzogen. Verreiste er, so geschah es gewöhnlich zu amtlichen Zwecken. Nur wenige Reisen waren der Erholung gewidmet. In dem neunjährigen Zeitraum vom Antritt seines Amtes bis zum Sommer 1785 können wir nur drei solcher Reisen wahrnehmen. Zwei gingen in den Harz, eine in die Schweiz. Die erste Harzreise und die Schweizerreise sind zu wichtige Einschnitte in seiner Entwickelung geworden, als daß sie flüchtig übergangen werden dürften.

Beide Reisen waren Winterreisen. Durch das winterliche Kleid wünschte er die stille, einsame Erhabenheit der Gegenden, in die er sich verlor, zu steigern, um desto sicherer das zu finden, wonach er in dem verwirrenden Gedränge des Hofes und der Geschäfte vergebens suchte: Sammlung und Erhebung der Seele durch das Einswerden mit dem ihn und die Natur durchwehenden Göttlichen.

Die Harzreise trat er Ende November 1777 an. Während der Herzog mit seinen Kavalieren zur Jagd zog, ritt er nordwärts über den Ettersberg davon. Mitten im Schloßenwetter überkommt ihn reine Ruhe der Seele, die bei der Fortsetzung der

Reise mit der Vergrößerung der Scenerie in fromme Erhebung sich umwandelt. Über Sondershausen, Nordhausen, Ilfeld kommt er nach Elbingerode, wo er anderthalb Tage den merkwürdigen Bildungen der Baumannshöhle widmet, um das „fortwirkende Naturereignis“ recht genau zu betrachten. Der Weg geht weiter nach Wernigerode, wo er einen jungen Theologen, den Sohn des dortigen Superintendenten Plessing, einen selbstquälerischen Unglücklichen, besucht. Schon zweimal hatte der junge Mann in dringlichen Briefen sich an ihn gewandt, in der Hoffnung, von dem Dichter des Werther tröstende, heilende Lebensweisheit zu empfangen. Goethe hatte nicht geantwortet, sondern gewartet, bis er persönlich auf den lebensfeindlichen Jüngling, der sich in unbefriedigtem Streben Menschenhaß aus der Fülle der Liebe trank, wirken könne. Aber sein Mühen war vergeblich. Plessing verbohrte sich gegen alle Vorstellungen und Ratschläge. Mit tiefem Mitleide scheidet Goethe von ihm.

> Ist auf deinem Psalter,
> Vater der Liebe, ein Ton,
> Seinem Ohre vernehmlich,
> So erquicke sein Herz!
> Öffne den umwölkten Blick
> Über die tausend Quellen,
> Neben dem Durstenden
> In der Wüste.

Im weiteren Verlauf seiner Fahrt gelangt der Dichter nach Goslar, Rammelsberg, Clausthal, wo die Hütten und Gruben besonderer Gegenstand seiner Aufmerksamkeit sind. Wollte er doch auf dieser Reise zugleich Erfahrungen für eins seiner Lieblingsprojekte, die Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergbaus, sammeln. Wie die Bergstädte fröhlich vom unterirdischen Segen gedeihen, macht ihm viel Freude, und er vergleicht sie unter seltsamen Empfindungen mit der Vaterstadt, die in und mit ihren Privilegien vermodere. Eine Erquickung ist ihm der Verkehr mit den kleinen Leuten. „Wie sehr ich wieder, auf diesem dunklen Zug, Liebe zu

der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedre nennt! Die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden — Dulden — Ausharren in un — — ich will mich nicht in Ausrufen verlieren."

Kein Unwetter, kein morastiger Weg, kein schlechtes Quartier vermag seine gehobene Stimmung zu stören. Hinter Clausthal wendet er sich dem höchsten Gipfel des Gebirges zu, dessen Besteigung ihm schon zu Hause als schönster Lohn gewinkt hatte. Es war am 10. Dezember. Alles lag in tiefem Schnee. Heute, wo man im Winter den Monte Rosa oder Großglockner versucht, sieht man einen Dezemberaufstieg auf den Brocken als eine harmlose Kleinigkeit an. Damals geheimniste man in einen schneebedeckten Berg schauerliche Gefahren. Goethe hatte Tag für Tag Erkundigungen über sein Unternehmen eingezogen, Jedermann erklärte es für unmöglich. Auch als er zum Förster, der im Torfhause am Fuße des Berges wohnte, kam, versicherte dieser, es sei eine Unmöglichkeit, hinaufzugehen, namentlich in dem Nebel, in dem man nicht drei Schritte vorwärts sehe. „Da saß ich," berichtet er der geliebten Freundin, „mit schwerem Herzen, mit halben Gedanken, wie ich zurückkehren wollte. Und ich kam mir vor wie der König, den der Prophet mit dem Bogen schlagen heißt und der zu wenig schlägt. Ich war still und bat die Götter, das Herz dieses Menschen zu wenden und das Wetter, und war still. So sagt er zu mir: ‚Nun können Sie den Brocken sehen'; ich trat ans Fenster und er lag vor mir klar wie mein Gesicht im Spiegel, da ging mir das Herz auf und ich rief: „Und ich sollte nicht hinaufkommen! haben Sie keinen Knecht, Niemanden?" — Und er sagte, ich will mit Ihnen gehen. — — — Ich habe ein Zeichen ins Fenster geschnitten zum Zeugnis meiner Freudenthränen und wär's nicht an Sie, hielt ich's für Sünde es zu schreiben. Ich hab's nicht geglaubt bis auf der obersten Klippe. Alle Nebel lagen unten, und oben war herrliche Klarheit." Was

er nun oben, zwischen den Granitklippen des Gipfels, den Himmel mit der glänzenden Sonne über sich, ein wogendes Nebelmeer unter sich und so auch für das äußere Auge von der Menschheit Treiben abgelöst, empfunden, verrät uns der hymnische Aufsatz über den Granit, der zwar erst später niedergeschrieben, aber ersichtlich auf den Erinnerungen oder noch wahrscheinlicher den Aufzeichnungen jener Tage beruht. „Ich fürchte den Vorwurf nicht," sagt der Wertherdichter, „daß es ein Geist des Widerspruches sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten, mannigfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Teiles der Schöpfung zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat. Denn man wird mir gerne zugeben, daß alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhange stehen, daß der forschende Geist sich nicht gerne von etwas Erreichbarem ausschließen läßt. Ja, man gönne mir, der ich durch die Abwechselungen der menschlichen Gesinnungen, durch die schnellen Bewegungen derselben in mir selbst und in Anderen Manches gelitten habe und leide, die erhabene Ruhe, die jene einsame, stumme Nähe der großen, leise sprechenden Natur gewährt, und wer davon eine Ahndung hat, folge mir.

Mit diesen Gesinnungen nähere ich mich euch, ihr ältesten würdigsten Denkmäler der Zeit. Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen: Hier ruhst du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäufte zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Urwelt gelegt ... In diesem Augenblicke, da die inneren anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinauf gestimmt, und wie der Menschengeist Alles belebt, so wird auch ein Gleichnis in mir rege, dessen Erhabenheit ich nicht widerstehen kann. So einsam, sage ich zu

mir selber, indem ich diesen ganz nackten Gipfel hinabsehe, und kaum in der Ferne am Fuße ein geringwachsendes Moos erblicke, so einsam sage ich, wird es dem Menschen zu Mute, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will. Ja, er kann zu sich sagen: Hier auf dem ältesten ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring' ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer."

Er ist noch am Abend und am anderen Tage so voll heiliger Ergriffenheit, daß er unwillkürlich in der Sprache der Bibel von dem Erlebnis redet. Wir haben das schon aus dem oben citierten Stück der Erzählung, die uns bis auf den Gipfel führte, herausgehört. Nun mögen wir nachträglich vernehmen, wie er seinen Bericht einleitet: „Was soll ich vom Herren sagen mit Federspulen, was für ein Lied soll ich von ihm singen? im Augenblick, wo mir alle Prose zur Poesie und alle Poesie zur Prose wird. Es ist schon nicht möglich, mit der Lippe zu sagen, was mir widerfahren ist, wie soll ich's mit dem spitzen Ding hervorbringen. Liebe Frau. Mit mir verfährt Gott wie mit seinen alten Heiligen, und ich weiß nicht, woher mir's kommt. Wenn ich zum Befestigungszeichen bitte, daß möge das Fell trocken sein und die Tenne naß, so ist's so, und umgekehrt auch, und mehr als Alles die übermütterliche Leitung zu meinen Wünschen. Das Ziel meines Verlangens ist erreicht, es hängt an vielen Fäden, und viele Fäden hingen davon, Sie wissen, wie symbolisch mein Dasein ist. — — Ich sagte [in einem früheren Briefe]: Ich hab' einen Wunsch auf den Vollmond! — Nun, Liebste, tret' ich vor die Thüre hinaus, da liegt der Brocken im hohen herrlichen Mondschein über den Fichten vor mir und ich war oben heut und habe auf dem Teufelsaltar meinem Gott den liebsten Dank geopfert." *)

*) Und Altar des lieblichsten Dankes
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel. Harzreise.

Noch drei Tage durchstreift er den Harz, dann vereinigt er sich in Eisenach mit den „Brüdern“, die inzwischen der Jagd obgelegen, und zieht mit ihnen heim. Nur wenig über zwei Wochen hatte der Ausflug gedauert, aber er hatte tiefe Spuren hinterlassen. Als ein von Gott Geliebter und von Gott Geführter war er sich auf dieser Reise, bei der ein glücklicher Zufall ihm auch das Leben gerettet hatte, vorgekommen. Daß ihn Gott liebte und führte, konnte er nur aus der Mission, die ihm vertraut, herleiten und er begann vor dem Göttlichen, das er in sich barg, Ehrfurcht zu hegen, die oberste und religiöseste aller Ehrfurchten, wie er später in den „Wanderjahren“ auseinandergelegt, und danach zu trachten, es in voller Reinheit zu erhalten und zu entfalten.

„Einsam wird es dem Menschen zu Mute, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will.“

Mit diesem Willen kam Goethe nach Weimar zurück und es trat demgemäß die bezeichnete Wirkung ein. Er wird einsam mitten in dem bunten, schönen Kreise von Männern und Frauen, der ihn umgiebt. Sein Auge kehrt sich inwärts. Mit dem studentischen Treiben der ersten beiden Weimarischen Jahre bricht er, aber auch an den maßvolleren Vergnügungen nimmt er selteneren und gedämpfteren oder nur ganz äußerlichen Anteil. Er schaut oft ihnen zu wie Faust den platten Späßen in Auerbachs Keller. Den Umschlag in seinem Wesen verraten deutlich seine Einträge ins Tagebuch. In der ersten Februarwoche 1778 notiert er: „Diese Woche viel auf dem Eis in immer gleicher, fast zu reiner Stimmung. Schöne Aufklärungen über mich selbst und unsere Wirtschaft. Stille und Vorahnung der Weisheit.“ Am 12. Februar: „Fortdauernde, reine Entfremdung von den Menschen.“ Um dieselbe Zeit singt er im Mondliede: „Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt.“ Im Dezember bekennt er: „Ich bin nicht zu dieser Welt gemacht“; im März nächsten Jahres: „Jetzt leb' ich mit den Menschen dieser Welt und esse und trinke, spaße auch

wohl mit ihnen, spüre sie aber kaum, denn mein inneres Leben geht unverrücklich seinen Gang."

Die durch die Harzreise angebahnte Entwickelung erfährt ihre Vollendung und Befestigung durch die Schweizerreise. Wie sie ungleich länger als die Harzreise dauerte, so ist sie auch ungleich mannigfaltiger in ihren Wirkungen. Fast nach allen Richtungen bewegt sie sein Herz und seinen Geist. Schon daß er nach vier bedeutungsvollen Jahren die Heimat und das Elsaß wieder betrat, war für ihn ein großes, inneres Erlebnis. In einem still bewegten Briefe kündigt er der Mutter, die sich in der Zwischenzeit oft nach ihrem geliebten Hätschelhans gesehnt hatte, seine bevorstehende Ankunft an. „Der Herzog hat Lust, den schönen Herbst am Rhein zu genießen; ich würde mit ihm gehen und der Kammerherr Wedel. Wir würden bei euch einkehren, wenige Tage da bleiben ... dann auf dem Wasser weiter gehen, dann zurückkommen und bei euch unsere Stätte aufschlagen, um von da die Nachbarschaft zu besuchen. Wenn sie dieses prosaisch oder poetisch nimmt, so ist dieses eigentlich das Tüpfchen aufs i eures vergangenen Lebens, und ich käme das erste Mal ganz wohl und vergnügt und so ehrenvoll als möglich in mein Vaterland zurück. Weil ich aber auch möchte, daß, da an den Bergen Samariä der Wein so schön gediehen ist, auch dazu gepfiffen würde, so wollt' ich nichts, als daß Sie und der Vater offene und feine Herzen hätten, uns zu empfangen, und Gott zu danken, der euch euren Sohn im dreißigsten Jahre auf solche Weise wiedersehen läßt . . . Das Unmögliche erwart' ich nicht. Gott hat nicht gewollt, daß der Vater die so sehnlich gewünschten Früchte, die nun reif sind, genießen solle; er hat ihm den Appetit verdorben,*) und so sei's! Ich will gern von seiner Seite nichts fordern, als was ihm der Humor des Augenblicks eingiebt. Aber Sie möcht' ich recht fröhlich sehen und Ihr einen guten Tag

*) Der Vater war vorzeitig von den Gebrechen des Alters heimgesucht worden.

bieten, wie noch keinen. Ich habe Alles, was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, wie ein von Gott Geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat, aus vergangenem Leide manches Gute für die Zukunft hofft und auch für künftiges Leiden die Brust bewehrt hat. Wenn ich euch vergnügt finde, werd' ich mit Lust zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tages, die mich erwartet."

Am 18. September traf er mit dem Herzog und Wedel in Frankfurt ein. Jede Schilderung des Eintritts der Gäste in Goethes Vaterhaus muß verstummen vor den Worten, mit denen das jauchzende Mutterherz darüber berichtet hat: „Der 18. September," so schreibt sie der Herzogin Amalie, „war der große Tag, da der alte Vater und Frau Aja denen seligen Göttern weder ihre Wohnung im hohen Olymp, weder ihr Ambrosia noch Nektar, weder ihre Vokal- noch Instrumentalmusik beneideten, sondern glücklich, so ganz glücklich waren, daß schwerlich ein sterblicher Mensch jemals größere und reinere Freuden geschmeckt hat, als wir beide glückliche Eltern an diesem Jubel- und Freudentag... Ihro Durchlaucht, unser gnädigster und bester Fürst, stiegen, um uns recht zu überraschen, eine Strecke von unserem Hause ab, kamen also ganz ohne Geräusch an die Thüre, klingelten, traten in die blaue Stube u. s. w. Nun stellen sich Ihro Durchlaucht vor, wie Frau Aja am runden Tisch sitzt, wie die Stubenthüre aufgeht, wie in dem Augenblick der Hätschelhans ihr um den Hals fällt, wie der Herzog in einiger Entfernung der mütterlichen Freude eine Weile zusieht, wie Frau Aja endlich wie betrunken auf den besten Fürsten zuläuft, halb greint, halb lacht, gar nicht weiß, was sie thun soll, wie der schöne Kammerherr von Wedel auch allen Anteil an der erstaunlichen Freude nimmt. — Endlich der Auftritt mit dem Vater, das läßt sich nun gar nicht beschreiben — mir war angst, er stürbe auf der Stelle; noch an dem heutigen Tag, da Ihro Durchlaucht schon eine ziemliche Weile von uns weg sind, ist er noch

nicht recht bei sich und Frau Aja geht's nicht ein Haar besser — Ihro Durchlaucht können sich leicht vorstellen, wie vergnügt und selig wir diese fünf Tage über gewesen sind. Merck kam auch und führte sich so ziemlich gut auf, den Mephistopheles kann er nun freilich niemals ganz zu Haus lassen, das ist man nun schon so gewohnt ... Was sich nun Alles mit dem schönen Kammerherrn von Wedel, mit dem Herrn geheimen Rat Goethe zugetragen hat, wie sich unsere hochadelige Fräulein Gänscher brüsteten und Eroberungen machen wollten, wie es aber nicht zustande kam und dergleichen mehr, das verdiente nun freilich hübsch dramatisiert zu werden ... Wie dann ferner Frau Aja sich nicht mehr halten konnte, sondern in ein Eckelchen ging und ihrem Herzen Luft machen mußte; so weiß ich ganz gewiß, die beste Fürstin hätte sich unserer Freuden gefreut — denn das war kein Mondschein im Kasten, sondern wahres Herzensgefühl. Dieses wäre nun so ein kleiner Abriß von denen Tagen, wie sie Gott, mit dem seligen Werther zu reden, seinen Heiligen aufspart, man kann hernach immer wieder was auf den Rücken nehmen und durch diese Werkeltagwelt durchtraben." Einige Tage später bemerkt sie noch ergänzend: „Hätschelhans habe ich zu seinem Vorteil sehr verändert gefunden. Er sieht gesunder aus und ist in allem Betracht männlicher geworden. Sein moralischer Charakter hat sich aber zu großer Freude seiner alten Bekannten nicht im geringsten verschoben — alle fanden in ihm den alten Freund wieder — mich hat's in der Seele gefreut, wie lieb ihn Alles gleich wieder hatte — den Jubel unter den Samstagsmädeln, unter meiner Verwandt- und Bekanntschaft, die Freude meiner alten Mutter."

Durch die Pfalz gehen die Reisenden nach dem Elsaß. Goethe brennt es auf der Seele, die verlassene Friederike wiederzusehen. Er trennt sich auf einen Tag von seinen Genossen und reitet seitwärts nach Sesenheim. „Ich fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und

still bin, wie die Luft, so ist mir der Atem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner, als ich es verdiente, und mehr als Andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe; ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise darüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinander stießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm.

Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach Allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbier mußte auch kommen, ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig, man fand, ich sei jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den anderen Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann."

Er zieht weiter nach Straßburg und sucht auch dort eine ehemals Geliebte auf: Lili. Sie hatte inzwischen — nach mannigfachen schweren Prüfungen — sich mit dem Bankier Bernhard von Türckheim, einem fein gebildeten, charaktervollen Manne, verheiratet und Goethe traf sie, wie sie mit ihrem kleinen siebenwöchentlichen Töchterchen spielte. Sie schien ihm durchaus glücklich zu sein und er überredete sich gern, daß sie Alles habe, was sie

brauche. Er erfuhr den freundlichsten Empfang und schied mit derselben befriedigten Empfindung wie von Sesenheim.

Wie viel hatte sich in Goethe binnen wenigen Jahren geändert! Man vergleiche die angeführten Briefe in ihrem edlen harmonischen Fluß und in ihrem tiefen Frieden mit den unruhig hin und her flackernden und zwischen dem höchsten und niedrigsten Stil jäh wechselnden Briefen von 1775 und 1776. Nicht drei oder vier Jahre, sondern ein Menschenalter scheint dazwischen zu liegen.

Am 26. Mai 1775 hatte Goethe an Johanna Fahlmer geschrieben: „Soll mich der Teufel holen, Tante, ist Freitag der sechsundzwanzigste und bin noch in Straßburg. Morgen aber geht's nach Emmendingen. Ist mir toll und wunderlich überall wo ich bin." Auch diesmal reiste er von Straßburg nach Emmendingen und traf dort die „Tante" als Frau seines Schwagers Schlosser. Cornelie war am 8. Juni 1777 gestorben. Wehmütig verzeichnet er: „Hier bin ich nun nah am Grabe meiner Schwester, ihr Haushalt ist mir wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist." Von Emmendingen wird die Reise nach Basel fortgesetzt und von dort der Thalweg der Birs, die in engen Schluchten durch den Jura sich windet, verfolgt. Vor Münster passieren sie die bedeutendste, das eigentliche Münsterthal. Es erregt ihm den Wunsch, daß ihn das Schicksal in einer großen Gegend hätte wohnen heißen mögen. „Ich wollte mit jedem Morgen Großheit aus ihr saugen, wie aus meinem lieblichen Thal Geduld und Stille." Am Ende der Schlucht kehrt er noch einmal allein zurück, um ihre geologische Bildung näher zu studieren. Er freut sich, seine Anschauungen von der allmählichen, jede revolutionäre Katastrophe ausschließenden Entstehung der Erdrinde bestätigt zu sehen. „Man fühlt tief, hier ist nichts Willkürliches, Alles langsam bewegendes ewiges Gesetz." Von Münster ziehen die Reisenden weiter über Biel nach dem Kanton Bern, der sie etwas von dem Segen spüren läßt, den eine republikanische Verfassung haben kann. In der Landschaft „ist Alles gar glücklich abgeteilt und genutzt und sieht fröhlich,

nahrhaft und reich aus. Die Stadt ist die schönste, die wir gesehen haben, in bürgerlicher Gleichheit gebaut. Die Egalität und Reinlichkeit thut Einem sehr wohl, besonders da man fühlt, daß nichts leere Dekoration oder Durchschnitt des Despotismus ist." Von Bern geht es nach Thun zu einem mehrtägigen Ausflug ins Oberland. Am 9. Oktober nachmittags gelangt die Gesellschaft nach Lauterbrunnen, wo der vielgerühmte Staubbach bewundert wird. Heute geht man an ihm kühler vorüber, weil er nicht genug Wassermassen herunterschüttet. Damals wirkte die eigentümliche Erscheinung magisch auf die Beschauer. Goethe versenkt sich in sie, sieht Wassergeister in dem Nebelschleier auf- und niedersteigen und hört von ihnen wundersame Strophen über Seele und Wasser, aus denen ihm das Sinnbild des eigenen Lebens entgegentritt.

Von Lauterbrunnen aus macht die Gesellschaft eine Partie nach dem großartigen Thalabschluß, besteigt den oberen Steinberg und ein Stück des Tschingelgletschers. Am 11. Oktober wurde der Weg nach Grindelwald fortgesetzt, nicht, wie es heute üblich ist, über die Wengernalp — er galt als sehr schwierig —, sondern im Thal über Zweilütschinen. Nachdem man in Grindelwald die beiden Gletscher besichtigt hatte, wanderte man über die große Scheideck nach Meiringen. Dort suchte Goethe vergeblich nach den Verwandten Peters Imbaumgarten, eines jungen Schweizerburschen, den er auf Grund eines Vermächtnisses des Barons von Lindau zu sich nach Weimar genommen hatte. Über Brienz und Brienzer See wird am 14. Interlaken oder richtiger Unterseen, das damals noch ein schlichtes, stilles Dorf war, erreicht und darauf der Rückweg nach Bern angetreten.

Die ganze Tour hatte Goethe in höchstes Entzücken versetzt. Er erklärt sich für unfähig, einen zureichenden Begriff von dem herrlichen Stück Alpenwelt, das er gesehen, zu geben. Reiche doch nicht einmal der Gedanke oder die Erinnerung an die Schönheit und Größe der Gegenstände und ihre Lieblichkeit in solchen Lichtern, Tageszeiten und Standpunkten . . . Auch später, als er

die Schilderung der Alpenreise von 1779 durch den Druck veröffentlichte, hat er sich außerstande gefühlt, diesen Teil aus der Erinnerung würdig zu ergänzen, und lieber eine Lücke gelassen. Leid war es ihm, daß er bloß die Blüte des Oberlandes leicht abschöpfen konnte. „Wär' ich allein gewesen, ich wäre höher und tiefer gegangen, aber mit dem Herzog muß ich thun, was mäßig ist." Nach einigen Rasttagen in Bern suchen die Reisenden den Genfer See auf und erreichen ihn in Lausanne. Seinen vollen Zauber übte er aber erst in Vevey aus, wo die Natur und die Poesie Rousseaus sich zum schönsten Zusammenklang vermählten. Goethe konnte sich der Thränen nicht enthalten, als er alle die Plätze vor sich hatte, die Rousseau durch die Neue Heloise mit empfindenden Wesen bevölkert hatte. Von Vevey ritt die Gesellschaft westwärts in der Richtung nach Genf bis Rolle. Von dort machte man einen Abstecher in den südlichen Teil des Jura, um das in seinen Rücken eingewaschene Hochthal (vallée de Joux) zu besuchen. Man kam dadurch wieder ins Bernische, und Goethe freute sich wiederum über den Wohlstand, die Rührigkeit und Sauberkeit der Bewohner und noch mehr über die schönen Wege, die der Weimarische Wegebaudirektor in diesem abgelegenen Gebirgswinkel nicht erwartet hatte. Als man das Hochthal aufwärts streifte, um die Dôle zu erreichen, trat man in französisches Gebiet. Hier veränderte sich der Schauplatz sehr. „Was wir zuerst bemerkten, waren die schlechten Wege. Der Boden ist sehr steinigt .... die Waldungen umher sind sehr ruiniert, den Häusern und Einwohnern sieht man, ich will nicht sagen, Mangel, aber doch bald ein sehr enges Bedürfnis an, sie gehören fast als Leibeigene an die Canonicos von St. Claude, sie sind an die Erde gebunden, viele Abgaben liegen auf ihnen, sujets à la main morte et au droit de la suite." Der Gipfel der Dôle wurde mittags bei prächtigem Wetter erreicht. Goethe genoß hier eine Alpenfernsicht, wie er sie noch nicht gehabt hatte. Auf dem Rigi war vor vier Jahren Nebel gewesen, und seitdem hatte er keine Höhe bestiegen, die einen umfassenden Blick auf die Alpen

und ihr Vorland geboten hätte. In unvergleichlicher Schönheit hat er, was in sein Auge und Gemüt sich dort oben eindrückte, uns wiedergegeben. Nachdem er die grüne Hügelschweiz zwischen Vevey, Genf und Solothurn mit den tausend blinkenden Ortschaften geschildert, fährt er fort: „Und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an sich. Die Sonne wendete sich mehr gegen Abend und erleuchtete ihre größeren Flächen gegen uns zu. Schon was vom See auf für schwarze Felsrücken, Zähne, Türme und Mauern in vielfachen Reihen vor ihnen aufsteigen! wilde, ungeheure, undurchdringliche Vorhöfe bilden! wann sie dann erst selbst in der Reinheit und Klarheit, in der freien Luft mannigfaltig daliegen; man giebt da gern jede Prätension ans Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kann. Vor uns sahen wir ein fruchtbar bewohntes Land; der Boden, worauf wir stunden, ein hohes, kahles Gebirge, trägt noch Gras, Futter für Tiere, von denen der Mensch Nutzen zieht, das kann sich der einbildische Herr der Welt noch zueignen: aber jene sind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geist des Himmels in unzugänglichen Gegenden, vor unseren Augen, für sich allein in ewiger Reinheit aufbewahrt . . . Auch näher am Thal waren unsere Augen nur auf die Eisgebirge gegenüber gerichtet. Die letzten, links im Oberland, schienen in einem leichten Feuerdampf aufzuschmelzen, die nächsten standen noch mit wohl bestimmten roten Seiten gegen uns, nach und nach wurden jene weiß-grün-graulich. Es sah fast ängstlich aus. Wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu abstirbt, so erblaßten alle langsam gegen den Montblanc zu, dessen weiter Busen noch immer rot herüber glänzte und auch zuletzt uns noch einen rötlichen Schein zu behalten schien, wie man den Tod des Geliebten nicht gleich bekennen und den Augenblick, wo der Puls zu schlagen aufhört, nicht abschneiden will."

Leider, möchte man sagen, hat die typische Wahrheit dieses wundervoll getönten Gemäldes in einem Punkte gelitten. Die

hehre Vorstellung von den Hochgipfeln als unberührbaren himmlischen Jungfrauen ist dem verwegenen Geschlechte der Neuzeit verloren gegangen.

Am 27. Oktober kamen die Reisenden nach Genf, wo Goethe als Wertherdichter viel gefeiert wurde. Er und der Herzog brannten vor Verlangen, nach Chamouny an den Fuß des Montblanc zu gehen und von dort über einen Paß ins Rhonethal niederzusteigen. Die guten Genfer lebten noch im Grauen vor dem Hochgebirge. Bei schönem Wetter im Sommer hatte sich wohl der Eine oder Andere in jene Wildnis gewagt und hatte Schauermären zurückgebracht. Daß man nun im November dorthin vordringen wolle, konnten sie nicht fassen. Man drang in den Herzog mit den ernsthaftesten Protestationen und machte eine Staats- und Gewissenssache aus dem Unternehmen. Goethe hatte vom Harz her die Erfahrung, wie es mit derlei Ängsten bestellt sei. Um aber doch sich und die Gegner zu beruhigen, schlug er vor, den bekannten Physiker de Saussure zu befragen, der im Montblancgebiete viel gewandert war und bereits auf den Montblanc selber einen Anschlag gemacht hatte. „Denn das sind, dünkt mich, die Leute, die man fragen muß, wenn man in der Welt fortkommen will.“ Saussure erklärte, sie könnten ohne die geringste Gefahr den Weg machen, sie sollten nur aufs Wetter und den Rat der Landleute achten.

Höchst vergnügt zogen der Herzog und Goethe am 3. November im Thal der Arve dem Montblanc zu, während Wedel, der an Schwindel litt, zurückblieb. Es war am nächsten Tage schon dunkel, als die Wanderer sich Chamouny näherten. „Die Sterne gingen nacheinander auf, und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht, das wir nicht erklären konnten, hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lang unsere Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unseren Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem inneren, geheimnisvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am besten

verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war.“ In Chamouny wunderte man sich nicht wenig, in so später Jahreszeit noch Fremde anlangen zu sehen. Sie besteigen am Morgen den Montanvert, um einen vollen Überblick über das Mer de glace zu gewinnen, probieren einige hundert Schritte auf seinen wogigen Krystallklippen und gehen dann wieder abwärts. Da größere Partien ausgeschlossen waren, so verlassen sie schon nach eintägigem Aufenthalt das gewaltige Massiv des Montblanc. Mit Hilfe eines Führers suchen sie über den Col de Balme Martigny zu erreichen. Wild kämpfen die Nebel und erhöhen den Reiz der Scenerie. Auf der Paßhöhe pfeift der Wind scharf, es schneit etwas, es folgt ein mühsamer Abstieg, aber am Abend ruht man behaglich im flachen, warmen Rhonethal. Das war die Tour, die die Genfer Sofamenschen wie einen Stieg zur Hölle geschildert hatten.

Nun sollte ein größeres und ernsteres Stück Reise folgen, das Rhonethal aufwärts über die Furka nach dem Gotthard. Selbst Saussure hatte es offen gelassen, ob sie bei der späten Jahreszeit über die Furka kommen würden. Doch unverzagt marschierten der Herzog und sein Minister, nur von einem Diener begleitet, das lange Thal aufwärts. Schon lange vor der Furka stießen sie auf Schnee, und Goethe begannen fatale Ahnungen zu quälen. Am 12. November vormittags neun Uhr gelangten sie nach Oberwald, dem obersten bewohnten Ort im Thal, eine Stunde von der Furka. Mit großer Spannung zogen sie hier ihre letzten Erkundigungen ein. Die Furka war kein Brocken, der Weg durch menschenleere Gegenden sieben Stunden lang, und mit einem Landesherrn durfte nicht zu viel gewagt werden. Zu ihrem Trost hörten sie nun von den Einwohnern, daß es im Dorfe Leute gäbe, welche öfters im Winter hinübergingen. Der Herzog und Goethe bestellten zwei solcher Männer, und nachdem diese die Herren gemustert, erklärten sie sich bereit, mit ihnen den Weg zu machen. Hinter dem Dorfe zeigten sich

bald die weiten Eismassen des Rhonegletschers und erhöhten den schauerlichen Charakter der Landschaft. Vom Fuße des Gletschers begann man tüchtig bergan zu steigen. Der Schnee wurde tiefer; das Vorwärtskommen mühsamer. Leichte Wolken zogen über die blasse Sonne und schütteten zeitweilig breitflockigen Schnee auf die ungeheure, einförmige Gebirgswüste herab. Die Tiefen, aus denen die Wanderer herkamen, lagen grau und endlos im Nebel hinter ihnen. Selbst Goethe überfiel hier unverkennbar ein leichtes Gruseln: er bleibt in etwas der Sohn seiner Zeit, wenn er bemerkt, daß, wenn Jemand auf diesem Wege seine Einbildungskraft Herr über sich werden ließe, er ohne anscheinende Gefahr vor Angst und Furcht vergehen müßte. Nach dreieinhalbstündigem, angestrengtem Marsch kam man auf der Paßhöhe an. Der bedeckte Himmel entzog ihnen den prachtvollen Ausblick auf die Zermatter Riesengipfel.

Der Abstieg war schlimmer als der Aufstieg. Der erste Führer sank manchmal bis zur Hüfte in den Schnee; aber da er und sein Kamerad sich geschickt und zuversichtlich zeigten und das Wetter sich hielt, so setzten die Reisenden ihren Weg mit gutem Mute fort. Nach wiederum dreieinhalb Stunden saß man wohlgeborgen bei den Kapuzinerpatres in Realp. „Es ist überstanden, der Knoten, der uns den Weg verstrickte, entzweigeschnitten," schrieb Goethe am Abend triumphierend an Frau von Stein. Zwölf Jahre später kehrte Wilhelm von Humboldt im Oktober vor dem Schnee der Furka um.

Am nächsten Tage verfolgte man das Urserenthal, das Goethe wieder sehr lieb wurde, bis Hospenthal und stieg dann aufwärts zur Paßhöhe des Gotthard. Denn was wäre eine Schweizerreise ohne den Besuch des Gotthard gewesen? Es war ein ganz klarer, tief blauer Himmel; in wunderbaren Lichtern erglänzte die Landschaft — aber oben herrschte eine so grimmige Kälte, daß die Wanderer sich kaum vom Ofen wegzurühren wagten. Goethe erinnerte sich unter eigenen Gefühlen seines ersten Besuches, wo er mit ganz anderen Sorgen, Ge-

sinnungen, Plänen und Hoffnungen hier weilte und, sein künftiges Schicksal unvorahnend, Italien den Rücken kehrte. Auch diesmal reizte ihn das gelobte Land nicht. Er wandte sich mit dem Herzog nordwärts, und nach einigen Tagen waren sie über Luzern in Zürich, wo Lavater sich so herrlich gab, daß Goethe das Zusammentreffen mit ihm für Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise erklärte. In den vierzehn Tagen, die sie in der schönen Limmatstadt blieben, wurden die Kunstsammlungen, die auch sonst auf dem Wege nicht außer acht gelassen worden waren, eingehender Besichtigung unterworfen. Goethe beginnt außerdem ein kleines Singspiel „Jery und Bätely“, dessen Schweizer Scenerie ihm dauernd frische Alpenluft zuwehen sollte. Über Schaffhausen verlassen die Reisenden die Schweiz und begeben sich nach Stuttgart. Am dortigen Hofe verweilen sie mehrere Tage. Unter den mancherlei Festlichkeiten, zu denen sie der Herzog von Württemberg einlud, war auch eine Prüfungsfeier in der Militärakademie, der späteren „Hohen Karlsschule“, bei der der Eleve Friedrich Schiller drei Preise erhielt. Am Rhein werden die verwandten Höfe von Karlsruhe, Darmstadt, Homburg und Hanau besucht, an denen man sich wacker herumfriert und langweilt. Noch wird ein längerer Aufenthalt bei Frau Aja genommen und dann Weimar am 13. Januar 1780 wieder erreicht.

Gehoben und beglückt kehrten Goethe und Karl August heim. Goethe so voll Enthusiasmus, daß er die Erinnerung an die Reise durch ein Denkmal in Stein festgehalten wissen wollte. Es gelangte nicht zur Ausführung. Aber ein dauerndes Denkmal ist die Reise trotzdem in Beider Leben geblieben.

25. Innere Kämpfe.

So groß der malerische Reiz der Schweizerreise für ein so fein gestimmtes Auge wie das Goethische sein mußte, so sehr ihn naturwissenschaftliche, wirtschaftliche, künstlerische Beobachtungen fesseln mochten, der Hauptwert und die Hauptwirkung der Reise lag im Moralischen. Ihr erster Teil war durch das Wiedersehen mit Eltern, Jugendfreunden und Jugendgeliebten zu einer großen Beichte geworden, durch die er sich von dem, was ihn noch aus seinem vorweimarischen Dasein quälte und bedrückte, befreite. Das reine Wohlwollen, dem er überall begegnet war, erzeugte in ihm eine wahrhaft ätherische Befriedigung, und er betete einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten Freundschaft ab. In der Schweiz giebt die Erhabenheit der Natur seiner Seele einen neuen Aufschwung. Vom Großen der Natur ausgefüllt, fühlt sie sich selber größer. Und als er in der Engelsstille und Friedensluft des Lavaterschen Kreises weilt, kommt seine ganze moralische Existenz in Bewegung, und er hofft viele Übel abzustoßen.

In dieser Weise gestaltet sich die viermonatliche Welt- und Selbstschau für ihn zu einem beständigen Erhebungs- und Läuterungsprozeß. Sein Geist — schon seit der Harzreise von einem mächtigen idealistischen Zuge ergriffen — erhält eine Höhe, eine Reinheit und einen Ernst, daß ihm sein jugendliches Dasein: die Zeit bis 1778, klein, dunkel, unrein vorkommt. Den Götzdichter schilt er jetzt einen freien, ungezogenen Knaben, und der Widerwille gegen das übermütige Genietreiben der ersten Weima-

rischen Jahre wird so stark, daß er selbst die Orte ungern wiedersieht, die Zeugen der ausgelassenen Scherze gewesen waren.

Unter dem sittlichen Ernst, der ihn ergriffen hatte, und unter dem Eindruck der Güte, die er von allen Menschen erfahren, dünkte es ihn mehr denn je eine hohe, heilige Aufgabe, seine Person einzusetzen für das Glück der Bewohner des kleinen Landes, in dem ihm das Schicksal einen so reichen Einfluß zugewiesen hatte. Und da er sich mit seinen dreißig Jahren schon ziemlich alt vorkam und nicht wußte, ob sein Lebensfaden sich noch lang ausspinnen werde, so wollte er mit doppelter Kraft die Tage nutzen.

„Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich teurer und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleich zu thun und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der Babylonische Turm bleibt stumpf, unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen" (an Lavater, September 1780).

Diese strenge Hingabe an den Dienst war für einen Dichter, für eine Künstlernatur ein heroischer Entschluß. Aber er läßt sich durch nichts von dem vorgezeichneten Wege abbringen. Weder durch die Lockrufe der Poesie, noch durch die jeweiligen Mahnungen seines Innern, noch durch die Mahnungen Anderer. Er betrachtet alle diese Stimmen als die böser Geister, die ihn an der Vollführung des Guten hindern wollen. Die Poesie sucht er fast gewaltsam zu unterdrücken. „Ich entziehe diesen Springwerken und Kaskaden so viel als möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen, aber eh ich mich's versehe, zieht ein böser

Genius den Zapfen, und Alles springt und sprudelt" (an Frau von Stein, 14. September 1780). „Ein böser Genius mißbraucht meine Entfernung von Euch, schildert mir die lästigste Seite meines Zustandes und rät mir, mich mit der Flucht zu retten" (an dieselbe, 8. Juli 1781). Merck, der mit ihm zuletzt im Oktober 1780 in Mühlhausen zusammen war und ihn von der Amtsgaleere zu befreien versucht hatte, nennt er einen Drachen. Aber Merck war so sehr überzeugt, daß Goethes hochfliegende politische Pläne am Widerstand der stumpfen Welt zerschellen würden und daß die Kleinarbeit, die übrigbleibe, das ungeheure Opfer, das er an seiner Person und seinem Dichterberufe bringe, nicht lohne — daß er nicht ruhte, sondern sich zu Hause hinter die Mutter steckte, um ihn von dem verwünschten Amte los zu reißen. „Auf alle Fälle," sagte er zu ihr, „sollten Sie suchen, ihn wieder her zu kriegen, das dortige infame Klima ist ihm gewiß nicht zuträglich. Die Hauptsache hat er zustande gebracht. Der Herzog ist nun, wie er sein soll, das andere Dreckwesen kann ein Anderer thun, dazu ist er zu gut."

Das berichtet die Mutter dem Sohne und fügt hinzu: „Du mußt am besten wissen, was Dir nutzt. Da meine Verfassung jetzt so ist, daß ich Herr und Meister bin und Dir also ungehindert gute und ruhige Tage verschaffen könnte, so kannst Du leicht denken, wie sehr mich das schmerzen würde, wenn Du Gesundheit und Kräfte in Deinem Dienste zusetzen würdest." Aber auch der Mutter gegenüber bleibt Goethe fest. In ausgezeichneter Weise zieht er die Summe seines früheren und jetzigen Daseins und entwickelt daraus die Notwendigkeit und Heilsamkeit des Verharrens in seinem jetzigen Zustande. „Ich bitte Sie, um meinetwillen unbesorgt zu sein und sich durch nichts irre machen zu lassen. Meine Gesundheit ist weit besser, als ich sie in vorigen Zeiten vermuten und hoffen konnte, und da sie hinreicht, um dasjenige, was mir aufliegt, wenigstens großenteils zu thun, so habe ich allerdings Ursache, damit zufrieden zu sein. Was meine Lage selbst betrifft, so hat sie ungeachtet großer Beschwernisse

auch sehr viel Erwünschtes für mich, wovon der beste Beweis ist, daß ich mir keine andere mögliche denken kann, in die ich gegenwärtig hinübergehen möchte. Denn mit einer hypochondrischen Unbehaglichkeit sich aus seiner Haut heraus in eine andere zu sehnen, will sich, dünkt mich, nicht wohl ziemen. Merck und Mehrere beurteilen meinen Zustand ganz falsch. Sie sehen das nur, was ich aufopfere, und nicht, was ich gewinne: sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe. Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, ehe ich hierher ging, zubrachte. Unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandten Fehler sich und Anderen unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältnis gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Übereilung mich und Andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte, wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die vielen hundert Menschen nicht nötig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklicheren Zustand wünschen, als einen, der für mich etwas Unendliches hat? Denn wenn sich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe sich immer aufhellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Kenntnisse sich erweiterten, meine Unterscheidung sich berichtigte und mein Mut lebhafter würde, so fände ich doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im großen, bald im kleinen anzuwenden. Sie sehen, wie entfernt ich von der hypochondrischen Unbehaglichkeit bin, die so viele Menschen mit ihrer Lage entzweit,

und daß nur die wichtigsten Betrachtungen oder ganz sonderbare, mir unerwartete Fälle mich bewegen könnten, meinen Posten zu verlassen: und unverantwortlich wäre es auch gegen mich selbst, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachsen anfangen und da man hoffen kann, bei der Ernte das Unkraut vom Weizen zu sondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davonginge und mich selbst um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte" (11. August 1781).

Man bemerkt, daß Goethe den Angelpunkt der Merckschen Kritik, das Mißverhältnis seines Geistes zu seiner Amtsthätigkeit, umgeht. Gegen den Trumpf, die Erziehung des Herzogs sei vollbracht, spielt er den stärkeren Gegentrumpf, die eigene Erziehung, aus.

So verharrt er in seiner Bahn und zwar so sehr, daß er vier Tage später in der Freude über die Erfolge in der Kriegskommission den Wunsch nach einem weit größeren Departement ausspricht. Der Wunsch ist ihm, wie wir wissen, im nächsten Sommer durch Übertragung des Kammerpräsidiums in Erfüllung gegangen. Um weniger Zeit durch die Wege zu verlieren und sich noch mehr in seine Ämter vergraben zu können, verläßt er am 1. Juni desselben Jahres sein geliebtes Gartenhaus und zieht in die Stadt, in das Haus am Frauenplan, das er von da ab (mit kurzer Unterbrechung) bis zu seinem Tode bewohnt hat. Für ihn, „den Erdtulin", ein schweres Opfer, so sehr er sich mit lächelndem Munde darüber hinwegzutäuschen suchte. Schwerere folgten. Der Beruf begann ihn aufzuzehren, und ihn stärkte nicht mehr das Feuer idealer Ziele. Denn der Wahn, diese himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen der Fürsten gefaßt werden, hatte ihn allmählich verlassen. Trotzdem widersteht er weiter allen Anwandlungen, sich seiner amtlichen Bürde zu entledigen oder sie zu erleichtern. Sieht er auch in solchen Anwandlungen nicht mehr die Versuchungen eines bösen Genius, so hält er sie doch für den Ausfluß unmännlicher Schwäche. Das Schicksal hat ihm eine bestimmte Pflicht auferlegt, diese Pflicht muß erfüllt werden,

und in dieser Pflichterfüllung hat er sein Glück zu finden. Das sind die Axiome, auf die er sein Handeln gründet. „Ich sehe weder rechts noch links und mein altes Motto wird immer wieder über eine neue Expeditionsstube geschrieben: Hic est aut nusquam, quod quaerimus (Hier oder nirgends ist, was wir suchen).“*) Das sind Worte, die er am 27. Juli 1782 an Knebel richtet. Zwei Tage später schreibt er an Lavater: „Von mir habe ich Dir nichts zu sagen, als daß ich mich meinem Beruf aufopfre, in dem ich nichts suche, als wenn es das Ziel meiner Begriffe wäre.“ Wie resigniert klingt dies gegen die Sprache, die er vor zwei Jahren gegenüber Lavater geführt hatte! —

Goethe ist nach der Übernahme des Kammerpräsidiums so mit Arbeiten belastet, daß er fast allen Verkehr außer den mit Frau von Stein aufgiebt. Zu der inneren Einsamkeit, die seit 1778 bemerkbar war, gesellt sich die äußere. Sie ist ihm nicht unwillkommen, und er hält sie auch außerhalb Weimars aufrecht, z. B. wenn er in Eisenach zum Landtag ist, wo wenige Geschäfte mit vielen Vergnügungen wechselten. Mit der Einsamkeit steigert sich die — seiner Natur ganz fremde — Schweigsamkeit. Jedermann klagt darüber; selbst der Herzog und der kleine Fritz von Stein, den er 1783 zu sich ins Haus genommen hat. Bis nach Frankfurt bringt die Kunde von seinem einsamen, stillen Wesen und beunruhigt von neuem die Mutter. Er sucht sie in einem Briefe zu beschwichtigen, den er am 7. Dezember 1783, dem Jahrestage der gefährlichen Krisis von 1768 niederschreibt, und erinnert die Mutter daran, wie sie damals gejubelt haben würde, wenn man ihr seinen jetzigen Zustand vorausgesagt hätte. „Daß man von ernsthaften Sachen ernst wird, ist natürlich, besonders wenn man von Natur nachdenklich ist und das Gute und Rechte in der Welt will.“ Dann betont er wiederum, daß es ihm nach jeder Richtung hin wohl

*) In Wilhelm Meisters Lehrjahren (VII, 1) umgewandelt in: „Hier oder nirgends ist Amerika.“

ergehe. Aber er fährt fort: „Sie an Ihrer Seite vergnügen Sie sich an meinem Dasein jetzt, und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehen sollte. Ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlasse gute Freunde und einen guten Namen, und so kann es Ihnen der beste Trost sein, daß ich nicht ganz sterbe." Dieser sonderbare melancholische Zusatz aus dem Munde des vierunddreißigjährigen Mannes widerlegte ihn stärker, als es alle Ausführungen der Mutter thun konnten.

Im Sommer 1784 war die Frist, auf die Goethe das Kammerpräsidium übernehmen wollte, vorüber. Er hatte das erreicht, was er zunächst erreichen wollte: Ordnung und Sparsamkeit. Von neuem mußte ihn nun der Gedanke beschleichen, ob es nicht an der Zeit sei, da die Endziele doch immer mehr in den Wolken verschwanden, seine Jahre und Kräfte den anderen hohen Aufgaben seines Lebens zu widmen.

Hierbei brauchte er nicht einmal an seine dichterischen Aufgaben zu denken. Denn inzwischen hatte sich seine wissenschaftliche Thätigkeit so erweitert und ihn zu so fruchtbaren Ideen geführt, daß es ihm heißestes Bedürfnis sein mußte, dieses Geistesgebiet in größerem Umfange zu pflegen.

Es war seine amtliche Sphäre gewesen, aus der er die Anregung empfangen hatte, an alte naturwissenschaftliche Liebhabereien anzuknüpfen und sie zu ernster Forschung umzuwandeln. Der Straßen- und Bergbau lenkte ihn zur Mineralogie und Geologie, die Forst- und Landwirtschaft zur Botanik, während Vorträge an der Weimarer Zeichenschule über die Gestalt des Menschen ihn zu sorgfältigeren anatomischen Studien veranlaßten. Im Steinreich rückte er zuerst vorwärts, namentlich nach dem Aufenthalte in der Schweiz, wo er wochenlang Tag für Tag reiches Material zur Anschauung bekommen hatte. „Ich habe mich diesen mineralogischen Wissenschaften," schreibt er im Oktober 1780 an Merck, „da mich mein Amt dazu berechtigt, mit einer völligen Leidenschaft ergeben." Er legt sich ausgedehnte Sammlungen an, regt geologische Aufnahmen Thüringens, des Harzes und der Rhön

an und hilft selber fleißig mit, geht der älteren geologischen Litteratur nach und sucht sich über die Beschaffenheit und Bildung der Erdrinde im allgemeinen, sowie über die des Thüringerwaldes und der Nachbargebiete im besonderen ins klare zu setzen. Er gelangt dabei zu neuen, der Zeit vorauseilenden Erkenntnissen. Er sucht sie niederzulegen in einer Gebirgslehre, deren bildungsgeschichtlicher Teil — soviel wir sehen können — darthun sollte, daß keine die gesetzmäßige Entwickelung durchbrechenden Revolutionen, sondern langsam bis auf den heutigen Tag fortwirkende Kräfte in ungeheueren Zeiträumen die Gebirge geschaffen und daß diejenigen geologischen Schichten, denen Versteinerungen organischer Gebilde fehlten, allen anderen vorausgingen, während das Alter derer, die Versteinerungen führten, nach der natürlichen Stufenfolge der Organismen bestimmt werden müßte. Leider sind uns von dieser Geologie nichts als zwei kleine Vorarbeiten, Fragmente über den Granit, erhalten geblieben.

Von größerer Tragweite wurden seine Forschungen auf dem Gebiete des Organischen. Ähnlich wie im Reich des Anorganischen ließ er sich auch hier von der Idee der allmählichen Umbildung oder Entwickelung leiten. Er wollte nirgends in der Natur einen Sprung zulassen. Sowohl in der Gesamtreihe der Organismen als innerhalb der einzelnen Organismen suchte er Grundformen, aus deren Umwandlung sich die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen erklären ließ. Sein Gedanke bewährte sich zunächst beim Menschen. Bei seinen anatomischen Arbeiten, die er in Jena unter Loders Leitung seit dem Herbst 1781 machte, hatte ihn die Lehre beunruhigt, daß der kleine, zwischen den beiden Hälften des tierischen Oberkiefers befindliche Knochen dem Menschen fehle, und daß in diesem Mangel der eigentliche Unterschied, im Knochengerüst des Menschen und Affen liege. Diese Lehre widersprach so sehr seiner Naturanschauung, daß er auf sie seine volle Aufmerksamkeit richtete, bis sich ihm durch zahlreiche Untersuchungen von Tier- und Menschenschädeln im Februar 1784 die Gewißheit ergab, daß jene Lehre auf einem

Irrtum beruhe, da der Zwischenkiefer auch beim Menschen vorhanden und nur, weil mit den benachbarten Oberkieferknochen verwachsen, schwer wahrnehmbar sei. Die Bedeutung seiner Entdeckung erkennend, hatte er, „eine Freude, daß sich ihm alle Eingeweide bewegten“. Nicht geringer war seine Freude, als ihm am Schluß einer langen Kette von Beobachtungen 1786 die große Idee von der Metamorphose der Pflanze aufging, d. h. die Wahrnehmung, daß alle Organe der Pflanze nur umgewandelte Blätter seien. „Wenn ich nur Jemandem den Blick und die Freude mitteilen könnte, es ist aber nicht möglich. Und es ist kein Traum, keine Phantasie; es ist ein Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt. Hätt' ich Zeit in dem kurzen Lebensraum, so getraut ich mich, es auf alle Reiche der Natur — auf ihr ganzes Reich — auszudehnen.“

Gleich reine und starke Freuden gewähren ihm die knappen Stunden, in denen ihm die Muse poetisches Gelingen verleiht.

Solche Momente künstlerischen und wissenschaftlichen Glücks geben ihm dann Klarheit über seinen wahren eingeborenen Beruf. „Heute früh habe ich das Kapitel im Wilhelm geendigt. Es machte mir eine gute Stunde. Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren.“ „Wie viel wohler wäre mir's, wenn ich von dem Streit der politischen Elemente abgesondert den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte.“ „Mit Mühe habe ich mich vom Aristoteles losgerissen, um zu Pachtsachen und Triftangelegenheiten überzugehen.“ „Ich bin recht zu einem Privatmenschen erschaffen und begreife nicht, wie mich das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie hat einflicken mögen.“ Das sind Äußerungen aus dem Jahre 1782. Aber noch wehrt er sich gegen diese vernehmbaren Stimmen seines Innern.

Erst nachdem er auch als Kammerpräsident zur Genüge seine Pflicht gethan, läßt die Überspannung seines Amtspflichtgefühls nach, und er beginnt sich auf sich selbst zu besinnen.

„Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben.“ In dem Augenblicke aber, wo er so denkt, muß der Wunsch, der schon einmal sich ihm nahe gelegt, wieder auftauchen, sich durch eine längere Entfernung von Weimar zu seinem Selbst zurück zu finden und sich dabei von seinem Amte halb oder ganz zu befreien. Doch noch halten ihn feste Klammern:

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an deines angehangen.
Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an deinem Leben hängt.

Diese an Frau von Stein gerichteten Verse entstammen dem August 1784. Es war jedoch nicht bloß die Liebe zu ihr, wie er es hier ausspricht, sondern auch die Liebe zum Herzog und zum Lande, die ihn jetzt noch nicht fortlassen. Der Herzog hatte sich in die Fürstenbundspolitik, die bereits einen preußischen Anstrich bekommen, tiefer verstrickt, als Goethe ratsam erschien. Er hatte gerade im Herbst 1784 eine monatelange Reise an die rheinischen Höfe unternommen, um für sie zu wirken. Es war nicht abzusehen, ob Karl August, allein gelassen, in seinem Feuereifer und mit seinen militärischen Neigungen das Land nicht in eine politisch und finanziell bedenkliche Lage hineinreißen würde. Goethe konnte daher, bis er nicht über den Ausgang beruhigende Klarheit hatte, nicht vom Platze weichen. Die Dinge zogen sich in die Länge. Es ging das Jahr 1784 und das Jahr 1785 zu Ende, ohne daß es zu einem endgültigen Abschluß kam. Immer drückender mußte er unter solchen Umständen die Fortsetzung seiner Amtsthätigkeit empfinden. „Gegeben vom Rade Irions,“ schreibt er am 20. Februar 1785. „Ich flicke am Bettlermantel, der mir von den Schultern fallen will,“ ruft er am 5. Mai desselben Jahres. Noch ist zu seinem Glück die Liebe zu Frau von Stein das „Korkwams, das ihn über Wasser hält“. Wenn er des Abends einige

Stunden mit ihr zusammen arbeitet oder plaudert, lösen sich die eisernen Ringe von der Seele. Da verschließt sich im August 1785 auch dieses lindernde Mittel, indem Herr von Stein, von der Hoftafel losgelöst, ein häusliches Leben zu führen beginnt.

Wohin Goethe jetzt blickte — Alles war geeignet, ihn aufs tiefste zu verstimmen.

Seine poetischen Arbeiten bildeten ein großes Ruinenfeld. Faust, Egmont, Elpenor, Tasso, Wilhelm Meister, Die Geheimnisse lagen in Bruchstücken um ihn her; von anderen älteren oder jüngeren Konzeptionen, wie Prometheus, Cäsar, dem ewigen Juden, dem Falken und dem Roman Über das Weltall gar nicht zu reden. Selbst die Iphigenie, die einzige größere Dichtung, die er in den Jahren 1776—1786 zu Ende gebracht hatte, erschien ihm so unvollkommen, daß er entschlossen war, das Fertige wieder einzureißen. Und nicht genug, daß seine poetischen Schöpfungen einen so trostlosen Anblick boten, er konnte nicht einmal wissen, ob nicht auch seine Schöpferkraft durch das viele Brachliegen unwiederbringlichen Schaden gelitten hätte.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten waren, abgesehen von der kleinen Abhandlung über den Zwischenkiefer, über ein embryonisches Leben nicht hinausgekommen. In seinem Kopfe wogte es von bedeutenden Gedanken über alle Gebiete der Natur. Aber woher die Muße gewinnen, sie durch Beobachtungen zu wissenschaftlichen Thatsachen umzuwandeln und schriftstellerisch zu entwickeln? —

Sein Verhältnis zu Frau von Stein, sonst eine Quelle des Trostes, war ihm jetzt eine Quelle der Pein geworden. Gerade der Umstand, daß Herr von Stein dem Hause wiedergegeben worden war, hatte ihn über den unnatürlichen Boden belehrt, auf dem es ruhte. Er mochte es nun nehmen und stellen und legen, wie er wollte, der Gedanke, die Geliebte nicht zu besitzen, rieb und zehrte ihn auf.

Sein Körper war unter der Überlast von Geschäften bedenklich angegriffen. Wir haben ein Bild von ihm aus dem

Jahre 1785, wo er zum erstenmale seiner Gesundheit wegen ein Bad aufsuchte, das uns ein faltiges und abgearbeitetes Gesicht zeigt. Wieland hatte schon früher Merck geklagt, daß Goethe nur allzu sichtlich an Seele und Leib leide unter der drückenden Last, die er sich „zu unserem Besten" aufgeladen. Und Schiller erfuhr 1787, die zerrüttete Gesundheit Goethes habe seine Reise nach Italien notwendig gemacht. Selbst das Klima, ihm nie recht behaglich, ward ihm jetzt ganz unleidlich. „Unter diesem ehernen Himmel" knirscht er.

Und bei seinem Amte ist ihm der Weisheit letzter Schluß: „Wer sich mit der Administration abgiebt, ohne regierender Herr zu sein, der muß entweder ein Philister oder ein Schelm oder ein Narr sein."

Unter dem Druck dieser allseitig unbefriedigenden, schmerzlichen, peinlichen Lage erlebt er eine zweite, heftigere Werther-krisis. „Ich finde, daß der Verfasser (des **Werther**) übel gethan hat, sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen," bemerkt er bitter im Juni des Jahres 1786, und im Mai des nächsten Jahres, nachdem er schon viele Monate Weimar entrückt war, urteilt er: „Wie das Leben der letzten Jahre, wollte ich mir eher den Tod gewünscht haben."

Der Gedanke: Rettung durch Flucht wird zum festen Entschluß. Keine Verhandlungen über das Wie, Wohin, Wielange — ein plötzliches Verschwinden schien der einzige sichere Ausweg. Wohin er sich wenden sollte, darüber konnte er nicht im Zweifel sein. Denn mit der Verschlimmerung der Lage in Weimar hatte sich seine Sehnsucht nach Italien ins Ungemessene gesteigert. „Schon einige Jahre hab' ich keinen lateinischen Schriftsteller ansehen, nichts, was nur ein Bild von Italien erneuerte, berühren dürfen, ohne die entsetzlichsten Schmerzen zu leiden." „Das Ziel meiner innigsten Sehnsucht, deren Qual mein ganzes Innere erfüllte, war Italien." In ergreifenden Tönen klingt diese Sehnsucht aus dem Munde Mignons wieder. Er durfte auch nicht mehr lange säumen. Ob Europa sich noch einige Jahre der Ruhe

erfreuen würde, war ihm sehr fraglich. Die im Herbst 1785 bekannt gewordene Pariser Halsbandgeschichte hatte einen furchtbaren Eindruck auf ihn gemacht. In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier aufthat, erblickte er sogleich die greulichen Folgen der Zukunft. Die unheimlichen Gespenster hefteten sein Auge so starr auf sich, daß er seinen Freunden, die nicht wußten, was in ihm vorging, mehrere Tage wie wahnsinnig vorkam.

Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß im Sommer 1786 sich ihm endlich der Weg zur Flucht ebnete. Der Herzog hatte unter dem nötigen Vorbehalt seinen Eintritt in den Fürstenbund vollzogen. Damit war der Gang für die auswärtige Politik vorgezeichnet. Zudem war die Spannung innerhalb des Deutschen Reiches durch den Rückzug der österreichischen Politik ausgeglichen. Was die innere Verwaltung anbetraf, so hatte Goethe Alles so sorglich eingerichtet, daß er seine Geschäfte bis auf weiteres ruhig anderen Händen überlassen durfte. „Ja, ich dürfte sterben und es würde keinen Ruck thun.“ —

Demgemäß konnte er seine Hedschra mit gutem Gewissen wagen. Zunächst ging er nach Karlsbad, wo er den Herzog, Herder und Frau von Stein traf und mit ihnen heitere, angeregte Tage verlebte. Zuerst trennte sich von der Gesellschaft Frau von Stein; er begleitet sie noch nach Schneeberg im Erzgebirge und kehrt dann wieder nach Karlsbad zurück. Am 27. August verläßt Karl August das Bad, am 28. wird der Geburtstag Goethes von den Freunden festlich und fröhlich begangen. Mitten in der Geselligkeit beschäftigt ihn die Arbeit an der neuen Ausgabe seiner Dichtungen. Am 2. September schreibt er an den Herzog, Herder und Frau von Stein und teilt ihnen den unmittelbar bevorstehenden Antritt seiner Reise mit, läßt jedoch über ihr Ziel und ihre Dauer nichts verlauten. Die letzten Worte nachts elf Uhr gelten der Geliebten: „Endlich, endlich bin ich fertig und doch nicht fertig. Denn eigentlich hätte ich noch acht Tage hier zu thun, aber ich will fort und sage auch

Dir noch einmal Adieu! Lebe wohl, Du süßes Herz, ich bin Dein!" Um drei Uhr früh „stiehlt er sich" von Karlsbad „weg" und rollt im Eilwagen dem Süden zu.

Aus Weimar aber folgte dem Fliehenden herrlichstes Gedenken. Ein so reines, hingebendes Wirken und Wollen konnte, auch wenn die Erfolge nicht den Absichten und den Mühen entsprachen, nicht ohne tiefen Nachhall bleiben. Als Schiller im nächsten Sommer in Weimar weilte, hörte er Goethes Namen „von sehr vielen Menschen mit einer Art Anbetung nennen".

26. In Italien.

Ein unnennbares Wohlgefühl durchströmte Goethe, als er, aller Fesseln ledig, dem ersehnten Lande zufuhr. So frei und leicht, so wohlgemut sehen wir ihn, wie wir ihn seit der Rheinreise im Jahre 1774 nicht gekannt haben. Mit großer Eile entflieht er dem Vaterlande, als ob er unterwegs noch aufgehalten und nach Weimar zurückgezwungen werden könnte. Und wie er, um ganz sicher zu sein, Jedermann (mit Ausnahme seines Sekretärs Seidel) seinen Weg verschweigt, so verbirgt er sich noch stärker, indem er auch seinen Namen wechselt und als Johann Philipp Möller über die Alpen reist. Einunddreißig Stunden fährt er ununterbrochen bis Regensburg. Dort macht er einen Tag Halt. Dann reist er wieder einen halben Tag und eine Nacht bis München, streift auch dieses nur im Fluge und eilt weiter auf Innsbruck zu.

Als er unterwegs die ersten Schneegipfel erblickt, greift er ehrfurchtsvoll nach dem Hute und grüßt sie. Zu dem Wunsche, bald möglichst viele Meilen zwischen sich und Weimar zu haben, gesellt sich die ungeduldige Sehnsucht nach Italien. Wohl lockt es ihn seitwärts nach Salzburg, nach dem Zillerthal, nach den Bergwerken von Schwaz, den Salinen von Hall — aber er geht auf dem kürzesten Wege vorwärts und unterdrückt jedes ihn ablenkende Verlangen. „Was lasse ich nicht Alles liegen? Um den

einen Gedanken auszuführen, der fast schon zu alt in meiner Seele geworden ist." Die Lage von Innsbruck gefällt ihm ausnehmend. „Ich wollte heute da bleiben," schreibt er am 8. September, „aber es ließ mir innerlich keine Ruhe." Und so fährt er nach drei Stunden zum Brenner aufwärts. Dort rastet er eine Nacht und einen Tag. „Hier oben in einem wohlgebauten, reinlichen, bequemen Hause seh' ich nun noch einmal nach Dir zurück," bemerkt er in dem für Frau von Stein bestimmten Tagebuch. „Von hier fließen die Wasser nach Deutschland und nach Welschland, diesen hoff' ich morgen zu folgen. Wie sonderbar, daß ich schon zweimal auf so einem Punkte stand, ausruhte und nicht hinüberkam. Auch glaub' ich es nicht eher, als bis ich drunten bin."

Am späten Abend setzt er seinen Weg fort. Der Wagen rollt hinab im raschesten Tempo. So leid es ihm thut, die merkwürdigen Gegenden mit „entsetzlicher Schnelle" und bei Nacht wie der Schuhu zu durchreisen, so freute es ihn doch, daß es wie ein Wind hinter ihm herblies und ihn seinen Wünschen zujagte. Am anderen Morgen neun Uhr trifft er in Bozen ein, es ist gerade Messe, er hätte sich gern ein wenig umgesehen, aber „der Trieb und die Unruhe, die hinter ihm sind", lassen ihn nicht verweilen, und so reist er noch den Tag durch bis Trient.

Hier wehte es ihn zum erstenmale italienisch an. Üppige Vegetation, warme Luft, buntes Volksleben. Wie wird ihm da wohl und heimlich! „Alles ist so ineinander gepflanzt, daß man denkt, es müßte Eins das Andere ersticken. Weingeländer, Mais, Heidekorn, Maulbeerbäume, Fruchtbäume, Nuß- und Quittenbäume .... Was hin und her wandelt, erinnert Einen an die liebsten Bilder: die aufgewundenen Zöpfe der Weiber, die bloße Brust und leichten Jacken der Männer, die trefflichen Ochsen, die sie vom Markte nach Hause treiben, die beladenen Eselchen . . . Und nun, wenn es Abend wird und bei der milden Luft wenige Wolken an den Bergen ruhen, am Himmel mehr stehen als ziehen, und gleich nach Sonnenuntergang das Geschrille der Heuschrecken

laut zu werden anfängt! Es ist mir, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Walfischfang zurückkäme. Alles ist mir willkommen, auch der vaterländische Staub, der manchmal stark auf den Straßen wird und von dem ich nun so lang nichts gesehen habe“..... „Wenn das alles Jemand läse,“ fährt er fort, „der im Mittag wohnte, er würde mich für sehr kindisch halten. Ach, was ich da schreibe, hab' ich lang' gewußt, seitdem ich mit Dir unter einem bösen Himmel leide, und jetzt mag ich gern diese Freude als Ausnahme fühlen, die wir als eine ewige Naturwohlthat immer genießen sollten.“ Glücklich ist er auch, daß er keinen Diener, keinen Führer bei sich hat. „Durch anhaltende Bedienung wird man vor der Zeit alt und unfähig .... Jeder Bettler weist mich zurechte, und ich rede mit den Leuten, die mir begegnen, als wenn wir uns lange kennten.“

Doch auch in Trient ist nicht seines Bleibens. Noch ist er auf deutschem Reichsboden, und das Politische giebt der Stimmung einen Beigeschmack. Nach eintägigem Aufenthalt wendet er sich von Trient über Roveredo nach dem Gardasee, dessen Schönheit ihn bezaubert, ihn aber nicht festhalten kann. Er befährt beide Ufer fast in ihrer ganzen Länge und steigt dann bei Bardolino ans Land, um mit dem Wagen Verona zu erreichen. Am 14. September mittags ein Uhr trifft er bei gewaltiger Hitze dort ein. Jetzt ist er auf echtem altitalischen Boden. „Ja, meine Geliebte, hier bin ich endlich angekommen, hier, wo ich schon lang' einmal hätte sein sollen, manche Schicksale meines Lebens wären linder geworden.“ — Nun wird er ruhig und läßt Alles ganz sachte auf sich wirken.

Am meisten beschäftigen ihn die Denkmäler des Altertums: die Arena und die kleineren Kunstwerke im Museo Lapidario — hauptsächlich Reliefs und Architekturstücke. Auch aus den weniger guten Sachen erkennt er ein herrliches Zeitalter. Die Grabreliefs mit ihren einfach innigen Darstellungen rühren ihn zu Thränen. „Der Wind, der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit

Wohlgerüchen, wie über einen Rosenhügel.“ „Hier ist kein geharnischter Mann auf den Knieen, der einer fröhlichen Auferstehung wartet, hier hat der Künstler immer nur die einfache Gegenwart der Menschen hingestellt. Sie falten nicht die Hände zusammen, schauen nicht gen Himmel, sondern sie sind, was sie waren, sie stehen beisammen, sie nehmen Anteil aneinander, sie lieben sich.“ Aus moderner Zeit sind es die Bilder, die ihn anziehen. Es ist nichts gerade Bedeutendes, was Verona darin bietet, aber es ist ihm doch eine angenehme Wahrnehmung, daß hier auch die Sterne zweiter und dritter Größe, die man in der Entfernung kaum dem Namen nach gekannt hat, zu flimmern anfangen und den italienischen Kunsthimmel so weit und reich machen. Dagegen lassen ihn die gotischen Denkmäler der Scaliger und die Kirchen jedweden Stils (unter ihnen auch die schöne romanische San Zeno) kalt.

Goethe italienisiert sich in Verona vollkommen. War er in Roveredo höchst vergnügt, daß kein Mensch mehr deutsch verstand und er italienisch, „die geliebte Sprache“, reden mußte, so legt er hier auch italienische Kleidung an und lernt den Italienern ihre eigentümlichen Gebärden und Bewegungen ab. Er will nirgends als nordischer Bär erkannt werden, sondern als Italiener mit Italienern verkehren. Niemals wird ein nordischer Reisender mit größerem Enthusiasmus die italienische Erde umfangen haben.

Unter diesem Entzücken erscheint ihm Alles schön, angenehm, gut; und selbst das Widerliche macht er sich durch Humor erträglich, wenn nicht erfreulich. Dagegen ist ihm alles Nordische düster und unerquicklich. Insbesondere kann er sich von der Vorstellung nicht los machen, daß daheim der Himmel ewig mit Wolken verhängt sei und die Menschen in Kälte und Dunkelheit gefangen halte. Er kommt immer wieder darauf zurück. Er sieht nach einem Regen Wolken an den Alpen hängen. „Das zieht nun Alles nordwärts und wird Euch trübe und kalte Tage machen.“ Ein andermal: „Wir Cimmerier im ewigen Nebel und Trübe wissen kaum, was Tag sei, uns ist's einerlei, ob's Tag oder Nacht

ist; denn welcher Stunde können wir uns unter freiem Himmel freuen!" — und so geht es fort in einem Tone, als ob er wirklich aus Grönland käme.

Nach fünftägigem Aufenthalt verläßt er Verona und siedelt nach Vicenza über. In Vicenza ist außer den Bauten Palladios wenig oder nichts zu sehen. Aber diese ergreifen ihn mit fast überwältigender Kraft. In der edlen und freien Verwertung antiker architektonischer Elemente und Motive, wie sie am glänzendsten die Basilika (das alte Rathaus) und das olympische Theater zeigen, findet er etwas Göttliches, wahrhaft Dichterisches. Er schwelgt jeden Tag von neuem darin und kann sich von ihrer Nachbarschaft nicht trennen. Sieben volle Tage bleibt er in der Stadt, die der Reisende sonst in ungefähr ebensoviel Stunden abzumachen pflegt. Außer durch die Bauten Palladios schmeichelt sie sich durch ihre anmutige Lage zwischen reich bebauten Hügeln, die in sanften Linien zu den Alpen das Auge hinüberleiten, seinem Herzen so ein, daß er sie zur Heimat Mignons machen will und den Wunsch nicht unterdrücken kann, mit Frau von Stein hier einmal zu leben. „Allein," fügt er seufzend hinzu, „wir sind auf ewig daraus verbannt; man müßte, wenn man hier leben wollte, gleich katholisch werden, um teil an der Existenz der Menschen nehmen zu können."

Teil an der Existenz der Menschen zu nehmen, indem er sich unter sie mischt, als Gleichgestellter mit ihnen lebt, war sein intimstes Bedürfnis, seitdem er den Geheimratsrock ausgezogen hatte. Wie schon unterwegs, so sucht er auch in Vicenza nach Möglichkeit diesem Bedürfnis zu genügen, und wir werden an Wetzlarer Zeiten erinnert, wenn wir sehen, wie er sich auf den Markt mitten unter das Volk stellt, wie er mit den Leuten plaudert, sie ausfragt, mit den Kindern sich unterhält u. s. w. Es kommt ihm dabei zum Gefühl, was er in Weimar entbehrt hat; „was wir in den kleinen souveränen Staaten für elende einsame Menschen sein müssen, weil man, und besonders in meiner Lage, fast mit Niemand reden darf, der nicht was wollte und möchte."

Ungern scheidet er von der freundlichen Stadt, die ihm auch für seine Iphigenie eine liebe Arbeitsstätte geworden war.

Viel kürzer faßt er sich in dem größeren Padua, wo ihn außer den tüchtigen Bildern Mantegnas Weniges erfreut. Die Kirche des heiligen Antonius findet er mit Recht barbarisch; die Fresken Giottos in derselben Kirche, damals noch wohlerhalten, sowie die heute so viel bewunderten in der Madonna dell' Arena konnten in ihrer eckigen Geistigkeit ihm, der nach leuchtender Farbe und edler Form und Fülle sich sehnte, kein Gefallen einflößen, und an Donatellos kräftiger Reiterstatue des Gattemalata geht er als einer ungriechischen Skulptur schweigend vorbei. Dagegen erregt ihn freudig eine Fächerpalme im botanischen Garten (jetzt ihm zu Ehren Palma di Goethe genannt), die ihm in der Stufenfolge ihrer einzelnen Teile eine schöne Bestätigung seiner botanischen Ideen liefert. —

Nach achtundvierzigstündigem Aufenthalt besteigt er das Schiff, das ihn die Brenta hinunter zu der Meereskönigin an der Adria, nach Venedig, führt. Es war ihm doch recht feierlich zu Mute, als er am 28. September nachmittags in die wunderbare Inselstadt, die seit früher Jugend seine Phantasie beschäftigt hatte, einfuhr. „So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich, den Todfeind von Wortschällen, geängstigt hat."

Die Sonne Venedigs war im Untergehen. Aber noch immer war ihr Glanz groß genug, um auf den Reisenden einen unauslöschlichen Eindruck zu machen. Die Herrschaft der Republik dehnte sich bis zum Comersee, bis Istrien und über die ionischen Inseln aus; Städte wie Bergamo, Brescia, Verona, Vicenza, Padua waren Venedig unterthänig. Noch besaß es eine ansehnliche Kriegs- und Handelsflotte, ein stattliches Arsenal. Hatte der Handel nach Asien und Nordeuropa aufgehört, so war er mit den Mittelmeerländern noch immer beträchtlich. Und Alles, was nach Venedig eingeführt wurde, kam zu Schiffe und meist seewärts. Denn noch war durch keine Eisenbahn der Handel nach dem

Lande abgelenkt und Venedig in eine landfeste Stadt verwandelt. Noch wohnte auch in der Stadt ein zahlreicher Adel, Vertreter der abhängigen Gebiete, Gesandte und Agenten aus aller Herren Ländern. Daher denn auf den Wasserstraßen der Stadt ein ganz anderer Verkehr als heute. Wenn jetzt durch die Kanäle nur wenige Lastkähne und wenige Gondeln mit Fremden schleichen, so wimmelten sie damals von großen und kleinen Schiffen, von schlichten und prunkenden Barken aller Art. Noch hatte auch das Volksleben eine eigenartige, selbständige Bedeutung, wie denn noch auf öffentlichen Plätzen Recht gesprochen wurde, der Notar noch öffentlich Akte für Jedermann aufnahm, der Gondoliere noch aus dem Tasso sang und der antike Rhapsode noch in der Gestalt des öffentlichen Geschichtenerzählers lebte. Ein bewegtes, lärmendes Treiben ging von Mitternacht zu Mitternacht, Jeder fühlte sich und machte sich geltend; doppelt anziehend für den Weimarischen Gast, der aus einer schläfrigen, thüringischen Landstadt kam, wo Jeder vor dem Fürsten und dem Beamten sich duckte. Dabei entbehrte die Republik auch des Fürstenglanzes nicht. Zwar war der Doge nicht mehr der allmächtige Seegebieter, aber der ihn glorifizierende Pomp war geblieben; und wenn er bei feierlicher Gelegenheit mit seinen Begleitern in vergoldeten Barken sich langsam dem Lande näherte, am Ufer von der Geistlichkeit und den Brüderschaften mit brennenden Kerzen erwartet, wenn dann über teppichbelegte Brücken zuerst die Savj in langen violetten, dann die Senatoren in langen roten Kleidern ans Land stiegen, wenn dann der Doge selbst folgte mit goldener phrygischer Mütze, im langen goldenen Talar und Hermelinmantel, während drei Diener ihm die Schleppe trugen und fünfzig Nobili in dunkelroten Gewändern den Zug schlossen, so war dies ein Schauspiel, neben dem die ähnlichen deutschen wie schäbige, verzerrte Abklatsche sich ausnahmen. „Bei uns," meint scherzend der Dichter, der ein solches Schauspiel erlebte, „werden die größten Feierlichkeiten, die man sich denken kann, kurzröckig und mit dem Gewehr auf der Schulter begangen."

Diese prunkvollen Aufzüge bewegten sich im Rahmen einer Stadt, in der jeder Fuß breit dem Wasser abgewonnen, zu deren Erbauung jeder Ziegel, jeder Stein, jeder Balken stundenweit hergeholt und zu deren Erhaltung jahraus, jahrein Sorgfalt und Mühe aufgewendet werden mußte. Und trotz dieser Schwierigkeiten hatte das zähe Venetianische Volk sich nicht begnügt, seine Leiber und seine Waren unter kahlen Nutzbauten zu bergen, sondern es hatte eine unerhörte Fülle prächtiger Paläste und Kirchen geschaffen, die noch heute den Nordländer in Staunen setzen. Den Dichter, der das Alles mit aufmerksamem Auge betrachtete, überkam ein tiefer Respekt vor dieser Biberrepublik, und wie einst im Kanton Bern begann die demokratische Seite seiner Natur sich zu regen. „Es ist ein großes Werk versammelter Menschenkraft, ein herrliches Monument, nicht eines Befehlenden, sondern eines Volks. Und wenn ihre Lagunen sich ausfüllen, ihr Handel geschwächt wird und ihre Macht gesunken ist, macht mir dies die ganze Anlage der Republik und ihr Wesen nicht um einen Augenblick weniger ehrwürdig."

Er bemühte sich, diese große Existenz nach allen Seiten zu erforschen. Er irrt durch das Gewirr von Gassen und Kanälen, er studiert die Paläste und Kirchen, die Bilder und Skulpturen, besichtigt die Schiffswerften und Strandbauten, besucht die zahlreichen Theater und beobachtet das Volk in allen seinen Lebensäußerungen in jedem Viertel und zu jeder Tageszeit.

Tiefen Eindruck macht ihm das Meer, das er zum erstenmale sieht. Bei dem ästhetischen Wohlgefallen an der grenzenlosen, in rhythmischem Wellenschlage pulsierenden Wasserfläche bleibt er aber nicht stehen, sondern sogleich lenkt sich seine Aufmerksamkeit auf die charakteristischen Eigenschaften der Strandpflanzen und der niederen Seetiere; und er freut sich, daß so Vieles, was ihm bisher Museumsstück war, nunmehr Natur wird. —

Es war eine reiche Summe bedeutender, anziehender, lehrreicher Eindrücke, die er von der merkwürdigen Stadt empfing. Aber über Alles triumphierten die Werke Palladios.

Palladio! Palladio! schallt uns immer wieder aus den Blättern des Tagebuchkapitels „Venedig“ entgegen. Er schweigt von hundert großen und schönen Dingen, wie von den Tizianen in San Giovanni e Paolo und in den Frari und von Sansovinos Bibliothek, oder er macht sie kurz ab, wie die Schätze des Dogenpalastes, um der Geliebten von Palladio vorzuschwärmen.

Die Entwickelung, die Goethe bis Italien durchgemacht, hatte dem übermächtigen Einfluß Palladios vorgearbeitet. In der Straßburger Zeit hatten wir auf dem Boden von Goethes Kunstanschauungen zwei Pflanzen aufsprießen sehen. Die eine, die Begeisterung für die Gotik, hoch emporgeschossen, welkte rasch ab, die andere, die Liebe zu Rafael und zur Antike, bescheiden daneben stehend, wuchs langsam, aber stetig in die Höhe. Die antiken Trümmer in Niederbronn und die Gipsabgüsse in Mannheim hatten im Verein mit Homer und Pindar genügt, um der Antike in seiner Seele einen festen Rückhalt gegen die Gotik zu geben. Er bevölkerte sein Zimmer in Frankfurt mit griechischen Götterbildern und erwarb daneben Kupfer der bedeutendsten Werke des Altertums. Je mehr er sich innerlich von der Sturm- und Drangperiode entfernte, um so mehr auch von der Gotik, die ihm allmählich ein Spiegelbild jener sein mochte — himmelstürmend und verworren. Iphigenie verdrängt den Götz. In Weimar hören wir ihn nicht mehr von der einst so glühend gefeierten „deutschen“ Baukunst sprechen. Dagegen sammelt er weiter Abgüsse antiker Skulpturen und zeichnet antike Säulenordnungen. Die Lehren Winckelmanns und Oesers werden wieder lebendig. Sein ganzes Wesen dringt auf edle große Schönheit. Er kann aber diese nur in der Wahrheit finden, und diese zeigt sich ihm — wie in der Natur — nur im Einfachen. Er kommt auf diese Weise zur edlen Einfalt und stillen Größe, als den höchsten Eigenschaften des Schönen, zurück. Nun sah er wohl auch im gotischen Pfeiler und Spitzbogen Größe und Wahrheit, doch es fehlte ihm beim Ganzen, wenn wir die Kirche als den vollgültigsten Ausdruck der Gotik nehmen, im Innern die Stille und im Äußern nicht bloß diese,

sondern auch Einfalt und Wahrheit. Pfeiler und Bogen strebten unruhig, endlos in die Höhe, und diese Unruhe wurde außen vermehrt durch die der Fassade aufgesetzten spitzen Türme und den Wald von Zieraten, der den Körper umspann und das Große durch eine Multiplikation des Kleinen zu erreichen suchte. Dieses Zierwerk war nicht bloß das Gegenteil von Einfalt und Stille, sondern es mangelte ihm, ebenso wie den Türmen, jede organische Notwendigkeit, d. h. die Wahrheit, ja es steckte nicht selten in ihm konstruktiver Widersinn. So verletzte die Gotik sowohl Goethes Gemüt, das ruhige, einfach große Schönheit, als seinen Verstand, der konstruktive Harmonie und Gesetzmäßigkeit begehrte. Beides fand er allein im griechischen Stil, der zugleich eine Heiterkeit atmete, die der ernsten und in Weimar so viel gemarterten Seele des Dichters außerordentlich wohl that. Wie aber den griechischen Stil mit den modernen Anforderungen vereinigen? Ein einfaches Aufkleben, wie es oft geübt wurde, konnte einen Künstlersinn wie den Goethes nicht befriedigen. Aber sollte es nicht Künstler geben, die in schöpferischer Freiheit die griechische Architektur organisch den modernen Verhältnissen anpaßten und dadurch ihre hohe Schönheit für die christlichen Zeiten flüssig machten? —

Von Palladio hatte Goethe sich augenscheinlich so etwas versprochen. Er hatte schon 1782 versucht, seines Werkes über die Baukunst habhaft zu werden. Aber er hatte nicht mehr als die Kupfer seiner vicentinischen Bauten in die Hände bekommen. Nun sah er in Vicenza diese mit eigenen Augen, und wir haben vernommen, welchen Zauber sie auf ihn ausübten. „Palladio ist ein recht innerlich und von innen heraus großer Mensch gewesen“, das ist das Erste, was er in Vicenza ausspricht. Er muß den Spuren des Wirkens dieses Genius näher zu kommen suchen. Es erscheint ihm um so dringender, als ihn weitere große Werke des Meisters in Venedig erwarten. In Padua gelingt es ihm, Palladios Buch von der Architektur zu erwerben; in Venedig studiert er es. „Ein guter Geist trieb mich, das Buch mit so viel Eifer zu suchen . . . Jetzt fallen mir die Schuppen von den

Augen. Der Nebel geht auseinander und ich erkenne die Gegenstände.“ Das Buch macht ihn tagelang „sehr glücklich“. Er sucht es sich „recht herzlich“ zu eigen zu machen und begnügt sich nicht mit dem Lesen, sondern folgt mit dem Stift den Rissen Palladios. Mit Begier sucht er die Hauptschöpfungen des Meisters in Venedig auf: die Kirchen St. Giorgio und Il Redentore und das Kloster Carità. Er verkennt bei den Kirchen nicht manche Unebenheiten, die dadurch entstanden, daß der ohnehin durch mannigfache Rücksichten belastete Künstler die Fassade des antiken Tempels mit einer kuppelgekrönten, von einem Querschiff durchsetzten und, wie bei St. Giorgio, auch mehrschiffigen Kirche verbinden wollte, aber er bewundert doch — und wir müssen es mit ihm —, mit welcher Genialität er der Schwierigkeiten Herr geworden und wie er, insbesondere bei Il Redentore, mit einer Reinheit, Keuschheit, Einfachheit ohne gleichen nur durch Form und Maß im Innern und Äußern eine Kirche geschaffen hat, die für das Auge alle widerstrebenden Elemente in die edelste harmonische und organische Gesetzmäßigkeit auflöst. Nun aber erst die Carità! Hier war der Künstler durch nichts beengt. Die Kirche stand schon, und es handelte sich nur um ein Wohnhaus für die Mönche, das unter italienischem Himmel sehr wohl nach antikem Muster sich herstellen ließ, ohne daß man zu Notbehelfen gezwungen wurde. Aber leider kam nur der zehnte Teil des Planes zur Ausführung, und dieses Wenige ist eingefügt in spätere, unsäglich nüchterne Bauten. Doch auch in diesem Zustand leuchtet ihm aus den Palladioschen Stücken ein himmlischer Genius hervor und er wallfahrtet drei- und viermal zu dem großen Gedanken des Vicentiners. „Jahre könnte man in der Betrachtung so eines Werkes zubringen.“ „Wäre es fertig geworden, so würde vielleicht kein vollkommneres Stück Baukunst auf der Welt existieren.“ Wer nicht den architektonischen Blick Goethes besitzt, ist auch mit Zuhilfenahme der Risse in Palladios Architettura nicht imstande, sich zu seinem Enthusiasmus hinaufzuschwingen. Aber es mag gestattet sein, darauf hinzuweisen, daß der feinste

Kenner der Kunst der Renaissance, Jacob Burckhardt, Goethes Begeisterung für die Carità eine gerechte nennt.

Wenn irgend etwas Goethes schon seit geraumer Zeit vorhandene Vorliebe für die Antike befestigen konnte, so war es das Studium Palladios. Unter der Wucht seines Worts und seiner Werke vollzieht sich der endgültige radikale Bruch mit der Gotik. Als er im Palazzo Farsetti den Abguß eines Stücks des Gebälks vom Tempel des Antoninus und der Faustina (in Rom) sieht, bricht der lang verhaltene Zorn gegen die Gotik los. Er vergleicht „die vorspringende Gegenwart" dieses herrlichen Architekturgebildes mit der gotischen Art und ruft aus: „Das ist freilich etwas Anderes als unsere kauzenden, auf Kragsteinlein übereinander geschichteten Heiligen der gotischen Zierweisen, etwas Anderes als unsere Tabakspfeifensäulen, spitze Türmlein und Blumenzacken; diese bin ich nun, Gott sei Dank, auf ewig los." Das war eine grimme Abschwörung der einstigen Jugendliebe.

Ob der junge oder der alte Goethe im Rechte war, läßt sich nicht mit einem glatten Ja oder Nein beantworten, zumal die letzten Gründe für das eine oder andere Urteil sich ebenso ins Subjektive verlieren, wie darüber, ob der Laub- oder Nadelwald schöner ist. Aber so viel kann doch gesagt werden, daß Goethe sich hier an Äußerlichkeiten hält, die nicht das Wesen der Gotik ausmachen, und daß im Übrigen, so sehr man auch dem griechischen Stil eine höhere konstruktive und dekorative Geschlossenheit sowie größere Ruhe als der Gotik zugestehen mag, die Phantasie und der Tiefsinn der christlichen und insbesondere wiederum der germanischen Völker sich weder innerhalb konstruktiver Gesetzmäßigkeit noch innerhalb der ruhigen griechischen Schönheitslinie erschöpfen kann. Das hat Goethe für die Dichtkunst selber anerkannt. In den Anmerkungen zu Rameaus Neffen (1805) sagt er: „Uns Nordländer kann man auf jene Muster (Griechen und Römer) nicht ausschließlich hinweisen . . . Wäre nicht durch die romantische Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeschmackten in Berührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen

Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen standhaften Prinzen? Uns auf der Höhe dieser barbarischen Avantagen, da wir die antiken Vorteile wohl niemals erreichen werden, mit Mut zu erhalten, ist unsere Pflicht." Dieser Pflicht ist er bei seinem größten Werke unbewußt und bewußt treulich nachgekommen.

Goethe hat später unter dem Einfluß seines jüngeren Freundes, des begeisterten Gotikers Sulpiz Boisserée, über den verachteten Stil wieder milder geurteilt. Er suchte ihm wenigstens historisch gerecht zu werden. Über diese kühle, beschränkte Anerkennung ist er nicht mehr hinausgekommen.

Für uns bleibt das bedeutsame Resultat bestehen, daß Goethe sich in Italien mit voller Entschiedenheit zur Antike wendet und daneben nur noch ihre Wiederspiegelung und Fortbildung in der Renaissance duldet, sobald sie in so tiefem Verständnis, wie durch Palladio erfolgt.

Bei seiner Feindseligkeit gegen die Gotik konnte Goethe die italienischen Bauten dieses Stils nicht würdigen. Entweder er ignoriert sie — und das ist das Gewöhnliche — oder er sieht nur ihre Mängel und beurteilt sie dann abfällig. So sieht er bei dem machtvollen, wunderbaren Dogenpalast nur die kurzen, gedrungenen Säulen der unteren Halle, die in der Erde zu stecken scheinen, und läßt sich dadurch das Ganze verleiden. Nicht auf Rechnung der gotischen Ingredienzen wollen wir es dagegen setzen, wenn er für die Markuskirche, die auf die Phantasie im ersten Augenblick so bestechend wirkt, nur Spott übrig hat und meint, ihre Bauart sei jeden Unsinns wert, der jemals drinnen gelehrt oder getrieben worden sein mag. Dieser gotisch-byzantinisch-romanische Mischmasch, der wie der Traum eines Kindes aussieht, das sich aus kostbaren Steinen, bunten Farben, Gold, Figuren und Säulen und Säulchen aller Art ein Gebäude zusammensetzt, konnte vor seinem strengen, großen Sinn keine Gnade finden.

Um so uneingeschränkter strömt das Lob über die kleine Zahl von Antiken, die Venedig besitzt: die Sammlungen in der Bibliothek, im Palazzo Farsetti, die Marmorlöwen vor dem

Arsenal, die ehernen Rosse an der Markuskirche und einige Basreliefs in der Kirche der Justina mit Genien, „so schön, daß es allen Begriff übersteigt“.

Siebzehn Tage hatte der Aufenthalt in Venedig gewährt. Er hatte sie redlich ausgenutzt, um das sonderbare, einzige Bild der Stadt genau in sich aufzunehmen. „Die erste Epoche meiner Reise ist vorbei, der Himmel segne die übrigen.“ Am Ende der zweiten stand Rom.

In dem Augenblick, wo dieses Ziel ihm entgegenglänzt, tritt Alles, was davorliegt, in Schatten. Mit derselben Stärke, mit der er sich ursprünglich nach Italien gesehnt hatte, sehnt er sich jetzt nach Rom, und dieselbe Angst, die ihn in Deutschland geplagt hatte, es könne im letzten Augenblick sich zwischen ihn und sein Ziel etwas legen, verfolgt ihn jetzt bis vor die Thore Roms. Nachdem er am 16. und 17. Oktober Ferrara und Cento obenhin besichtigt hatte, freut er sich auf Rafaels Cäcilie in Bologna. Trotzdem ist er ungeduldig: „Was die Nähe von Rom mich zieht, drücke ich nicht aus. Wenn ich meiner Ungeduld folgte, ich sähe nichts auf dem Wege und eilte nur geradeaus. Noch vierzehn Tage und eine Sehnsucht von dreißig Jahren ist gestillt! Und es ist mir immer noch, als wenn's nicht möglich wäre“.

So schreibt er am 17. abends. Am 18. aber hat er schon den ihn „sehr beruhigenden“ Entschluß gefaßt, die vierzehn Tage abzukürzen, indem er nur durch Florenz durch und gerade auf Rom losgehen will. „Ich habe keinen Genuß an nichts, bis jenes erste Bedürfnis gestillt ist, gestern in Cento, heute hier, ich eile nur gleichsam ängstlich vorbei, daß mir die Zeit verstreichen möge“.

Am 19. gegen Abend, nachdem er die Cäcilie gesehen, will er wieder einmal ein ruhiges, vernünftiges Wort schreiben: „Denn diese Tage her wollt' es nicht mit mir. Ich weiß nicht, wie es diesen Abend sein wird. Mir läuft die Welt unter den Füßen fort und eine unsägliche Leidenschaft treibt mich weiter. Der Anblick des Rafaels und ein Spaziergang gegen die Berge haben mich ein wenig beruhigt und mich mit leisem Band an diese Stadt

geknüpft." Er redete sich gut zu: „Ich will mich fassen und abwarten. Hab' ich mich diese dreißig Jahre geduldet, werd' ich doch noch vierzehn Tage überstehen."

Es sollen noch einige Tage der Stadt, die in Kunst und Natur ihm Vieles bietet, gewidmet werden. Am 20. hat er durch einen geologischen Ausflug einen „vollkommen schönen und frohen Tag", und schon meinen wir, er habe die behagliche Lässigkeit, mit der er Italien von Verona bis Venedig genossen, wiedergefunden, als er plötzlich zu unserer Überraschung bemerkt: „Es scheint, der Himmel erhört mich. Es ist ein Fuhrmann da für Rom, und ich werde übermorgen fortgehen." Doch auch das „Übermorgen" erwartet er nicht. Schon am nächsten Morgen sitzt er im Wagen und fährt den Apennin hinauf.

Am 23. langt er in Florenz, der Geburtsstätte der Renaissance an. Herrliche Schätze antiker und moderner Kunst lagern dort; sie haben keine Gewalt über ihn. In drei Stunden durchrennt er die Stadt, dann setzt er seinen Weg fort. Langsam, für seine Ungeduld viel zu langsam, schleppt sich die Reise durch die Thäler des Apennin. Mit den schlechten Wirtshäusern, den schlechten Fuhrwerken, dem schlechten Gelde, den Prellereien hat er seine tagtägliche Not; aber wenn sie ihn auch auf Ixions Rade nach Rom brächten, er wäre es zufrieden. Am 25. abends kommt er nach der Ausbildungsstätte Rafaels, nach Perugia, das von Werken der umbrischen Malerschule voll ist. Er reist am anderen Morgen weiter, ohne auch nur ein einziges angesehen zu haben. „Ehe ich nach Rom komme, mag ich die Augen nicht aufthun, das Herz nicht erheben. Ich habe noch drei Tage hin und es ist mir, als wenn ich nie hinkäme." Mit der Nähe Roms wächst seine Ungeduld zu fieberhafter Höhe. Vom frühesten Morgengrauen bis zur sinkenden Nacht fährt er ununterbrochen. Er zieht sich gar nicht mehr aus, um „früh gleich bei der Hand zu sein". In Foligno läßt er die wonnige Rafaelische Madonna (jetzt im Vatikan) unbeachtet. Nur was er, ohne seinen Weg zu verlängern, mitnehmen kann, sucht er auf und giebt im Zweifelsfall immer

dem antiken Werke den Vorzug. So besichtigt er in Assisi mit großer Sorgfalt einen in eine Kirche umgewandelten Minervatempel, während er das merkwürdige und künstlerisch so bedeutsame Franziskanerkloster keines Blickes würdigt. Am 27. abends schreibt er gepreßten Herzens: „Rom! Rom! . . . Noch zwei Nächte, und wenn uns der Engel des Herrn nicht auf dem Wege schlägt, sind wir da.“ Am nächsten Abend kommt in sein Herz ein Schimmer der nahen Glückseligkeit: „Morgen abend in Rom. Nachher habe ich nichts mehr zu wünschen, als Dich und die wenigen Meinigen gesund wiederzusehen.“ — Das Schicksal führt ihn am anderen Tage gesund und glücklich nach Rom. In ungeheuerer Aufregung wirft er am selben Tage zwei kurze Notizen ins Tagebuch:

Abends.

Mein zweites Wort soll an Dich gerichtet sein, nachdem ich dem Himmel herzlich gedankt habe, daß er mich hierher gebracht hat.

Ich kann nun nichts sagen, als ich bin hier; ich habe nach Tischbeinen geschickt. —

Nachts.

Tischbein war bei mir. Ein köstlich guter Mensch. Ich fange nun erst an zu leben und verehre meinen Genius. Morgen mehr.

Doch am nächsten Tage wird es nicht „mehr“. Er vermerkt den 30. nachts: „Nur ein Wort nach einem sehr reichen Tage! Ich habe die wichtigsten Ruinen des alten Roms heute früh, heut' abend die Peterskirche gesehen und bin nun initiiert. Ich bin zu Tischbeinen gezogen und habe nun auch Ruhe von allem Wirtshaus- und Reiseleben. Lebe wohl.“

Das sind die ersten Niederschriften nach seiner Ankunft in Rom. Sie spiegeln in ihrer Abgerissenheit und Gedrungenheit, wir möchten sagen, in ihrer Atemlosigkeit, im Verein mit dem Dankgebet, das er als Erstes zum Himmel sendet, mit unübertrefflicher Schärfe die ihn überwältigenden Gefühle und Eindrücke wieder. Wie viel sanfter und ruhiger klingt die Einleitung zum Kapitel „Rom“ in der italienischen Reise! Sie ist eine Abschrift des Briefes, den er am sechsten Tage an den Herzog gerichtet hat.

Goethe war in Rom. Der Traum seiner Jugend war erfüllt. Zweimal hatte er's in der Hand, ihn früher zu verwirklichen. Das erste Mal zog ihn die Liebe rückwärts, das zweite Mal die Rücksicht auf den Herzog. Doch mehr als dieses ein dunkler Instinkt, daß die Zeit noch nicht erfüllt sei. „So Alles zur rechten Zeit!" ruft er einmal im Hinblick auf die Verkettung seiner Lebensschicksale aus. Unabsehbar waren die Folgen, wäre er 1775 vom Gotthard nach Italien niedergestiegen. Er wäre entweder in Rom geblieben, ein Römer geworden, wie Winckelmann und so viele Andere, oder er wäre, wenn die Antike und Renaissance noch nicht die Kraft hatten, die Gotik in ihm zu besiegen, und die milde italienische Natur noch nicht die Kraft, der Ossianischen Alpenromantik die Wagschale zu halten, zerrissener zurückgekehrt, als er hingegangen, und hätte unter den nicht zu heilenden Dissonanzen mit dem Vater, unter der Enge des bürgerlichen Daseins und dem Schmerz über den Bruch mit Lili sich selbst zerstört. 1779 aber wäre die Reise ein flüchtiger Besuch geworden, mehr Sehnsucht erweckend als stillend, und sie hätte ihm den besten Teil der Heilkraft des italischen Himmels für später hinweggenommen. Er bedurfte aber dieser 1786 in ungeschmälertem Maße. Nur dadurch, daß das Große und Schöne des Südens mit der vollen Kraft und dem Glanze des Neuen an ihn herantrat, glätteten sich die vielen Falten, die sich in sein ganzes Sein eingedrückt hatten, und wurde er zu neuem, frischem Leben befähigt. „Ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt von dem Tage, wo ich Rom betrat" (2. Dezember 1786). „Ich bin wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst, der Altertümer genesen" (6. Januar 1787). „Ich lebe eine neue Jugend" (6. Januar 1787). Das ist der Refrain, der seine Römischen Briefe begleitet. Der Verjüngungsprozeß, der begonnen hatte, als er am Südfuße des Brenners mittägige Luft einatmete, vollendete sich unter dem Anhauch der Kunstwelt Roms.

Rom mit seinem Überreichtum an großen Werken und Erinnerungen umschwillt ihn wie ein Meer. „Alle Tage ein neuer

merkwürdiger Gegenstand, täglich neue, große, seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht." Angestrengt ringt er, um der Welt, die sich ihm aufthut, Herr zu werden. Aber die Mühe ist köstlich; und er kann sich wohl mit einem glücklichen Orest vergleichen, den nicht die Furien verfolgen, sondern die Musen und Grazien und die ganze Macht der seligen Götter mit Erscheinungen überdecken. So reich ist die Ernte jedes Tages, daß er nicht mehr imstande ist, davon in einem Tagebuch Rechenschaft zu geben. Er muß sich mit jeweiligen Briefen und in diesen beinahe immer mit dem Bedeutenden und Allgemeinen begnügen.

Es ist vor Allem das alte Rom, das in gewaltiger Größe aus den Ruinen vor ihm aufsteigt; und er verstärkt diese Wirkung, indem er nicht bloß die Ruinen, sondern auch das Leben, das sie einst erfüllte, sich zu rekonstruieren sucht.

> Hier befolg' ich den Rat, durchblättre die Werke der Alten
> Mit geschäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.

Über das christliche Rom der Päpste in Mittelalter und Neuzeit geht er dagegen flüchtig hinweg. Er hat dafür kein tieferes Interesse. Selbst von der christlichen Kunst vermag er fast nur die Malerei zu würdigen und auch diese in viel engeren Grenzen als in den anderen italienischen Städten. Von den ausgezeichneten Skulpturen der christlichen Zeiten hebt er, wie schon bisher, keine einzige hervor, von den Monumentalbauten nur die Peterskirche und auch diese mit Zurückhaltung, hauptsächlich die Größe der Maße betonend. Will er diejenigen Werke nennen, die ihm den tiefsten Eindruck gemacht haben, so führt er die Fassade des Pantheon, den Apoll von Belvedere, die Kolossalbüsten des Jupiter von Otricoli und der Juno Ludovisi und die Fresken Michelangelos in der Sixtina auf.

Also Michelangelo ist der Einzige unter den Neueren, der auf ihn so stark wie die Alten wirkt. Seine Großheit stellte ihn neben sie. Aber wohlgemerkt: nur in seinen Fresken, die

in der Antike keinen Rivalen haben. Die plastischen Werke Michelangelos in Rom (Moses, Pietà), denen es doch wahrlich auch an Größe nicht fehlt, sinken für Goethe neben den antiken Skulpturen klanglos zu Boden. Unter dem Gesichtswinkel, den er für die Malerei von Michelangelo bekommen hatte, konnte ihm die stille Schönheit Rafaels, der ihm noch in Bologna vor der heiligen Cäcilie als der Maler ohne gleichen erschienen war, hier nur ein gedämpftes Gefallen entlocken. Von dem Bildercyklus in der Farnesina (Amor und Psyche) und von der Transfiguration meint er trocken-gemütlich: „alte Bekannte", Freunde, die man sich in der Ferne durch Briefwechsel gemacht und nun persönlich kennen lerne, und bei den Bildern in den Stanzen und Loggien beklagt er sich, daß sie zu sehr verblichen seien, während doch die verschwärzten Fresken in der Sixtina ihn nicht stören, sondern ihn nur reizen, mit verdreifachter Mühe sie zu studieren.

Kurz: Größe ist die erste Forderung, die er jetzt an ein Kunstwerk stellt. Man merkt, welches Vergnügen seine Seele empfindet, nachdem sie an der Kleinarbeit und den Kleinwerken Sachsen-Weimars schlaff geworden war, durch die Größe des Geschauten sich ausweiten zu lassen. Nun ist nach seiner Überzeugung das Große nichts weiter, als die oberste Spitze des Wahren. Die Werke der Alten sind demnach nur deshalb groß, weil sie ihrem Gedanken und ihrer Ausführung nach wahr sind. Am meisten offenbart sich ihm das an ihren Bauten. Ihre Größe ist niemals der Ausdruck eines willkürlichen Einfalls und niemals eine Lüge für innere Kleinheit oder Hohlheit. Sie bauten keine weiten Paläste, um einem kleinen Fürsten, der mit seinen Hofschranzen gelegentlich darin wohnte, den falschen Schein von Größe zu geben, sondern weil es der Größe der Stellung und der Geschäfte eines Weltherrschers entsprach. Sie bauten keine Wasserleitungen als Spielwerke, sondern um das Volk zu tränken. Das Gleiche gilt von ihren Tempeln, Theatern, Rennbahnen, Bädern. Wie aber der Geist, so der Körper ihrer Bauten: Mauern wie die Felsen, keine Steinlüge durch Tünche,

Gips und Holz, keine aufgeklebten Ornamente, keine Schnörkel, keine Urnen und Puppen, sondern Alles echtes, wahres Material mit natur- und zweckgemäßem Schmuck.

Der Kontrast ist in Wirklichkeit nicht so schroff, als wir ihn hier nach Goethes Andeutungen ausgeführt haben, aber er wurde von ihm so schroff gesehen und gefühlt und zwar schon vor Rom. Als er in Spoleto die antike Wasserleitung sieht, die in großen Bogen eine Schlucht überspannt, sagt er: „Das ist nun das dritte Werk der Alten,*) das ich sehe . . . Nun fühle ich erst, wie mir mit Recht alle Willkürlichkeiten verhaßt waren, wie z. B. der Winterkasten auf dem Weißenstein (Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel), ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer Konfektaufsatz, und so mit tausend anderen Dingen. Das steht nun Alles totgeboren da; denn was nicht eine wahre innere Existenz hat, hat kein Leben und kann nicht groß sein und groß werden."

Wenn schon die Römerbauten in Verona, Assisi und Spoleto eine so tiefe Freude bei ihm hervorgerufen hatten, um wie viel stärker mußte sein Entzücken sein, als er die majestätischen Werke der Alten in Rom sah: vom Pantheon und Kolosseum bis zum Grabdenkmal der Cäcilia Metella an der Via Appia und den meilenlangen Aquädukten der Campagna. „Hier muß man solid werden!" lautet ein prägnanter Ausspruch von ihm aus der ersten Zeit seiner Römischen Existenz.

Es war für Goethe ein herrliches Schwelgen in dieser großen Welt. Und um sein Behagen zu steigern, gestalteten sich auch seine Lebensverhältnisse in Rom, so wie er sie sich nur wünschte. Er hatte sich bei dem Maler Tischbein, einer ursprünglichen Natur mit glücklichen Instinkten, einlogiert und lebte mit diesem und dessen jungen Hausgenossen, den Malern Schütz und Bury,

---

*) Das erste das Amphitheater in Verona, das zweite der Minervatempel in Assisi.

sehr vergnüglich zusammen. Sein Inkognito hielt er aufrecht. Nur gegenüber einem kleinen Kreise von deutschen Künstlern und Kunstfreunden ließ er es fallen, jeden zugleich verpflichtend, seine Anwesenheit nicht zu verraten und ihn nicht mit Stand und Namen zu nennen. Zu diesem Kreise gehörten außer den oben Genannten der Hofrat Reiffenstein, schon seit vierundzwanzig Jahren in Rom ansässig, ein vorzüglicher Kenner der Sehenswürdigkeiten der Stadt, der fleißige Archäolog Hirt, der grüblerische, feinfühlige Schriftsteller Karl Philipp Moritz, der Bildhauer Trippel, der die Apollinische Goethebüste modellierte, der Maler Heinrich Meyer, ein junger, um alle Kunstfragen sich gründlich bemühender Schweizer, die reizende, zarte, kluge Angelika Kauffmann, von Goethe wie von aller Welt wegen ihrer edlen Weiblichkeit und lieblichen Kunst hochgehalten, nebst ihrem italienischen Gatten, dem Maler Zucchi. Im Verkehr mit diesen trefflichen Menschen fühlte sich Goethe wohl und er teilte gern Arbeit wie Erholung mit ihnen. Andererseits erweckte er bei den Freunden, obwohl sie überrascht waren, daß „der lebhafte Empfinder so große Gesetztheit und Ruhe besaß", bewundernden Wohlgefallen. Er selbst gesteht, daß, wenn er hätte ihnen willfahren wollen, sie hundert Thorheiten mit ihm angefangen und ihn zuletzt noch auf dem Kapitol gekrönt hätten. Zu alledem machte auch der Himmel das freundlichste Gesicht. Ein sonniger, frühlingsgleicher Winter, wie ihn Rom seit Menschengedenken nicht erlebt hatte, gestattete den ergiebigsten Aufenthalt im Freien und tauchte Tag für Tag die ewige Stadt mit ihren Kuppeln und Palästen, Ruinen und Cypressen in heiteres Licht und weichen Duft.

\- - -

Mitten in die freudige Römische Symphonie fiel plötzlich ein schriller Mißton. Aus Weimar waren die ersten Nachrichten gekommen. Wie hatte Frau von Stein seine Flucht und das Ver-

steckspiel, das ihm bis Rom beliebt hatte, aufgenommen? Zwei Tage vor seiner Abreise hatte Goethe der Geliebten geschrieben, sie werde Ende September im Besitze eines Briefes sein, der ihr seine Adresse angebe. Aber der September verging, auch der Oktober; ja es kam Mitte November heran, ohne daß Frau von Stein wußte, wohin sich der flüchtige Freund gewandt habe. Zwar hatte sie inzwischen in langen Pausen zwei Briefe von ihm erhalten — aber sie waren kurz und verschwiegen entgegen seinem Versprechen hartnäckig den Ort seines Aufenthalts. Er verzichtete damit auch freiwillig für eine lange Zeit auf jede Mitteilung von ihr. Was sollte sie sich von diesem Verhalten denken? War dieser Mann noch derselbe, dem jahrelang jede Zeile von ihr wie eine beglückende Gabe, dem nach dem Abschluß ihres Seelenbundes wenige Tage der Trennung wie eine harte Entbehrung erschienen? War das derselbe, der ihr im Juni 1784 von Eisenach geschrieben hatte: „Man sagt mir, ich könne in einunddreißig Stunden in Frankfurt sein und ich kann nicht den flüchtigsten Gedanken haben, dorthin zu gehen: so hast Du meine Natur an Dich gezogen, daß mir für meine übrigen Herzenspflichten keine Nerve übrigbleibt", und der im August desselben Jahres ihr in seelenvollen Versen gestanden, daß der übermächtige Stern ihrer Liebe ihn unwiderstehlich an sie und Weimar fessele? War es derselbe, der ihr unzähligemal versichert und diese Versicherung durch die That bewährt hatte, daß ihm ein grenzenloses Vertrauen zu ihr zum Bedürfnis geworden sei; der ihr noch im Juli zugerufen hatte: „Geliebteste, Einzige, der sich meine ganze Seele enthüllen und hingeben mag"? — Und warum hatte er diesmal so sorgfältig seine Absichten und seinen Aufenthalt ihr verborgen? Konnte er etwa voraussetzen, daß, wenn es sich um eine Studien- oder Erholungsreise — sei es auch auf noch so lange — handelte, sie ihn zurückhalten oder zurückbeschwören würde? Wenn aber nicht, was konnte da seine Flucht und sein Verstecken anders als eine Lossagung von ihr, als einen Verrat bedeuten? Und dann waren

seine Liebesworte in den letzten Karlsbader und in den ersten italienischen Briefen nichts als leere Floskeln, mit denen er sie beschwichtigen und sein Verhalten beschönigen wollte.

So mußte der Gedankengang der Frau von Stein lauten, und wir dürften uns nicht wundern, wenn sich ihre Gefühle in lebhaftem Unwillen, in heftigen Beschuldigungen Luft gemacht hätten. Doch das lag ihrer maßvollen Seele fern. Nur in milden ergreifenden Klagen spricht sich ihr namenloser Schmerz über den scheinbar Verlorenen aus.

Ihr Gedanken fliehet mich,
Wie der Freund von mir entwich!
Ihr erinnert mich der Stunden,
Die so liebevoll verschwunden.
O! Wie bin ich nun allein!
Ewig werd' ich einsam sein.

Was mir seine Liebe gab,
Hüll' ich wie ins tiefe Grab.
Ach, es sind Erinn'rungsleiden
Süßer, abgeschied'ner Freuden.
. . . .

Schutzgeist, hüll' mir nun noch ein
Seines Bildes letzten Schein,
Wie er mir sein Herz verschlossen,
Das er sonst so ganz ergossen,
Wie er sich von meiner Hand
Stumm und kalt hat weggewandt.

Goethe hatte unterwegs offenbar nicht einen Moment sich Rechenschaft gegeben, welch tiefschmerzlichen Eindruck gerade die Heimlichkeit seines Unternehmens auf die Geliebte machen werde. Er selbst fühlte sich ihr so fest verbunden, weilte in Gedanken so beständig bei ihr und suchte durch das für sie geschriebene Tagebuch so eifrig sie zur Teilnehmerin alles Guten und Schönen, das er genoß, zu machen, daß die Sorge einer Mißdeutung in ihm nicht aufstieg. Und wie oft verflocht er nicht mit seinen

Tagesberichten ausdrücklich Worte innigster, zärtlichster Empfindung für die ferne Geliebte! „Wie gewöhnlich, meine Liebe, wenn das Ave Maria della Sera gebetet wird, wend' ich meine Gedanken zu Dir; ob ich mich gleich nicht so ausdrücken darf, denn sie sind den ganzen Tag bei Dir" (Padua, 27. September). „Nach einem glücklich und wohl zugebrachten Tage ist mir's immer eine unaussprechlich süße Empfindung, wenn ich mich hinsetze, Dir zu schreiben" (Venedig, 29. September). „Wieder in einer Höhle sitzend, die vor einem Jahre vom Erdbeben gelitten, wend' ich mein Gebet zu Dir, mein lieber Schutzgeist. Wie verwöhnt ich bin, fühl' ich erst jetzt. Zehn Jahre mit Dir zu leben, von Dir geliebt zu sein, und nun in einer fremden Welt. Ich sagte mir's voraus, und nur die höchste Notwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen. Laß uns keinen anderen Gedanken haben, als unser Leben miteinander zu endigen" (Terni, 27. Oktober).

Wie viel schmerzliche Tage hätte Goethe sich und Frau von Stein erspart, wenn er dafür gesorgt hätte, daß diese Dokumente seiner fortdauernden Liebe gleichzeitig mit den ersten Römischen Briefen eintrafen! Aber durch merkwürdige Fehlgriffe, die sich nur aus seiner italienischen Traumbefangenheit erklären lassen, kam der erste Teil des Tagebuchs — bis Venedig reichend — erst zu Weihnachten in die Hände der Frau von Stein, der zweite bald darauf zu Neujahr 1787. Die ersten Römischen Briefe, in denen Goethe sein Geheimnis verriet, waren schon Mitte November in der Heimat. Aber es war keiner für Frau von Stein darunter, eine neue schwere Verletzung der Geliebten und eine neue Bestätigung ihres Argwohns. Freilich hatte Goethe, wie wir wissen, die allerersten beglückten Ergüsse nach seiner Ankunft ihr gewidmet, aber was wußte Frau von Stein davon? Sie standen im Tagebuch, das noch in Rom ruhte.

Danach that Frau von Stein, was jede Frau in ihrer Lage gethan hätte. Sie schrieb, sobald sie seine Adresse hatte, einige wenige Zeilen an ihn, die, nach seiner Antwort zu schließen,

einer Absage gleich kamen. Am 9. Dezember empfing er dies Billet.

In seiner Ahnungslosigkeit war er wie vom Donner gerührt. Jede Genußfreudigkeit ist ihm tagelang geraubt, und er geht wie entgeistert zwischen den Mauern Roms umher. In der ersten Aufwallung begreift er noch nicht das Verhalten der Geliebten und er glaubt ihr Vorwürfe machen zu dürfen. „Das also war Alles, was Du einem Freunde, einem Geliebten zu sagen hattest, der sich so lange nach einem guten Worte von Dir sehnt? Der keinen Tag, ja keine Stunde gelebt hat, seit er Dich verließ, ohne an Dich zu denken .... Ich sage Dir nicht, wie Dein Blättchen mein Herz zerrissen hat. Lebe wohl, Du einziges Wesen, und verhärte Dein Herz nicht gegen mich.“ Aber nach einigen Tagen weicht der Nebel von seinen Augen, er erkennt seine Schuld. Er schreibt am 13.: „Könnt' ich doch, meine Geliebteste, jedes gute, wahre, süße Wort der Liebe und Freundschaft auf dieses Blatt fassen, Dir sagen und versichern, daß ich Dir nah, ganz nah bin und daß ich mich nur um Deinetwillen des Daseins freue. Dein Zettelchen hat mich geschmerzt, aber am meisten darum, daß ich Dir Schmerzen verursacht habe. Du willst mir schweigen? Du willst die Zeugnisse Deiner Liebe zurücknehmen? Das kannst Du nicht, ohne viel zu leiden, und ich bin schuld daran. Doch vielleicht ist ein Brief von Dir unterwegs, der mich aufrichtet und tröstet, vielleicht ist mein Tagebuch angekommen und hat Dich zur guten Stunde erfreut.“

Es trifft auch bald ein zweiter Brief von Frau von Stein ein; er konnte als Antwort auf zwei flüchtige, zerstreute Novemberbriefe*) Goethes nicht erbaulicher sein, als der erste. Trotzdem dankt er ihr dafür. Er will vergessen, was der Brief Schmerzliches enthält. „Meine Liebe! Ich bitte Dich nur fußfällig, flehentlich, erleichtere mir meine Rückkehr zu Dir, daß ich nicht in der weiten Welt verbannt bleibe. Verzeih' mir groß=

*) Von Weimar nach Rom brauchte ein Brief sechzehn Tage.

mütig, was ich gegen Dich gefehlt, und richte mich auf. Sage mir oft und viel, wie Du lebst, daß Du wohl bist und daß Du mich liebst. . . . . Sieh' mich nicht von Dir geschieden an, nichts in der Welt kann mir ersetzen, was ich an Dir, was ich an meinen Verhältnissen dort verlöre. . . . . Daß Du krank, durch meine Schuld krank warst, engt mir das Herz so zusammen, daß ich Dir's nicht ausdrücke. Verzeih' mir, ich kämpfte selbst mit Tod und Leben, und keine Zunge spricht aus, was in mir vorging. Meine Tagebücher müssen endlich kommen und Dir mein Herz bringen, Dir sagen, daß Du mir einzig bist und daß Du mit Niemand teilest. Lebe wohl! Liebe mich! . . . . In Leben und Tod der Deine" (23. Dezember). — Endlich (am 17. Januar) langt ein guter Brief an, er enthält wieder tröstliche, freundliche Worte. Das Tagebuch ist angekommen und hat die entsprechende Wirkung gethan. „Wie erquickt er mein Gemüt!" ruft Goethe über den Brief aus. „Seit dem Tode meiner Schwester hat mich nichts so betrübt, als die Schmerzen, die ich Dir durch mein Scheiden und Schweigen verursacht. Du siehst, wie nah mein Herz bei Dir war. Warum schickt' ich Dir nicht das Tagebuch von jeder Station! Ich kann nur sagen und wiederholen: Verzeih! und laß uns von neuem und freudiger zusammen leben" (17. Januar 1787). Seine alte Fröhlichkeit ist ihm wiedergegeben und er vermag in seinen Briefen an Frau von Stein wieder zu scherzen: „Über die Vorsicht Frankenbergs, daß ich mich hier nicht verlieben soll, mußte ich lachen; Du hast nur eine Nebenbuhlerin bisher und die bring' ich Dir mit: das ist ein Kolossalkopf der Juno" (27. Januar). Er genießt wieder Alles im Geiste mit seiner Geliebten, seine Selbstgespräche sind wieder an sie gerichtet; er wünscht nur, ihr recht viel geben zu können (1. Februar). Sie möge ihn lieb behalten, ob er gleich so wunderlich sei. „Ich habe so viel mit mir selbst auszustehen, daß ich meine Freunde nicht dispensieren kann, ihr Teil davon zu tragen, am wenigsten Dich" (Anfang Februar).

Goethe schob seine Weiterreise nach dem Süden, so sehr es ihn dahin lockte, immer mehr hinaus. Anfangs glaubte er für den ersten Römischen Aufenthalt sich mit vier Wochen begnügen zu können; dann verlängerte er die Frist auf acht, bis schließlich sechzehn daraus wurden. Er mochte, selbst bei vorübergehendem Scheiden, sich von der großen Stadt nicht trennen, ohne einigermaßen klare und gründliche Vorstellungen von den Kunstschätzen, die sie in sich barg, zu haben. Denn das Übrige interessierte ihn wenig. In das Socialpolitische, für das er sonst unterwegs das offenste Auge hatte, will er gar nicht hineinsehen, um sich nicht an dem päpstlichen Staate, der ein Muster abscheulicher Administration sei, die Imagination zu verderben. Vom Theater, das in Rom nur vom Kunstdrama sich nährte, und den Kirchenceremonien, die er mit dem Theater zusammenstellt, ist er ebenfalls wenig erbaut. In beiden sieht er nur ein seelenloses Gepränge, das ihm bei seiner jetzigen Stimmung, in der er unerbittlich inneren Gehalt verlangt, nicht gefallen konnte. Der Papst, meint er, sei jedenfalls der beste Schauspieler. Auch das Volksleben hat für ihn in Rom nicht den Reiz, wie in den anderen italienischen Städten. Den Karneval macht er mit ohne rechte Freude daran, weil dem unglaublichen Lärm, den das Volk mache, die innere Fröhlichkeit abgehe. Seine Seligkeit ist die Kunst, und zwar, wie nochmals betont sei, fast ausschließlich die antike Kunst. Wenn Tischbein auf dem ausgezeichneten Bilde, das er von Goethe während seines Römischen Lebens entwarf, ihn mitten unter antiken Kunstresten ruhen läßt, so hat er damit symbolisch den geistigen Inhalt jener Zeit aufs schönste zum Ausdruck gebracht. Nachdem Goethe die Werke der Alten ästhetisch genossen, machte er sich daran, sie historisch zu erfassen. Er verfolgt die antike Kunst bis nach Ägypten zurück, er sucht sich den Charakter und sodann die Epochen der einzelnen Stilarten klar zu machen und genauer zu bestimmen, als es bisher geschehen war. Insbesondere ist es ihm von großem Werte, die Darstellung derselben Stoffe durch verschiedene Künstler und Epochen zu vergleichen. Die

Fähigkeit, ähnliche Verhältnisse zu entdecken, wenn sie auch noch so weit auseinander liegen, und die Genesis der Dinge aufzuspüren, hilft ihm, wie bei den Naturwissenschaften, auch hier außerordentlich, und er wünscht sich nur Zeit, um das ganze Material und seine Ideen darüber durchzuarbeiten. „Denn, ach Winckelmann! wie viel hat er gethan und wie viel hat er uns zu wünschen übriggelassen!"

Mitte Februar des neuen Jahres legt er sich einen Katalog der Sachen an, die er noch nicht gesehen, und ist erstaunt, wie viel das wäre. Die Masse dessen, was ihm wichtig erscheint, wird trotz allen Fleißes größer statt kleiner. Inschriften, Münzen, geschnittene Steine, für die er anfangs keine Aufmerksamkeit hatte, eröffnen ihm neue Studiengebiete mit einem überreichen Material. Dieses Rom senkt sich mit immer neuen Wurzeln in sein Inneres, und es muß schon der Vesuv tüchtig speien und die Furcht vor der Sommerhitze auf Sicilien sich regen, um ihn zu bewegen, am 22. Februar der geliebten Stadt wenigstens zeitweise den Rücken zu wenden.

Goethe reiste nicht allein. Er nahm Freund Tischbein mit, da er brav zeichnen und hierbei dessen Auge und Hand nicht vermissen wollte. Nach drei schönen Reisetagen, die sie über Velletri, die Pontinischen Sümpfe, Terracina und Capua führten, erreichten sie Neapel. Goethe, obwohl seit seiner Kindheit auf die Zauber des Golfes vorbereitet, war doch, als das wunderbare Panorama vor seinen Blicken sich entrollte, wie berauscht. „Man sage, erzähle, male, was man will, hier ist mehr als Alles . . . Ich verzieh es Allen, die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck von den Gegenständen erhalten hatte." Er nennt Neapel ein Paradies, in dem er in einer Art trunkener Selbstvergessenheit lebe. „Ich erkenne mich kaum. Gestern dachte ich: ‚Entweder du warst sonst toll oder bist es jetzt.'" Rom in der öden Campagna am schmalen Fluß kommt ihm jetzt gegen die freie Lage Neapels im fruchtbaren Gelände und am weiten Meere

mit den duftigen Inseln wie ein altes übel placiertes Kloster vor. Und wenn er in Rom gern studieren mochte, so wollte er hier nur leben. Man spürt denn auch, wie in der bestrickenden Neapolitanischen Sinnenwelt seine Freude am Lebensgenuß wächst. Gemächlich und vergnügt schlendert er mit Tischbein und anderen neugewonnenen Freunden, wie den Landschaftsmalern Kniep, Philipp und Georg Hackert in Neapel und an den lachenden Rändern des Golfes umher. Einem weiteren Verkehr verschließt er sich nicht wie in Rom, sondern sucht ihn auf und gern verweilt er bei dem freien Prinzeßchen oder beim Ritter Hamilton und seiner koketten Schönen.

Daneben geht aber doch die ernste Arbeit fort. Beherrschte ihn in Rom die Kunst, so tritt hier die Natur in den Vordergrund. Es ist hier, daß er von ihr das schöne Wort spricht, sie sei das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt biete. Mineralogie, Geologie, Zoologie und Botanik beschäftigen ihn in der naturhistorisch so merkwürdigen und reichen Gegend an allen Ecken und Enden, und es kam wohl vor, daß, während die Freunde mit ihren Damen am Strande in übermütigen Spielen sich ergötzten, er abseits an Felsen klopfte, um ihre Gesteinsart zu untersuchen, oder Pflanzen und Seetiere sammelte. Den Löwenanteil an seinem naturwissenschaftlichen Interesse hat der Vesuv, der in erregter Thätigkeit war. Dreimal besucht er ihn und er schrickt selbst vor deutlichen Gefahren nicht zurück, um die vulkanischen Phänomene recht genau kennen zu lernen.

Von Kunst und Altertümern empfängt er im Museum von Portici, in dem die in Herculanum ausgegrabenen Gegenstände bewahrt wurden, sowie in Pompeji und Pästum bedeutende Eindrücke. In Pästum begegnet er zum erstenmale echtem griechischen Altertum, wenigstens im Poseidontempel, der, älter als das Parthenon, sicher der rein griechischen Kunst Unteritaliens entstammt. Der strenge dorische Stil mit den stumpfen kegelförmigen, eng gedrängten Massen erscheint ihm, dem an zierlichere spätere Formen Gewöhnten, im ersten Augenblick lästig, ja furchtbar.

Aber in weniger als einer Stunde fühlt er sich ihm befreundet, und er preist seinen Genius, daß er ihn diese so wohl erhaltenen Reste mit Augen sehen ließ. Offenbar war es der herrliche Poseidontempel, der diese Befreundung herbeiführte. Denn in ihm haben zwar auch die Säulen die volle Wucht des dorischen Stils, aber mit dieser Wucht vereint sich ein edles Ebenmaß und giebt ihnen ein feierlich-schönes Gepräge. Dagegen erhalten die Säulen der Nachbartempel durch eine überstarke Anschwellung und Verjüngung eine massige, kegelförmige Gestalt, die in der Nähe als lästig empfunden wird.

Fünf Wochen hatte Goethe sich von den Reizen der verführerischen Parthenope festhalten lassen. Nunmehr wurde es Zeit, die inzwischen fest beschlossene Reise nach Sicilien auszuführen. Da Tischbein seinen eigenen Geschäften in Neapel nachzugehen hatte, so mußte sich Goethe einen anderen Begleiter wählen. Seine Wahl fiel auf Kniep, der, beinahe gleichaltrig mit ihm, schon bei den Fahrten in die Umgegend Neapels als angenehmer Reisegenosse und flotter Zeichner sich ihm wert gemacht hatte.

In freudiger Erwartung betrat Goethe das Schiff, das ihn nach Sicilien bringen sollte. „Sicilien deutet mir nach Asien und Afrika, und auf dem wundersamen Punkte, wohin so viele Radien der Weltgeschichte gerichtet sind, selbst zu stehen, ist keine Kleinigkeit.“ Auch daß er eine Seefahrt einmal probieren sollte, ist ihm erwünscht. Sie fehlte ihm noch in seinen Begriffen. Der Genuß war freilich ein sehr mäßiger. Heute setzt man auch bei ungünstigem Winde in wenig mehr als zwölf Stunden von Neapel nach Palermo über. Goethe bedurfte zu seiner Fahrt vier Tage, und diese mußte er als Seekranker größtenteils in seiner Kabine zubringen. Um so stärker wirkte nach Klausur und Unbehagen auf ihn die in üppigstem Frühlingsschmucke und in schönster Beleuchtung prangende Landschaft Palermos. Er findet keine Worte, um die Reinheit der Konturen, die Weichheit des Ganzen, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde auszudrücken. Frisch grünende Maulbeerbäume, immergrüner Oleander,

Citronenhecken, blühende Ranunkel und Anemonen empfingen ihn. Die Luft war mild, warm und wohlriechend. Und über dem Ganzen ging der Vollmond hinter einem Vorgebirge auf und glänzte auf dem Meer. Am wundersamsten erschien ihm — in der Stadt selbst — der öffentliche Garten (Flora oder Villa Giulia) an der Rhede. Wenn er dort durch Lauben von fruchttragenden Orangen- und Citronenbäumen wandelte, sein Blick auf seltene, nie gesehene Pflanzen fiel, die schwarzblauen Wellen gegen die Buchtkrümmungen andrängten und der Geruch des Meerwassers zu ihm emporstieg, da glaubte er sich auf die Insel der seligen Phäaken versetzt. Sein schon früher entworfener Plan eines Nausikaadramas, in dem die phäakische Königstochter in unglücklicher Liebe zu Odysseus zu Grunde gehen sollte, wurde neu hervorgeholt und sorgfältiger durchgearbeitet, ja einige Stellen bereits ausgeführt. Er wünschte, daß die Dichtung in ihrer Naturstimmung ein Denkmal seines sicilischen Inselleben werde. Leider kam das zarte Werk auf dem Papier über die palermitanischen Anfänge nicht hinaus.

Doch nicht bloß der Dichter, auch der Naturforscher wurde durch jenen Feengarten angeregt. Die mannigfaltigen Pflanzengestalten erinnerten ihn an seine Idee von der Urpflanze, an der er fortwährend in Italien konstruiert hatte. Sollte diese Urpflanze nicht unter der Schar sich entdecken lassen? Daß es eine geben müsse, war ihm zweifellos. Denn woran, meint er, würde man sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei? — Seine übersinnliche Urpflanze wollte sich ihm in keiner sinnlichen Form darstellen. Aber seine Untersuchungen bestärkten ihn in der Überzeugung von der Richtigkeit und Fruchtbarkeit seiner Idee. Mit dem Botaniker wetteiferte in ihm der Mineraloge, um den Aufenthalt in Palermo möglichst auszubeuten. Im Geschiebe der Bäche, in den Steinbrüchen, sowie in den Werkstätten der Steinschleifer hielt er fleißig Umschau und vermehrte Kenntnisse und Sammlungen. Dagegen fand sein Kunstsinn geringe Nahrung. Von antiker Kunst war wenig vorhanden und

noch weniger zu sehen. Von der arabisch-normännischen Kunst, so eigenartig und prachtvoll sie auch in der Capella Palatina oder in der Kathedrale von Monreale auftritt, wollte er nichts wissen. Den modernen Palermitanern aber sprach er jeden Kunstgeschmack ab, und in der wahnwitzigen Anlage und Einrichtung des Schlosses des Prinzen Pallagonia sah er nur den Gipfel des allgemeinen Ungeschmacks.

Die Armut an Kunstgegenständen schränkte seine Freude an Palermo nicht ein. Die Natur bot dem Dichter, Maler und Forscher genug; und neben der Natur unterhielt ihn die Bevölkerung in angenehmster Weise, vom Vicekönig bis zur frommen, armen Familie des Abenteurers Cagliostro, die er erst aus Neugierde besuchte, um dann durch aufrichtiges Interesse für sie eingenommen zu werden und sie durch eine Wohlthat zu beglücken. Als er von der Stadt und ihrem Wundergarten Abschied nahm, sprach er aus, daß er vielleicht in seinem ganzen Leben nicht sechzehn Tage hintereinander so heiter und vergnügt gewesen, als hier.

Am 18. April verließ er mit Freund Kniep die Stadt. Die Reisenden wandten sich zunächst nach Segesta, um dessen Tempel und altes Theater zu besuchen, und ritten dann drei Tage durch wenig bewohnte Gegenden, deren geologische und landwirtschaftliche Verhältnisse Goethe beschäftigten, bis sie an der Südküste Girgenti erreichten. Die schöne Lage und die Ruinen der altgriechischen Stadt veranlaßten einen mehrtägigen Aufenthalt. Goethe schien der sogenannte Tempel der Concordia mit seinen gefälligen Formen zu den Tempeln von Pästum wie Göttergestalt zum Riesenbilde sich zu verhalten. Aber als er nach der sicilischen Reise von neuem Pästum aufsuchte, erkannte er, daß der Poseidontempel alle sicilischen in Schatten stelle.

Die Reisenden hatten ursprünglich die Absicht, von Girgenti nach Syrakus zu gehen. Da jedoch Goethe gern Sicilien als Kornkammer Roms kennen lernen wollte und erfahren hatte, daß im Innern die eigentlichen Fruchtfelder sich ausbreiteten, so gab er Syrakus auf und durchquerte die Insel in der Richtung nach

Catania. Sein Wunsch wurde bis zum Überdruß erfüllt. Vier Tage lang zogen sich in einförmiger Fruchtbarkeit die Weizen- und Gerstenfelder hin, und nur das träumerische Ausgestalten der Nausikaa vermochte den Dichter über die Schwere des öden Rittes, der schlechten Wege und der noch schlechteren Quartiere hinwegzuheben. Am 2. Mai langten die Reisenden in Catania an. Schon von ferne hatte ihnen der Schneegipfel des Ätna durch die Wolken gewinkt und Goethen ein sehnsüchtiges Verlangen eingeflößt, ihn zu besteigen. Aber von Einheimischen dringend davor gewarnt, weil die Jahreszeit nicht günstig sei, stiegen sie zunächst nur bis zum Monte Rosso, einem Nebenschlot des Ätna, empor. Dort war ein so furchtbarer Sturm, daß Kniep unter dem Gipfel blieb und Goethe in Gefahr war, hinabgeweht zu werden. An ein Höhersteigen war nicht zu denken. Von Catania wurde die Küste nordwärts verfolgt; man begeisterte sich an Taormina und sah mit Grauen das vier Jahre zuvor durch ein Erdbeben furchtbar zerstörte Messina. Der wüste Zustand der Stadt, deren Bevölkerung noch größtenteils in Bretterbuden vor den Thoren wohnte, bestimmte sie, baldigst den Rückweg nach Neapel anzutreten. —

Auf der ganzen sicilischen Reise hatte Goethe fast nur die Natur auf sich wirken lassen. Sie hatte ihn zu vielfältigen, hier kaum angedeuteten Beobachtungen angeregt, die ihm ein klares Bild von der Insel zu dauerndem Besitz gaben. Freilich nur ein Bild des gegenwärtigen Siciliens. Es nach der historischen Seite zu ergänzen, lehnte er mit großer Entschiedenheit ab, so sehr die wechselvolle, ja recht eigentlich phantastische Geschichte Siciliens dazu auffordern mochte. Wie anders hätte der Dichter der Braut von Messina und der Bürgschaft gehandelt! — Und hier zeigt sich wieder eine beachtenswerte Eigentümlichkeit des großen Mannes. In Rom war's ihm Bedürfnis, die Ruinen durch die Geschichte zu beleben, hier ist es ihm Bedürfnis, von den blühenden Fluren die Gespenster der Vergangenheit fern zu halten. Als ihm bei Palermo in einem schönen Thale der

Führer von den Kämpfen, die hier zwischen Römern und Karthagern stattgefunden hätten, erzählen wollte, unterbrach er ihn verdrießlich mit den Worten: es sei schlimm genug, daß von Zeit zu Zeit die Saaten, wo nicht immer von Elefanten, doch von Pferden und Menschen zerstampft werden müßten. Man solle wenigstens die Einbildungskraft nicht mit solchem Nachgetümmel aus ihrem friedlichen Traum aufschrecken. So war er ein Meister in der Kunst des Genießens oder richtiger in der Kunst, Harmonien in sich aufzunehmen, um sie köstlicher der Welt zurückzugeben.

Die Rückfahrt gestaltete sich noch unbehaglicher als die Hinfahrt. Der Wind war schlecht, das Schiff unbequem, von Passagieren überfüllt und unter Leitung eines Kapitäns und Steuermanns, dem die Einheimischen keine Sachkenntnis zutrauten. Am dritten Tage abends war man zwischen Capri und Kap Minerva. Es war völlige Windstille eingetreten. Um so lebhafter war die Bewegung unter den Passagieren. Das Schiff war, wie sie meinten durch die Ungeschicklichkeit des Kapitäns, in eine Strömung, die um Capri läuft, geraten und drohte an den Felsen der Insel zu stranden. Je näher die Gefahr, desto heftiger die Aufregung. Alles lag auf Deck und tobte gegen den Kapitän, der noch auf Rettung zu sinnen schien. Goethe vermochte in dieser Lage nicht länger passiv zu bleiben. Er erkannte, daß das Toben eine größere Gefahr wie die Felsen mit sich führte, indem es die Schiffsleute verwirrte. Nachdrucksvoll stellte er dies der Menge vor und mit seiner Gabe, im gebotenen Augenblick für Jedermann den richtigen Ton zu treffen, ermahnte er die wundergläubigen Süditaliener: „Wendet Euer inbrünstiges Gebet zur Mutter Gottes, auf die es ganz allein ankommt, ob sie sich bei ihrem Sohne verwenden mag, daß Er für Euch thue, was er damals für seine Apostel gethan, als auf dem stürmenden See Tiberias die Wellen schon in das Schiff schlugen; der Herr aber schlief, der jedoch, als ihn die Trost- und Hilflosen aufweckten, sogleich dem Winde zu ruhen gebot, wie er jetzt der Luft gebieten kann, sich zu regen, wenn es anders sein heiliger Wille ist."

Sein Auftreten, das der Verewigung durch den Pinsel würdig wäre, that die beste Wirkung. Die Leute beruhigten sich, indem sie beteten. Endlich erhob sich wirklich ein sanfter Lufthauch und trieb das Schiff aus der gefährlichen Strömung heraus. Am Vormittag des vierten Tages (14. Mai) stiegen die Reisenden in Neapel ans Land.

Noch einmal verbringt Goethe hier drei schöne Wochen. Nach dem einsamen Sicilien gewinnt das bunte, halb orientalische Volksgewimmel der großen, an 400 000 Einwohner zählenden Stadt für ihn neues Interesse. Diese geschwätzigen, feilschenden, genußfrohen, zerlumpten, thätig-lässigen Menschen, die sich tagaus tagein auf den engen Straßen lagern und drängen, in ihren mannigfaltigen Lebensäußerungen zu studieren, war ihm eine Aufgabe, der er sich mit derselben Sorgfalt wie der Untersuchung von Pflanzen und Steinen unterzog. Die anschaulichen Schilderungen, die feinen Bemerkungen, die aus diesen Studien hervorgegangen sind, sind allbekannt. Von dem Ganzen des Stadtlebens urteilt er mehr als Dichter und Maler, denn als Volkswirt und Staatsmann, wenn er sagt: es sei ein herrlicher Anblick, nur dürfe man keinen nordisch-moralischen Polizeimaßstab daran legen. Wie er sich der Menge diesmal noch mehr zuwendet als zuvor, so auch dem Einzelnen. Er verflicht sich in eine weit verzweigte, bis ins Königsschloß reichende Geselligkeit, und sie ist es hauptsächlich, welche ihn von der Stadt schwer loskommen läßt. Aber die Zeit drängt. Er will Ende August schon jenseits der Alpen sein und doch noch vier Wochen in Rom bleiben und auf dem Rückweg Florenz, Parma und Mailand sehen. Am 3. Juni verläßt er nach rührendem Abschied von seinem guten Kniep Neapel, am 6. ist er wieder in Rom.

Die feste Absicht, im Juli die Rückreise anzutreten, schmolz in dem Augenblick, da er die Hauptstadt der Welt wieder betrat. Er schiebt im Juli den Termin auf Ende August und im August auf Ostern nächsten Jahres hinaus. Denn das Leben geht ihm dort so süß ein wie noch nie. „Wie soll ich den Ort verlassen,

der für mich allein auf der ganzen Erde zum Paradies werden kann!" „Ich finde hier die Erfüllung aller meiner Wünsche und Träume. Mit jedem Tage scheint die Gesundheit des Leibes und der Seele zu wachsen, und ich habe bald nichts als die Dauer meines Zustandes zu wünschen." So schreibt er im Juli an seinen Freund, den Komponisten Kayser. Die Erfüllung aller seiner Wünsche und Träume bedeutete diesmal mehr, als die Kunstwerke und Stätten zu sehen, die ihm von Jugend auf lockend vor der Seele gestanden. Es hieß: inmitten dieser großartigen Umgebung als Künstler und Dichter leben. Denn dahin hatte er sein Programm erweitert. Er wollte die zehn Monate seines zweiten römischen Aufenthaltes dazu benutzen, sein kleines „Zeichentalentchen" auszubilden und die angefangenen und geplanten Dichtungen, namentlich den Egmont, Tasso und Faust auszuführen.

Mit seiner künstlerischen Ausbildung, um die er sich nun schon Zeit seines Lebens bemühte, nahm er es außerordentlich ernst und gründlich, und es ist nach manchen seiner Bekenntnisse offenbar, daß es ihm nicht bloß darum zu thun war, als Dilettant zu einer höheren Fertigkeit und damit zu einer größeren Freude an seinen Arbeiten zu gelangen, sondern daß der Schöpfungsdrang, den er verspürte, verbunden mit seiner ungewöhnlichen Fähigkeit, alles Wirkliche als Bild anzuschauen, und verbunden mit dem anfeuernden Lobe des römischen Freundeskreises ihn zu dem Versuch bestimmte, die Malerei neben der Dichtung zu einem Felde seiner künstlerischen Thätigkeit zu machen.

Er begann damit, Architektur und Perspektive, Komposition und Farbengebung der Landschaft zu treiben, zeichnete dann Landschaften nach der Natur und ging zuletzt zur menschlichen Gestalt über, deren er durch Zeichnen und einigermaßen auch durch Modellieren in allen ihren Teilen habhaft zu werden suchte. Mit enthusiastischem Lerneifer pflegte er diese Studien, bei denen ihm vorzüglich Heinrich Meyer ein hochgeschätzter Führer war. Als Dilettant machte er tüchtige Fortschritte. Aus dem Hinwühlen der charakteristischen Umrisse erhob er sich zu sorgfältiger Ausführung

des Einzelnen sowie zur plastischen Gestaltung des Ganzen. Aber das heiße, schon in frühen Jahren zum Himmel gesandte Gebet:

O, daß die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

fand auch diesmal keine Erhörung. Er mußte sich überzeugen, daß das vollkommenste Empfindungsvermögen für die Kunst noch nicht Bildungskraft sei. Und auch das hatte sein Gutes. Er war nach vieljährigem quälenden Zweifel zu der ihn beruhigenden Gewißheit gelangt, daß er zum bildenden Künstler nicht geboren sei.

Und weiter hatte sein emsiges Messen, Zeichnen und Modellieren den Vorteil, daß er alle Kunstgebilde noch besser sehen lernte wie bisher. Ja es kam ihm so vor, als ob er das Höchste in der Kunst jetzt erst ordentlich sähe und genösse; so die antiken Bildwerke. Wenn seine Begeisterung für diese noch einer Steigerung fähig war, so trat sie beim zweiten römischen Aufenthalt ein, zumal nachdem er durch Zeichnungen auch von den Parthenonskulpturen eine Vorstellung bekommen hatte. Wenn man, meint er in einem um diese Zeit geschriebenen Briefe, die Meisterwerke der alten Künstler sähe, so hätte man nichts zu wünschen, als sie recht zu erkennen und dann in Frieden hinzufahren. „Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden; alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen; da ist die Notwendigkeit, da ist Gott."

Neben der antiken Kunst waren es in den ersten Monaten wieder vorzugsweise die Bilder Michelangelos in der Sixtina, die ihn zu erneuter Bewunderung und zu vertieftem Studium hinrissen; und noch immer stellt er den titanischen Florentiner über Rafael. Erst in den letzten Monaten macht sich eine Wendung bemerkbar. Rafael dringt gegen Michelangelo vor, und man beginnt die nahe Zeit vorzufühlen, in der er nicht die heraus-

fordernde Größe des Florentiners, sondern wie ehedem die stille des Urbinaten neben die Antike stellen würde.

Mit verstärktem Puls tritt in den Kreis seiner Interessen die Musik, gleichsam als sollte sie den Reihen schließen, den die Künste in Rom um ihn zogen. Sein alter Jugendbekannter Kayser, der schon seit mehreren Jahren an der Komposition des Singspiels „Scherz, List und Rache" gearbeitet hatte, war damit im Herbst 1787 fertig geworden. Nun hatte Goethe für ihn mehrere neue Aufgaben; er sollte ihm bei der Umschmelzung der älteren Singspiele: Claudine und Erwin und Elmire zur Hand gehen, die Musik zum Egmont und zu einer echten Opera buffa, für die er die Halsbandgeschichte sich als Vorwurf gedacht hatte, komponieren. Kayser kam zu diesem Zwecke Ende Oktober nach Rom und wurde der vierte Hausgenosse im Künstlerheim am Korso incontro Rondanini. Jetzt wurde nicht bloß Kaysers Goethemusik beraten und probiert, sondern aller Musik, die in Theatern oder Kirchen erklang oder von Kayser auf Bibliotheken aufgestöbert wurde, gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Und aus der lustigen heidnischen Künstlerherberge ertönten jetzt nicht selten alte fromme Kirchenweisen auf die Straße. Auf diesem Umwege kam Goethe auch zum Geschmack des Theaters und noch mehr der großen kirchlichen Ceremonien, die ihm bis dahin, weil er sich nicht genug als Kind und sinnlichen Menschen fühlte, um sich am schönen Schein zu erfreuen, nicht hatten behagen wollen.

Wenn man zu diesen mannigfaltigen Kunststudien die umfangreiche dichterische Arbeit hinzufügt, die Goethe sich auferlegt hatte, und ferner die mit Passion fortgeführten botanischen Untersuchungen, für die er auf Wegen und Stegen sammelte, so wird man ihm gern glauben, daß er nicht leicht mühsamer beschäftigte Tage zugebracht, als während jenes zweiten Aufenthaltes in Rom. Wollte er alle Zwecke, die er sich gesetzt hatte, auch nur einigermaßen erreichen, so mußte er sich, wie beim ersten Aufenthalt, vor der großen Welt und vor den Frauen hüten. Jenes gelang ihm ganz, dieses nur halb. Er war doch in Neapel und Sicilien

ein Anderer geworden. An liebreichen Briefen, an einer Liebes-unterhaltung in die Ferne wollte sein Herz sich nicht mehr sättigen, und damit bekam Kupido, der lose eigensinnige Knabe, leichteres Spiel. Als Goethe während einer Herbstvilleggiatur in Castel Gandolfo nach der Natur Landschaften zeichnete, nahm ihn eine schöne Mailänderin mit ihrer anmutigen Art und ihren blauen Augen unversehens gefangen. Doch sie war Braut. Er gedachte seiner ernsten Vorsätze und wollte die Wetzlarer Rolle nicht zum zweitenmale spielen. Längere Krankheit entzog sie seinen Blicken. Als sie wieder genesen, traf er sie beim Karneval in Rom, und sie dünkte ihm schöner als zuvor; ihr Verlöbnis hatte sich inzwischen gelöst und so lag für Goethe, der eine Erwiderung seiner Neigungen verspürte, die Versuchung nahe, seinen Beziehungen zu ihr eine größere Wärme zu geben. Aber seine Besonnenheit überwand auch die gesteigerte Versuchung und verhinderte ihn, das Nausikaadrama aus dem Reich der Phantasie in die Wirklichkeit überzuführen. Erst im Augenblick des Abschieds öffneten sich seine und ihre Lippen weiter, und es fielen Worte, die Goethe in ihrer zarten Innigkeit noch nach vierzig Jahren nicht durch Wiederholung und Erzählung entweihen wollte.

Hatte die anmutige Mailänderin die feineren Saiten seines Empfindungslebens in Schwingungen versetzt, so rührte die niedere Minne, die sich in den letzten Monaten des Römischen Aufenthaltes zu ihm gesellte, die derberen und vollendete so auch im Reinmenschlichen den Römischen Zauberkreis. Wir brauchen ihre Spuren nicht weiter zu verfolgen. Erfreuen wir uns ihrer Verklärung in den Römischen Elegieen.

Das Gesamtkonzert von Klima, Dichtung, Musik, bildenden Künsten, Altertümern, Freiheit, Geselligkeit und Liebesleben hob Goethe auf einen Gipfelpunkt des Glücks, nach dem er in Zukunft das Thermometer seines Daseins abmessen wollte.

Auf dieser Höhe schnitt der römische Aufenthalt ab.

Ostern 1788 kam heran, wo von der teuren Stadt geschieden sein sollte. „In jeder großen Trennung liegt ein Keim von

Wahnsinn. Man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.“ Mit diesen Worten hat Goethe hinreichend die Stimmung, die ihn in jenen Tagen durchdrang, gekennzeichnet. Feierlich wurde der Abschied von Rom eingeleitet. Drei Nächte zuvor stand der Vollmond am klaren Himmel. Noch einmal trieb es Goethe, jenen großen Stätten des Alterthums zu nahen, die ihn so oft im Mondeslicht mit erhabenem Schauer erfüllt hatten. Er wanderte nach dem Kapitol, dem Forum, dem Kolosseum und machte sich die schmerzlichen Klagen Ovids, der in einer Mondnacht von Rom in die Verbannung ging, zu eigen:

> Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
> Welche die letzte für mich ward in der Römischen Stadt,
> Wiederhol' ich die Nacht, wo des Teuren so viel mir zurückblieb,
> Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab.

Am 23. April fuhr der Dichter zu derselben Porta del Popolo, durch die er vor achtzehn Monaten so jubelnd eingefahren war, tief bewegt von dannen. Er trauerte nicht allein; mit ihm der ganze Römische Freundeskreis, dem er allmählich Freund, Bruder, Führer, Prophet, Halbgott geworden war. Nichts Rührenderes und für den Scheidenden Ehrenderes als diese Klagen, die ihm nachhallten. Der junge Bury, sein Hausgenosse, löste sich auf vor Thränen; Meyer schreibt wehmütig: „Meines Lebens bestes Glück ist dahin“; Verschaffelt, sein Lehrer in der Perspektive: „Täglich empfind' ich den Verlust Ihres hiesigen Daseins . . . Der Tag Ihrer Abreise war mir unerträglich, ich wurde untauglich zu Allem“; Moritz sehnt sich, das Auge zu sehen, welches „alle die Schönheiten, die ich hier um mich her erblicke, so oft in sich gefaßt und in sich vereinigt hat“ und die edle Angelika: „Ihr Abschied von uns durchdrang mir Herz und Seele . . . Der 23. des verwichenen, der fatale Tag hat mich in eine Trauer versetzt, aus der ich mich nicht erholen kann . . . Rat Reiffenstein und Abbate Spina, Beide lieben Sie, aber wie ist es anders möglich? . . . Vor einigen Tagen besuchte ich mit Zucchi Ihre Wohnung. Ich fühlte, als wär' ich an einem heiligen Orte.“ —

Auf dem Rückwege machte Goethe zunächst in Florenz, das er auf der Hinreise so flüchtig berührt hatte, längere Station. Er kostete die reichen Kunstschätze der toskanischen Hauptstadt durch, und wieder war es ein antikes Werk, die Mediceische Venus, das siegreich über alle anderen triumphierte. Einen großen Teil seiner Zeit verbrachte er in den Lust- und Prachtgärten der Stadt mit der Arbeit am Tasso, die ihm in diesem Augenblick besonders lieb war, weil er darin seinen eigenen Schmerz dem Schmerz „einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen“ wird, poetisch anbilden konnte. Von Florenz ging er über Parma, wo die Correggios ihm Freude machten, nach Mailand. Dort weckte der Dom seinen alten Groll gegen die Gotik, während Leonardo da Vincis Abendmahl ihm den edelsten Genuß bereitete. Der Anblick der Alpen erinnerte ihn, daß er nunmehr bald italischen Boden hinter sich haben werde. Sollte er keine Freude mehr am gebildeten Stein haben, so sollte ihn wenigstens der rohe trösten. Und so kaufte er sich einen Hammer, um mit ihm an die Felsen zu pochen und des Todes Bitterkeit zu vertreiben.

Von Mailand wandte er sich wahrscheinlich nach dem Lago maggiore, dessen Gestade er zur Heimat Mignons machte, und über den Splügen nach dem Bodensee. In Konstanz erwartete ihn seine Züricher Freundin, Barbara Schultheß, die in schwärmerischer Hingebung an ihm hing. Mehrere Tage schenkte er ihr, dann setzte er die Reise über Augsburg, Nürnberg fort. Am 18. Juni spät abends traf er an der Seite Kaysers, den er von Rom mitgenommen hatte, nach fast zweijähriger Abwesenheit in dem stillen Landstädtchen an der Ilm wieder ein.

Es giebt kein Ereignis in Goethes Leben, das für ihn von so einschneidender Bedeutung gewesen wäre, als die italienische Reise. Sie machte ihn zu einem neuen Menschen. Alles Kranke und Nervöse wurde aus ihm ausgeschieden. Die Melancholie, in

der er an einen frühen Tod dachte, ja die ihm den Tod wünschenswerter als die Fortsetzung des bisherigen Lebens erscheinen ließ, war einer herrlichen Heiterkeit und Lebenslust gewichen. Der tiefernste, schweigsame Mann, den selbst in der Gesellschaft seine ernsten Gedanken nicht verließen, war fröhlich wie ein Kind geworden. Es ist eine Erquickung, ihn in den Volkstheatern Venedigs und Neapels lachen zu hören, eine Erquickung, zu sehen, mit welchem Behagen er am Gardasee seine Feigen oder in Vicenza auf dem Markte seine Trauben verzehrt. Alle seine Sinne sind wieder lebendig geworden. Mit demselben Wohlgefühl, mit dem er die Früchte des Südens genießt, horcht er auf die weichen Gesänge der Nacht, blickt er auf den Glanz des helleren Äthers, läßt er sich von den lauen Winden durchwehen, labt er sich an der tausendfältigen Fülle von Farben und Formen, die Natur und Kunst über die hesperische Halbinsel verstreut haben, und ergötzt er sich an den Reizen sinnlichen Liebesglücks. Allem Natürlichen und Menschlichen rückt er wieder nahe. Die vornehme Welt meidet er, und das Volk, mit dem er in Weimar nur als Gebieter und Spender in Berührung gekommen war, sucht er auf und stellt sich ihm gleich. Jeder Bettler ist sein Freund. Und während er in Weimar höchstens Frau von Stein und Herder gestattete, seine häusliche Einsamkeit zu durchbrechen, lebt er in Rom wie ein Student mit jungen Künstlern und Schriftstellern zusammen, zieht mit ihnen durch Straßen und Plätze, Museen und Kneipen und teilt mit ihnen seine Wohnung und sein Brot.

Hier in Rom konnte er sich ausleben und ausdehnen. Sein Weltgeist fand erst in der Welthauptstadt einen würdigen Boden und Rahmen. Hier, wo die ganze gegenwärtige und vergangene Welt auf ihn eindrang, merkte er auch, welchen weltweiten Umfang sein Geist zu nehmen imstande wäre und wie wohl es diesem Geiste wurde, zur weitesten Ausspannung getrieben zu werden. „So ein Element habe ich mir lange gewünscht, um auch einmal zu schwimmen und nicht immer zu waten“ (24. November 1786). „Ich fühle die Gesundheit meiner Natur und ihre Ausbreitung;

meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich sehe nichts, wenn man mich vor eine Mauer stellt" (Weihnachten 1787).

Da er aber in Italien zugleich ganz frei war, ganz nach seinem Wunsch und Willen lebte, so konnte er nichts, was ihn störte, auf andere oder auf die Umstände schieben. Er mußte in sich selbst einkehren und hatte so Gelegenheit, sich durchaus kennen zu lernen, und wo nicht Nachdenken zur Selbstkenntnis führte, da halfen ihm mißlungene Versuche, wie der mit der Malerei. Die Zeiten schwinden, in denen er „über sein Ich, des unbefriedigten Geistes düstere Wege zu spähen, still in Betrachtung versank". Er wird sich über sich und die Wege, die er zu gehen habe, klar, vor allem darüber, daß sein eigentlicher, erster und wichtigster Beruf nicht der des Staatsmannes, auch nicht der des Malers oder Naturforschers, sondern der des Dichters sei. Und durch die Klarheit über sich wird er mit sich selbst übereinstimmend, resolut und glücklich. Er wird, um ein Wort von ihm zu gebrauchen, ganz und damit sich selbst genügend. Er bedurfte nicht mehr, wie bisher, zu seiner Ergänzung Anderer, keiner Deuter und Beichtiger für Zustände der Dumpfheit und Verworrenheit.

Was der Mensch gewann, gewann der Dichter. Wie er zur Lebensfreude genas, so zum dichterischen Schaffen. Kaum war der Druck der Geschäfte und des Mißmuts von ihm genommen, als die Strahlen seines dichterischen Quells rein und reichlich emporschossen. Mitten in dem Andrang von Kunst, Natur und Leben vollendet er die Iphigenie und den Egmont, gießt er Erwin und Claudine völlig um, führt er den Tasso in neuer Form ein weites Stück vorwärts und, was das beredteste Zeugnis für die in Jugendfrische schwellende Dichterkraft ist, er nimmt nicht bloß den seit zwölf Jahren unangerührten Faust vor, sondern er vermißt sich auch, das ungeheure Werk in Rom zu Ende zu bringen. Daneben spinnt er in Gedanken alte große Pläne wie den Ewigen Juden weiter und entwirft neue große wie die Iphigenie in Delphi und Nausikaa oder kleinere wie die später zum Großkophta umgewandelte Opera buffa.

Wie die vollströmende Dichtungskraft wieder an die Jugendzeiten gemahnt, so auch die Dichtungs**weise**. Goethe war auf dem besten Wege, seraphisch zu werden. Durch die Askese und das Martyrium der letzten Weimarischen Jahre hatte er sich steigend vergeistigt. Dichtungen wie Iphigenie, Tasso, die Geheimnisse oder das Romanprojekt über das Weltall bezeichnen ungefähr die Richtung, in die Goethes Dichtung geraten war, und die sie ohne Italien mit verstärkter Einseitigkeit verfolgt hätte. Man führe nicht dagegen Wilhelm Meister an; denn einmal wurzelt dieser in der Frankfurter Zeit und zum anderen wissen wir nicht, wie er in seiner älteren Fassung aussah. Im übrigen bleibt auch in der späteren Redaktion die Askese, in der sich Wilhelm jahrelang hält, bezeichnend für die erste Weimarische Periode. Es mag Manche geben, die es bedauern, daß Goethe nicht auf jenen ätherischen, unsinnlichen und übersinnlichen Pfaden geblieben ist. Die Mehrzahl aber wird es mit uns als eine günstige Fügung betrachten, daß der Dichter durch die italienischen Einflüsse wieder befähigt wurde, die Totalität des menschlichen Mikrokosmus von der erhabensten Höhe bis zur niedersten Tiefe zu durchlaufen, das Geistige wie das Sinnliche in allen Brechungen und in schöner Vermählung zu zeigen. Nur indem er so das Menschentum in seiner Ganzheit darstellte, vollführte er die hohe Bestimmung, den Menschen und die Menschheit in **allen** Fasern zu packen und dadurch unter die veredelnde Zucht der Poesie und insbesondere seiner Poesie zu zwingen.

Goethe hat die Abkehr von der feinen Blässe der Weimarischen Geistigkeit und die Rückkehr zum glutvollen, farbenfrohen Realismus der Jugend, die sich unter dem italienischen Himmel vollzog, selber sinnreich ausgesprochen. In der dreizehnten Römischen Elegie naht sich ihm Amor und sagt:

„Nun du mir lässiger dienst, wo sind die schönen Gestalten,
Wo die Farben, der Glanz deiner Erfindungen hin?
Denkst du nun wieder zu bilden, o Freund? Die Schule der Griechen,
Blieb noch offen, das Thor schlossen die Jahre nicht zu.

> War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten,
> Lebe glücklich, und so lebe die Vorzeit in dir."

Aber indem Goethe zur farbigen und irdisch-warmen Dichtungsweise der Jugend zurückkehrte, stieg er doch zugleich höher. Sein Stil wurde sicherer, größer und klarer, ja er erobert sich erst das, was er in einem Aufsatz aus der italienischen Zeit „Stil" nennt. Dazu halfen ihm Anschauung und Studium der Antike, sowie die eigenen angestrengten Kunstübungen. Zunächst fühlte er die allgemeine Erhebung durch die Antike: „Die Revolution, die ich voraussah und die jetzt in mir vorgeht, ist die in jedem Künstler entstand, der lang emsig der Natur treu gewesen und nun die Überbleibsel des alten großen Geists erblickte, die Seele quoll auf und er fühlte eine innere Art von Verklärung sein selbst, ein Gefühl von freierem Leben, höherer Existenz, Leichtigkeit und Grazie." Das Studium der Kunstwerke und die eigenen Kunstübungen führen ihn dann weiter auf die Bedingungen, auf denen die großen Wirkungen der höchsten Schöpfungen der Kunst ruhen. Die antiken Künstler und die wenigen Späteren, die ihnen zur Seite gestellt werden können, haben alles Zufällige und Willkürliche von den Dingen abgestreift und ihr *Wesen* dargestellt, insofern es uns erlaubt ist, das Wesen der Dinge in sichtbaren und greifbaren Gestalten darzustellen. Das heißt: sie haben das *Typische* gesucht und dargestellt und sind dadurch aus dem Naturalismus und der Manier zum *Stil* gelangt. Und das ist fortan Goethes eigenes höchstes Bestreben. Die bloße Nachahmung der Natur, auch der „schönen" (Batteux' beliebtes Rezept), verwirft er, und er hält sich an das Typische, das in jedem Falle schön und zugleich immer groß ist, weil es das Wahre ist.

> Nachahmung der Natur
> — Der schönen —
> Ich ging auch wohl auf dieser Spur;
> Gewöhnen

Mocht' ich wohl nach und nach den Sinn,
Mich zu vergnügen;
Allein so bald ich mündig bin:
Es sind's die Griechen.

Die Anschauung der glänzendsten Offenbarungen der Kunst, sowie die eigene Kunstübung entwickelten endlich seine eingeborene Fähigkeit, mit dem Worte plastisch zu bilden, zur vollen Meisterschaft. Soweit auch die Plasticität der Figuren und Landschaften in den Jugendwerken bereits Alles überragt, was vordem in Deutschland geschaffen worden ist, so steigt er jetzt in dieser Kunst noch eine Stufe höher. Wer sich dies zum Bewußtsein bringen will, braucht nur die Figuren und Landschaften im Werther mit denen in Hermann und Dorothea oder die Schilderungen in der Schweizer Reise mit denen in der italienischen Reise von der Fahrt nach Neapel ab zu vergleichen. Wenn den Umrissen der Figuren früher immer noch etwas Weiches und Schwebendes anhaftete, so sind sie jetzt von der größten Festigkeit und Bestimmtheit, und wenn er uns in der Landschaft früher vorwiegend die Stimmung gab, so giebt er uns jetzt die Landschaft selber, ohne ihr den Hauch der Stimmung zu nehmen. Dieser Thatsache thun die Ausnahmen keinen Eintrag, in denen der Dichter unter dem Einfluß eines theoretischen Gesichtspunktes oder eines der Verkörperung widerstrebenden Ideengehaltes oder unter dem Druck des Alters mit andeutender Silberstiftzeichnung sich begnügte. Wo innere und äußere Bedingungen sein Bilden begünstigten, hat er bis in die letzten Jahre seines Lebens in vollendeten Prachtleistungen gezeigt, was er in Italien gelernt hatte. — —

„Die Hauptabsicht meiner Reise war, mich von den physisch-moralischen Übeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten und den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen.“ So schrieb Goethe am 25. Januar 1788 an den Herzog. Er hatte beide Zwecke erreicht. Den zweiten im weiteren Sinne, als er dachte. Denn nicht bloß schaute er, wonach er durstete: die wahre Kunst,

sondern er gelangte auch zur Herrschaft über sie. Gegen die Wiederkehr der physisch-moralischen Übel hatte er starke Gegenwehren empfangen: die stärkste war die Klarheit über sich selbst. Mit einer beneidenswerten Sicherheit zieht er fortan seinen für die meisten geheimnisvollen Lebensweg. Er wird der in sich ruhende Olympier, als den ihn die Nachwelt bewundert, während viele der Zeitgenossen den ihnen sich hingebenden und mitteilenden Menschen der früheren Jahre vermißten.

27. Iphigenie.

Iphigenie gehört mit den Geschwistern, dem Falken, Proserpina, Elpenor und Tasso zu den Sehnsuchtsdramen, die Goethe in den Jahren 1776—1786 teils entwarf, teils vollendete. Die Sehnsucht nach einem wirklich oder scheinbar Verlorenen, nach dem Besitz eines schwer oder gar nicht zu Erlangenden durchzieht sie bald mit leiseren, bald mit lauteren Akkorden. Kein Zweifel, daß zuerst das Verlangen nach der Liebe, später nach dem Besitz Charlottens von Stein den Grundton dieser Dramen bestimmt hat, der für Elpenor, Iphigenie und Tasso durch den Tod der einzigen teuren Schwester noch verstärkt wurde.

In der Iphigenie kommt dieses Sehnsuchtsgefühl zum zwiefachen Ausdruck: Iphigenie sehnt sich aus der Verbannung nach der Heimat, Orest aus schweren Gewissensqualen nach dem inneren Frieden. Das Orestesmotiv lebte in Goethes Brust schon, bevor er Frau von Stein kannte. Unter der Last von Schuld und Reue, die sein bewegliches und entzündliches Herz auf ihn gehäuft hatte, unter dem Druck manch anderer peinlicher Verhältnisse kam er sich zeitweise recht unselig vor, und er sah sich im Bilde des Orest. „Vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterland," schreibt er im August 1775, nachdem er drei Monate vergebens in freier Luft herumgefahren war, um Lilis Frieden nicht zu stören und den eigenen zu finden. Im Spätherbst desselben Jahres bezeichnet er sich als den Menschen,

der in aller Welt
Nie findet Ruh' noch Rast;
Dem wie zu Hause, so im Feld
Sein Herze schwillt zur Last.

Und in dem gleichen Jahre werden die Verse im Faust entstanden sein, in denen er diesen — unverkennbar aus dem Grunde eigenster verdüsterter Stimmungen heraus — als den Flüchtling, den Unbehausten, den Gottverhaßten, den Unmensch ohne Zweck und Ruh', der nur dazu da sei, den Frieden Anderer zu untergraben, charakterisiert. In Weimar überfällt ihn bei allem Glück und allen Freuden neue Qual und die Bitte: „Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust" entwindet sich der gepreßten Lippe.

In den im ersten Weimarischen Jahre entstandenen „Geschwistern" hat Wilhelm, unter dessen Maske Goethe zu uns spricht, Visionen wie Orest. Er wähnt sich von den Geistern der getäuschten und verlassenen Geliebten umgeben: „Warum stehst du da? Und du? Just in dem Augenblicke. — Verzeiht mir. Hab' ich nicht gelitten dafür? . . . Du liegst schwer über mir, vergeltendes Schicksal!"

Aber in Weimar giebt es doch eine Stätte, an der von Goethe-Orest die Furien weichen, an der Seite Frau von Steins, der „Schwester", wie er sie in der ersten Zeit gerne nannte.

Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.

Wir haben in diesen dem April 1776 angehörigen Versen bereits die Heilungsscene der Iphigenie, den Kernpunkt des ganzen Stückes, vor uns. Und es ist kaum fraglich, daß Goethe seitdem mit dem Stoffe sich trug und ihn langsam bei sich ausbildete. So erklärt es sich auch, daß, als er Mitte Februar 1779 an die Ausarbeitung ging, er das so außerordentlich fein gefügte Stück mitten unter zerstreuenden Geschäften, bei einer Amtsreise durch das Land, binnen sechs Wochen mit Leichtigkeit vollenden

konnte. Gleich darauf wurde es bei Hofe unter großem Beifall aufgeführt, wobei Goethe seine Rolle spielte, den Orest. Aber so lebhaft der Beifall war, dem Dichter selbst genügte das Werk noch nicht. Er unterzog es 1781 einer zweiten Bearbeitung, verwarf auch diese, bis er in Italien den leuchtenden Marmor fand, der ihm ein würdiges Kleid für seine Heldin zu sein schien. —

Goethe hat, wie bekannt, seinen Stoff dem gleichnamigen Drama des Euripides entnommen. Es wird nicht unnütz sein, uns den Inhalt der antiken Dichtung kurz ins Gedächtnis zurückzurufen. Iphigenie, die in Aulis für der Griechen Heer von ihrem Vater Agamemnon geopfert werden sollte, ist von Diana nach Tauris in das Land des Scythenkönigs Thoas gerettet worden. Hier verwaltet sie, ihrer Herkunft nach wohlbekannt und von anderen gefangenen Griechenfrauen umgeben, das Amt der Priesterin Dianens und opfert nach den Geboten des Landes jeden Griechen, der an die Küste verschlagen wird; bis zu dem Zeitpunkt, wo das Stück einsetzt, mit innerem Widerstreben; nun aber, da ein Traum ihr den Tod des einzigen Bruders, Orests, verkündet hat, will sie ohne Mitleid Jeden dem Opfermesser überliefern. Ja sie bedauert, daß die Götter nicht Helena und Menelaos, die eigentlichen Urheber ihres unglücklichen Schicksals, an die Küste führten, damit sie an ihnen ihren Rachedurst löschen könne. Da werden Orest und Pylades als Gefangene gebracht. Orest, den die Furien seit Ermordung seiner gattenmörderischen Mutter verfolgten, hatte von Apoll die Weisung erhalten, das Bildnis Dianens, der Schwester des Gottes, von Tauris zu holen, wenn er von den Furien befreit werden wolle. Iphigenie erfährt von den Fremden, daß sie aus Mykene, ihrer eigenen Heimat, stammten und daß Orest, nachdem er an der Mutter den Tod des Vaters gerächt, elend umherirre. Sie ersieht daraus, daß ihr Traum eine Täuschung gewesen. Wunderlicherweise erkundigt sie sich nicht bei Orest, der über Alles so genau Bescheid zu geben weiß, nach dessen eigenem Stand und Namen, sondern eröffnet ihm, dem Unbekannten, daß sie ihn retten wolle, wenn er ihr einen Brief

an Orest in die Heimat mitnehme. Sein Gefährte aber müsse sterben. Als Orest erklärt, daß er seinen Freund nicht verderben lassen könne, er wolle lieber sterben, jener möge mit dem Briefe heimziehen, ist Iphigenie auch damit zufrieden. Es bleibt im Dunklen, warum sie nur den Einen retten will oder kann. Bald kehrt sie mit dem Briefe wieder, und da sie für den Fall, daß Pylades ihn verlöre, ihm den Inhalt mitteilt, erkennen die Fremden, wer vor ihnen stehe. Freudetrunken stürzt Orest auf Iphigenie zu. Doch sie stellt erst eine längere, genauere Prüfung an, ehe sie ihn als Bruder in ihre Arme schließt. Darauf beraten die drei die gemeinsame Flucht und den Raub des Götterbildes. Iphigenie ist die Strategin, die den listigen Plan erfindet. Die Fremden, wolle sie dem Könige verkünden, seien mit Blutschuld beladen und hätten das Götterbild befleckt. Am Ufer wolle sie dieses durch Meereswasser entsühnen. Bei dieser Gelegenheit wollten sie das versteckte Griechenschiff besteigen und entfliehen. So geschieht's. Aber ein widriger Wind wirft das Schiff zurück an die Küste, und der inzwischen über den Verrat aufgeklärte König hätte die Flüchtigen vernichtet, wenn nicht rechtzeitig Athene als dea ex machina ihm geboten hätte, sie friedlich ziehen zu lassen, da sie nur das Gebot der Götter erfüllten. —

Was hat Goethe aus diesem Stoff gemacht? Es ist, wenn wir sein Stück neben das des griechischen Tragikers halten, als ob das Ergebnis einer zweitausendjährigen sittlichen und künstlerischen Entwickelung in einem göttlichen Symbol vor uns erschiene. Wir sagen: die sittliche und künstlerische, obwohl wir wissen, daß man die künstlerische Überlegenheit der Goethischen Iphigenie bestritten hat. Man hat ihr im Vergleich mit der Euripideischen vorgeworfen, daß sie zu wenig Handlung habe und zu wenig Spannung errege. Der erste Vorwurf, der nicht unbedingt den zweiten in sich schließt, wäre richtig, wenn man unter Handlung allein die handgreifliche, sichtbare That verstehen müßte. Aber das wäre eine grob-äußerliche Auffassung. Ob das, was aus der Seele der Charaktere hervorgeht, sich in That umsetzt,

ist für die Dichtung nahezu gleichgültig, das Wesentliche ist, daß Seele auf Seele wirkt und sich aus diesen Wirkungen und Gegenwirkungen eine Kette von wechselnden Zuständen und Spannungen erzeugt, die eine dramatische Handlung zusammensetzen. Ja man muß sagen, daß es eine höhere Stufe oder vielmehr die höchste Stufe dramatischer Dichtung ist, wenn die Seelen nicht erst durch das Medium der That, sondern unmittelbar aufeinander wirken. Auf dieser höchsten Stufe steht Iphigenie, und Schiller konnte mit Recht als ihren eigentlichen Vorzug „Seele" bezeichnen (22. Januar 1802).

Von diesem Standpunkte aus entdecken wir in der Iphigenie eine stetig fortschreitende, reich bewegte und verwickelte Handlung, die ununterbrochen den Zuschauer oder Leser in Spannung erhält, sofern er nur sich ihr willig hingiebt und nicht mit fremdartigen, äußerlichen Anforderungen an sie herantritt. Bei aller Stärke des Eindrucks entgeht aber doch den Meisten die eigentlich intime Größe des Kunstwerks. Denn Goethe hat hier, wie im Tasso, mit so feinem Pinsel gemalt, daß nur anhaltende Versenkung überall die Absichten des Künstlers bemerken und ihnen gerecht werden kann. Versuchen wir, ob wir uns ihnen durch eine Analyse nähern können.

Der Dichter führt — recht im Gegensatz zum Egmont — uns die Heldin sofort in der ersten Scene vor. In einem Monologe enthüllen sich die Grundlinien ihres Charakters und Schicksals. Seit vielen Jahren weilt sie auf Tauris, als Priesterin Dianens; doch ist sie fremd geblieben, wie im ersten. Eine unbegrenzte Sehnsucht nach der Heimat füllt ihr Herz. Aber sie trägt ihr Schicksal in tiefer Ergebenheit. Ihre Hoffnung ist auf die Göttin gerichtet, der sie dient. Wie diese sie einst vom Opfertode gerettet, werde sie sie auch aus der Verbannung, dem zweiten Tode, retten. In innigem Gebete legt sie ihre Hoffnung der Göttin zu Füßen. Da kommt Arkas, der Vertraute des Königs, zu ihr heran und meldet neue, große Siege des Scythenheeres

und das baldige Eintreffen seines Herrn. Kein Freudenstrahl zuckt über das Gesicht Iphigeniens. Sie sei, bemerkt sie, bereit, die Sieger würdig zu empfangen, die Göttin sehe mit Gnadenblick dem Opfer des Thoas entgegen. „O fänd' ich auch den Blick der Priesterin," erwidert darauf Arkas, „der werten, vielgeehrten, deinen Blick, o heil'ge Jungfrau, heller, leuchtender." Doch er bleibe jetzt, wie immer, freudlos. „Heilig, wert, vielgeehrt" hatte Arkas Iphigenie genannt. Die Griechin nimmt also im Lande und in den Herzen der Barbaren, denen ihre königliche Abkunft unbekannt ist, eine hohe Stellung ein. Durch welches Verdienst, erfahren wir bald. Iphigenie hatte Arkas erklärt, daß der Unglücklichen die Trauer zieme. Sie thue nichts. Sie schwebe wie ein Schatten um ihr eigen Grab. Denn ein unnütz Leben sei ein früher Tod. Gegen diese Selbstanklage lehnt sich Arkas voll Unwillen und voll Verehrung für die hehre Priesterin auf:

Du hast hier nichts gethan seit deiner Ankunft?
Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert?
Wer hat den alten grausamen Gebrauch,
Daß am Altar Dianens jeder Fremde
Sein Leben blutend läßt, von Jahr zu Jahr
Mit sanfter Überredung aufgehalten,
Und die Gefangnen vom gewissen Tod
Ins Vaterland so oft zurückgeschickt?
Hat nicht Diane, statt erzürnt zu sein,
Daß sie der blut'gen alten Opfer mangelt,
Dein sanft Gebet in reichem Maß erhört?
Umschwebt mit frohem Fluge nicht der Sieg
Das Heer? und eilt er nicht sogar voraus?
Und fühlt nicht Jeglicher ein besser Los,
Seitdem der König, der uns weis' und tapfer
So lang' geführet, nun sich auch der Milde
In deiner Gegenwart erfreut und uns
Des schweigenden Gehorsams Pflicht erleichtert?
Das nennst du unnütz, wenn von deinem Wesen
Auf Tausende herab ein Balsam träufelt?
Wenn du dem Volke, dem ein Gott dich brachte,
Des neuen Glückes ew'ge Quelle wirst? — —

So steigt sie, die sich erniedrigt hatte, groß und größer vor uns auf.

Mochte Arkas' Lobpreis für den Augenblick den Schmerz über ihre Lage dämpfen, eine zweite Botschaft regt ihn tiefer auf. Er kündigt ihr an, daß der König von neuem um ihre Hand zu werben gedenke; sie solle seinem Antrag diesmal freundlicher begegnen als sonst, damit in seinem Busen nicht der Unmut reife und ihr Entsetzen bringe. Denn fest hätte seine Seele den Wunsch ergriffen, sie zu besitzen.

Der König naht. Arkas entfernt sich und bald erfährt Iphigenie aus dem Munde des Königs, worauf sie Arkas vorbereitet. Seitdem er kürzlich seinen letzten und besten Sohn verloren, fühle er doppelt die Öde seines Hauses. Auch um des Volkes willen, das nur widerstrebend dem Kinderlosen folge, hege er den Wunsch, eine Gattin in sein Haus zu führen, und er hoffe, daß Iphigenie seinem Wunsche jetzt willfahren werde. Vergeblich flüchtet sich Iphigenie dahinter, daß sie, die Fremde, Unbekannte der Ehre nicht würdig sei. Sie weckt damit nur seinen alten Groll, daß sie, die so wohl aufgenommen worden sei, ihre Abkunft vor ihm in ein Geheimnis hülle, und als sie geltend macht, daß wenn er wüßte, welch ein verwünschtes Haupt er beschütze, er sie vielleicht ins Elend stoßen würde, bevor ihr in die Heimat frohe Rückkehr zugedacht sei, da wendet er ein, daß er nicht glauben könne, daß ein Gast, der so viel Segen gebracht, den Göttern verhaßt sei; er wolle aber auf jede Forderung verzichten, wenn sie nach Hause Rückkehr hoffen könne —

> Doch ist der Weg auf ewig dir versperrt,
> Und ist dein Stamm vertrieben oder durch
> Ein ungeheures Unheil ausgelöscht,
> So bist du mein durch mehr als Ein Gesetz.

Er hofft dies im stillen, und deshalb fügt er ohne Zögern hinzu:

> Sprich offen! und du weißt, ich halte Wort.

Ein neues Spannungsmoment ist mit diesem Versprechen in die Situation geworfen.

Iphigenie hat nun keine Möglichkeit mehr, auszuweichen. Sie offenbart ihre Abstammung und erzählt die Geschichte ihres fluchbeladenen Geschlechts. Anfangs eilig mit dem Grauen einer reinen Seele, die rasch am Gräßlichen vorüberflüchten will, und sich unterbrechend. Doch indem der König sie ersucht, fortzufahren, erwacht in ihr blitzartig das Gefühl, daß sie durch eine eindringliche Schilderung der Greuelthaten ihrer Ahnen die drohende Werbung abwenden könne, und in breiterer, erregter Beredsamkeit stellt sie die furchtbaren Verbrechen ihrer Ahnen dem König vor die erschreckten Augen. Aber wie sehr ihn auch vor den Ahnen schaudern mochte, das letzte Reis des wilden Stammes steht in so edler, reiner Herrlichkeit vor ihm, daß sein Entschluß der alte bleibt. Doch auch Iphigenie beharrt auf ihrem Nein, sich auf die Götter, auf die Eltern stützend, denen sie angehöre. Der König, durch sein Wort gebunden, nimmt von weiterem Drängen Abstand. Aber in heftiger Bitterkeit verhärtet er sich und erneuert, wohl wissend, daß er Iphigenie damit am schwersten treffe, das Gebot vom Fremdenopfer. Zwei Fremde, die man am Ufer aufgefunden, seien die Ersten, an denen der alte Brauch sich wieder vollziehen solle.

So hat der Horizont sich für Iphigenie rasch verdüstert. Die leise Hoffnung, die wir mit der Heldin am Eingang des Stückes an ihr frommes Gebet knüpften, ist zertreten. Die Heimkehr steht so fern wie je und ihr Verbleiben ist durch eine grause Last beschwert. Statt Rettung droht ihr harter, gefahrvoller Kampf. Dem Gebot des Königs kann sie sich nach ihrem ganzen Wesen und Glauben nicht fügen. Wird aber der König seinen bestimmten Befehl ändern? —

Wenn wir gewissen kritischen Stimmen glauben, so sieht der Leser oder Hörer voraus, daß die große und hochherzige Natur des Königs sich dazu verstehen werde, und so habe der Dichter durch die Art, wie er den Charakter des Thoas angelegt, von vornherein

die Spannung verdorben. So kann der Kritiker schreiben, der die nachfolgende Entwickelung kennt und seine absolute Kenntnis von der relativen, die der Leser an dieser Stelle hat, nicht mehr zu unterscheiden vermag. In Wahrheit ist der Leser an diesem Punkte nichts weniger als der Entschlüsse des Königs sicher. Wohl hat er flüchtig von ihm als einem „edlen Manne" und von seiner „großen Seele" reden hören, aber das waren Worte, die unter dem Eindruck des Übrigen, was er über ihn erfährt und an ihm wahrnimmt, ohne überzeugende Kraft geblieben waren. Der einzige Ruhmestitel, den er ihm hätte zu gute rechnen können, die Aufhebung der Blutopfer, steht auf schwachen Füßen. Denn sie war nicht freier Regung edler Menschlichkeit entsprungen und durch einen einzigen Entschluß für immer angeordnet, sondern Iphigenie hat sie mit immer neuer Überredung von Jahr zu Jahr dem Widerstrebenden abgewinnen müssen. Wenn es aber damit sich so verhält, warum sollte er jetzt, wo Iphigeniens Überredung ihre Kraft verloren, die alten Blutopfer nicht wieder aufleben lassen und ihre Verrichtung von der Priesterin erzwingen? Glaubte er doch damit einer religiösen Pflicht und den Forderungen seines Volkes zu genügen. Daß wir ein solches Verhalten von ihm zu erwarten haben, dafür spricht auch alles Andere. Thoas war von Haus aus hart, so daß das Volk schwer seine Herrschaft fühlte. Er ist äußerst reizbar und vergißt, wenn er gereizt wird, sich weit, wird heftig, bitter, höhnisch auch gegenüber der schwachen Frau, der heiligen Priesterin. Als Iphigenie sein Werben ablehnt und ihn bittet, sie heimzusenden, überschüttet er sie mit ätzenden Beschuldigungen. Sie sei ein leichtsinniges Weib, das zügellos bald dahin, bald dorthin schweife, treulos gleich jenen, die vom buhlerischen Verräter sich aus Vaters oder Gatten Armen locken lassen. Diesem Manne, der so der maßvollsten und keuschesten Jungfrau begegnet, bloß weil sie ihm einen Wunsch versagt und einen erlaubten Wunsch ausspricht, diesem sollten wir nicht zutrauen, daß er rücksichtslos den Widerstand der Priesterin brechen werde? Fürchtet nicht auch sein getreuer Arkas, daß er im

Unmut Iphigenien Entsetzen bringen könne? Und konnte er nicht jede Härte vor seinem Gewissen mit den Geboten der Religion entschuldigen? Und ferner. Der Befehl war einmal gegeben. Ein Herrscher nimmt aber ungern Befehle zurück, zumal wenn es ein Thoas ist, dem ein fester, unbeweglicher Sinn nachgesagt wird, mit dem er unaufhaltsam seine Entschlüsse vollführe. Auf all' das häuft sich noch, daß seine Stimmung sich seit dem Tode des letzten Sohnes sehr verdüstert hat und daß er, wenn er in Iphigenie nicht eine neue Gattin finde, ein einsames, hilfloses Alter, ja Aufstand und Meuchelmord besorgt.

Statt also zu sagen, Goethe habe die Spannung verdorben, müssen wir vielmehr bewundern, mit wie feiner Überlegung er sie gesichert hat, wie er zu diesem Zweck im ersten Akte die dunklen Seiten und tragischen Bedingungen in Thoas' Charakter und Lage breit hervorkehrt, während er das Lichte nur in schmalen Ritzen wie durch eine finstere Wolkendecke schimmern läßt.

Der zweite Akt hebt an und bringt die beiden gefangenen Fremden, Orest und Pylades, auf die Bühne: Orest, den selbstquälerischen, schwarzseherischen Pessimisten, Pylades, den immer hoffenden Sanguiniker. Während Orest sich mit seinem nahen Tode beschäftigt, der ihm in anderer Weise, als er geahnt, Frieden bringen solle, wälzt Pylades Rettungspläne auf und ab. Er entfernt seinen Freund, da er auf schlauem Umwege Iphigenie erst erproben will und zu diesem Werk die Anwesenheit des geraden, ungeduldigen Orest ihm nicht förderlich erscheint.

Iphigenie tritt aus dem Tempel, nimmt Pylades die Ketten ab und redet ihn griechisch an. Dieser, entzückt, die Muttersprache zu hören, fragt sie nach ihrer Herkunft; doch Iphigenie lehnt als Priesterin die Frage ab und richtet sie an ihn. Pylades erzählt, er und sein Gefährte seien Brüder, von Kreta gebürtig. Wegen eines Brudermordes werde der Andere von den Furien verfolgt, doch Apoll hätte ihm im Tempel der taurischen Schwester Heilung verheißen und deshalb seien sie hier. Er bitte sie flehentlich, sich des Bruders zu erbarmen. Iphigenie geht zunächst achtlos an

seiner Bitte vorbei. Aber Pylades hatte in seiner Erzählung erwähnt, sein Vater hätte vor Troja gelegen. Diese Bemerkung zieht Iphigeniens ganze Aufmerksamkeit an sich und mit schwer unterdrückter Erregung forscht sie nach dem Schicksal Trojas und der Helden, die es umlagert. Als sie dabei das furchtbare Ende ihrer Eltern erfährt, verhüllt sie sich tief erschüttert und zieht sich in das Innere des Tempels zurück.

Bei Beginn des dritten Aktes tritt sie wieder heraus und trifft jetzt Orest. Warum diesen und ihn allein, ist nicht näher begründet. Doch liegt die Vermutung nahe, daß Pylades ihn vorgeschickt, damit er, als der eigentlich Bemitleidenswürdige, auf das Herz der Priesterin wirke. Jedenfalls ein glücklicher Griff Goethes, jeden der beiden Gefährten für sich mit Iphigenie zusammenzubringen, so daß jeder in seiner Eigenart sich entfalten könne. Zugleich befriedigt der Dichter dadurch den heimlichen Wunsch des Lesers, die Geschwister bei ihrer ersten Begegnung ohne einen Zeugen und vor allem ohne den weltklugen Pylades zu sehen. Bei Euripides treten dagegen Orest und Pylades immer gepaart wie die siamesischen Zwillinge auf, Pylades meist in der Rolle des müßigen Statisten.

Iphigenie löst auch die Ketten Orests, aber nur um ihm einen letzten Lichtblick vor dem Tode zu gönnen; denn sie sei nicht imstande, ihn zu retten. Wenn sie sich auch weigern würde, ihn zum Tode zu weihen, so werde der aufgebrachte König eine andere Jungfrau zur Priesterin wählen, und das Schreckliche werde geschehen. — So lagert sich über die Scene von vornherein tiefer Schatten. Mit Bangen erwarten wir das Weitere. Der niedergebeugten Priesterin harren schwere Schläge. Noch weiß sie nicht, wer an ihrer Mutter den rächenden Mord vollbracht, nicht, wer der ist, der vor ihr steht und den Opfertod auf Tauris erleiden soll. Beides erfährt sie jetzt von Orest, der das lügenhafte Gewebe seines Freundes zerreißt, weil er nicht dulden kann, daß Iphigeniens große Seele mit einem falschen Wort betrogen werde. „Zwischen uns sei Wahrheit!“ — Er giebt sich zu erkennen und

stürzt mit einigen leidenschaftlichen Worten davon. Iphigenie ist in tiefer Bewegung verstummt. Erst nachdem Orest sich entfernt, findet sie die Sprache wieder. Sie sendet ein Gebet zu den Göttern, in welchem sie ihnen dankt, daß sie ihr den Bruder geschenkt, und fügt beklommenen Herzens die ängstliche Bitte hinzu:

> O laßt das lang' erwartete,
> Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
> Des abgeschiednen Freundes, eitel mir
> Und dreifach schmerzlicher vorübergehn!

Orest kehrt bald wieder zur Priesterin zurück. Sein Gemüt ist durch die Erinnerung an den Muttermord und die Furienqualen wild aufgewühlt. Er hört das gräßliche Gelächter der Furien, die draußen vor dem Tempelhain lagern, und fühlt sich in ihrer Gewalt. Wahnsinn überfällt ihn. Iphigeniens Worte, daß sie seine Schwester sei, hallen an ihm vorbei. Er glaubt in ihr eine Rachegöttin zu sehen, weil ihre Stimme ihm das Innerste in seinen Tiefen wendet, und, als sie immer zärtlicher ihn zu beschwichtigen sucht, immer holder auf ihn einredet, eine schöne Nymphe, die ihn verführen wolle. Als aber endlich das Wort „Schwester" den Weg zu seinem Ohre gefunden, da erscheint ihm der alte Fluch in schrecklicherer Gestalt denn je. Nun werde Iphigenie, die geliebte, liebevolle Schwester, zum Brudermorde gezwungen:

> Weine nicht, du hast nicht Schuld,
> Seit meinen ersten Jahren hab' ich nichts
> Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schwester.
> Ja, schwinge deinen Stahl, verschone nicht,
> Zerreiße diesen Busen, und eröffne
> Den Strömen, die hier sieden, einen Weg!

Mit diesen Worten sinkt er erschöpft zusammen. Iphigenie eilt nach Pylades, denn allein vermag sie nicht mehr das Glück und Elend zu tragen.

So steigert sich in der Mitte des Stückes Tragik und Verwickelung auf den Höhepunkt. Auf allen Seiten ist Iphigenie von Unheil umringt. Auf der einen bedrängt sie der Zorn des

Königs und sein Gebot, die Fremden zu opfern, auf der anderen der Wahnsinn des Bruders. Die Tragik des Fremdenopfers und des Bruderwahnsinns hat durch das lang ersehnte Glück, den Bruder umarmen zu können, eine furchtbare Schärfe bekommen.

Getadelt hat man vielfach, daß der Dichter in dem Augenblick, wo Orest sich zu erkennen giebt, nicht Iphigenie mit einem Aufschrei der Freude in seine Arme stürzen, nicht in stürmische Jubelrufe ausbrechen, sondern nach anfänglichem Schweigen in einem getragenen Dankgebet zu den Göttern sich wenden läßt. Ja der Engländer Lewes hat sogar gemeint, so wie es Goethe gemacht, das wäre die Weise eines angehenden Dramatikers. Kaum kann man schiefer urteilen. Gerade der angehende Dramatiker hätte die Erkennungsscene so gestaltet, wie es Lewes und Andere wünschen. Denn es war das Nächstliegende. Wenn Goethe daran vorbeigegangen ist, so hat er dafür seine guten Gründe gehabt.

Der Charakter der Iphigenie ist hoch über das menschliche Durchschnittsmaß erhoben. Sie ist eine Heilige, eine Göttergleiche. Sie empfindet tiefer Freude und Schmerz als andere Menschenkinder, aber die Affekte kommen nicht eher und nicht anders aus ihrer Brust, als bis sie dem Ebenmaß, das einer göttlichen Seele ziemt, entsprechen. Und bei einer solchen Seele, die immer dem Himmlischen, dem Ewigen zugewandt ist, ist es nur natürlich, daß die stärksten Affekte in einer Anrufung der Götter sich entladen. Denn sie sind es, die Freude und Schmerz geben und nehmen.

Dieses fromme, gedämpfte Aufnehmen eines Außerordentlichen steht deshalb hier nicht allein. Wir beobachten dasselbe auch sonst. Als Thoas ihr gebietet, die Blutopfer wieder aufzunehmen und sich in bitterem Grolle von ihr wendet, so war dies für sie ein entsetzlicher Moment. Das freundlichste, segensreichste Verhältnis zerstört, die Frucht vieljährigen Wirkens vernichtet und vor ihr eine grauenhafte öde Zukunft, doppelt grauenhaft und öde für sie, die schon bisher unter den günstigsten Bedingungen den Aufenthalt in Tauris wie ein hartes Verhängnis getragen hatte. Man hätte hier mit demselben Rechte wie bei

dem Wiederfinden Orests erwarten können, daß ihr Gemüt sich leidenschaftlich ergieße. Statt dessen bleibt sie ruhig, wie ein griechisch Götterbild, und ein mildes, gottergebenes Gebet ist Alles, was über ihre Lippen dringt. Ähnlich verhält es sich, als sie die Nachricht von der Ermordung ihres Vaters und später die von der Ermordung ihrer Mutter empfängt. Kein Aufschrei des zerrissenen, blutenden Herzens. Kein Weh und Ach! Nur an dem Wogen ihrer Brust und ihrem stummen Forteilen erkennt man in dem einen Falle ihre Erschütterung, während in dem anderen sich diese in einer schmerzlichen Frage an die Götter äußert. Auch als ihr die hochbeglückende Kunde zu teil wird, daß Orest und Elektra noch leben, kein lauter Freudenruf, sondern wiederum ein Gebet, eine Bitte an die Sonne, ihr die schönsten Strahlen zu leihen, damit sie sie zum Dank vor Jovis Thron legen könne.

Ihre Haltung ist also immer die gleiche, gelassene, und Goethe hätte ihr einen ihrem Charakter widersprechenden Zug gegeben, wenn er bei der Erkennungsscene ihre Gefühle hätte stürmisch überwallen lassen. Man erwäge zudem folgendes: Eine Schwester ist von Hause fortgegangen, als ihr Bruder noch ein kleines Kind war. Nach etwa zwanzig Jahren tritt ihr ein wildfremder Mann entgegen mit der Erklärung, er sei ihr Bruder. Wird sie ihm, auch wenn der Mann ihr sonst Vertrauen erweckt, gleich mit einem Jubelruf an den Hals fliegen, oder wird sie nicht erstaunt zurückprallen und eine Reihe von forschenden Fragen an ihn richten, um sich zu überzeugen, daß der Fremde wirklich ihr Bruder sei? Und wird nicht erst nach der erlangten Gewißheit die Freude in freiem Fluß ihrem Herzen entströmen? — Wir meinen, daß ein solcher Hergang unzweifelhaft ist, und in dieser Weise verläuft denn auch die Erkennungsscene bei Euripides — sehr natürlich und sehr prosaisch. Wenn nun ein Weib vom Schlage der Euripideischen Iphigenie sich so verhält, wie dann die Goethische? Freilich so vieler Fragen wie jene bedarf sie nicht; ihr sagt's das ehrliche Gesicht des Bruders, ihr sagt's das eigene Herz, daß er die Wahrheit gesprochen. Doch der Augenblick kann nicht sogleich

das Fremdgefühl in der jungfräulichen Priesterin tilgen. Folgerecht hat sie daher noch nach längerem innigem Gespräch Mühe, einen „Schauer, der sie von dem fremden Mann entfernt“, niederzukämpfen.*)

Auch hiermit wandelt sich somit das, was man Goethe zum Vorwurf machen wollte, zu einem Beweis seiner psychologischen und künstlerischen Einsicht um. Mit glücklichem Feinsinn hat er die Klippen, die auf der einen Seite nüchterner Realismus nach der Manier des Euripides, auf der anderen oberflächliche Kunstgepflogenheit in der Manier der plötzlichen Jubelrufe ihm legten, vermieden. —

Orest ist aus seiner Betäubung erwacht, aber noch umfangen ihn traumhafte Wahnvorstellungen. Er glaubt, daß er in die Unterwelt eingezogen sei und seine Ahnen vor sich sehe. Aber nicht in Wut und Feindschaft und nicht von den Strafen der Götter gequält, sondern frei und freundlich und friedlich. Rache und Fluch sind erloschen.

Wie kommt dieses schöne Traumbild in die von finsteren Geistern gepeitschte Seele Orests? Es ist eine wunderhafte Nachwirkung des heilenden Hauchs der heiligen Schwester. Es versinnlicht uns die große Umwandlung, die durch ihn in Orest sich vollzogen. Der Glaube an die Liebe der Götter hat den Glauben an ihre Rache abgelöst, der Glaube an die Sühne den Glauben an den Fluch. In dem Augenblick aber, wo Orest sich zum Glauben an die göttliche Gnade bekehrt, kann sie ihm auch zu teil werden. Und zwar ist wieder die Schwester die Mittlerin. Sie ist mit Pylades von neuem zu ihm getreten und betet für ihn zu Diana. Kaum hat nach ihrem Gebet es Pylades noch nötig, Orest aus seinen Unterweltsvisionen, aus seinem Wahn aufzurütteln, und schon wendet er sich geheilt und klaren Sinnes an Iphigenie mit den Worten:

*) Goethe erschien dieser Zug so notwendig, daß er ihn 1781 dem Stück neu einfügte.

Laß mich zum erstenmal mit freiem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben.

Und zum Zeichen, daß er den Glauben an die göttliche Gnade wiedergefunden hat, drängt sich auf seine Lippen jetzt ein begeistertes Bittgebet, an das er das freudige Bekenntnis schließt:

Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehrnen Thore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen. —

Auf diesen hervorragenden Gipfel des Stücks gelangt, erkennen wir, warum der Dichter Iphigenien so hoch gehoben hat. Sie hatte die Aufgabe, das Problem — ein sündhaftes Geschlecht vom Fluche zu befreien —, das der griechische Mythus äußerlich löste, innerlich zu lösen. Dazu bedurfte es einer ganz reinen Persönlichkeit, die sündenfrei ihr Leben für Andere hingegeben hat. Bei Iphigenie war symbolisch dieses Hinopfern, dieses Sterben zweimal erfolgt, das eine Mal am Opferaltar in Aulis, das andere Mal durch das Verbanntsein in Tauris. Und ohne Murren, in freier Liebe und in vollkommenem Gehorsam gegen den Ratschluß der Götter hatte sie das Opfer gebracht. Dadurch war sie nicht bloß selbst geheiligt, sondern auch fähig geworden, Andere, die sich von ihrer Heiligkeit innerlich berühren ließen, zu entsühnen.

Man hat ausgesprochen, daß der Dichter damit an das tiefste Mysterium der christlichen Kirche rühre, an das Mysterium vom stellvertretenden Leiden. Schwerlich mit Bewußtsein. Er hat die Heilung mit den schlichten großen Worten begründet, die er 1827 in ein dem Schauspieler Krüger gewidmetes Exemplar der Iphigenie schrieb:

Alle menschliche Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit. —

Orest ist vom zerrüttenden Fluche befreit und mit ihm atmen wir freudig auf, und wir würden wie er und die Schwester vergessen, daß das Schwerste noch bevorstehe, wenn nicht Pylades uns in wenigen kräftigen Worten an die Realität der Dinge erinnerte.

> Versäumt die Zeit nicht, die gemessen ist!
> Der Wind, der unsre Segel schwellt, er bringe
> Erst unsre volle Freude zum Olymp.
> Kommt! Es bedarf hier schnellen Rat und Schluß.

Mit diesen Worten endet der dritte Akt und eine Scenenreihe, wie sie ergreifender, tiefsinniger und kunstreicher nie ein Dichter gefügt hat.

Der vierte Akt beginnt. Die Situation ist durch die Thatsache, daß einer der Fremden Orest ist, verwickelter geworden als vorher. Denn nunmehr handelt es sich nicht bloß um die Rettung der Fremden, sondern um die Mitflucht Iphigeniens, und was das Schwierigste ist, um den Raub des Dianenbildes. Hierbei stoßen wir auf eine lockere Stelle in der sonst so sorgfältig konstruierten Handlung.

Als Goethe die Heilung des Orest nach christlich-modernen Anschauungen umgestaltete, vertiefte und verinnerlichte er diesen Kern des Stückes außerordentlich; aber er übersah, daß diese Umgestaltung in Kollision geriet mit der von ihm aus der Antike beibehaltenen Haupttriebfeder der weiteren Entwickelung. Wir sollen mit den agierenden Charakteren glauben, daß die Heilung nur eine zeitweilige sei, und daß sie dauernd erst durch den Raub und die Überführung des Dianenbildes nach Delphi werden könne. Da wir das nicht können, sondern schon jetzt von der endgültigen Heilung ganz überzeugt sind, so erfüllt es uns mit einiger Unlust, daß Iphigenie nebst Orest und Pylades sich noch um den Raub des Tempelbildes abquälen. Doch dieses Mißvergnügen dauert nicht lange. Bald nehmen wir durch eine Art geistiger Ansteckung wieder an ihren Schmerzen vollen Anteil. Hierzu hilft, daß sich mit dem Raube des Götterbildes nicht bloß

die Rettung und Flucht der Drei, sondern ein über den Anlaß weit hinausragender sittlicher Konflikt Iphigeniens unablöslich verquickt.

Zwischen dem dritten und vierten Akt hat Pylades den Feldzugsplan entworfen. Es ist derselbe wie bei Euripides. Aber während bei ihm Iphigenie die Erfinderin ist und dafür das Lob Orestens einerntet („Bewundernswürdig ist der Frauen Listigkeit“), steht sie hier dem Ränkespiel wie ein blödes Kind gegenüber. Sie muß sich leiten und die Worte lehren lassen, die sie dem Könige sagen solle, wenn er das Opfer gebiete. Denn mit ihrer reinen Seele hätte sie nimmer gewußt, die falschen Worte zu setzen. Mit starken Accenten spricht sie aus, wie weh ihr bei der Lüge ist. Durch diesen Widerspruch Iphigeniens mit sich selbst hat Goethe der absteigenden Handlung ein ganz neues starkes Interesse eingeflößt. Wird Iphigenie die Rolle durchführen, die ihr angesonnen ist? oder wird sie lieber ihre reine Seele bewahren, sich die Heimkehr abschneiden und den Bruder und Freund verderben? — Darauf richtet sich jetzt unsere ängstliche Spannung.

Arkas kommt und verlangt im Namen des Königs die Beschleunigung des Opfers. Iphigenie sagt die ihr eingelernten Worte. Arkas verlangt, sie solle mit der Entsühnung des Götterbildes warten, bis der König davon unterrichtet sei. Sie giebt nach, wenn er nicht säumen wolle. Arkas will schnell wieder zurück sein, doch verläßt er sie nicht, ohne sie von neuem zu bitten, des Königs Werbung zu erhören, sie möge sich in ihrer Seele wiederholen, wie edel er sich gegen sie seit dem Tage ihrer Ankunft betragen. Diese letzten Worte bleiben nicht ohne Eindruck auf Iphigenie, wenn auch in anderer Richtung, als Arkas beabsichtigt. Die Erinnerung an die Wohlthaten des Königs machen ihr den Betrug, den sie üben soll, doppelt verhaßt, und sie beginnt zu schwanken. In dieser Lage trifft sie Pylades, und da sie offen ihm bekennt, wie schwer es ihr werde, den König zu hintergehen und zu berauben, wendet er seine ganze Beredsamkeit auf, um sie ihren Gewissensbedenken zu entreißen.

Pylades' Darlegungen haben Iphigenie scheinbar überzeugt. „Ich muß ihm folgen: denn die Meinigen seh' ich in dringender Gefahr." Aber sie empfindet den Zwang, den König zu täuschen, wie eine Fortsetzung des Fluches, der auf ihrem Geschlechte ruhe. Abgeschieden von den Ihrigen hatte sie gehofft, Hand und Herz rein zu erhalten und, wenn sie einmal heimkehre, durch ihre Reinheit neuen Segen über ihr Haus zu bringen. Nun zwängen die Götter auch sie, sich zu beflecken.

O, daß in meinem Busen nicht zuletzt
Ein Widerwille keime! der Titanen,
Der alten Götter tiefer Haß auf euch,
Olympier, nicht auch die zarte Brust
Mit Geierklauen fasse! Rettet mich,
Und rettet euer Bild in meiner Seele!

Daran schließt sich das prachtvolle Parzenlied, das mit Michelangelesker Großheit die mitleidlosen, launenhaften, in ewig genießender Selbstsucht verharrenden Götter malt. Welchen Sinn hat dieses Lied in diesem Augenblick im Munde Iphigeniens? Es ist ihrem ganzen Glauben zuwider. Sie denkt, wie wir mehr als einmal erfahren, gerade entgegengesetzt von den Göttern. Sie hält sie für gerecht, milde, gütig —

Denn die Unsterblichen lieben der Menschen
Weitverbreitete gute Geschlechter,
Und sie fristen das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen, ewigen Himmels
Mitgenießendes, fröhliches Anschaun
Eine Weile gönnen und lassen.

Oder sollte etwa so rasch ihr Glauben sich ins Gegenteil verkehrt haben? Können wir das bei Iphigenie und angesichts der soeben an die Götter gerichteten Bitte: „Rettet mich und rettet euer Bild in meiner Seele!" annehmen? Oder sollte das Lied nur ein breiteres Ausklingen der Erinnerung an den alten Titanenhaß bedeuten, das sich der Dichter gestattete, um ein

funkelndes Schmuckstück dem Gold der Dichtung einzufügen? Auch zu dieser Erklärung werden wir uns ungern verstehen. Nach Goethes Sinne konnte der Schatten des Götterhasses über Iphigeniens Brust noch nicht einmal so lange hinschweben, als das Lied zum Gesange Zeit braucht. Vielmehr ist, wie wir meinen, seine Bedeutung eine andere. Iphigenie singt das Lied von den unbarmherzig über die Schicksale der Menschen hinwegschreitenden Göttern, um sich von diesem trostlosen Glauben, der einen Augenblick ihr Inneres durchzuckt hat, durch Schauder zu befreien. Das tragische Lied wirkt auf sie wie die Tragödie auf den Hörer. Demgemäß sehen wir sie sehr bald das Gegenteil von dem thun, wozu sie sich eben entschlossen hatte. Sie lügt nicht im Haß gegen die Götter, die ihr diese Verschuldung auferlegt, sondern sie spricht die Wahrheit im Vertrauen zu den Göttern.

Die List der Griechen ist ruchbar geworden und hat den König veranlaßt, Bewaffnete zu ihrer Ergreifung an die Küste zu senden. Gegen Iphigenie aber, die mit den Fremden zum Verrat sich verbunden, glüht er in heftigem Grimm. Eine für die Griechen günstige Lösung ist auf dem Wege von Gewalt und List ausgeschlossen; und einen deus ex machina konnte Goethe nicht wie Euripides zum Beistand senden. Nur die höchste Entfaltung der sittlichen Kräfte kann den Knoten noch entwirren, und auch aus diesem Grunde mußte der Dichter den Charakter der Iphigenie bis zur Erhabenheit steigern.

Als Iphigenie auf den Ruf des Königs vor ihn tritt, weiß sie noch nichts von seinen die List des Pylades durchkreuzenden Maßregeln. Der Dichter hat sich dadurch den großen Vorteil verschafft, die weitere Handlung Iphigeniens aus freien sittlichen Motiven hervorgehen zu lassen. Von der Reinigung des Tempelbildes ist zwischen Thoas und Iphigenie nicht mehr die Rede. Diese Forderung war nach der Lage der Dinge und nach den Gedanken Iphigeniens in den Hintergrund getreten. Es handelt sich sogleich um die prinzipielle Frage des Blutopfers. Iphigenie

beharrt bei ihrer Weigerung und beruft sich, als sich der König auf das alte taurische Gesetz bezieht, — wie Antigone gegenüber Kreon — auf das ältere Gesetz der Menschlichkeit. Der König unbewegt, verlangt Gehorsam, und anspielend auf die List, von der ihm Kunde geworden, sagt er warnend:

Die Vorsicht stellt der List sich klug entgegen,

worauf Iphigenie sofort hoheitsvoll einfällt:

Und eine reine Seele braucht sie nicht.

Man sieht, sie hat innerlich den Plan des Pylades längst abgethan. Sogleich geht sie in begeistertem Vertrauen auf die Kraft der Wahrheit und Sittlichkeit kühn vorwärts und enthüllt dem Könige die Namen der Fremden und ihre Absicht, das Tempelbild zu rauben, für das Apoll ihrem Bruder Befreiung von den Furien versprochen habe. „Uns beide hab' ich nun in deine Hand gelegt. Verdirb uns — wenn du darfst." Die reine Größe Iphigeniens, die in dem sittlichen Appell die schönste Spitze findet, hat den König erschüttert. Aber er will es weder sich noch Iphigenien gestehen. Diese, sein sinnendes Schweigen ungünstig deutend, klagt sich als Verderberin des Bruders an und bittet den König, sie zuerst zu töten, damit sie nicht den Bruder zu ermorden brauche. Absichtslos bewegt sie damit tiefer das schon bewegte Herz des Königs. Und als ein glücklicher Moment ihr noch eingiebt, ihn an sein einst gegebenes Wort zu erinnern, sie heimziehen zu lassen, wenn sich ihr die Rückkehr biete, da beginnt er seine starre Haltung aufzugeben. Er sagt noch nicht ja, aber auch nicht mehr nein. Wohl hätte er zum Widerruf des Blutopfers sich jetzt leicht verstanden. Aber was Iphigenie verlangte, war mehr, weit mehr und griff an seine stärksten Interessen als Mensch und König: Verzicht auf die Geliebte, Verzicht auf ein neu aufblühendes Familienglück, von dem er Befestigung seiner Herrschaft hoffte, Verzicht auf das altehrwürdige Götterbild, an dem das Volk gläubig hing. „Du forderst viel in einer kurzen

Zeit," konnte er mit Recht sagen. Trotzdem haben wir die Zuversicht, daß das einmal in Fluß gebrachte edle Erz des königlichen Gemüts die feindlichen Elemente seines Inneren überwinden werde, und schon sind wir geneigt, unsere erregte dramatische Spannung in weiche Rührung auslösen zu lassen, als der Dichter durch einen ernsten Zwischenfall ihre frühere Energie wiederherstellt.

Die Leute des Königs waren inzwischen mit den Griechen in Kampf geraten, und in höchster Erregung kommt Orestes mit dem Schwerte herangestürzt und ruft, den König nicht sehend, Iphigenien zu, rasch mit ihm zu fliehen, solange die Seinigen noch den Weg deckten. Ein gnädiger Fürst kann Vieles nachsehen, aber derjenige, der mit den Waffen seinen Geboten sich widersetzt, ist sein Feind, und wäre es der Würdigste und Nächste. So greift denn Thoas sofort zum Schwert, und die Versöhnung, die Iphigenie angebahnt, scheint in Blut untergehen zu sollen. Doch mit bezwingender Hoheit tritt Iphigenie zwischen die Streitenden und stellt mit genialem Takte ihrem Bruder den König als ihren zweiten Vater vor, in dessen Hand sie ihrer Aller Geschick gelegt hätte. Und mit demselben hohen Takte erwidert sie auf die Frage Orestens: „Will er die Rückkehr friedlich uns gewähren?" „Dein blinkend Schwert verbietet mir die Antwort." Die beiden Männer sind entwaffnet, und beim König ist die Pforte zur freundlichen Verständigung wieder geöffnet. Die ganze stürmisch bewegte, bedeutungsvolle Scene umfaßt nicht mehr als achtzehn Verse.

Währenddem sind Pylades und Arkas, ebenfalls Beide mit gezücktem Schwerte, herangekommen; Pylades, um zur Flucht zu treiben, Arkas, um zu melden, daß die Griechen zurückwichen und ihr Schiff bereits in der Taurier Händen sei. Eine neue Versuchung für den König. Er ist Sieger und kann und müßte Sühne für das Blut seiner Unterthanen fordern. Doch er bleibt unter dem Blick Iphigeniens bei seinem versöhnlichen Sinne. Er gebietet Waffenstillstand.

Es folgt die Schlußscene, von Goethe mit höchster Weisheit

angelegt. In drei Staffeln erhebt sie sich, auf jeder Staffel wieder neu unsere Seele bewegend. Thoas verlangt von Orest den Nachweis, daß er derjenige sei, als den er sich ausgebe. Orest, anstatt einen juristischen Beweis anzutreten, erbietet sich — ebenso gemäß seinem Charakter wie wirksam auf Thoas — zu einer Tapferkeitsprobe. Der König solle ihm den besten seiner Mannen gegenüberstellen. Das Duell, das der König in unverkennbarem Wohlgefallen an dem mutigen Jüngling selbst ausfechten will, wird von Iphigenie verhindert, die ihn von der Echtheit ihres Bruders überzeugt. Da macht der König eine zweite Schwierigkeit geltend: das Dianenbild. Diese beseitigt der Dichter durch den wundervollen Gedanken, daß das Wort des Apollo:

> Bringst du die Schwester, die an Tauris' Ufer
> Im Heiligtume wider Willen bleibt,
> Nach Griechenland, so löset sich der Fluch —

nicht auf des Gottes Schwester, sondern auf die Schwester Orestens sich beziehe.

Orest wartet nicht ab, wie sich der König auf die von ihm gegebene Erklärung des Orakels äußern werde, sondern in feuriger Beredsamkeit dringt er sogleich auf ihn ein, Iphigenie frei zu geben. Er schildert sie als eine Gottbegnadete, der König möge nicht hindern, daß sie die Weihe

> Des väterlichen Hauses nun vollbringe,
> Mich der entsühnten Halle wiedergebe,
> Mir auf das Haupt die alte Krone drücke!
> Vergilt den Segen, den sie dir gebracht,
> Und laß des nähern Rechtes mich genießen!
> Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
> Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
> Beschämt, und reines kindliches Vertrauen
> Zu einem edeln Manne wird belohnt.

Jeder Satz aus dem Munde des tapferen Königssohnes muß den König rühren. Stumm in sich versunken steht er da.

Da vollendet Iphigenie das Werk des Bruders. Noch einmal erinnert sie Thoas an seine Zusage, und noch einmal sein besseres Selbst anrufend, spricht sie das bestimmte Wort aus: „Versagen kannst du's nicht, gewähr' es bald." Wie sollte der König so edlen Menschen mit so unschuldiger Bitte und so großem Vertrauen zu ihm noch länger widerstehen! Unter ihrem Anhauch wächst er zur Selbstüberwindung heran, Er opfert seine süßesten Wünsche und sagt gepreßt: „So geht!" — Hier hätte Goethe das Stück abschließen können. Aber er führt die Scene noch eine Staffel höher.

Er konnte seine Iphigenie nicht so von Thoas scheiden lassen. Sie kann nur mit des Königs liebevollem Anteil von Tauris fortgehen. Denn er ist ihr wert und teuer, wie es ihr der eigene Vater war.

Und dieser Eindruck bleibt in meiner Seele.
Bringt der Geringste deines Volkes je
Den Ton der Stimme mir ins Ohr zurück,
Den ich an euch gewohnt zu hören bin,
Und seh' ich an dem Ärmsten eure Tracht;
Empfangen will ich ihn wie einen Gott,
Ich will ihm selbst ein Lager zubereiten,
Auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden,
Und nur nach dir und deinem Schicksal fragen.
O geben dir die Götter deiner Thaten
Und deiner Milde wohlverdienten Lohn!
Leb wohl! O wende dich zu uns und gieb
Ein holdes Wort des Abschieds mir zurück!
Dann schwellt der Wind die Segel sanfter an,
Und Thränen fließen lindernder vom Auge
Des Scheidenden. Leb wohl! und reiche mir
Zum Pfand der alten Freundschaft deine Rechte.

Und nun kommt aus dem Munde des Königs ein weiches liebendes „Lebt wohl!"

Es ist immer eine für den Beobachter wunderbare Erscheinung, wie reif gewordene, von der Entwickelung geforderte Ideen an verschiedenen Punkten zu gleicher Zeit aus den Köpfen der führenden Geister hervorbrechen. Sie ist aber doppelt wunderbar, wenn diese Ideen in einem und demselben Momente zu künstlerischer Gestaltung gelangen.

Das widerfuhr in Deutschland der Idee der Humanität, die seit der Mitte des Jahrhunderts das westliche Europa mit immer stärkerem Wellenschlage durchrauschte. In denselben Monaten, in denen Goethe seine Iphigenie niederschrieb, arbeitete Lessing in Wolfenbüttel an seinem Nathan, und die Vollendung der beiden Werke wird nur wenige Tage (Ende März 1779) auseinander gelegen haben. Iphigenie und Nathan sind unsere Hohelieder der Humanität. Doch ist in ihrem Grundgehalt ein wichtiger Unterschied nicht zu verkennen. Im Nathan findet die zeitgenössische Auffassung der Humanität, die den Menschen unabhängig von Religion, Abstammung, Nationalität nur nach seinem inneren Werte abschätzt, ihren klassischen Ausdruck. Für Goethe war diese Anschauung Lebensatem. „Mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals, Moses! Prophet! Evangelist! Apostel, Spinoza oder Machiavell" lautet ein jugendlich enthusiastisches Wort von ihm, das so gut dem Nathan als Motto dienen könnte, wie der lateinische Spruch, den Lessing vorgesetzt hat. Aber das Ideal der Humanität bildete er höher aus. Im Nathan ist es: alle Menschen lieben — ohne Vorurteil. Das ist ins Praktische übersetzt: allen Menschen unterschiedslos wohlthun. Aber gehört zum Wohlthun nicht mehr als vorurteilsfreie Liebe? Wie viele verletzen nicht in Liebe, weil sie infolge eigener Trübung die Existenz des Anderen nicht rein in sich aufzunehmen imstande sind! Sie sehen und fühlen — bei aller Liebe — gar nicht die wunden Stellen, aus denen ein Anderer blutet. Nur der ganz reine Mensch vermag im höchsten Sinne wohlzuthun. Auf seiner reinen Seele zeichnet sich die Existenz des Anderen rein ab. Er sieht seine Gebrechen in aller Klarheit und er vermag sie zu tragen, weil

er selber ohne Bürde ist. Er giebt dem Anderen von der eigenen Reinheit und damit den Glauben an die Reinheit, der ihn heilt und rettet. Das klingt mystisch und ist es auch, ist aber nichtsdestoweniger eine durch die Erfahrung erhärtete Thatsache. Bei ähnlichen Erscheinungen des niederen Seelenlebens pflegen wir heutzutage von Suggestion zu sprechen.

Da aber nur der reine Mensch fähig ist, die edelsten Einwirkungen hervorzurufen, so erweiterte sich für Goethe das Ideal der Humanität von der Duldung, Verträglichkeit, vorurteilslosen Liebe, zum Streben nach reiner Menschlichkeit, für die die vorurteilslose Liebe selbstverständliche Voraussetzung ist.

> Was der Dichter diesem Bande
> Glaubend, hoffend anvertraut,
> Werd' im Kreise deutscher Lande
> Durch des Künstlers Wirken laut!
> So im Handeln, so im Sprechen
> Liebevoll verkünd' es weit:
> Alle menschliche Gebrechen
> Sühnet reine Menschlichkeit.

So lautet vollständig die schwerwiegende Widmung, deren Schlußverse wir oben erwähnt haben. —

Wenn Iphigenie durch ihren inneren Gehalt uns an den Nathan erinnerte, so geschieht es auch durch die äußere Form. Goethe vollzieht mit der Iphigenie, wie Lessing mit dem Nathan, im Drama den Übergang zum fünffüßigen Jambus. Und auch hier ist wieder die Gleichzeitigkeit überraschend. Denn die erste Form der Iphigenie, die sogenannte Prosafassung, ist schon in jambischem Rhythmus geschrieben, ja viele Teilchen des Dialogs bilden schon fertige jambische Quinare. Es lag augenscheinlich in der Absicht des Dichters, bei aller Freiheit der rhythmischen Bewegung den Fünffüßler zum Hauptträger des Dialogs zu machen.

Daß Goethe mit seinem feinen Formgefühl beim hohen Drama

von der Prosa Abschied nahm, wird uns nicht überraschen. **Noch** vor der Iphigenie hatte er für den Faust und **Prometheus** sich zum Vers bekehrt, in diesem freie Rhythmen schwungvoll handhabend, in jenem den altdeutschen Knittelvers mit neuem edlen Blute füllend. In der Iphigenie griff er zum fünffüßigen Jambus, der bei den Engländern sich als dem germanischen Drama kongenial bewährt hatte und sich zugleich als größte Annäherung an den Vers des griechischen Dramas, den majestätischen Trimeter, empfahl.

Was die Iphigenie gewann, als Goethe sie aus der Prosa, obwohl diese schon rhythmisch gezügelt war, in Verse umgoß, ist nach der musikalischen Seite nur durch das Gefühl zu erfassen. Von den ersten, feierlich bewegten Worten: „Heraus in eure Schatten, rege Wipfel des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines" bis zum letzten thränenfeuchten „Lebt wohl!" durchfließt eine sanfte Harmonie das Stück, deren voller Wohllaut allein unserem geistigen Ohre vernehmbar ist, weil keine Kunst des Vortrags ihn erreichen kann.

Doch der Vers brachte nicht bloß melodischeren Klang in das Stück, auch den Ausdruck besserte und klärte er. Wer die Iphigenie in Prosa mit der in Versen vergleicht, kann lernen, wie wenig in einem Drama, dessen Stoff nicht in der Alltäglichkeit wurzelt, der Vers eine lästige Fessel, wie häufig er vielmehr ein treibender Sporn ist. Freilich nur für den großen Dichter, der reich genug ist, um nicht zur Rundung und Füllung des Verses inhaltslose Phrasen oder Attribute herbeischleppen zu müssen. Wenn z. B. Goethe in der Prosafassung von 1781, die wir hier und späterhin zum Vergleich heranziehen, den Orest sagen läßt: „Mich haben sie zum Schlächter auserkoren, zum Mörder meiner Mutter," und in der versifizierten, um den zweiten Quinar herauszubekommen, vor Mutter einschob „doch verehrten", so ist dies ein so glücklicher, vielsagender, dem Geist des Orest und des ganzen Stückes so entsprechender Zusatz, daß wir die Tyrannei des Verses nur preisen können, die dem Dichter so feines Kolorit abrang.

Ebenso ist eine vom Vers erzwungene Verkürzung nicht selten von schönster Wirkung. Wenn in der Prosafassung eine bekannte Stelle lautet: „Ich bin aus Tantals merkwürdigem Geschlecht“, während sie im Vers die Form hat: „Vernimm! Ich bin aus Tantalus' Geschlecht!“ so wird Niemand die größere Wucht, die aus der Streichung des „merkwürdigem“ hervorgeht, verkennen. Neben diesen kleinsten Beispielen mögen aus der Heerschar weiterer sich darbietender Beispiele nur noch zwei ausgedehntere gewählt sein, um den Schmelz und die Kraft des Verses zu illustrieren.

I. Akt. 1. Scene:

Mein Verlangen steht hinüber nach dem schönen Lande der Griechen, und immer möcht' ich übers Meer hinüber.	Und an dem Ufer steh' ich lange Tage, Das Land der Griechen mit der Seele suchend, Und gegen meine Seufzer bringt die Welle Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.

IV. Akt. 5. Scene (Parzenlied):

Sie aber lassen sich's ewig wohl sein am goldnen Tisch. Von Berg zu Bergen schreiten sie weg und aus der Tiefe dampft ihnen des Riesen erstickter Mund, gleich andern Opfern ein leichter Rauch.	Sie aber, sie bleiben In ewigen Festen An goldenen Tischen. Sie schreiten vom Berge Zu Bergen hinüber: Aus Schlünden der Tiefe Dampft ihnen der Atem Erstickter Titanen, Gleich Opfergerüchen, Ein leichtes Gewölke.

Zahllos sind die Verbesserungen, die Goethe unabhängig vom rhythmischen Zwange in den Text gebracht hat. Sie sind sämtlich klein und bedeuten doch in ihrer Summe ein unendlich Großes.

Zwischen Akten und Protokollen, jungen Rekruten, hungernden Strumpfwirkern war die erste Fassung zustande gekommen. Die Lücken und Ecken, die aus dieser unharmonischen Umgebung ihr anhingen, waren während des Weimarer Amtslebens nicht zu

tilgen. Als er aber auf der italienischen Reise in einer anmutig-großen Welt mit freiem Gemüt sich völlig in die Seele des Gedichtes versenken konnte, verspürte er jede leise Unebenheit der Motivierung, jede Schwankung des Tons, jeden härteren Übergang in der Färbung; und er ruhte nicht mit Glätten und Abtönen, Vertiefen und Erhöhen, bis die Dichtung jenen edlen Bildwerken glich, die in Italien in stiller Erhabenheit auf ihn niederblickten.

Iphigenie erschien 1787, ein Jahr vor dem älteren Egmont. Der Beifall beschränkte sich auf kleine Kreise. Die große Masse hatte etwas Berlichingisches von ihm erwartet und war einigermaßen verblüfft, den einstigen Revolutionär auf so sanften, gesitteten Pfaden zu entdecken. Obendrein hatten die Räuber im Verein mit den anderen Schillerschen Erstlingen das vom Götz entzündete Feuer neu angeblasen, und so stieß Iphigenie auf keine günstige Zeitstimmung.

Auch auf dem Theater bürgerte sich das Stück langsam ein. Selbst in Weimar, wo die ersten Aufführungen auf dem herzoglichen Liebhabertheater so großen Erfolg gehabt hatten, kam es erst im Jahre 1802 wieder auf die Bühne. Goethe, der es in der Hand gehabt hätte, es eher zur Aufführung zu bringen, ließ es liegen. Er zweifelte, ob Schauspieler und Publikum dem Stück gewachsen wären. Schiller, der siegesfreudiger war, überwand die zaudernden Bedenken des Freundes, studierte die Vorstellung ein und ließ sie am 15. Mai über die Scene gehen. Goethe war etwas beklommen zu Mute, als der Abend der Aufführung nahte. Nicht wegen des Erfolges — darüber war er hinaus —, sondern wegen des subjektiven Untergrundes der Dichtung. Von Jena, wo er sich zufällig aufhielt, schrieb er an Schiller: „Ich werde eintreffen, um an Ihrer Seite einen der wunderbarsten Effekte zu erwarten, die ich in meinem Leben gehabt habe: die unmittelbare Gegenwart eines für mich mehr als vergangenen Zustandes.“ Mehr als vergangen. Die Orestzustände waren vergangen und mehr als diese, die Liebe zu seiner Erlöserin, der Frau von Stein.

Goethe hat in späteren Jahren die symbolische Wiederbelebung der schönen und so tiefschmerzlich abgeschlossenen Vergangenheit nicht mehr vertragen können. Als im Jahre 1827 der von Zelter empfohlene Schauspieler Krüger in Weimar als Orest auftreten sollte, förderte Goethe sein Gastspiel nach Kräften, er selbst ging aber nicht zu der Vorstellung. „Es ist mir unmöglich," meldete er Zelter, „hineinzugehen. Was soll mir die Erinnerung der Tage, wo ich das Alles fühlte, dachte und schrieb!" —

28. Tasso.

Von Hellas nach Italien. Unbewußt wählte Goethe im ersten Weimarischen Jahrzehnt die Länder seiner Sehnsucht zum Schauplatz seiner ernsten Dramen.

Seit früher Jugend stand Tassos Gestalt und großes Epos dem Dichter vor Augen. Das „befreite Jerusalem" hatte der Knabe erst in Kopps Übersetzung, dann im Original gelesen, und einzelne Partien der Dichtung sprachen so lebhaft zu seinem Gemüte und zu seiner Phantasie, daß er sie dramatisch ausbildete und, wie wir erfuhren, mit kindlichem Feuer und Ungeschick auf sein Puppentheater brachte.

Nicht minder als die Dichtung werden aber die Lebensschicksale des italienischen Dichters einen starken Reiz für ihn gehabt haben. Tasso sollte nach dem Willen des Vaters Jura studieren, während ihn der Wunsch, ein Dichter zu werden, durchglühte. Er folgte auf der Universität seinem inneren Drange und eröffnete sich durch diesen Schritt den Weg zur Unsterblichkeit. Auf dem Titelbilde der Koppschen Übersetzung konnte der junge Goethe sehen, wie Apollo dem vor ihm knieenden Tasso den Lorbeerkranz aufs Haupt setzt, während Homer und Virgil andächtige Zeugen der Krönung sind.

Welche Echos mußte diese Erzählung und dieses Bild in der Brust des zum Juristen bestimmten Knaben wecken, der sein höchstes Lebensglück in dem Lorbeerkranz sah, der den Dichter zu zieren geflochten ist! Auch ein Nebenumstand mußte ihn über-

raschen und rühren. Tasso hatte eine einzige, innig geliebte Schwester, und diese Schwester hieß Cornelia! —

Von neuem wurde ihm die Persönlichkeit Tassos vor Augen gerückt durch einen schwärmerisch-empfindsamen Aufsatz, den Heinse auf Grund von Mansos Biographie im Herbst 1774 in der Iris veröffentlichte. In reicheren, volleren Farben war hier das Leben Tassos am Hofe zu Ferrara, seine ziellose Liebe zur Prinzessin Leonore von Este, sowie sein Kampf mit heimlichen und offenen Gegnern geschildert. Wenig mehr als ein Jahr verging, und Goethe sah sich in einer erstaunlich ähnlichen Lage. Auch er war an einen Hof gekommen, war von einer ziellosen Liebe zu einer edlen Frau des Hofkreises erfaßt worden und hatte mit manchem Gegner hart zu kämpfen. Darüber hinaus aber zog ihn an Tassos Schicksalen der in ihm wie in dem Italiener stets lebendige Gegensatz zwischen den träumerischen Forderungen des Genies und den nüchternen Forderungen der Wirklichkeit an. Wann aus diesem empfundenen Parallelismus der Gedanke an eine Dichtung hervorsprang, ist nicht näher zu bestimmen. Denn wenn Goethe unter dem 30. März 1780 notiert: „Gute Erfindung. Tasso", so braucht dies nicht das erste Aufblitzen, sondern kann schon das erste Ausgestalten der Dichtung bedeuten. Ja das letztere ist sogar das Wahrscheinlichere. Im Frühjahr und im Sommer bleibt der Tasso der stillen inneren Arbeit überlassen: im Oktober beginnt die Niederschrift. Goethe hatte große Freude an dem Stoff. In der Iphigenie konnte er nur die beruhigende, klärende, sanft leitende Macht der Frau von Stein wiederspiegeln, in den Tasso konnte er sein Lieben, sein Dichten, sein Verhältnis zum Herzog, zur Hofgesellschaft, zum Beamtentum, also alle wesentlichen Radien seines Weimarischen Lebenskreises hineinerstrahlen lassen.

Ferrara fließt mit Weimar zusammen, Tasso mit Goethe, die Prinzessin mit Frau von Stein, der einige Blutstropfen der Herzogin beigemischt werden, Alphons mit Karl August, Antonio oder der ursprünglich an seiner Stelle stehende Battista Pigna mit dem Grafen von Goertz, dem die „steife Klugheit" des Ministers

von Fritsch beigegeben wird, und für die Gräfin Sanvitale mochte es mehr als eine Vertreterin in der thüringischen Residenz und ihrer Nachbarschaft geben. Am erkennbarsten leuchten die Vorbilder bei Tasso, der Prinzessin und Alphons hindurch, und wer die Geschichte des Weimarischen Jahrzehnts von 1776—1786 genauer kennt, der glaubt im Drama Unterhaltungen aus jener Zeit zu belauschen. In Goethes Umgebung war man sich auch über den aus der Weimarischen Gegenwart geschöpften Grund des Stückes durchaus klar. Herder hatte kaum die erste Scene gelesen, als er seiner Frau bemerkte: „Goethe kann nicht anders als sich selbst idealisieren und immer aus sich schreiben", und Frau von Kalb hörte aus den ersten drei Scenen Goethe, den Herzog, Frau von Stein und die Herzogin heraus. Goethe hat in späteren Jahren, wo Deutungen nicht mehr gefährlich waren, kein Hehl daraus gemacht, wieviel Persönliches und Weimarisches in der Dichtung stecke, so daß er mit Recht von ihr sagen könne: „Sie ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch." Eckermann, der uns diese Äußerung berichtet, hatte freilich keine Vorstellung, in wie hohem Grade diese Worte Wahrheit seien. Ja, auch die Zeitgenossen der ersten Weimarischen Epoche ahnten es nur unvollständig, mit einer Ausnahme — der Frau von Stein. Denn ihr hatte Goethe in den Anfangsstadien Schritt vor Schritt berichtet, wie er unter dem Schleier der Dichtung seine Liebe zu ihr offenbare. Und es war gerade dieser Umstand, der ihn beglückte und in ihm mitten unter der Last der Amtsgeschäfte das Feuer nährte, in dem er das Drama schmiedete.

Wie die Handlung des Dramas zu einem Zeitpunkt einsetzt, wo die Prinzessin offener als bisher ihre tiefe Zuneigung zu Tasso bekennt und dadurch ihn in trunkenes Entzücken versetzt, so beginnt Goethes Arbeit am Tasso zu einem Zeitpunkt, wo Frau von Stein durch mehr und mehr sich enthüllende Liebesgeständnisse bei ihm einen ähnlichen Zustand hervorruft. Unter hoffnungsreichen Vorgefühlen schreibt er den ersten Akt, unter dem beseligenden Bewußtsein ihrer Gegenliebe den zweiten. „Merken Sie nicht", schreibt

er am 25. März 1781, als er vor der heutigen ersten Scene des zweiten Aktes stand, „wie die Liebe für Ihren Dichter sorgt? Vor Monaten war mir die nächste Scene unmöglich. Wie leicht wird mir sie jetzt aus dem Herzen fließen!“ Zwei Tage später: „Den Frauens und Dir besonders hab ich in der Stille des Morgens eine Lobrede gehalten.“ Am 19. April: „Da Sie sich alles zueignen wollen, was Tasso sagt, so hab ich heut schon so viel an Sie geschrieben, daß ich nicht weiter und nicht drüber kann.“ Am nächsten Tage: „Von mir sag ich Dir nichts, noch vom Morgen. Ich habe gleich am Tasso schreibend Dich angebetet.“ Drei Tage später, auf Tassos Monolog im zweiten Akte deutlich hinweisend: „Diesen Morgen ward mir's so wohl, daß mich ein Regen zum Tasso weckte. Als Anrufung an Dich ist gewiß gut, was ich geschrieben habe. Ob's als Scene und an dem Orte gut ist, weiß ich nicht.“

So beendet er bis zum Herbst hin den zweiten Akt. Nun aber begann eine Schwierigkeit. Nicht bloß, daß er im nächsten Jahre durch die Übernahme des Kammerpräsidiums in seinen dichterischen Arbeiten eine neue schwere Hemmung erfuhr, auch innerlich legte sich dem Tasso ein Hemmnis in den Weg. „Meine Produktion hielt immer mit meinem Lebensgang gleichen Schritt.“ In dem Plan des Stückes mußte es von Anfang an liegen, daß Tasso und die Prinzessin auseinander gerissen werden. Woher sollte Goethe bei innigster Gemeinschaft mit Frau von Stein Lust, Bedürfnis und Farben zur Ausführung dieses tragischen Abstiegs der Handlung nehmen! So blieb Tasso als zweiaktiger Torso liegen.

Er wurde mit nach Italien genommen, wo auch seine Form veredelt werden sollte. Aber als Goethe im Februar 1787 nach Beendigung der Iphigenie an den Tasso geht, will dieser nicht werden. Er wandert mit nach Neapel, wird auf der Seereise nach Sicilien neu durchdacht, und wir erfahren, daß dabei der Plan so ziemlich gediehen sei. Trotzdem verschwindet das Stück wie in einer Versenkung. Weder in Sicilien noch bei der Rückkehr in Neapel, noch während des größten Teils des zweiten Römischen

Aufenthaltes kommt es zum Vorschein. Vielmehr werden an seiner Stelle Egmont und einige Singspiele vorgenommen. Erst im Februar 1788, als sich Goethes Römische Existenz ihrem Ende zuneigte, taucht es wieder auf, und am 1. März ist der Plan in Ordnung.

Es ist klar, warum die Fortsetzung des Tasso auch in der Römischen Muße sich nicht bilden wollte. Es fehlte wie in Weimar die Stimmung dazu. In den letzten Monaten kam sie. Nicht daß das Verhältnis zu Frau von Stein irgend eine vorschattende Wendung erhalten hätte, aber die Trennung von Rom, der Stadt, in der er jetzt das höchste Glück erlebte, konnte ihm die Schmerzen lebendig machen, die Tasso bei der Trennung von seinem höchsten Glücke empfinden mußte. So ist es zu verstehen, wenn er an den Herzog am 28. März von Rom aus schreibt: „Wie der Reiz, der mich zu diesem Gegenstande führte, aus dem Innersten meiner Natur entstand, so schließt sich auch jetzt die Arbeit, die ich unternehme, um es zu endigen, ganz sonderbar ans Ende meiner italienischen Laufbahn und ich kann nicht wünschen, daß es anders sein möge.“

Wir haben in einem früheren Kapitel gehört, mit welcher leidenschaftlichen Kraft er auf dem Rückwege, besonders in Florenz, dessen Lust- und Prachtgärten den natürlichsten Hintergrund für die Dichtung abgaben, sich ihr hingegeben hat. Aus einem kleinen, in seinem Nachlaß gefundenen Reiseheftchen wissen wir, daß er in jenen Wochen an dem schmerzensreichsten Akte, dem fünften, arbeitete. Noch aber sollte ihm das Schicksal echtere Farben leihen. „Merken Sie nicht, wie die Liebe für Ihren Dichter sorgt?“ Diese Worte konnte er bei der Vollendung der Dichtung in bittertragischem Sinne wiederholen. Der Liebesbund mit Frau von Stein begann sich bald nach der Rückkehr zu lösen und er war zerrissen, als Goethe im Juli 1789 die letzte Hand an das Stück legte.

Die Handlung ruht im Tasso wie in der Iphigenie nur auf fünf Personen: dem Herzog Alphons von Ferrara; seiner Schwester, der Prinzessin Leonore; ihrer Freundin, der Gräfin Leonore Sanvitale; dem Staatssekretär Antonio Montecatino und dem Helden des Stücks. Alle fünf bedeutende Persönlichkeiten, die näher zu kennen vorteilhaft sein wird, bevor wir an die Handlung selbst herantreten.

Die Prinzessin ist über die Blüte der Jahre hinaus. Sie hat eine leidensreiche Jugend hinter sich. Frühzeitig war ihr die hochverehrte Mutter wegen Irrglaubens entzogen worden. Häufige und schwere Krankheiten hatten die Verwaiste heimgesucht und bis an den Rand des Todes geführt. Auf die großen und kleinen Freuden des Lebens hatte sie jahrelang Verzicht leisten müssen; selbst den Gesang, mit dem sie sonst Schmerz und Wunsch einwiegte, hatte ihr der ärztliche Befehl geraubt. Ohne Bitterkeit hatte ihre große Seele die Leiden und Entbehrungen getragen: sie sah sie als eine Prüfung an, durch die sie geläutert werden solle. Seit einiger Zeit ist sie wieder gesünder und freier, doch der Zug des Duldens und der Resignation, das Gepräge einer stillen, in sich zurückgescheuchten Natur ist ihr geblieben. Ihre Gefühle und Willensäußerungen brechen nur gedämpft hervor. Auf ihrer Thatkraft liegt es wie eine leise Lähmung. Sie zaudert, handelt langsam oder gar nicht. Ihre Passivität erhöht sich durch ihre geringe Menschenkenntnis. Sie hat im Krankenzimmer gelebt, woher soll sie die Welt kennen? Daher ist sie gegenüber Verwickelungen ratlos oder geneigt, zu falschen Mitteln zu greifen. Je weniger sie aber fähig ist und sich fähig fühlt, in die reale Welt einzugreifen, um so mehr hat sie sich der geistigen zugewandt. Auf den mannigfachsten Gebieten des Wissens und künstlerischen Schaffens hat sie sich heimisch zu machen gesucht, an allem Großen und Schönen nimmt sie lebendigen Anteil, der Verkehr mit Gelehrten, Dichtern, Staatsmännern ist ihr köstlicher Genuß, und im Verein mit ihrem Bruder hat sie sich bemüht, den Hof von Ferrara zum Sammelpunkt der erlauchtesten Geister Italiens zu

machen. An diesen Hof ist auch Tasso gekommen und hat ihr Gemüt wunderbar ergriffen. Er vergoldet ihr Natur und Leben mit der Dichtung Sonnenstrahlen und hebt sie über das Irdische auf den Fittichen seines zu den Gestirnen strebenden Genius. An seiner Seite fängt das Leben erst an, sie wahrhaft ein Leben zu dünken. In dem geistigen Schwelgen mit ihm empfindet ihr „bedürfend Herz" die glücklichste Befriedigung. Sie begehrt nichts mehr, nichts weiter.

Neben der ätherischen Erscheinung der Prinzessin steht ihre Freundin, die Gräfin Sanvitale, wie die Rose neben der Lilie. Die Prinzessin jungfräulich, blaß mit Leidensspuren, still, weltunerfahren, thatenscheu, die Gräfin, eine blühende Frau von bestechender Schönheit, gesund und sicher, lebhaft und heiter, weltkundig und voller Lust, ihre kleinen Hände in das Spiel der Welt zu mischen. Sie liebt wie die Prinzessin die Dichtung, aber nicht bloß um ihrer selbst willen, sondern auch weil sie zugleich ein glänzendes Ornament des Lebens ist, ja wenn es das Glück will, eine glänzende Wolke, auf der man mit dem Dichter durch die Jahrhunderte schwebt. Ist ihr Sinn etwas nach außen gerichtet, so ist sie deshalb nicht oberflächlich. Zwar besitzt sie nicht die Gelehrsamkeit und die Vielseitigkeit der Prinzessin, aber mit feinem Gefühl und tiefem Blick dringt auch sie in die Sphären des Geistes, namentlich der Poesie, und herrliche gedankenvolle Worte kommen aus ihrem Munde. Sie ist liebenswürdig und thut dem anderen gern wohl und es macht nicht viel, daß sie dabei den schwachen Wunsch hat, ihre Wohlthat möge auch geschätzt werden. Sie steht überhaupt der Welt nicht so selbstlos gegenüber, wie die Prinzessin. Aber ihr Egoismus geht im Grunde nicht über die edle Eitelkeit hinaus, Beschützerin eines Dichters zu sein und durch ihn Ruhm bei Mit- und Nachwelt zu erringen. Kommt ihr Interesse mit ihrer Ehrlichkeit und Güte in Konflikt, dann siegen diese über jenes. So verdient die geistvolle, anmutige Frau die Liebe und das Vertrauen, das ihr die Prinzessin, der Herzog und der Staatssekretär entgegenbringen. Sie ist eine

reizende Zierde des Hofes, an dem sie schon ziemlich lange als Gast weilt.

Tasso ist eine echte, große Dichternatur. Seine Phantasie ist unablässig thätig, die Fülle von Eindrücken, die sie von außen empfängt, zu verarbeiten.

> Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum;
> Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
> Was die Geschichte reicht, das Leben giebt,
> Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
> Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
> Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.

Ein reiches Innenleben ist ihm aufgegangen. Er hat sich seine eigene Welt erbaut, die er am schönsten in der Einsamkeit genießt. Nur von einer Menschenseele läßt er sich gern aus seiner süßen Einsamkeit reißen: von der Prinzessin. Ihr reines, tiefes Gemüt hat ihn unwiderstehlich angezogen. Er fühlt bei ihr die lebendigste Resonanz, ein geheimes Mitweben mit seinem Geiste, eine unendliche Beruhigung seines erregten Blutes und seiner umherschweifenden Begierden. Ihr Bild verklärt sich ihm zu seiner Muse, die er in liebesseliger Schwermut anbetet. Wie sein Liebesgefühl die höchsten Formen annimmt, deren es fähig ist, so steigert er jedes Gefühl, das in seiner Brust aufkeimt, mit außerordentlicher Sensibilität zum höchsten Extrem. Wie die Liebe, so Haß, Vertrauen, Argwohn, Freude, Schmerz, Hoffnung und Verzweiflung. Vom Himmel stürzt er in die Hölle und aus der Hölle steigt er im Augenblick wieder in den Himmel. Doch öfter treibt er aus seinem Erdendasein höllenab. Denn er ist geneigt, alles nach der düsteren Seite zu fassen. Eine unglückliche Jugend und die ewigen Stöße, die das schwärmende Genie von der harten Wirklichkeit empfängt, haben diese Anlage seines Gemütes geschaffen. Sehr jung ist er nach Ferrara gekommen, wo der Herzog ihm die Muße zur Vollendung seines großen Heldengedichtes, des befreiten Jerusalems, in hochherzigster Weise gewährt hat. Eine Reihe von Jahren sind seit seiner Ankunft verstrichen, aber er

ist immer noch der Jüngste in des Herzogs Umgebung, von diesem wie von den Frauen als Liebling der Grazien verwöhnt, von den Geschäftsmännern scheel angeblickt.

Der Repräsentant dieser gegnerischen Geschäftsmänner ist der Staatssekretär Antonio Montecatino. Wir mögen ihn uns als in der Mitte der Vierziger stehend denken, etwa fünfzehn bis zwanzig Jahre älter als Tasso. Sein Charakter ist sehr schillernd und darum sehr strittig. Ganz können wir über ihn erst ins klare kommen, wenn wir seine Haltung im Drama genau verfolgt haben. Es sei darum vorläufig nur bemerkt, daß er ein sehr kluger und gewandter Staatsmann ist, der in seinem Berufe große Selbstbeherrschung, zähe Geduld, Verdeckung seiner Absichten und Gefühle gelernt hat. Er besitzt hohe Bildung, Ehrgeiz und einen leicht erregbaren Neid.

Der Herzog Alphons ist der einfachste unter den Charakteren des Tasso; gütig, wohlwollend, von wahrhaft vornehmer Gesinnung, würdevoll und gemessen, mild und fest, gleich sehr den praktischen Zweigen des Staatswesens, wie den Künsten und Wissenschaften zugethan und diese ebenso wohl aus innerstem Bedürfnis, wie aus dem Gesichtspunkt des politischen Vorteils schätzend: eine edle Fürstengestalt, von der alles Tyrannische, Gewaltthätige, Launenhafte des historischen Alphons abgestreift ist, um sie zum Fürstentypus des Zeitalters der Humanität zu machen. —

Diese fünf Charaktere führt Goethe in einem kritischen Moment zusammen, der alle vorhandenen Spannungen und Gegensätze auslöst und dadurch eine dramatische Handlung erzeugt. Sie ist hier noch mehr als in der Iphigenie auf das innere Erlebnis beschränkt. Denn das Degenziehen und der Stubenarrest Tassos können kaum mehr als symbolische Bedeutung beanspruchen. Da aber dies der Fall und das Innere der Personen, aus dem die Handlung fließt, so außerordentlich fein und reich zusammengesetzt ist, so bedurfte der Dichter, um überhaupt die Handlung verständlich zu machen, eines breiten Raumes, auf dem er die

Charaktere auseinander falten konnte. Die Handlung wird deshalb erst spät und mit Unterbrechungen ein lebhaftes Tempo bekommen. Zu ihrer Verlangsamung trägt weiter bei, daß auch die geistige Atmosphäre, eine Atmosphäre, in der Homer, Plato, Virgil, Petrarca und Ariost lebendig wirkende Größen sind und ein Lorbeerkranz der Ausgangspunkt eines Konfliktes wird, nicht mit wenigen breiten Pinselstrichen al fresco, sondern nur mit zahlreichen, zarten Linien, wie ein Kupferstich sich zeichnen ließ. Es gleicht daher das Drama keinem bewegten Kampfe auf offenem Felde, wo Schlag auf Schlag fällt, sondern einem geistreichen Spiel auf dem Schachbrett, in dem die Züge in wohlbemessenen Pausen folgen. Der Kenner schaut dem Spiel beständig mit Interesse zu, auch die Pausen sind ihm willkommen, um sich in die Situation zu vertiefen: aber erst gegen den Schluß hin steigert sich sein Interesse zu wirklicher Spannung.//

Der Dichter versetzt uns in den Park von Belriguardo, einem Lustschloß in der Nähe Ferraras. Es sind die ersten wonnigen Frühlingstage, und die Prinzessin mit ihrer Freundin genießen sie in frohem Behagen. Sie haben Schäferkostüm angelegt und winden Kränze, die sie den Büsten Virgils und Ariosts aufs Haupt drücken. So sehr Leonore Sanvitale sich des schönen Frühlings freut, so stimmt es sie doch wehmütig, daß derselbe Frühling sie nach ihrer Heimat Florenz zurückführen solle, wo sie ihr Gemahl erwarte. Angesichts der nahen Trennung empfindet sie doppelt den feinen Bildungsäther, der sie hier umgiebt, und hohes Lob spendet sie dem Fürsten und der Prinzessin, die, den Traditionen ihrer Vorfahren getreu, Ferrara zu einem Musensitze gemacht haben. Unvermerkt ist damit das Gespräch auf Tasso gelenkt. Seit einigen Tagen sind Lieder von ihm an Bäume geheftet, in denen eine Leonore verherrlicht wird. So gegründete Ursache die Prinzessin auch hat, diese Lieder auf sich zu beziehen, so genügt doch ein Blick auf die in Schönheit und

Heiterkeit strahlende Namensschwester, um in ihr Zweifel und Unruhe zu erregen, die sie durch ausforschende, in gefälligen Scherz gehüllte Fragen zu verscheuchen sucht. Aber anstatt von der Freundin rund und klar bekräftigt zu hören, daß die Verse nur ihr, der Prinzessin, gälten und gelten könnten, vernimmt sie, daß Tasso bei dem Namen Leonore wohl auch ihrer gedacht haben möge; im Grunde liebe er jedoch weder die Prinzessin noch sie, sondern ein Ideal, dem er diesen Namen geliehen. Die Prinzessin, etwas betroffen von dieser Erklärung, wird an weiteren Erörterungen durch das Nahen ihres Bruders gehindert. Die erste Scene endet, ohne daß uns der Gedanke kommt, es könne zwischen den beiden Frauen ein Kampf um Tasso sich entwickeln. Ihre Haltung ist zu ruhig und edel. Die Prinzessin wünscht nicht den Alleinbesitz Tassos, sondern nur den Meistbesitz, und die Gräfin begnügt sich mit dem Nebenbesitz, ohne auch diesen mit wirklicher Leidenschaft zu erfassen. Und es ist gut, daß der Dichter nicht nach dieser Richtung unsere Erwartung gelenkt hat, denn er hätte uns später sehr enttäuscht.

Aber auch sonst zeigt uns die lange Scene nichts an dem sonnigen Horizonte Belriguardos, was nach einem Gewitter aussähe. Wir haben an den wundervollen Porträts, die die beiden Sprecherinnen von sich und Tasso entwerfen, den höchsten ästhetischen Genuß gehabt, aber dieser Genuß hatte nichts von dramatischem Reize an sich.

Die zweite Scene bringt die Entwickelung der Handlung nicht viel weiter. Es wird von dem krankhaften Argwohn Tassos ausführlich gesprochen, ohne daß die Darstellung dieses Zuges seines Wesens besonders dringlich gewesen wäre, da er erst spät ein Motiv für die Handlung abgiebt. Es wird ferner die Ankunft Antonios angekündigt, ohne daß irgendwie seines alten Gegensatzes zu Tasso gedacht würde. So treten wir gleichmütig in die dritte Scene ein, die Tasso zu den Versammelten führt. Er hat sein großes Epos vollendet und überreicht es mit huldigenden Worten dem Fürsten. Dieser giebt seinem Dank und seiner Be-

wunderung für den Dichter Ausdruck, indem er ihn durch die Prinzessin mit dem Lorbeerkranze krönen läßt, mit dem sie die Büste Virgils geschmückt hatte. Jetzt wird Tassos Natur vor uns lebendig. Der Kranz, von geliebter Hand ihm gereicht, versetzt ihn sogleich in zitternde Ekstase.

> O, nehmt ihn weg von meinem Haupte wieder,
> Nehmt ihn hinweg! Er sengt mir meine Locken,
> Und wie ein Strahl der Sonne, der zu heiß
> Das Haupt mir träfe, brennt er mir die Kraft
> Des Denkens aus der Stirne. Fieberhitze
> Bewegt mein Blut. Verzeiht! Es ist zu viel!

Und als die Umstehenden ihm unter beruhigenden und ehrenden Worten den Schmuck des Kranzes lassen, da wanken ihm vor seliger Freude die Kniee.

Auch an diesem Punkte sehen wir noch nicht die Angel, um welche sich die Handlung des Stückes bewegen soll, aber wir fühlen wenigstens, daß in der nervösen Überschwenglichkeit Tassos ein Gärung erregender Keim liegt. Infolgedessen gewinnen wir einige Spannung für die nächste Scene, die Antonio in den hochgestimmten Kreis bringt. Antonio ist soeben von einer langen, sehr erfolgreichen Mission aus Rom zurückgekehrt. Er wird von allen Seiten aufs freundlichste begrüßt, auch von Tasso, der sich der Nähe des vielerfahrenen Mannes zu freuen hofft. In beredten Worten schildert Antonio das kluge und große Wirken des Papstes, das seine eigene Geschicklichkeit, mit der er dem Papste die von Alphons gewünschten Zugeständnisse abgerungen hat, um so heller hervortreten läßt. Der Herzog beglückwünscht sich zu dem Tage, an dem er zwei schöne Gewinne zu verzeichnen hätte, den einen, den ihm Antonio, den anderen, den ihm Tasso mit dem befreiten Jerusalem gebracht habe. Er hat, so fügt er erläuternd für den Staatssekretär hinzu:

> Ein weit entferntes, hoch gestecktes Ziel
> Mit frohem Mut und strengem Fleiß erreicht.
> Für seine Mühe siehst du ihn gekrönt.

„Du lösest mir ein Rätsel,“ erwidert Antonio mit einem Blick auf den lorbeerbekränzten Dichter. Hierauf Tasso:

> Wenn du mein Glück vor deinen Augen siehst,
> So wünscht' ich, daß du mein beschämt Gemüt
> Mit eben diesem Blicke schauen könntest.

Antonio:

> Mir war es lang bekannt, daß im Belohnen
> Alphons unmäßig ist, und du erfährst,
> Was jeder von den Seinen schon erfuhr.

Diese höhnisch-verächtliche Antwort Antonios ist außerordentlich überraschend. Sie enthält gegen Tasso, gegen den Herzog, der die Bekränzung veranlaßt, und gegen die Damen, deren innere Teilnahme an dem Akt dem Staatssekretär nicht verborgen sein konnte, eine so verletzende Unhöflichkeit, daß sie in jeder gebildeten Gesellschaft, geschweige denn an einem Hofe als unerträglich empfunden werden würde. Sie wird aber noch erstaunlicher dadurch, daß sie aus dem Munde eines Mannes kommt, der gewohnt ist, sich auf dem glatten Boden der Höfe zu bewegen und jedes unzeitige Wort, jede unangebrachte Gebärde zu unterdrücken. Aber auch für den, der die Äußerung vor solchem Forum und aus solchem Munde für erträglich halten möchte, ist sie in diesem Augenblicke gegenüber der liebenswürdig bescheidenen Haltung Tassos vollkommen verblüffend. Goethe hätte sie vorbereiten können und müssen, indem er auf die eingewurzelten Antipathien, die zwischen Antonio und Tasso seit Jahren bestehen, uns rechtzeitig aufmerksam machte. Er hat dies versäumt. Erst im dritten Akt erhalten wir davon Kenntnis. Hier sind wir noch in dem Glauben, daß die beiden entweder sich zum erstenmale begegnen, oder daß alles zwischen ihnen gut stehe. Wie Goethe zu dem Kompositionsfehler gekommen ist, wird noch klar zu stellen sein.

Auf den Ausfall Antonios erwidert der Herzog nichts, obwohl es doch in erster Linie seine Sache gewesen wäre, die dem

Dichter von ihm erwiesene Ehrung gegen eine Herabwürdigung zu schützen. Er überläßt es der Prinzessin, die in ihrer milden Weise bemerkt, Antonio werde sie gerecht und mäßig finden, wenn er erst sehen werde, was Tasso geleistet habe. Antonio lenkt rasch ab, schießt aber einen neuen Pfeil auf Tasso, indem er die Hand rühmt, die Ariostens Büste bekränzt habe, und fügt daran einen begeisterten Lobgesang auf Ariost, der in seinem Schwung und seiner bilderreichen Rhetorik uns bei dem Staatsmann Montecatino, den Goethe einmal den prosaischen Kontrast zu Tasso genannt hat, befrembet. Auffallend finden wir es auch, daß dieser Mann, der hier von einem Dichter „wie ein Verzückter" redet, ein andermal einen Dichter, wenn dieser auch sein Gegner Tasso ist, einen Müßiggänger nennt. Der Herzog schneidet die Fortsetzung des Gesprächs ab, indem er Antonio auffordert, ihm zu näherem Bericht über seine Römische Mission zu folgen.

Mit der Scene schließt zugleich der erste Akt. Er hat an seinem Ende uns das *eine* Rad gezeigt, auf dem die Handlung fortrollt, das wechselseitige Sichabstoßen zwischen Antonio und Tasso. Noch fehlt das andere: das wechselseitige Sichanziehen zwischen Tasso und der Prinzessin. Aus der ersten Scene konnten wir nur erraten, daß die Prinzessin von Tasso angezogen werde. Die Stärke dieser Anziehung blieb uns verborgen. Jetzt sollen wir diese erkennen und zugleich erfahren, wie es um Tasso steht: ob er nur der platonische Schwärmer ist, als den ihn die Gräfin hingestellt hat, oder ob seine Gefühle sich kräftig auf eine bestimmte Person konzentriert haben. Aus der Exposition des Verhältnisses zwischen Tasso und der Prinzessin läßt der Dichter schön und zweckmäßig eine Steigerung emporwachsen. Zu diesem Behufe ist eine weitere Ausgestaltung von Tassos Charakter notwendig, die Goethe mit so zarten Mitteln vollbringt, daß die erste Scene des *zweiten* Aktes sich stellenweise in eine rein akademische Unterhaltung aufzulösen scheint.

Tasso bekennt der Prinzessin, daß Antonios Auftreten ihn verstimmt habe. Diese führt seine Verstimmung nicht, wie wir

erwarten, auf die gehässige Bemerkung Antonios über die Bekränzung, sondern auf dessen tendenziöses Lob Ariostens zurück. Mit einigem Fug konnte Tasso darauf erwidern, daß dieses ihn nicht getroffen habe, denn er könne sich sagen, daß schon ein Teil von Ariostens Wert und Ruhm ihm genüge. Aber auch er gedenkt nicht jenes verletzenden Angriffs, obwohl doch die Krönung ihn mit höchster Seligkeit erfüllt hatte, und er noch jetzt den Kranz mit Stolz auf seinem Haupte trägt. Man verfällt daher auf den Gedanken, jene Verse hätten der ursprünglichen Fassung des Stückes nicht angehört und der neidische Ärger Antonios habe sich nur in der Gegenüberstellung Ariosts und Tassos Luft gemacht, wie dies ebensowohl der vornehmen Umgebung als der Weltgewandtheit Antonios entsprochen hätte. Genug, die Prinzessin und Tasso gehen über die eigentliche schwere Kränkung Tassos stillschweigend hinweg und beschäftigen sich mit der viel leichteren, die auf Tasso nach seinem Bekenntnis keinen Eindruck gemacht hat. Vielmehr war es etwas ganz anderes, das seine bewegliche Seele niedergedrückt hat: die Schilderung der großartigen Wirksamkeit des Papstes. Neben solchem Thun kam er sich mit seinem Dichten wie ein Nichts vor. „Ich versank vor mir selbst, ich fürchtete wie Echo an den Felsen zu verschwinden.“ Er lechzt nunmehr nach der sichtbaren, praktischen That, und schon das Lanzensplittern im Turnier dünkt ihn größeren Wert zu haben, als alles dichterische Schaffen.

Damit eröffnet sich uns plötzlich die weittragende, vielfältige Bedeutung der Römischen Erzählungen Antonios, die uns beim ersten Lesen als ein für ihren Zweck zu breit geratener Scenenteil erschienen. Ihre Absicht, Antonios Selbstgefühl deutlicher hervortreten zu lassen, war nebensächlich. Ihre Hauptabsicht war auf Tasso gerichtet. Sie sollten uns einen ersten raschen Stimmungswechsel an ihm zeigen, wie er, der über die Bekränzung noch Hochbeglückte, durch eine bloße Erzählung tief darniedergebeugt wird; sie sollten uns weiter offenbaren, wie leicht ihm das, was er besitzt, wertlos, das, was ihm fehlt, unschätzbar erscheint: sie

sollten auch wohl begründen, warum Tasso gegenüber den Angriffen Antonios stumm bleibt. In dem mittleren Zweck lag der Schwerpunkt. Durch die Schilderung des großen Wirkens des Papstes wird Tasso gerade das als nichtig vorgestellt, was die Basis seines ganzen ohnehin so schwanken Seins ist: die Dichtung. Er erhält dafür freilich bald eine andere: die Liebe. Aber es ist klar, daß er völlig in sich zusammenbrechen muß, sobald ihm auch diese entzogen wird.

Das Gespräch führt Tasso und die Prinzessin auf den Moment, wo sie zum erstenmale einander begegneten. Mit Enthusiasmus feiert ihn Tasso.

> Welch ein Moment war dieser! O, vergieb!
> Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
> Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
> So war auch ich von aller Phantasie,
> Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe
> Mit Einem Blick in deinen Blick geheilt.
> Wenn unerfahren die Begierde sich
> Nach tausend Gegenständen sonst verlor,
> Trat ich beschämt zuerst in mich zurück,
> Und lernte nun das Wünschenswerte kennen.

Die Ähnlichkeit des Verhältnisses mit dem zwischen Iphigenie und Orest springt in die Augen; nur daß bei Tasso die Heilung schwindet, sobald die Gottheit sich entfernt, und darum immer von neuem sich wiederholen muß. Er bedauert, daß er so wenig ihr habe zeigen können, wie sich sein Herz im stillen ihr geweiht, ja daß er oft im Irrtum gethan, was sie schmerzen mußte. Die Prinzessin meint, sie habe seine gute Absicht nie verkannt, jedoch hätte sie oft gewünscht, daß er in andere Menschen sich besser zu schicken wisse. So könnte er, wenn er wollte, auch an Antonio einen nützlichen Freund haben, und sie getraue sich den Freundschaftsbund zu stiften, nur dürfe er nicht, wie gewöhnlich, widerstehen. „Ihr müßt verbunden sein.“ Man fühlt, daß es ihr nach dem Zusammenprall in der voraufgegangenen Stunde erhöhtes Bedürfnis ist, Frieden um sich zu verbreiten, und daß ihre lieb=

reiche Seele durch Liebe auch den Neid zu überwinden hofft. Sie wartet nicht die Antwort Tassos auf ihren Vorschlag ab, sondern geht sogleich weiter, ihm auch ein näheres Verhältnis zur Gräfin ans Herz zu legen. Das steht nicht im Widerspruch zu ihrer Haltung in der Eingangsscene. Denn inzwischen ist durch Tassos Erklärung ihr sichere Gewißheit geworden, daß sie die einzige sei, die sein Inneres erfülle; und sofort drängt sich ihr der Wunsch auf, der Gräfin bei Tasso dasselbe Maß von Freundschaft zu sichern, das sie der Freundin zollt. Den Einwand Tassos, daß bei ihrer Liebenswürdigkeit zu viel Absicht sei, tadelt sie nachdrücklich. Auf diese Weise entferne man sich von den Menschen und verwöhne sein Gemüt mit dem Traum von einer goldenen Zeit, die nicht existiere. Eifrig hascht Tasso das Wort von der goldenen Zeit auf, und in einer hochpoetischen Ausmalung jenes Phantoms entschlüpft ihm als ersehntes Ideal das Wort: „Erlaubt ist, was gefällt." Damit hat Goethe in der graziösesten Form neben der Überschwenglichkeit des Empfindens das zweite gefährliche Element in Tassos Wesen zu Tage gefördert: das schrankenlose Begehren, den selbstherrlichen Subjektivismus des Genies. Die Prinzessin stellt diesem Wort das andere gegenüber: „Erlaubt ist, was sich ziemt": der Freiheit die Sitte oder wie sie anfangs schärfer sagt: der Frechheit die Sittlichkeit.

Der Disput über die goldene Zeit hat für das Gefühl der Sprecher keine andere Bedeutung als zahlreiche ähnliche Dispute, wie sie in der Renaissance in Italien zwischen geistreichen Leuten üblich waren, und wie ein solcher in Ferrara thatsächlich zwischen Tasso und Guarini im Gewande der Dichtung stattgefunden hat. Wir aber sehen mitten in dem schöngeistigen Redekampf eine Kluft sich aufreißen, die eine dauernde und wahrhaft innerliche Verbindung der Partner unmöglich macht.

Im weiteren Verlauf der Unterredung gedenkt Tasso des umlaufenden Gerüchtes, die Prinzessin wolle sich vermählen. Sie beruhigt ihn darüber. Sie bleibe gern in Ferrara, besonders wenn sie ihre Freunde einträchtig und glücklich sehe. Darauf Tasso:

O lehre mich das Mögliche zu thun!
Gewidmet sind dir alle meine Tage.
Wenn dich zu preisen, dir zu danken sich
Mein Herz entfaltet, dann empfind' ich erst
Das reinste Glück, das Menschen fühlen können;
Das Göttlichste erfuhr ich nur in dir.

Was auch in seinem Liede wiederklinge, er sei nur Einer alles schuldig. Dem Liede habe er das Geheimnis einer edlen Liebe anvertraut. Als die Prinzessin daran anknüpfend bemerkt:

Und soll ich dir noch einen Vorzug sagen,
Den unvermerkt sich dieses Lied erschleicht?
Es lockt uns nach, und nach, wir hören zu,
Wir hören und wir glauben zu verstehn,
Was wir verstehn, das können wir nicht tadeln,
Und so gewinnt uns dieses Lied zuletzt —

da erzeugt dieses verdeckte Geständnis ihrer Gegenliebe in ihm unnennbares Entzücken:

Welch einen Himmel öffnest du vor mir,
O Fürstin! Macht mich dieser Glanz nicht blind,
So seh' ich unverhofft ein ewig Glück
Auf goldnen Strahlen herrlich niedersteigen.

Die Prinzessin, von dem Feuer, das sie entzündet, erschreckt, ermahnt ihn sich zu mäßigen. Nur durch Mäßigung und Entbehrung könne ihm das zu eigen werden, was er ersehne. Tasso hört kaum den mahnenden Zuruf, mit dem die Prinzessin ihn verläßt. Er ist noch trunken von dem neuen Glück, das auf ihn sich niedergesenkt, und er, der am Beginn der Scene wie ein Nichts sich fühlte, fühlt am Ende sich stark genug, eine Welt zu erobern. „Fordere, was du willst! denn ich bin dein." Sie hatte gefordert, daß er Antonios Freundschaft suchen solle. Da Antonio eben daherkommt, so macht er sofort den Versuch.

Die beiden Hauptmotive der Handlung: der Gegensatz zwischen Antonio und Tasso und die Harmonie zwischen Tasso und der Prinzessin schlingen sich dadurch ineinander. Der Konflikt

Tassos mit Antonio wird eine Folge seiner Liebe zur Prinzessin. Zugleich aber zieht die Prinzessin durch die Tragik ihrer geringen Menschenkenntnis, mit der sie Tasso zu dem Werben um Antonios Freundschaft treibt, ihr eigenes tragisches Geschick herbei. Auch hier hat Goethe wieder mit einem Griffe mehrere große Zwecke in der Anlage des Stückes gefördert.

Dreimal bittet Tasso in herzlicher Wärme und schmeichelhafter Form Antonio um seine Freundschaft, Lehre, Rat und wird von diesem ebenso oft mit schneidender Kälte und beißender Ironie zurückgewiesen. Trotzdem bewahrt Tasso seine Ruhe. Erst als Antonio von neuem über seinen Kranz hämische Glossen macht, fängt er an sich zu wehren, und als Antonio der Abwehr mit beleidigender Überhebung begegnet, da schwillt ihm die Zornesader. Er zieht den Degen und verlangt von Antonio sofortige Genugthuung, wenn er ihn nicht auf ewig verachten solle.

In diesem Augenblick kommt der Herzog. Wenn Tasso zu seiner Rechtfertigung Antonio beschuldigt, er habe sich gegen ihn roh und hämisch wie ein unerzogener, unedler Mensch betragen, so läßt sich bis auf das Wort „roh“ von dieser Charakteristik nichts abziehen. Doch wir begreifen hier eher sein Betragen, als bei der ersten Begegnung, weil der Auftritt unter vier Augen stattfand. Auch der Herzog merkt, daß Antonio sich vergangen habe. Aber da das Gesetz streng verbietet, in den Räumen des Schlosses zu den Waffen zu greifen, so muß er Tasso bestrafen. Er belegt ihn — statt mit Verbannung, Kerker oder Tod, wie das Gesetz es verlangt — mit der denkbar gelindesten Buße: Stubenarrest, und auch diese mildert er noch durch den Zusatz, er bleibe dabei seiner eigenen Überwachung überlassen. Hätte vor den Augen Tassos nicht ewig ein bald verdüsternder, bald vergoldender Flor geschwebt, er hätte die Gesinnung des Fürsten durch die Art der Strafe hindurch erkennen und sie als neuen Gnadenbeweis empfinden müssen. Statt dessen sieht er auf der einen Seite nur sein moralisches Recht, auf der anderen ganz abstrakt die Bestrafung, „die Gefangenschaft“, wie er es nennt. Aus seinen Himmeln

fühlt er sich hinabgestürzt in einen Abgrund, der für sein Glück zum Grabe werden solle. Er überreicht dem Fürsten seinen Degen, dann den Lorbeerkranz, indem er diesen unter wehmütiger, von dem schönsten, lyrischen Schmelz überhauchter Klage mit einem Kuß und einer Thräne bedeckt. Danach begiebt er sich auf sein Zimmer, die Gefangenschaft anzutreten.

Alphons tadelt nach Tassos Entfernung Antonio wegen seines Verhaltens und trägt ihm auf, noch heute Tasso zu versöhnen und ihm in seinem Namen die Freiheit wiederzugeben. Antonio unterwirft sich sofort dem Auftrag seines Herrn, angeblich in Scham- und Schuldgefühl. Mit dieser Scene schließt der zweite Akt.

Die Handlung, die am Schlusse des ersten Aktes sich leise zu entwickeln begonnen, in der großen Anfangsscene des zweiten wieder gestockt hatte, hat in der dritten und vierten mit einem Satze den Höhepunkt erklommen, so daß schon in der letzten des zweiten Aktes ihre Umkehr sich zu vollziehen beginnt. Ein für die theatralische Wirkung ungünstiger Bau. Der dritte Akt — sonst der First des Stückes — gestaltet sich dadurch zu einer breiten Hochfläche, auf der die Unterhandlungen zwischen der Prinzessin, Leonore und Antonio sich hin- und herbewegen.

Wie hat der Konflikt zwischen Antonio und Tasso auf die Prinzessin gewirkt? Das ist die Frage, die sich uns zunächst aufdrängt. Goethe beantwortet sie in den ersten beiden Scenen des dritten Aktes. Unruhig, schmerzbewegt macht sich die Prinzessin Vorwürfe, daß sie Tasso bestimmt, Antonio die Freundschaft anzutragen, Vorwürfe, daß sie gezaudert habe, Antonio vorher zu beeinflussen; und selber ratlos, bittet sie die Freundin um Rat, was zu thun sei. Leonore bemerkt richtig, daß ein Beilegen des Streites wohl leicht zu erreichen wäre, aber das sichere nicht die Zukunft. Bei dem großen Gegensatz zwischen den beiden Männern müsse auf jeden nachhaltig eingewirkt werden, damit Friede und Freundschaft von Dauer wären. Zu diesem Zwecke sei es am besten, wenn Tasso auf einige Zeit verreise, vielleicht

nach Florenz, wo sie auf ihn wirken könne, während inzwischen die Prinzessin Antonio für Tasso gewinne. Der Prinzessin wird es schwer, auf den Plan der Freundin einzugehen, aber sie muß sich überzeugen, daß es der meistversprechende Ausweg sei, und so stimmt sie zu mit dem Bemerken: „Soll ich ihn entbehren, vor allen Andern sei er dir gegönnt." Der neue Schmerz, der ihr auferlegt wird, weckt ihre Erinnerung an ihre schmerzensreiche Vergangenheit, aber auch an das hohe Glück, das sie von dem Augenblick genossen, wo Tasso in Ferrara erschienen sei. In elegischen Betrachtungen über das vor dem Menschen herschwebende und ihm immer wieder entgleitende Glück hallt die Scene wie in Zitherklängen aus.

Die Gräfin ist von dem Leid der Freundin tief bewegt, und sie fragt sich, ob sie denn ganz ehrlich mit ihrem Vorschlage gehandelt habe; gewiß das beredteste Zeugnis für den guten und redlichen Grundzug ihres Gemütes. Sie verhehlt sich nicht, daß egoistische Motive bei ihrem Rate mitgespielt haben mögen, aber sie sieht auch keinen besseren. Sie tröstet sich über den Schmerz der Freundin damit, daß ihre Leidenschaften nicht so heftig seien, um in ihr Inneres tiefere Risse zu machen, und daß sie ja in kurzer Zeit den Freund ihr wiederbringen wolle. Indem kommt Antonio und sogleich entschließt sie sich, obwohl es nicht im Interesse ihres Planes liegt, Antonio versöhnlich gegen Tasso zu stimmen. Unter neuen heftigen Ausfällen gegen Tasso und unter dem offenen Eingeständnis, daß er den Lorbeer und die Gunst der Frauen dem „Müßiggänger" neide, erklärt dieser sich bereit, dem Wunsch des Fürsten nachgebend, die Hand zum Frieden zu bieten. Aus demselben höfisch-selbstsüchtigen Beweggrunde widersetzt er sich dem Vorschlage der Gräfin, Tasso auf einige Zeit von Ferrara zu entfernen. „Er ist unserem Fürsten wert. Er muß uns bleiben." „Ich will den Fehler nicht auf meine Schultern laden: es könnte scheinen, daß ich ihn vertreibe." Da er sich Tasso mit Erfolg erst nahen könne, wenn dieser sich beruhigt habe, so bitte er die Gräfin, dieses Werk zu vollführen. Leonore allein:

Für diesmal, lieber Freund, sind wir nicht eins;
Mein Vorteil und der deine gehen heut
Nicht Hand in Hand. Ich nütze diese Zeit
Und suche Tasso zu gewinnen. Schnell!

Mit diesen vier Versen hat Goethe auf die Gräfin den Schein der Intrigantin und Egoistin geworfen. Ohne Not. Denn er läßt sie ganz anders handeln: ehrlich und im Sinne Antonios. Die Verse sehen deshalb aus, wie ein nicht getilgter Rest aus einer Fassung, in der der Gräfin eine unedlere Rolle zugedacht war.

Mit dem kurzen Monolog geht der dritte Akt zu Ende. Er hat der Kette der Handlung nur ein ganz kleines Glied eingefügt: das Projekt der zeitweiligen Entfernung Tassos.

Das zusammengesunkene dramatische Feuer schlägt dafür im vierten um so heller empor und erhält sich in dieser Glut bis zum Schluß des Stückes. Es ist Tassos Leidenschaft, die wie ein Sturmwind hineinbläst. Er, der uns im dritten Akte ganz entrückt war, ist nunmehr bis auf eine Scene im fünften beständig auf der Bühne.

Wir treffen ihn bei Beginn des vierten Aktes auf seinem Zimmer in trübsinniger Einsamkeit. Leonore besucht ihn und ist bemüht — ganz gegen ihren „Vorteil“ —, seine finsteren Gedanken zu verscheuchen, ihm Antonio in freundlicherem Lichte zu zeigen und seinen Wahn, daß er die Gunst des Herzogs verloren, zu zerstreuen. Allein was sie auch vorbringen mag, es prallt an Tassos Verbohrtheit ab. Wenn er in Bezug auf Antonio sich irre, so irre er sich gern. Er wolle und müsse ihn hassen. „Nichts kann mir die Lust entreißen, schlimm und schlimmer von ihm zu denken.“ Und gegen den Herzog, der ihn wie einen Schüler gezüchtigt habe, beharrt er nicht bloß auf seinem Vorurteil, sondern er dehnt seine Klagen weiter aus, indem er sogar die Muße, die ihm dieser gewährt, zum Gegenstand der Beschwerde macht. Gegenüber einer solchen Gemütsverfassung erkennt die Gräfin, daß es nutzlos sei, weitere Aussöhnungs- und Beschwichtigungsversuche zu machen, und sie giebt ihm nun den Gedanken ein, sich von

Ferrara zu entfernen und nach Florenz zu gehen. Er werde in der Ferne besser sehen, welche Liebe und treue Freundschaft ihn hier umgebe. Tasso will sich den Vorschlag überlegen, doch fragt er vorher noch, wie die Prinzessin darüber denke. „Wird sie mich gern entlassen, wenn ich gehe?“ Leonore: „Wenn es zu deinem Wohl gereicht, gewiß.“

Mit Unrecht hat man gemeint, daß hier die Gräfin die Wahrheit entstelle. Hatte doch die Prinzessin ausdrücklich erklärt: „Ich seh' es wohl, so wird es besser sein.“ Und konnte die Gräfin mehr sagen? Durfte sie von den schmerzlichen Kämpfen reden, die den Entschluß der Prinzessin begleiteten? Wäre dies nicht ein ebenso schwerer Vertrauensbruch wie eine arge Unklugheit gewesen? Wer es mit Tasso irgend gut meinte, der mußte in seiner jetzigen furchtbaren Disposition darauf hinarbeiten, daß er Ferrara verlasse, bevor er ein ihn verderbendes und unsühnbares Unheil anrichte. Daher ist die Haltung der Gräfin ebenso klug wie loyal. Im übrigen nimmt sie auch am Schlusse der Unterredung ihren „Vorteil“ nicht wahr. Denn sie spricht Tasso nochmals den innigen Wunsch aus, er möge sich überzeugen, daß niemand ihn verfolge und hasse, und legt ihm ans Herz, Antonio, der reumütig komme, freundlich zu empfangen.

Tasso ist durch die Bemühungen Leonorens nur in seinen düsteren Vorstellungen bestärkt worden. Leonore ist ihm als das Werkzeug Antonios erschienen, das ihm den Glauben beibringen wolle, er thue Antonio und dem Fürsten Unrecht, während doch sein Recht klar wie die Sonne zu Tage liege. Am meisten überzeugt ihn von der Hinterlist der Gräfin und Antonios, daß sie ihn überreden gewollt, nach Florenz zu gehen. Wenn ihn dort die Medicis mit offenen Armen empfingen, würde Antonio dies benutzen, um ihm beim Hause Este den Boden zu entziehen. Fortgehen würde er freilich, aber nicht nach Florenz, sondern weiter, als man denke. Hier halte ihn nichts mehr zurück. Auch die Prinzessin habe sich ja, wie er sich die Worte Leonorens zurecht legt, kalt von ihm abgewandt. Nun solle ihn kein Schein

von Freundschaft oder Güte mehr täuschen, und um so sicherer glaubt er hinter die Verstellung der Anderen zu kommen, wenn er sich selbst verstelle. Diese Taktik, die er schon im letzten Teil des Gesprächs mit der Gräfin beobachtet hatte, hält er in den nächsten Scenen fest. Demgemäß hört er Antonio, der ihm die Freiheit verkündet und ihn um Vergebung bittet, ruhig an und zeigt sich rasch versöhnt. Da ihm Antonio seine Dienste anbietet, so ersucht er ihn beim Herzog, ihm gnädigen Urlaub zu einer Reise nach Rom zu verschaffen. Antonio, ganz erschrocken über dieses Vorhaben, dringt lebhaft auf ihn ein, davon abzulassen. Vergeblich. Tasso beharrt auf seinem Sinn und deutet — für den Moment falsch, für die spätere Entwickelung richtig — das Widerstreben Antonios als diplomatische Schlauheit.

> Mich will Antonio von hinnen treiben,
> Und will nicht scheinen, daß er mich vertreibt.
> Er spielt den Schonenden, den Klugen, daß
> Man nur recht krank und ungeschickt mich finde.

Anstatt daß der Bittgang Antonios und die Aufhebung seiner Zimmerhaft ihn hätte lehren sollen, wie sehr sich alles um ihn bemühe, quält er sich von neuem mit der fixen Idee, daß ihn alles verstoße. Die vermeintliche Abwendung der Prinzessin, die er bisher noch mit Fassung getragen hatte, zerreißt ihn jetzt bis ins Innerste. Mehr und mehr verwirrt sich sein Sinn. Je heller es um ihn wird, desto schwärzer sieht er. Der tragische Ausgang ist unabwendbar.

Zwischen dem vierten und fünften Akt hat Antonio auf Befehl des Herzogs noch einen zweiten Versuch gemacht, Tasso zum Bleiben zu bewegen. Auch dieser war ohne Erfolg geblieben. Den darüber sehr verstimmten Fürsten beschwichtigt Antonio mit dem Hinweis auf die vielen Fehler und Schwächen Tassos, die nur in der Fremde geheilt werden könnten. Der Fürst möge ihn gnädig entlassen, er werde gebessert wiederkehren. Antonio entfernt sich darauf und Tasso nähert sich, um dem Fürsten —

in scheinbar aufrichtiger Wärme — für die wiedergegebene Freiheit und den gewährten Urlaub zu danken. Zugleich bittet er ihn, ihm das Manuskript des „befreiten Jerusalems" zurückzugeben, da er in Rom die Dichtung einem Kreise sachkundiger Kritiker unterbreiten wolle. Alphons wünscht das Manuskript, das er heute erst empfangen, noch einige Zeit zu behalten, Tasso solle aber bald eine Abschrift davon haben. Er empfiehlt ihm dann noch freundschaftlichst, bevor er die Arbeit wieder aufnehme, sich Erholung, Zerstreuung zu gönnen. Im übrigen, je eher er zu ihnen zurückkehre, desto willkommener werde er sein. — Tasso wittert auch in diesem wohlwollenden Verhalten des Fürsten nur eine von Antonio eingegebene List und er beglückwünscht sich, daß auch er Verstellung geübt und nichts von seinen wahren Empfindungen verraten habe. Da erscheint die Prinzessin. Beim Anblick ihrer reinen Persönlichkeit schwindet aller Argwohn und alles künstliche Betragen. Sein Ohr wird offen für ihre Worte, und als er von ihr hört, daß sie und ihr Bruder mit unveränderter Teilnahme an ihm hingen, da zieht freudiges Vertrauen in sein Herz wieder ein und er bittet sie um Rat, was er thun solle, um ihre und ihres Bruders Vergebung zu erhalten. Nichts, meint sie, als sich ihnen freundlich zu überlassen.

Wir wollen nichts von dir, was du nicht bist,
Wenn du nur erst dir mit dir selbst gefällst.
Du machst uns Freude, wenn du Freude hast,
Und du betrübst uns nur, wenn du sie fliehst.

Wie eine Himmelsbotschaft erklingen diese Worte Tasso. Je verzweifelter er vorher war, je düsterere Vorstellungen er sich von der Gesinnung der Prinzessin gemacht hatte und je sensibler durch die Reihe von Aufregungen sein Gemüt geworden war, um so stürmischer ist jetzt der Umschwung. Er gerät in einen Taumel seliger Verzückung:

Du bist es selbst, wie du zum erstenmal,
Ein heil'ger Engel, mir entgegenkamst!

. . . . . . Ganz eröffnet sich
Die Seele, nur dich ewig zu verehren.
Es füllt sich ganz das Herz von Zärtlichkeit —
Sie ist's, sie steht vor mir. Welch ein Gefühl!
Ist es Verirrung, was mich nach dir zieht?
Ist's Raserei? Ist's ein erhöhter Sinn,
Der erst die höchste, reinste Wahrheit faßt? — —

Die Prinzessin mahnt ihn sich zu mäßigen, wenn sie ihn länger hören solle. Doch er hat keine Gewalt mehr über sich.

Beschränkt der Rand des Bechers einen Wein,
Der schäumend wallt und brausend überschwillt? . . .
Ich fühle mich im Innersten verändert,
Ich fühle mich von aller Not entladen,
Frei wie ein Gott, und alles dank' ich dir!
Unsägliche Gewalt, die mich beherrscht,
Entfließet deinen Lippen; ja, du machst
Mich ganz dir eigen. Nichts gehöret mehr
Von meinem ganzen Ich mir künftig an.
Es trübt mein Auge sich in Glück und Licht,
Es schwankt mein Sinn. Mich hält der Fuß nicht mehr.
Unwiderstehlich ziehst du mich zu dir,
Und unaufhaltsam dringt mein Herz dir zu.
Du hast mich ganz auf ewig dir gewonnen,
So nimm denn auch mein ganzes Wesen hin.

Mit diesen Worten stürzt er auf sie zu und preßt sie an sich. Die Prinzessin stößt ihn zurück und entflieht. Tasso will ihr nacheilen, doch Alphons, der mit Antonio herangetreten ist, giebt diesem den Auftrag, Tasso festzuhalten, und verläßt dann ebenfalls die Scene.

Der jähe Wechsel hat Tasso mit Blitzesschnelle in seine Wahnvorstellungen zurückgeworfen, ja sie zu unheimlicher Größe emporgetrieben. Sein Geist ist wie zerrüttet. Eine abscheuliche Verschwörung hat sich unter der Führung Antonios gebildet, um ihn zu verderben. Der Fürst ist ein heuchlerischer Freund, der ihm mit glatten Worten sein Gedicht abgenommen habe, das letzte und einzige, was ihn vor dem Hunger retten könnte; die Prinzessin

eine Buhlerin, die ihn mit kleinen Künsten auf einen Abweg gelockt, die Gräfin eine verschmitzte Mittlerin und der vor ihm stehende Antonio ein listiger Marterknecht. Antonio ermahnt ihn, sich zu besinnen, seinen Lästerungen, die er sich niemals verzeihen könne, Einhalt zu thun. Doch — ähnlich wie in der Scene mit der Gräfin — erklärt er, er wolle sich nicht besinnen und dieses Wüten, dieses Lästern thue ihm wohl. Wenn Antonio es redlich mit ihm meine, so solle er ihm behilflich sein, sogleich von Belriguardo wegzugehen. Antonio will ihn in diesem Zustande nicht fortlassen, sondern geduldig bei ihm ausharren, bis er seine Fassung gefunden. Darauf Tasso:

So muß ich mich dir denn gefangen geben?
Ich gebe mich, und so ist es gethan;
Ich widerstehe nicht, so ist mir wohl.

Er ist erschöpft und so lehnt er sich gern an Antonio an. Kaum haben die Höllenmächte, die sein Gehirn peitschten, ihn verlassen, so sieht er die Geschmähten wieder in ihrem wahren Wesen und fühlt seine eigene Schuld. Gewaltiger Schmerz durchdringt ihn, daß er von dem Fürsten und der Prinzessin, die alsbald nach seiner Ausschreitung Belriguardo verlassen haben, sich trennen müsse, ohne ein Abschiedswort, ohne ihre Vergebung erhalten zu haben. „O gebt mir nur auf einen Augenblick die Gegenwart zurück!" Zu spät. Dem Gebrochenen ruft Antonio zu, sich zu ermannen, er sei so elend nicht, als er sich wähne. Er möge sich mit anderen vergleichen, erkennen, was er sei. — „Du erinnerst mich zur rechten Zeit," meint Tasso. Zwar könne er niemand finden, der mehr gelitten habe, als er, und durch Vergleich sich fassen, aber er erkenne doch, was ihm geblieben sei: Melodie und Rede, die tiefste Fülle seiner Not zu klagen.

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.

Bei diesen Worten ergreift Antonio seine Hand und bestärkt damit die vertrauende Hinneigung Tassos zu ihm.

Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr,
Und schäme mich nicht mehr, es zu bekennen.
Zerbrochen ist das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Berstend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!
Ich fasse dich mit beiden Armen an!
So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.

Wir haben den Inhalt der Schlußscenen ohne kritische Unterbrechung gegeben. Um so freier können wir uns jetzt den Problemen zuwenden, die sie einschließen.

Goethe hat durch Tassos stürmische Liebesäußerung die Handlung vom Konflikt mit Antonio wieder zu dem Liebesmotiv zurückgeleitet. Man könnte fragen: Wenn Tasso durch die Verletzung der Prinzessin sich vom Hofe zu Ferrara ausschließt, wozu erst der Konflikt mit Antonio und umgekehrt? Durch die Verdoppelung der Motive werde der Leser nur zweifelhaft, welches ausschlaggebend sei. Der Einwand ist aber so hinfällig wie der beim Werther: es sei zweifelhaft, ob er aus unglücklicher Liebe oder gekränktem Ehrgefühl zu Grunde gehe. Die beiden Motive sind hier wie dort nur Ausflüsse eines und desselben Grundmotivs, das Goethe beim Tasso als Disproportion des Talentes mit dem Leben bezeichnet hat. Goethe verstand hier unter Talent ersichtlich Genie und zwar das dichterische, künstlerische Genie. Zu seinem Wesen gehört das Träumerische, das Subjektive, Schrankenlose, die höchste Feinheit und Reizbarkeit der Empfindung, eine üppig wuchernde Phantasie. Diese Wesenseigenheiten setzen das Genie, sofern nicht andere Vorbedingungen günstig eingreifen, in Mißverhältnis zum Leben. Und aus diesem entspringen die Enttäuschungen und Niederlagen. Es wäre ein schwerer Mangel gewesen, wenn Goethe das Grundmotiv nur im Reflexe e i n e s abgeleiteten Motivs sich hätte spiegeln lassen.

Es verrät seinen ausgezeichneten Künstlertakt, daß er es wie beim Werther an den beiden stärksten Empfindungen des Mannes: Liebe und Ehrgefühl zur Erscheinung brachte.

War es in diesem Punkte leicht, den Absichten des Dichters gerecht zu werden, so ist es um so schwerer bei der Beurteilung der Haltung Antonios. Sollen wir dem Scheine trauen, wie es gewöhnlich geschieht, und glauben, daß der gehässige eifersüchtige Neider sich zum Schlusse in einen aufrichtigen, teilnehmenden Freund umwandelt? — Betrachten wir doch noch einmal sein Auftreten im Zusammenhange. Vielleicht daß wir dann den schillernden Charakter dieses Mannes in seinen wahren Farben erfassen können.

Antonio macht auf den ihm freundlich und harmlos begegnenden Tasso einen heftigen, kränkenden Ausfall. So häßlich dieser ist, so würde er doch eine spätere, edlere Haltung nicht ausschließen. Man könnte sich denken: ein plötzlicher neidischer Ärger habe den Mann überfallen. Nachher seien seine besseren Seiten zur Geltung gekommen, er habe seinen Neid als kleinlich niedergekämpft und dem Nebenbuhler in ehrlicher Ritterlichkeit Achtung und Freundschaft bezeigt. So könnte man, sagen wir, nach dem ersten Zusammentreffen der Beiden argumentieren. Anders aber liegt die Sache nach der zweiten Begegnung. Hier war von einer plötzlichen Überwallung durch einen Affekt nicht mehr die Rede. Tasso, der stolze Tasso, wie ihn Antonio selber nennt, der vom Fürsten und seiner Schwester hochgeschätzte und lorbeergekrönte Dichter, der Mann, der ein großes Werk vollendet hatte, von dessen Unsterblichkeit er überzeugt sein durfte, bittet ihn, den Gegner, denjenigen, der ihn eben beleidigt, ohne eine Spur nachhallender Empfindlichkeit in tiefer Bescheidenheit und herzlicher Wärme um seine Freundschaft. Er wiederholt dreimal diese Bitte in immer höherem Schwunge und ehrenderen Formen:

Sei willkommen!
Dich kenn' ich nun und deinen ganzen Wert,
Dir biet' ich ohne Zögern Herz und Hand.

Ich weiß, daß du das Gute willst und schaffst,
Dein eigen Schicksal läßt dich unbesorgt,
An Andre denkst du, Andern stehst du bei.
. . . .
O nimm mich, edler Mann, an deine Brust,
Und weihe mich, den Raschen, Unerfahrnen,
Zum mäßigen Gebrauch des Lebens ein!

———

Dich ruf' ich in der Tugend Namen auf,
Die gute Menschen zu verbinden eifert.
. . . . Gönne mir die Wollust,
Die schönste guter Menschen, sich dem Bessern
Vertrauend ohne Rückhalt hinzugeben!

Antonio mochte „klug" genug sein, um die Freundschaft abzulehnen, er mochte kalt genug sein, um ohne Rührung gegenüber diesem warmen, demütigen Sichhingeben eines genialen, von ihm beleidigten Menschen zu bleiben, — er hatte aber nicht den geringsten Anlaß, seinem Werben mit kränkendem Hohne zu begegnen. So kann man in einem solchen Falle nur aus einem Gemüt heraus handeln, in dem die Eifersucht alle bösen Triebe weckt. Antonio hat aber genügende Klugheit und Selbstbeherrschung, um, wenn es seinem Zwecke dient, seine Regungen in Fesseln zu schlagen. Und das ist das zweite, was hinzukommt. Er handelt zugleich in berechneter Absicht. Seine Absicht ist, Tasso mit jedem Mittel, *das ihn nicht selbst bloß stellt*, aus Ferrara zu verdrängen. Er kann die glänzend aufgegangene Sonne dieses Mannes nicht vertragen. Das erklärt er ohne Rückhalt der Gräfin Sanvitale mit den Worten: er werde den Lorbeer und die Gunst der Frauen *mit gutem Willen niemals* mit Tasso teilen.

Hätten die Ausleger diese Stelle fest im Auge behalten, so hätten sie leicht den Schlüssel zum Charakter des Antonio gefunden, anstatt sich in Versuchen zu erschöpfen, das Unvereinbare zu vereinbaren oder aus der Entstehungsgeschichte des Stückes zu erklären.

Beobachten wir das Verhalten des Mannes weiter. Antonio hat Tasso durch die Art der Ablehnung seiner Freundschaft aufs

bitterste gekränkt. Als Tasso darauf auch etwas scharf wird, geht Antonio zum Tone frecher Überhebung über und nennt den Dichter des befreiten Jerusalem, der ihm eben eine so große Probe sittlicher Hoheit gegeben hatte, einen unsittlichen, unerzogenen Knaben, der aber noch jung genug sei, um durch gute Zucht gebessert werden zu können. Auf Tassos Antwort:

> Nicht jung genug, vor Götzen mich zu neigen,
> Und Trotz mit Trotz zu bänd'gen, alt genug.

erwidert er hämisch:

> Wo Lippenspiel und Saitenspiel entscheiden,
> Ziehst du als Held und Sieger wohl davon,

und später vergleicht er ihn mit dem Pöbel, der in Worten sich Luft mache. Sowie aber Tasso vom Wort an die Waffe appelliert, versteckt er sich hinter den Burgfrieden des Schlosses, und als Tasso ihn auffordert, ihm ins Freie zu folgen, drückt er sich mit der kahlen Ausrede: „Wie du nicht fordern solltest, folg' ich nicht." — Den Herzog hetzt er, solange er seine Meinung nicht kennt, zu strenger Strafe und beruft sich zu diesem Zweck nicht bloß auf den geheiligten Frieden des Schlosses, sondern auch auf den Schutz, auf den er als Beamter Anspruch zu machen habe. Als ob Tasso ihn bei Ausübung seiner Amtspflicht angegriffen hätte! Sobald er aber merkt, wie der Fürst über den Fall urteilt, biegt er um, macht den feinen Unterschied: „Als Menschen hab' ich ihn vielleicht gekränkt, als Edelmann hab' ich ihn nicht beleidigt" und bekennt sich schuldig und beschämt und unterwirft sich mit der höfisch-schmeichlerischen Wendung: „Gar leicht gehorcht man einem edlen Herrn, der überzeugt, indem er uns gebietet."

Trotz seines angeblichen Scham- und Schuldgefühls zieht aber Antonio gegenüber der Gräfin sofort wieder in der alten Weise gegen Tasso los. An eine ernsthafte Versöhnung denkt er nicht im entferntesten und kann er nicht denken. Tasso ist und

bleibt sein Feind, solange er die Gunst des Hofes genießt. Er benutzt die Gräfin zu einem Vermittelungsversuch und macht selber einen solchen nur aus Furcht vor der Ungnade des Fürsten. Diese Ungnade würde um so größer sein, wenn Tasso infolge der ihm widerfahrenen Kränkung Ferrara verließe. Antonio muß deshalb in der Unterredung mit Tasso alles aufbieten, um diesen von seinem Entschluß abzuhalten, und so kann er in dieser Scene als der redliche Freund erscheinen. Kaum ist er aber durch die erfolgte Scheinaussöhnung, sowie durch den von Tasso angegebenen Abreisegrund entlastet, so richtet er unverzüglich einen neuen Hagel von Anklagen gegen Tasso; dem Vorwande nach, um den Fürsten über die Entfernung Tassos zu trösten, in Wirklichkeit, um das eigene Verhalten noch nachträglich zu rechtfertigen, und am meisten, um die Wiederkehr Tassos nach Kräften zu verhindern. Anders ist der Eifer, mit dem Antonio dem Fürsten wohlbekannte Geschichten bis ins kleinste wieder auskramt und Tassos ganzes Wesen in ein unleidliches Licht rückt, gar nicht zu erklären. Anders auch nicht zu erklären, warum Goethe Dinge wiederholt, die wir im ersten Akte schon ausführlicher gehört haben. Aber der Dichter will an dieser wichtigen Stelle noch einmal uns warnen, uns durch die Haltung, die Antonio kurz vorher und bald darauf einnimmt, nicht täuschen zu lassen. Wenn nichts die wahre Gesinnung Antonios in dieser Scene verriete, so wäre es die schauspielerische Lebendigkeit, mit der er Tassos Verhandlungen mit dem Arzt vorträgt, um ihn recht von Grund aus kindisch erscheinen zu lassen. Wie kurz und groß ist darauf die Antwort des Herzogs: „Ich hab' es oft gehört und oft entschuldigt." — Tasso vergeht sich an der Prinzessin. Damit ist ihm auch jede Wiederkehr nach Ferrara abgeschnitten. Nunmehr soll es Groß- und Edelmut von Antonio sein, daß er keine Schadenfreude äußert und Tasso Beistand leistet. Es wäre die größte Thorheit gewesen, wenn er sich anders benommen hätte. Antonio mußte als kluger Mann in diesem Moment sich sagen: „Jetzt ist es geraten, den Guten, den Hilfreichen zu spielen. Du gewinnst nach zwei

Seiten. Du verpflichtest dir Tasso und prangst vor dem Herzog und seiner Schwester in gefälligem Lichte."

Verlassen durfte er ihn ohnehin nicht. Denn der Herzog hatte ihm befohlen, ihn festzuhalten (V, 4) und für ihn zu sorgen (V, 1 Schluß). Es war daher recht billig von ihm, zu sagen: „Ich werde dich in dieser Not nicht lassen." Aber er hütet sich sonst aufs äußerste, irgend etwas zu sagen, was Tasso wahrhaften Trost, nämlich die Hoffnung — nicht auf die Rückkehr nach Ferrara, aber doch — auf ein inneres Wiederfinden mit dem Fürstenhause hätte geben können. Er schlägt im Gegenteil die Hände über dem Kopf zusammen und stellt die That Tassos als etwas ganz Ungeheuerliches hin, bei dem ihm der Verstand stille gestanden hätte. Ebenso unterläßt er es, als Tasso jammert, er sei ein Bettler, dem Hunger preisgegeben, ihn durch die Eröffnung zu beruhigen, der Herzog wolle für ihn sorgen, und als Tasso, von höchstem Schmerz zerrissen, wehklagt, daß er ohne Verzeihung von den geliebten fürstlichen Personen scheiden müsse, da fällt ihm nicht ein, was jedem Anderen an seiner Stelle das Nächstliegende, das Natürlichste gewesen wäre, zu sagen: „Sei ruhig. Du wirst ihre Verzeihung erlangen. Was ich dazu thun kann, wird geschehen. Und die Verzeihung wird dir um so eher gewährt werden, wenn jene geliebten Freunde von mir erfahren werden, in wie tiefer Reue und in welch namenlosem Leide du geschieden bist." Sein ganzer Trost beschränkt sich auf die knappe Ermahnung, sich zu ermannen und zu erkennen, was er sei; gewiß kluge Worte, aber sie zu finden, brauchte sein Gemüt nicht in Bewegung zu sein.

Antonio hat einen großen Verstand, und dieser sichert ihm große Erfolge, wo verstandesmäßige Berechnung ausreicht. Er entbehrt aber des Feingefühls, das aus edler Seele fließt. Daher wird er dort, wo allein dieses das Richtige treffen kann, „unklug". Er enthüllt dann unwillkürlich seine selbstsüchtigen Instinkte, wird überhebend, takt- und rücksichtslos. Desgleichen verfügt der Staatssekretär über eine hohe Bildung, aber diese Bildung ist ihm nicht Sache des Herzens, nicht wahres inneres Bedürfnis, sondern ein

schmückender Vorzug und ein treffliches Hilfsmittel im Streite der Welt.

Fassen wir Antonio so auf, so beheben sich leicht alle großen und kleinen Widersprüche. Dann stellt sich auch sein schwungvoller Lobpreis Ariostens und seine Verzückung nicht mehr in Gegensatz zur Bezeichnung des Dichters als Müßiggängers und zu seiner sonstigen realistischen Art. Denn sein poetisches Schwärmen ist nur gemacht. Es ist kalte Rhetorik und berechnetes Spiel, Tasso herabzusetzen und die Herabsetzung doch nicht als Ausfluß des Neides oder poesiefeindlicher Barbarei erscheinen zu lassen. Er bleibt der „prosaische Kontrast Tassos", trotz des schöngeistigen Nebels, in den er sich hüllt.

Man darf gegen unsere Auffassung sich nicht auf die günstigen Urteile der anderen Personen über Antonio berufen. Tasso bequemt sich in der großen Streitscene nur der Anschauung der Prinzessin an. Die Prinzessin ist aber an sich geneigt, von jedem das Beste zu denken. Zudem hatte Antonio gar keinen Anlaß, vor ihr oder vor irgend einem anderen einflußreichen Mitgliede des Hofes sich anders als den wackeren, edlen Mann zu zeigen. Trotzdem konnte er schärfer blickende Personen nicht täuschen. Die Anerkennung der Gräfin klingt gedämpft und bei dem Herzog fühlen wir, daß er das Talent seines Staatssekretärs aufs höchste, seinen Charakter sehr mäßig schätzt.

Es bleibt nur eine einzige Inkohärenz in dem mit feinster, vielleicht überfeiner Kunst entworfenen Charakterbilde Antonios übrig: die erste höhnische Herabwürdigung des Kranzes. Sie ist kein falscher Strich in dem Bilde, aber ein nicht genügend vermittelter. Daß er nachträglich hineingekommen ist, wurde uns schon oben wahrscheinlich. Die ganze Scene, die dem Dichter viele Pein machte, wurde erst sehr spät, um Ostern 1789 eingefügt, als das Stück bis auf wenige Scenen bereits vollendet war. Warum Goethe jenen Einschub machte, liegt auf der Hand. Er wollte gleich bei Beginn Antonio in der ganzen Stärke seines Neides und seines durch die römischen Erfolge hochgesteigerten

Selbst- und Machtgefühls zeigen. Antonio soll sofort den Augenblick ergreifen, um den ihm schon längst und jetzt dreifach verhaßten Dichtergünstling in den Winkel zu drücken und dem Hof eine Lehre und Warnung zu erteilen. Zu diesem Zweck schien Goethe der Umschweif mit dem Lobe Ariostens zu schwach, und so trug er einen kräftigeren Zug hinein, ohne, wie es bei solchen Einschüben zu gehen pflegt, die organischen Störungen, die er in der Nachbarschaft hervorrief, zu bedenken und zu bemerken. —

Ein anderes Problem, das uns der Schluß der Dichtung aufgiebt, ist die Haltung und das Schicksal Tassos. Wir sehen ihn zweimal einen rapiden Wechsel vollziehen. Wir sind daran bei Tasso gewöhnt, aber die Ursachen sind immer leicht ersichtlich. Hier sind sie dagegen schwer zu erkennen. Besonders bei dem ersten Umschwung. Tasso sieht eine große Verschwörung vor sich und schleudert wilde Schmähungen gegen die Glieder dieser Verschwörung — und plötzlich ist dieses Phantom zerstoben und die Geschmähten sind ihm liebevolle, teure Personen. Die wenigen Worte, die Antonio zu ihm spricht, können diese Wirkung nicht hervorgebracht haben, denn Antonio wird von seiner Wahnvorstellung mit betroffen und erscheint als Partei; zudem haben wir beobachtet, wie zäh Tasso auch gut begründeten Widerlegungen sein Ohr verschließt. Vielmehr kommt der Wandel aus ihm selbst heraus. Nach dem ersten Zuruf Antonios sagt Tasso: „Laß mir das dumpfe Glück, damit ich nicht mich erst besinne, dann von Sinnen komme ... In der Höllenqual, die mich vernichtet, wird Lästerung nur ein leiser Schmerzenslaut." Der Sinn dieser Verse wird doch wohl sein: „Ich weiß, daß ich nicht elende Menschen, wie ich in der Wut gesprochen, sondern edle verliere. Ich will mir es aber nicht zum Bewußtsein bringen, damit ich nicht von Sinnen komme. Die Lästerung war nur ein Symptom meiner ungeheuren Schmerzen." Mit anderen Worten: Tasso ist gerade durch die furchtbare Verzerrung der Dinge und Personen, die er sich zu schulden kommen läßt, zum Bewußtsein dieses unsinnigen Thuns gekommen. Das Bedürfnis, sich auszutoben, hat

ihn aber in seiner frevelhaften Bahn festgehalten. In dem Augenblick, wo das Bedürfnis gestillt ist, tritt der volle Rückschlag ein. Dieser Rückschlag kommt auch Antonio zu gute, der ihn durch seine scheinbare Teilnahme fördert. Aber ob der Rückschlag so weit gegangen ist, daß Tasso nun Antonio als seinen Freund betrachtet, ist mehr als zweifelhaft. Man beachte die Wendung, mit der Tasso auf Antonios Erklärung antwortet, daß er ihn in dieser Not nicht fortlassen könne: „So muß ich mich dir denn gefangen geben." Man beachte auch, daß Tasso mit keinem Worte Antonio dankt oder reumütig bedauert, daß er ihn geschmäht, verkannt habe — sein ganzer Reueschmerz gilt nur dem fürstlichen Geschwisterpaare —, und daß er in den Schlußversen ihn warnt, sich zu überheben. Man lasse sich auch nicht durch die Anrede „edler Mann!" täuschen. Sie hat hier nur eine höfisch-konventionelle Bedeutung, ist nur eine dem vornehmen Range gezollte Ehrenbezeugung, wie auch an anderen Stellen des Stücks. Besonders sichtbar im vierten Auftritt des dritten Aktes (V. 2047), wo Leonore von dem Edelsinn Antonios sehr wenig durchdrungen ist. Das Gleichnis „Fels", das Tasso am Schlusse gebraucht, besagt sehr treffend, was Antonio für Tasso jetzt ist: Ein Halt in der Not, aber kein freundlicher Platz, auf dem man sich ansiedelt; und deswegen ist es verfehlt, zu meinen, daß Tasso fortan im Bunde mit Antonio durchs Leben gehen werde, daß in diesem Bunde Idealismus und Realismus eine gedeihliche Vereinigung und Versöhnung feierten. Mit dem Realismus in der Gestalt Antonios kann ein Tasso sich niemals dauernd verbinden. Und wie dies innerlich unmöglich ist, so auch äußerlich. Was soll Antonio dem sich entfernenden Tasso sein? —

Aber in Tasso vollzieht sich kurz vor dem Ende des Dramas noch ein zweiter Umschwung. Tasso fühlt sich wie vernichtet. Da mahnt ihn Antonio, sich zu erinnern, was er sei. Antonio will ihm seine Dichtergröße zum Bewußtsein bringen, sein Selbstgefühl wecken; das entspricht dem Gedankenkreise Antonios. Tasso dagegen erinnert die Mahnung an etwas anderes: an seine

Dichtergabe. Gott habe ihm Melodie und Rede verliehen, und durch sie könne er sich von seinen Qualen befreien. Es taucht in ihm wieder das Bewußtsein der in ihm ruhenden göttlichen Kraft auf, das er durch das falsche Streben nach der That verloren hatte. Die Selbstbesinnung auf sich als Dichter giebt ihm die Hoffnung auf zukünftige Selbstbefreiung und Selbstheilung. So sehr diese Hoffnung ihm wieder den Nerv des Lebens verleiht, so verkennt er doch nicht, wie verzweifelt seine gegenwärtige Lage ist. In dieser Verzweiflung greift er nach Antonio wie ein Schiffbrüchiger nach dem Fels, um von diesem Fels auf dem Nachen der Poesie in ein anderes neues Land überzusetzen.

Ist also Tasso gerettet und der tragische Ausgang in einen untragischen umgewandelt und zwar nicht bloß für den Moment, sondern für die Dauer? Diese Frage ist meist bejaht worden, und wie uns dünkt, mit Recht. Jedenfalls trifft man mit der Bejahung die Meinung des Dichters. Goethe hatte eine viel zu hohe Vorstellung von der Macht der Poesie, hatte viel zu oft ihre wunderthätige Magie in ähnlicher Lage empfunden, als daß er die Zukunft Tassos in tragischer Gestalt hätte sehen können. Wir haben aber dafür noch besondere Anzeichen. Als Goethe in späten Jahren durch die Poesie von unglücklicher Liebesleidenschaft sich zu heilen suchte, da setzte er der Dichtung, die ihm die erste Erleichterung seiner Schmerzen brachte, der Marienbader Elegie, die Worte Tassos: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide“ als Motto vor. Wie hätte er dies thun können, wenn er nicht der Meinung war, daß Tasso durch die Gabe der Dichtung gerettet werde? Und ferner. Der 82jährige Greis wird von einer Tassostimmung überfallen: jeder Kohlenbrenner erscheint ihm glücklicher als er. „Unsereiner“ habe den Kahn so vollgepackt, daß er jeden Augenblick fürchten müsse, mit der ganzen Ladung unterzugehen. Aber, fügt er, auf Vergangenheit und Gegenwart blickend hinzu, als Poet erinnere er sich immer, daß auf Stranden sich Landen reime. Noch

mehr als diese Anzeichen muß uns in dem Glauben an den untragischen Ausgang der Dichtung der Parallelismus bestärken, der für Goethe (in melancholischen Stunden) zwischen seiner Lage bei der Flucht nach Italien und der Tassos am Ausgang des Dramas bestand. Goethe war durch die Verhältnisse von der Geliebten, von einem Hofe, der ihn ehrte und schätzte, und von einem materiell gesicherten Dasein losgerissen worden, ohne bei den Bedingungen, die er der Zukunft stellte, irgend eine Gewähr zu haben, daß er das Aufgegebene je wieder gewinnen werde. Er empfand deshalb die Losreißung als eine schwere Krisis. „Ich habe nur eine Existenz, diese hab ich diesmal ganz gespielt und spiele sie noch. Komme ich leiblich und geistig davon, überwältigt meine Natur, mein Geist, mein Glück diese Krise, so ersetz ich Dir tausendfältig was zu ersetzen ist. — Komme ich um, so komme ich um, ich war ohnedies zu nichts mehr nütze.“ So schrieb er am 20. Januar 1787 aus Rom an Frau von Stein. Seine Natur überwältigte die Krise und sie wurde sein höchster Segen. Er fand sich als Dichter wieder und will nur noch als solcher leben. Wie von vielen anderen falschen Begierden, so ist er insbesondere von der Begierde nach der praktischen That geheilt. Der Minister Goethe ist tot, der Dichter kann dafür um so freier und schöner leben.

In derselben Weise muß Goethe die Folgen der großen Krisis für Tasso sich vorgestellt haben. Tasso ist auf einem ungesunden Boden, auf dem seine Triebe nach tausend falschen Richtungen wachsen und den klaren Grund seiner Seele verdunkeln. Das hatte der ihm so wohlgewogene Herzog lange erkannt und deswegen gewünscht, er möge sich auf einige Zeit in den Strom der Welt mischen, um in seinen Fluten sich gesund zu baden und dann geheilt „den neuen Weg des frischen Lebens zu gehen“. Was Alphons auf schmerzlos-friedliche Weise — aber vielleicht zu spät — erreichen wollte, vollzog sich rasch durch Kampf und Leid. Tasso wird vom Hofe und von einer ziellosen Liebe, den Hauptnährböden seiner krankhaften Auswüchse, losgerissen. Das Heilkraut, nach dem die Prinzessin vergebens für ihn sucht, findet

er im Besinnen auf seinen ihm eingeborenen Lebensberuf und in der Beschränkung auf ihn. „Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt,“ heißt es im Wilhelm Meister. Der alte Tasso, der nach praktischer That dürstet und einer unerreichbaren Liebe nachjagt, stirbt; ein neuer Verklärter, der in der Dichtung sein alleiniges Glück findet, steht auf. „Stirb und werde!“ *)

Wenn es hiernach kaum einem Zweifel unterliegen kann, daß Goethe seinen Helden durch die in ihm wohnende göttliche Kraft der Poesie gerettet wissen wollte, so entsteht doch die weitere Frage: Ist es Goethe gelungen, seinen Glauben dem Leser mitzuteilen? Und da werden Viele zur Verneinung geneigt sein. Sie werden sich nicht überreden können, daß der exzentrische, überreizte Dichter wirklich gerettet sei. Sie werden meinen, daß immer wieder neue Anstöße sich für ihn ergeben werden, bis er wie Werther an ihnen sich zerreibt. Aber bei diesem Vergleich mit Werther übersehen sie doch eins. Werther kehrt an den für ihn verderblichen Ort zurück und entbehrt einer seine Kräfte beschäftigenden und sein Verlangen befriedigenden und begrenzenden Thätigkeit. Tasso dagegen wird von dem ihm gefährlichen Aufenthalt entfernt und findet das, was Werther entbehrt. Sie über-

*) Wegen dieses Parallelismus, in den Goethe seine italienische Wiedergeburt mit der Tassos setzte, konnte er an dem französischen Kritiker Ampère rühmend hervorheben: „Er hat die Fähigkeit gehabt, das zu sehen, was ich nicht ausgesprochen und was sozusagen nur zwischen den Zeilen zu lesen war. Wie richtig hat er bemerkt, daß ich in den ersten zehn Jahren meines Weimarischen Dienst- und Hoflebens so gut wie gar nichts gemacht, daß die Verzweiflung mich nach Italien getrieben, und daß ich dort, mit neuer Lust zum Schaffen, die Geschichte des Tasso ergriffen, um mich in Behandlung dieses angemessenen Stoffs von demjenigen freizumachen, was mir noch aus meinen Weimarischen Eindrücken und Erinnerungen Schmerzliches und Lästiges anklebte.“ Nur müssen wir bei der Äußerung, die nach fast vier Jahrzehnten erfolgte, festhalten, daß dieses Bestreben noch einige Zeit über den italienischen Aufenthalt hinaus fortdauerte, indem es durch den Bruch mit Frau von Stein eine neue Bedeutung erhielt.

sehen aber noch ein zweites. Es war gewiß nicht Goethes Ansicht, daß Tasso fortan ohne Konflikte mit der realen Welt bleiben werde. Dieser überempfindliche, phantastische Mensch wird, solange er auf Erden wandelt, Schmerz und Enttäuschung erleben, aber er wird auch immer wieder und zwar in wachsendem Maße durch die Poesie und durch die Selbstbeschränkung die Kraft gewinnen, alles Leid zu überwinden. Das war, meinen wir, Goethes Gedanke, und in diesem Sinne wird die Lösung glaublich und befriedigend.

Goethe hat nach der Vollendung des Tasso sich von dem Stücke wegen des Herzblutes, mit dem er es durchtränkt hatte, gerade so wie von der Iphigenie ferngehalten. Im Jahre 1827 legte er das merkwürdige Geständnis ab, daß er den Tasso, seitdem er gedruckt sei, nie wieder durchgelesen und auch vom Theater herab „höchstens nur unvollständig" vernommen habe. Und dies, obgleich das Stück unter seiner Direktion vielfach aufgeführt worden war. Zum erstenmale am 16. Februar 1807, während im Osten Preußen um seine Existenz rang. Es wurde sehr beifällig aufgenommen und am 21. März wiederholt. Dieser Wiederholung wohnte Frau von Stein bei. „Lies einmal den Tasso wieder," schrieb sie ihrem Sohne, „jede Zeile ist Goldes wert. Er ist mir nie so in die Seele übergegangen." Der Beifall, den das Stück in Weimar und später auch in Leipzig und Berlin fand, ist von keiner Dauer gewesen. Heute geht es nur selten über die Bühne und weckt nur bei einem erlesenen Kreise stärkeren Wiederhall. Und es ist kaum anzunehmen, daß sich dies ändern wird. Denn man mag das Drama als poetische Schöpfung noch so hoch stellen, man muß zugestehen, daß es kein Stück für die Bühne ist. Die Handlung bewegt sich oft nur stockend vorwärts und die Scenen mit der geringsten Handlung dehnen sich am meisten in die Länge. Die Bühne verlangt aber Entwickelung, Fortschritt, sei es innerlich, sei es äußerlich. Die außerordentlich zarten Schönheiten, von denen das Stück blinkt: die Raphaelische, bald nur leise von fern andeutende, bald in satten Farben erglühende Seelenmalerei, die feinen Absichten der Komposition, die gedanken-

reichen Erörterungen über tiefe und reizvolle Probleme des Lebens und der Geschichte, der sanfte elegische Hauch, der die Bewegungen des Gemüts umschwebt, die edle Grazie des Gesprächs, die große humane Gesinnung, der Duft des Lokal- und Zeittons und der wunderbar geschmeidige Vers, der — nicht musikalischer als in der Iphigenie, aber individueller — sich jedem Charakter und jeder Situation elastisch anpaßt —, all das, was uns bei der Lektüre wie auf weichen, bunten Wolken in eine andere Sphäre hebt, kann auf der Bühne nur abgeschwächt oder gar nur hemmend zur Wirkung kommen. Während wir bei der Lektüre so von dem Zauber des Einzelnen gefesselt sind, daß wir an das Fortschreiten des Ganzen gar nicht denken, sondern nur immer rufen möchten: „Verweile doch, du bist so schön!", werden wir umgekehrt im Parterre ungeduldig, daß das Einzelne zum Ganzen nicht fortschreiten will. Die Ungeduld hebt sich erst bei den letzten Akten, die von höchster dramatischer Spannung sind. In ihnen hat der Dichter gewissermaßen alles nachgeholt, was er in den vorausgegangenen Akten an dramatischer Kraft gespart hat. Aber auch hier wird der Endeindruck, auf dem so viel ruht, gestört durch die nicht energisch herausgearbeiteten Absichten des Dichters. Der Schauspieler mag hier noch so sehr dem Dichter nachhelfen, er wird trotzdem den unvorbereiteten Zuschauer mit einem unsicheren Gefühle über den Ausgang der Dichtung entlassen.

Aber wenn das Drama nur für einen engen Kreis von Kennern von der Bühne her eindrucksvoll sein kann, sollen wir das bedauern? Oder liegt darin ein Vorwurf für den Dichter? Goethe hat aus dem spröden Stoff gemacht, was sich aus ihm machen ließ, und wohl uns, daß er sich durch die dramatische Sprödigkeit des Stoffes nicht abschrecken ließ, ihn zu gestalten. Wir mögen alle Dramen der Weltlitteratur durchgehen, an specifisch-poetischem Gehalt erreicht keines den Tasso. Er hat überwiegend die Stimmung und den Hauch eines lyrischen Gedichts. Das mag sein Fehler sein, ist aber auch sein unschätzbarer Vorzug.

Anmerkungen.

Abkürzungen:

W. = 1. Abteilung der Weimarischen Goetheausgabe, enthaltend die poetischen, biographischen und kunstwissenschaftlichen Werke.
Tb. = 3. Abteilung der Weimarischen Ausgabe, enthaltend die Tagebücher Goethes.
Br. = 4. Abteilung der Weimarischen Ausgabe, enthaltend die Briefe Goethes.
H. = Hempelsche Goetheausgabe.
DW. = Dichtung und Wahrheit.
Ber. d. FDH. = Berichte des freien deutschen Hochstifts. N. F. = Neue Folge.
GJ. = Goethejahrbuch.
Vjschr. = Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte.
G. u. Sch. Arch. = Goethe- und Schillerarchiv in Weimar.

S. 2. Die Gegensätzlichkeit seiner Person bedingte wiederum die Gegensätzlichkeit seiner Dichtung. Das hat geistreich in kurzen Strichen J. J. Ampère in einer Recension von Goethes Dramen im Pariser Globe 1826 (von neuem abgedruckt in J. J. Ampère Littérature et voyages. Allemagne et Scandinavie. Paris 1833. p. 255—275) zur lebhaften Befriedigung des Dichters hervorgehoben. Goethe hielt sie für wichtig genug, um sie beinahe vollständig ins Deutsche zu übertragen und in Kunst und Altertum 5, 3 und 6, 1 zu veröffentlichen.

S. 3. Germanische Natur. Den Ausländern leichter bemerkbar als den Landsleuten. Die Frau von Staël fand in ihm les traits principaux du génie allemand (De l'Allemagne 1, 240, 2. Aufl.). Emerson nennt ihn in den Representative men (S. 208, Leipz. 1856) „the head and body of the german nation".

Unter Hadrian. Sulp. Boisserée 1, 267. Ebenda S. 276 notiert Boisserée nach Goethischen Äußerungen im Jahre 1815: „Goethes Wut gegen Verkehrtheiten; wie er sie ehemals ausgelassen mit Zerschlagen der Bilder an der Tischecke; Zerschießen der Bücher u. s. w., er habe sich da nicht erwehren können, mit einem Ingrimm zu rufen: Das soll nicht aufkommen; und so habe er irgend eine Handlung daran üben müssen, um seinen Mut zu kühlen." Ein bekanntes Beispiel hierfür ist das Annageln von Jacobis Woldemar im Parke zu Ettersburg. Weitere Zeugnisse für die Stärke von Goethes Zornesader. Lavater schreibt an Zimmermann am 16. März 1775: ‚Das sind mir Hunde!' hör' ich Goethe stampfend rufen." Am 27. Aug. 1774: „Goethe ist der furchtbarste und liebenswürdigste Mensch" (Im Neuen Reich 1878. II, 605 f.). Die Mutter am 11. April 1779: „Dokter Wolf . . . würde nach seiner sonst löblichen Gewohnheit mit den Zähnen knirschen und ganz gottlos fluchen." — Wie aber auch in dem älteren Goethe ein vulkanisches Zornesfeuer glühte, mögen folgende Mitteilungen des jüngeren Voß lehren: „Nach Schillers Tode habe ich mit Goethe einen Auftritt gehabt, den ich nie vergessen werde . . . Er hatte durch Riemer erfahren, daß mein Vater nach Heidelberg gehen würde. Er fing mit einer Heftigkeit an zu reden, bei der ich vor Entsetzen erstarrte. ‚Schillers Verlust,' sagte er unter Anderm, und dies mit einer Donnerstimme, ‚mußte ich ertragen;

denn das Schicksal hat es mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht" (Briefe von Heinr. Voß hrsg. von Abr. Voß 2, 64). „Er fing zu wettern und zu fluchen an über die verfluchte Teufelsimagination unseres Reformators" (Heinr. Voß an Solger 24. 2. 1804. Arch. f. Litteraturg. 11, 118). Die Zeugnisse ließen sich leicht mehren. — Daß solche gelegentliche ingrimmige Ergüsse tiefer liegende Spannungen auslösten, bekunden uns die Worte, die er im Dezember 1774 zu Knebel sprach (vgl. oben S. 219).

S. 5. Poetische Erfindung. „Zuletzt (auf dem Wege von Erfurt nach Gotha) führt' ich meine Lieblingssituation im Wilhelm Meister wieder aus. Ich ließ den ganzen Detail in mir entstehen und fing zuletzt so bitterlich zu weinen an, daß ich eben zeitig genug nach Gotha kam" (Br. 5. Juni 1780). „Heute früh hatt' ich das Glück, von Cento herüberfahrend, zwischen Schlaf und Wachen den Plan zur Iphigenie auf Delphos rein zu finden. Es giebt einen fünften Akt und eine Wiedererkennung, dergleichen nicht viel sollen aufzuweisen sein. Ich habe selbst darüber geweint wie ein Kind" (18. Okt. 1786 Tb. 1, 304). — Vorlesung des standhaften Prinzen im März 1807 vgl. Weimars Album S. 193. — „Folge von Freude und Schmerz." An Rauch am 21. Okt. 1827.

S. 6. Mit sehr beschränktem Erfolge. Daher erklärt sich auch das merkwürdige Urteil, das sein kluger Diener und Sekretär Philipp Seidel noch im Jahre 1787 über ihn fällte: „Seine Reise nach Rom wird aller Wahrscheinlichkeit nach eine neue Epoche in seinem Leben machen. Es scheint mir, als sei er einer von den Menschen, welche das Schicksal nicht im Treibhause erziehen wollte; sein Charakter, seine Talente haben vielleicht so langsam reifen sollen, um ihn glücklich zu machen" (Ber. d. FDH. N. F. 7, 449). Hierher gehört es auch, wenn Herder ihn dann und wann ein „großes Kind" nannte. Bezeichnend ist unter vielen ähnlichen folgendes Selbstbekenntnis: „So bin ich bei meinen tausend Gedanken wieder zum Kinde herabgesetzt, unbekannt mit dem Augenblick, dunkel über mich selbst" (Br. 10. Okt. 1780).

S. 7. Vaterland. Auch Goethe drückte sich in der ersten Hälfte seines Lebens gewöhnlich so aus. Vgl. die Briefe vom 16. Juli 1776; Dezember 1781 (Br. 5, 246, 1); 10. April 1782; 28. Oktober 1784. „Der vaterländische Staub" oben S. 373. Dagegen „Vaterstadt" Briefe vom 18. August; 10. September 1792 (10, 16) u. s. f. Man bemerkt, daß der Wechsel im Sprachgebrauch nach der italienischen Reise eintritt. Ersichtlich wurde ihm in Italien das ganze Deutschland das „Vaterland", neben dem Frankfurt nur noch als „Vaterstadt" existieren konnte.

S. 8. Einwohnerzahl. W. Stricker, Goethe und Frankfurt a. M. S. 11 f.: „etwa 30000 christliche Einwohner in 3000 Häusern." „Die Zahl

der Juden kaum höher als ein Zehntel der christlichen Bevölkerung." Büsching (Neue Erdbeschreibung, 6. Aufl.) giebt 1778 36000 Christen, 6600 Juden an. — Ständische Gliederung. Der Adel, die Doktores, vornehmen Kaufleute und Rentiers besetzten die beiden ersten Bänke im Rat (28 Plätze), neun privilegierte Zünfte die dritte Bank (14). Vgl. A. A. v. Lersner, Der weitberühmten, freien Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Chronika 1, 257.

S. 10. „Sat quidem orthodoxe." Ber. d. FDH. N. F. 7, 204.

S. 11. Bildungsgang des Vaters. Ich habe nur Leipzig als Studienort des Vaters angeführt, obwohl es urkundlich feststeht, daß er zunächst ein Jahr in Gießen als Student eingeschrieben war. Es scheint aber, daß dieses Jahr durch Krankheit oder durch irgend eine andere Ursache für ihn ein verlorenes gewesen ist. Er selbst hat augenscheinlich nie Gießen als eine von ihm besuchte Universität genannt, sonst hätte der Sohn in DW (26, 44) nicht bloß von Leipzig gesprochen, aber auch die Freunde ignorieren Gießen völlig, so z. B. J. C. Schneider in seinem ihm zur Promotion gewidmeten Glückwunsch (Ber. d. FDH. N. F. 10, 72). Desgleichen spricht Senckenberg in seiner der Dissertation des alten Goethe angehängten Gratulationsepistel nur leichthin von „Lipsiae et alibi", obwohl die in Gießen vollzogene Promotion sowie sein eigenes fünfjähriges Gießener Studium (Kriegk, Senckenberg S. 15) ihm hinreichend Anlaß geboten hätten, Gießens ausdrücklich zu gedenken. Daß Rat Goethe in Leipzig vier Jahre studiert hat, ist jetzt durch die Veröffentlichung des Schneider'schen Glückwunsches festgestellt. — Ob er auf seinen Reisen neben Italien und Frankreich auch Holland besucht hat, wie gewöhnlich angegeben wird, ist sehr zweifelhaft. Seine unbestimmte Absicht war es, aber, da der Sohn nur Italien und Frankreich nennt, scheint diese Absicht nicht zur Ausführung gekommen zu sein. Auf der Rückreise aus Frankreich machte der bildungseifrige Mann noch in Straßburg Halt, um dort Vorlesungen zu hören. Er ließ sich, wie Froitzheim festgestellt hat (Straßb. Post 23. 6. 1895), in die Matrikel der Universität am 25. Januar 1741 eintragen. Die Thatsache trägt zur Erklärung bei, warum er für Wolfgang als zweite Universität Straßburg aussuchte.

S. 12. Vom Rate ausgeschlossen. Nach Heyden (Mitteilungen des Vereins f. Gesch. und Altertumsk. in Frankfurt a/M. 1, 186) wäre Goethes Vater schon dadurch vom Rate ausgeschlossen gewesen, daß sein Stiefbruder Herm. Jakob Goethe seit dem 8. Mai 1747 Mitglied des Rates war. Denn die kaiserl. Resolution vom 22. Nov. 1725 bestimmte als Vorbedingung für den zu Erwählenden: „daß nicht schon sein Vater, Sohn, Bruder, Geschwisterkind, Schwiegervater, Tochtermann, Gegenschweher, leiblicher Schwager oder Schwestermann sich im Rate befindet". Aber es ist doch die Frage, ob nicht die regierenden Herren die Bestimmung frei inter-

pretierten und einen Stiefbruder unter Umständen zuließen. Waren doch viel willkürlichere Gesetzesauslegungen in der freien Reichsstadt gang und gäbe. — Damit ist freilich noch nicht entschieden, ob nicht der Sohn dem Vater ein falsches Motiv unterschiebt. Man darf aber annehmen, daß Goethe nicht willkürlich seine Angaben gemacht hat, sondern auf Grund von Mitteilungen aus dem Familienkreise. Und dann sind sie in jedem Falle dafür lehrreich, wie man in diesem den Rat Goethe und seine Heirat beurteilte.

S. 15. Bettinens Erzählungen aus dem Munde der Frau Rat, für deren Glaubwürdigkeit schon immer viel sprach, ist durch die jetzt festgestellte Absicht Goethes, sie zur Charakteristik der Mutter in DW aufzunehmen, der Stempel einer vertrauenswerten Quelle aufgedrückt worden. Vgl. W. 29, 231. — Bowers Geschichte der Päpste. Ein ins Deutsche übertragenes Werk eines zum evangelischen Glauben übergetretenen englischen Jesuiten. Elf Quartbände, von denen bis 1757 vier, bis 1762 fünf erschienen waren. Wenn der Vater auch nur die ersten vier Bände durcharbeiten ließ, so war die Zumutung für die bewegliche Frau Rat und die Kinder keine geringe. — Schwarze Augen. Was für Augen hatte Goethe? Bettina, die ihn sehr gut kannte, läßt in der oben angeführten Erzählung die Mutter von seinen „schwarzen" Augen sprechen; ebenso giebt ihm Wieland 1776 schwarze Augen (Merkur 1776. 1, 15); desgleichen der Berghauptmann von Trebra (GJ 9, 14), Gleim (Falk, Goethe aus näherem persönlichen Umgang, 2. Aufl. S. 139), Landolt (GJ 13, 131) u. A. m. Und so ist es fast allgemeine Überzeugung geworden. Thatsächlich aber waren sie, wie uns nicht bloß einzelne gute Beobachter, sondern vor allem die Ölgemälde lehren, braun. Jedoch war die Pupille von einer so außerordentlichen Größe (der Physiker von Münchow bezeichnete sie als „fast beispiellos". Vgl. Viehoff, Goethes Leben, 4. Aufl. 1, 23) und so strahlendem Glanze, daß die schmale braune Iris daneben verschwand und im Beschauer der Eindruck zurückblieb, er habe schwarze Augen. Wir sprechen in solchen Fällen auch sonst von schwarzen Augen, obwohl eine schwarze Iris nicht existiert. Diesem sehr triftigen Sprachgebrauch bin ich treu geblieben.

S. 16. Im Orbis pictus konnte Goethe auf einem Bilde zu dem Kapitel „Die Vorsehung Gottes" einen Mann sehen, welcher zur Linken von einem Engel angeredet wird, während zur Rechten der Teufel ihm eine Schlinge um den Hals zu werfen sucht. Weiter zur Seite steht inmitten eines Kreises ein Zauberer. Wie dem Zeichner bei dem Bilde wahrscheinlich Faust vor Augen stand, so dürfte der populäre Zauberer auch vor die Augen des Knaben getreten sein. — Gottfrieds historische Chronika. In 5. Aufl., die bei Hutter in Frankfurt erschien, bis 1750 fortgeführt. Drei Foliobände mit zahlreichen Kupfern. — Für den späteren Mitarbeiter an

Lavaters physiognomischen Fragmenten war in der Vorrede zu Gottfrieds Chronik zu lesen: „Jedermann begehrt zu wissen, wie der darvon er lieset, von Gestalt und Angesicht möchte gebildet seyn, zudem da die Erfahrnen in der Physiognomie bejahen, die Natur habe die inwendige Zuneigungen des Gemüths zu Tugenden oder Lastern, durch gewisse Lineamenten und Anzeigungen des Angesichts zu erkennen gegeben."

S. 21. Königslieutenant. Über ihn besitzen wir jetzt eine ausgezeichnete Monographie von Dr. Martin Schubart (François de Théas comte de Thoranc, München 1896), die von neuem für die Stärke von Goethes Gedächtnis und die Feinheit der Eindrücke, die schon der Knabe empfing, Zeugnis ablegt. Schubart hat nicht bloß die persönlichen Verhältnisse des Königslieutenants — insbesondere während des siebenjährigen Krieges — aufs genaueste erforscht, sondern auch die für den Grafen gemalten Bilder in Südfrankreich wieder aufgefunden. Der kleinere Teil ist noch in Grasse, der größere Teil auf dem Schlosse Mouans bei Grasse im Besitz des Großneffen des Königslieutenants, des Grafen Sartoux, wo sie 1874 Herr von Loeper — infolge einer merkwürdigen Trübung seines Blickes — vergeblich gesucht hatte. Von dem Grafen Sartoux hat Schubart den Josephcyklus erworben und in hochherziger Gesinnung dem Freien Deutschen Hochstift für das Frankfurter Goethehaus zum Geschenk gemacht. Dort sind sie jetzt zu sehen. Außer ihnen waren im Sommer 1895 noch einige andere Stücke aus dem Besitze des Grafen Sartoux ausgestellt, die ebenfalls den Angaben Goethes über die Arbeiten der Frankfurt-Darmstädter Künstler vollauf entsprachen. Näheres in dem sorgfältigen Ausstellungskatalog von Dr. O. Heuer. Vortreffliche Reproduktionen der Josephbilder (auf dem einen wahrscheinlich der Kopf des jungen Goethe) bei Schubart. Dort auch schöne Kopie eines Porträts des Königslieutenants auf Schloß Mouans.

S. 23. Derones. Sehr wahrscheinlich hieß der kleine Franzose de Rosne. Goethe gedenkt in einem an die Schwester gerichteten Leipziger Briefe (Br. 1, 26) einer Frankfurter Actrice Madame de Rosne. In einem Schema zu der betreffenden Stelle in DW heißt es aber: „Madame Derones, Tochter, Sohn." Düntzer hatte schon vor dem Bekanntwerden der Leipziger Briefe an die Schwester die Vermutung ausgesprochen, es sei in DW statt Derones de Rosne (Derosne) zu lesen (Erläuterungen 1, 119).

S. 30. Aristoteles und Plato. Daß auch Plato den Jüngling nicht ansprach, daran trug wohl das fade und trübe Gebräu die Schuld, das der „kleine Brucker", den Goethes Hofmeister seinen philosophischen Vorträgen zu Grunde legte, dem tiefsinnigen, poetischen Philosophen widmete. „Seit einigen Tagen habe ich gleichsam zum erstenmal im Plato gelesen und zwar das Gastmahl, Phädrus und die Apologie" schreibt Goethe am 1. Februar 1793.

S. 31. Bayle. Sein Dictionnaire historique et critique ist eine bei-

nahe ausschließlich biographische Encyklopädie, von zwei großen Foliobänden in erster Auflage (1697) allmählich auf vier in den späteren Auflagen anschwellend. Goethe konnte es mit Recht ein Labyrinth nennen. Es schließt eine ungeheure Gelehrsamkeit ein, ist scharfsinnig, launig, pikant, geschwätzig. Zwei Generationen hindurch übte es einen sehr bedeutenden Einfluß auf das gebildete Europa aus. — Gesner. Seine Primae lineae isagoges in eruditionem universalem (Göttingen 1756) gaben einen Leitfaden zur Philologie (bei der auch die Künste mit abgehandelt werden), Geschichte und Philosophie. In dem philosophischen Abschnitt wird Spinoza übergangen. In dem Abschnitt: De Poesi speciatim wurde dem jungen Dichter gelehrt: „Homoeoteleuton studium mater sit cogitationum et visorum, improvisa quadam novitate. et non semper petita ex proximo placentium, non autem ingeniorum tortura et corruptix verborum." — Morhof. Sein Polyhistor literarius, philosophicus, practicus, ein beliebtes Handbuch, das zuerst 1688 erschien, umfaßte weitschichtiges bibliographisches Material, eine Geschichte der meisten Wissenschaften, eine Methodenlehre, Rhetorik, Poetik und eine systematische, wenn auch sehr kurze, Darstellung der Physik, Astronomie, Chemie, Botanik und Zoologie.

S. 32. Früheste Dichtungen. Zu ihnen könnte man auch die Glückwunschgedichte rechnen, die Goethe seinen Großeltern zu Neujahr 1757 gewidmet hat, wenn man in gleicher Weise von ihrer Selbständigkeit überzeugt wäre, wie bei den Gesprächen. Immerhin dürften sie unsere Leser als die ersten Gedichte, die Goethes Namen tragen, interessieren, und da sie bisher nur in die Weimarische Ausgabe (37. Band) aufgenommen sind, bringen wir sie hier zum Abdruck:

I.

Erhabner Großpapa! Ein neues Jahr erscheint,
Drum muß ich meine Pflicht und Schuldigkeit entrichten,
Die Ehrfurcht heißt mich hier aus reinem Herzen dichten,
So schlecht es aber ist, so gut ist es gemeint.
Gott, der die Zeit erneut, erneue auch Ihr Glück,
Und kröne Sie dies Jahr mit stetem Wohlergehen;
Ihr Wohlsein müsse lang so fest wie Cedern stehen,
Ihr Thun begleite stets ein günstiges Geschick;
Ihr Haus sei, wie bisher, des Segens Sammelplatz
Und lasse sie noch spät Möninens Ruder führen,
Gesundheit müsse Sie bis an Ihr Ende zieren,
Denn diese ist gewiß der allergrößte Schatz.

II.

Erhabne Großmama! Des Jahres erster Tag
Erweckt in meiner Brust ein zärtliches Empfinden
Und heißt mich ebenfalls Sie jetzo anzubinden
Mit Versen, die vielleicht kein Kenner lesen mag;
Indessen hören Sie die schlechte Zeilen an,
Indem sie, wie mein Wunsch, aus wahrer Liebe fließen.

Der Segen müsse sich heut über Sie ergießen,
Der Höchste schütze Sie, wie er bisher gethan,
Er wolle Ihnen stets, was Sie sich wünschen, geben
Und lasse Sie noch oft ein Neues Jahr erleben.
Dies sind die Erstlinge, die Sie anheut empfangen,
Die Feder wird hinfort mehr Fertigkeit erlangen.

Die Originale liegen im G. u. Sch. Archiv.

S. 32. Das Exercitienheft hat die Frankfurter Stadtbibliothek im Januar 1846 von einem Unbekannten erworben. Bald darauf gab es Weismann unvollständig heraus. Es enthält eine Sammlung von Reinschriften vom Januar 1757 bis Januar 1759. Auf dem oberen Deckel steht anscheinend auch von Goethes Hand Labores Juveniles. Wer das Heft durchblättert, erhält einen deutlichen Begriff, wie sehr in dem lutherischen Frankfurt das Biblische und Religiöse den ganzen Unterricht durchdrang. Unter den Bibelversen, die für Goethe zu Schreibübungen ausgewählt wurden, befindet sich auch folgender, von Weismann nicht veröffentlichter: „Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge: da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Worte, dann aber von Angesicht zu Angesichte. Jetzt erkenne ichs stückweise, dann aber werde ichs erkennen, gleichwie ich erkennet bin." Der Spruch wird den Goethekundigen an mancherlei erinnern, z. B. an Goethes Äußerung zu Kestner, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke u. s. w. (Vgl. oben S. 160.) Veit Valentin hat im 38. Bande der Weim. Ausg. (S. 200 ff.) die Reihenfolge der fehlerhaft zusammengebundenen Stücke genauer bestimmt.

S. 43. Aus einer größeren Reichsstadt. Leipzig war kleiner als Frankfurt; nicht um 3000 Einwohner größer, wie Loeper zu 21, 30 (H) anmerkt. Er stützte sich wohl auf den Gothaischen Hofkalender, der — vielleicht nur infolge eines Druckfehlers — bis ans Ende der siebziger Jahre 36000, 1782 aber die berichtigte Ziffer 26000 giebt (1785 29000 u. s. f.). Leonhardi, Beschreibung der Stadt Leipzig (Leipzig 1799), ein gründliches Buch, berechnet die Einwohnerzahl für 1763 auf 28352; nach den Ziffern, die Reichard, der Redakteur des Gothaischen Kalenders, erhielt, anscheinend noch etwas zu hoch. Zählungen aus dieser Zeit giebt es nicht, teilt mir freundlichst Archivdirektor Wustmann mit. Die Zahlen sind sämtlich indirekt durch Multiplikation der Geburten, Sterbefälle oder anderer bekannter Faktoren gewonnen.

S. 49. Denn von der Dichtkunst — nennen. Die Worte sind einer Rezension der Frankfurter Gel. Anz. v. 21. Febr. 1772 entlehnt. Die Rezension schrieb Merck sich zu (Merckbriefe 3, 54), aber die betreffenden Worte hat unzweifelhaft Goethe eingeschoben, der auch die ganze Rezension seinen Werken einverleibt hat.

S. 72. Den Italienern. Eine Ausnahme machte nur Domenico Feti, der dem jungen Goethe wegen der realistischen Art seiner biblischen Darstellungen sehr gefiel. Seine Hinneigung zu diesem relativ unbedeutenden Künstler verfiel in Straßburg dem Spotte Herders.

S. 76. Damaliges Schönheitsideal. „Was ist Schönheit? Sie ist nicht Licht und nicht Nacht. Dämmerung." Br. 1, 190. „Die Schönheit erscheint uns wie im Traum. Es ist ein schwimmendes, glänzendes Schattenbild, dessen Umriß keine Definition hascht." Br. 1, 238. — „Die Alten," sagte Goethe etwa ein Jahr nach der Leipziger Zeit in seinen Tagesheften (Ephemerides S. 10), „scheuten nicht so sehr das Häßliche als das Falsche." „Es ist mir das wieder ein Beweis, daß man die Fürtrefflichkeit der Alten in etwas anders als der Bildung der Schönheit zu suchen hat." Weitere Belege für seinen kritischen Standpunkt gegenüber dem Laokoon Br. 1, 199. 205.

S. 77. Hamburgische Dramaturgie. Es ist wahrscheinlich nur ein Zufall, daß Goethe die Hamburgische Dramaturgie nicht unter den Werken mitaufgeführt hat, die in Leipzig auf ihn gewirkt haben. Denn in zwei verschiedenen Schematen zu dem Leipziger Abschnitt in DW (W. 26, 356. 27, 387) ist sie erwähnt. Auch ein anderer Umstand spricht dafür, daß Goethe in Leipzig sich mit ihr beschäftigt hat. Er hat nämlich dort Aristoteles' Poetik in der Übersetzung gelesen, ohne freilich von dem Sinne des Werkes etwas zu begreifen (Br. 12, 117). Diese Lektüre wird aber kaum auf eine andere Anregung zurückzuführen sein, als auf die der Hamburgischen Dramaturgie.

S. 82. Laune des Verliebten. Daß das Stück schon in Frankfurt entstanden ist und in seiner ersten Fassung „Amine" hieß, ist von F. Roetteken (Vjschr. 3, 184 ff.) bestritten worden. Wie mir scheint, mit Unrecht. Wenn Goethe in dem Briefe vom 15. Mai 1767 von der Amine und von der Laune des Verliebten spricht, ohne sie miteinander in Verbindung zu bringen, so gehört das zu dem Versteckspielen, das jeder junge Autor, insbesondere aber der junge Goethe liebte. Sowohl in diesem Briefe aber wie in dem vom 12. Oktober bietet er die „Laune" zum Ersatz für die Amine an. Das läßt doch eher darauf schließen, daß sie eine verbesserte Fassung, als etwas ganz Anderes gewesen. Dazu kommt die Namensgleichheit der Heldinnen und daß Goethe mit sehr genauem Ausdruck bekundet, die Laune des Verliebten (in ihrer ersten Fassung) sei im Frühjahr 1765 entstanden (28, 723 H.). Danach ist wohl der Frankfurter Ursprung des Stückes gesichert, aber, wie ich meine, auch die Identität mit der Amine. — Erste Aufführung des Stückes auf dem fürstlichen Liebhabertheater in Ettersburg am 20. Mai 1779. Goethe spielte, wie in allen eigenen Stücken, bei denen er mitwirkte, diejenige Rolle, in der er sich kopiert hatte: den Eridon. Erste öffentliche Aufführung in Weimar im März 1805, erster Druck

1806. Es existiert nur eine Handschrift (im G. u. Sch. Arch.), die für die Aufführung von 1805 angefertigte. Sie weicht nur unwesentlich von dem bald darauf erfolgten Drucke ab.

S. 84. Die Mitschuldigen. Bei keinem Dichter ist schärfer zu scheiden zwischen Entstehung, erster und letzter Niederschrift, als bei Goethe. Er konnte jahrelang etwas bei sich herumtragen, ehe er es niederschrieb, und von der ersten bis zur letzten Niederschrift war wiederum bei ihm ein langer Weg. Die beiden ältesten Handschriften der Mitschuldigen stammen allerdings aus dem Jahre 1769, und einige Anspielungen im Texte sind erst in diesem Jahre möglich gewesen. Aber daraus zu schließen, wie es Weißenfels, Goethe im Sturm und Drang S. 107 und 448 thut, das Stück sei erst damals, also in Frankfurt, entstanden, ist gegenüber den wiederholten und bestimmten Zeugnissen Goethes (W. 27, 113, 216. 26, 356. 27, 387, 395. 35, 4), die neuerdings durch die „Annette“ eine bemerkenswerte Bestätigung erfahren haben, durchaus ungerechtfertigt. Die Handschriften des Jahres 1769 sind nichts als spätere Redaktionen. Die ältere Handschrift, der der erste Akt fehlt, verdankt ihre kürzere Fassung wohl nur dem zufälligen Umstand, daß irgend Jemand von Goethe, während er mit der Umarbeitung der Exposition beschäftigt war, eine Abschrift des Stückes verlangte, der Dichter aber unzufrieden mit der alten Fassung und noch nicht fertig mit der neuen, zugleich unlustig, in fremde Hände etwas von ihm Verworfenes zu geben, den ersten Akt einfach wegschnitt. Daß das aus Leipzig mitgenommene Stück eine Exposition bereits hatte, bemerkt uns der Dichter ausdrücklich, indem er sagt, er habe die Exposition in Frankfurt nochmals durchgearbeitet. Auch ist nicht recht erfindlich, wie der junge Goethe dazu gekommen sein sollte, so mit der Thür ins Haus zu fallen und dem Leser und Hörer die Situation recht schwer verständlich zu machen, wie es durch den Wegfall des ersten Aktes geschieht. — Von den Handschriften des Jahres 1769 ist die verkürzte in Dresden im Privatbesitz, die vollständige, einst im Besitze von Friederike Brion, in der Leipziger Universitätsbibliothek. Dann sind noch zwei ursprünglich völlig übereinstimmende, wahrscheinlich im Jahre 1783 hergestellte Handschriften im G. u Sch. Arch. vorhanden. Die eine hat Goethe für den Druck von 1787 redigiert und in ihr noch mehr als in der anderen das, was im Einzelnen nur dem jugendlichen Geist gemäß war, getilgt. Aufgeführt wurde das Stück zuerst in Weimar auf dem Liebhabertheater 1776 (Goethe spielte den Alcest), auf der öffentlichen Bühne erst 1805.

S. 88. „Annette“ ist diejenige Gedichtsammlung, die Behrisch, um seinen jungen Freund vom Druckenlassen abzuhalten, mit großer Kunst abgeschrieben hat. Das Manuskript, auf dessen Vorhandensein man nicht mehr rechnen konnte, hat sich im Nachlaß des Fräuleins von Göchhausen erhalten und ist 1894 in den Besitz des G. u. Sch. Arch. gekommen. Es bestätigt

die Schilderung, die Goethe davon in DW entworfen hat. Die Sammlung, die jetzt (1897) gedruckt im 37. Band der Weimar. Goetheausgabe vorliegt, ist Kätchen Schönkopf zu Ehren „Annette“ (vgl. oben S. 53 und 57) betitelt. Sie enthält außer einem Widmungsgedicht und einem Epilog elf größere und sechs kleinere Gedichte — die letzteren mit epigrammatischem Charakter. Goethe hat von ihnen nur das dem Italienischen entlehnte Sinngedicht „das Schreyen“ in das Liederbuch von 1769 aufgenommen, auch dieses später verworfen und allein die „Ode an Herrn Professor Zachariä“, die schon im Leipziger Musenalmanach von 1777 veröffentlicht worden war, seiner Lyrik eingereiht, während er von den zwanzig „Neuen Liedern“ doch allmählich elf der Ehre, unter seinen Werken zu erscheinen, würdigte. — Von den „Neuen Liedern“ sind einige erst nach der Rückkehr in die Heimat gedichtet: Das „Neujahrslied“, Die „Zueignung“, „Die Reliquie“ (1815 „Lebendiges Andenken“), „An den Mond“ (1815 „An Luna“ getauft, um es von „Füllest wieder Busch und Thal“ zu unterscheiden und zugleich wohl, um es als einem überwundenen Stil angehörig zu kennzeichnen) und wahrscheinlich auch „Das Glück der Liebe“ (1815 „Glück der Entfernung“). Man merkt in ihnen schon etwas die Befreiung vom Einfluß der Leipziger Freunde. Denn diese wirkten nicht bloß indirekt, indem Goethe an sie als sein Publikum dachte, sondern auch direkt. „Le grand conseil s'assembla, où furent lues toutes les poésies qui sortirent de ma plume depuis que je rôde autour de la douce Pleisse. Conclu fut que le tout serait condamné à l'obscurité éternelle de mon coffre hormis douze pièces“ (an die Schwester, August 1767). Was sie auswählten, bildete das Büchlein „Annette“. Bezeichnend für den Geschmack der Freunde, dem Goethe unterlag, ist, daß weder in diese Sammlung noch unter die „Neuen Lieder“ von 1769 dasjenige Gedicht aufgenommen wurde, das der Dichter im 7. Buche von DW (27, 103) skizziert und das, wenn erhalten, wir wahrscheinlich als die Krone von Goethes Leipziger Lyrik ansprechen würden. Goethe sagt von dem Gedicht, er hätte es niemals ohne Neigung lesen und ohne Rührung Anderen vortragen können. Begreiflich; denn selbst die Prosaskizze hat einen hohen, poetischen Reiz.

S. 89. Romane in Briefform. Adolf Schöll hat 1846 (Briefe und Aufsätze von Goethe 1766—1786 S. 20ff.) zwei Briefe, die er in einem Heft des jungen Goethe fand, veröffentlicht und der Leipziger Zeit zugewiesen. Den einen (Arianne an Wetty) hat er als Fragment aus einem Briefromane angesehen. Aber Erich Schmidt (Scherer, Aus Goethes Frühzeit S. 1ff.) und Minor (Minor und Sauer, Studien zur Goethephil. S. 82) haben mit guten Gründen dargethan, daß der Brief „an eine Freundin“ nicht vor 1769, und der andere (Arianne an Wetty) nicht vor dem Zusammentreffen mit Herder geschrieben sein kann. Erdichtet oder umgedichtet werden beide sein, und wenn nicht Leipziger Ursprungs, so doch, wie ich meine,

Fortsetzungen eines in Leipzig angefangenen Briefromans. Goethe sagt, er habe den für Gellerts Praktikum angefertigten Aufsätzen „leidenschaftliche Gegenstände" zu Grunde gelegt, d. h. doch wohl Liebesverhältnisse. Nun behandeln die beiden Briefe unverkennbar seine und Horns Leipziger Liaisons, werden demnach mit jenen Gellert eingelieferten Übungen in Zusammenhang stehen. In Straßburg mußte nach einem anfänglichen Fortsetzungsversuch das Interesse an der Vollendung des Leipziger Briefromans teils durch eine veränderte Geschmacksrichtung, teils durch die neu auftauchende Liebe zu Friederike schwinden.

S. 97. Auszeichnendes Beiwort. Reich W. 27, 229; teuer 27, 328; schön 27, 229 (9 u. 26), 230; heiter, fruchtbar, fröhlich 27, 340; herrlich, fruchtbar 27, 330; herrlich 27, 324. 28, 30, 79, 84; paradiesisch 27, 327. 28, 45; neues Paradies 27, 230.

S. 99. Gesellschaft der schönen Wissenschaften. Kochendörffer hat in einem seiner Tendenz nach mir sehr sympathischen Aufsatz (Pr. Jahrb. 66, 554 ff. dazu 67, 316 ff.) die Zugehörigkeit Salzmanns und Goethes zu der Gesellschaft, ja die Existenz der Gesellschaft überhaupt bestritten, indem er ihre Identität mit der 1767 gegründeten Société de philosophie et de belles lettres behauptete. Diese Behauptung ist schwer aufrecht zu erhalten. Die Société taufte sich schon 1768 in Académie um und nahm auch den Charakter einer solchen an, indem sie sich in vier Klassen teilte. Ihre Verhandlungen wurden französisch geführt (Fritz, Leben Blessigs S. 8 f.). Demnach kann die „Gesellschaft der schönen Wissenschaften" weder dem Namen noch dem Wesen nach gleichbedeutend mit jener Académie sein. Einer solchen Gesellschaft hätten Leute wie Lenz und Jung-Stilling, die damals für Deutschtum erglühten, nicht beitreten und noch weniger in ihr Vorträge halten können. Demgemäß war auch die von Lenz 1775 gegründete Deutsche Gesellschaft nicht, wie Kochendörffer meint, die Fortsetzung der französischen, sondern diese bestand weiter fort, wie aus einem Briefe Lenzens an Haffner (Froitzheim, Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode S. 54) hervorgeht. Nach Lage der Quellen ist vielmehr an der Sonderexistenz einer Gesellschaft der schönen Wissenschaften, dessen Mitglieder der Aktuar Salzmann, Goethe, Lenz, Jung-Stilling waren, festzuhalten. Das, was Kochendörffer im besonderen gegen die Zugehörigkeit Goethes einwendet, ist nicht von genügender Beweiskraft. Daß Goethe bei Jungs Rückkehr nichts von dessen Verheiratung und den Glückwünschen der Gesellschaft wußte, ist begreiflich, denn er war die Zeit von Jungs Abreise bis zu dessen Rückkehr in Sesenheim gewesen. Der Brief Goethes an Roederer vom 21. September 1771 scheint mir aber in dem den Shakespearetag betreffenden Satz mehr für Goethes Mitgliedschaft als dagegen zu sprechen. Das, was Kochendörffer gegen Froitzheim erweisen wollte, erledigt sich meines Erachtens ohne Schwierigkeit. In der Gesellschaft

war oft über das Theater verhandelt worden und Goethe wird dabei Herdersche Anregungen ausbildend das Meiste beigesteuert haben. Aus diesen Verhandlungen destillierte dann Lenz mit eigenen Zuthaten seine Abhandlung, die vielleicht nie — auch nach Goethes Abreise nicht — vorgelesen worden ist. Goethe mußte danach nicht wenig erstaunt sein, daß Lenz, obwohl er in wesentlichen Stücken nichts als Goethische bezw. Herdersche Gedanken wiedergab, doch eitel und unehrlich genug war, durch eine Vorbemerkung beim Publikum den Schein zu erregen, als ob nicht er Goethen und Herder, sondern umgekehrt diese ihre Anschauungen über das Theater ihm zu verdanken hätten. So aufgefaßt lassen sich die Stellen in DW, die Froitzheim gegen Goethe ausbeuten will, sehr leicht verstehen. Ein Widerspruch liegt in ihnen von vornherein nicht, da Goethe an der ersten Stelle von einer Vorlesung des Lenzischen Aufsatzes nicht das Geringste sagt.

S. 103. Liebesabenteuer. Ich sehe keinen Anlaß, die Geschichte von den Tanzmeisterstöchtern für eine aus künstlerischen Gründen gemachte Erfindung Goethes zu halten. Das wäre dem Zweck, den er bei Dichtung und Wahrheit verfolgte, ganz zuwider gewesen. Man sieht überhaupt in DW zu viel künstlerische Absicht. Ich habe z. B. bei der Einleitung zum Friederikenkapitel (S. 126) die verschiedenen Stadien der Vorbereitung des Idylls hervorgehoben. Aber ich glaube nicht, daß sie mit berechnender Kunst angelegt ist. Vielmehr halte ich sie für ein Produkt der feierlich-lieblichen Stimmung, die den Dichter ergriff, sowie sein Gedächtnis die Friederikenepisode berührte, verbunden mit der Scheu, sogleich an die Darstellung des schmerzlich-schönen Verhältnisses zu gehen. Man denke an den Bericht Kräuters über das Diktat jenes Abschnittes.

S. 128. Der Brief an Friederike ist uns nur im Konzept erhalten. In diesem ist der Eingang von „Liebe neue Freundin“ bis „günstig sein“ eingeklammert, so daß man annehmen darf, die abgesandte Reinschrift habe mit „Liebe, liebe Freundin“ angefangen. Trotzdem wollte ich den ersten Eingang nicht unterdrücken, da er für Goethes Art und die Situation charakteristisch ist.

S. 130. Friederikenlieder. Goethe hat der Geliebten sehr viele Lieder gewidmet. Er sagt in DW (28, 31), „sie hätten ein artiges Bändchen gegeben“. In seinen Werken finden sich nur wenige davon. Es haben sich aber aus dem Nachlasse Friederikens einige erhalten, die Heinrich Kruse 1835 bei Sophie Brion vorfand, unter ihnen das S. 130 zitierte Lied. Sophie gab alle Lieder (elf), die sie besaß, als Goethische aus. Es ist aber allmählich die Überzeugung durchgedrungen, daß eins oder mehrere Lenz, der nach Goethes Weggang Friederikens Neigung zu gewinnen suchte, zum Verfasser haben. Ich habe im 12. Bande des GJ (1891) fünf Lieder Lenz zugewiesen. Dagegen sind mancherlei Einwände erhoben worden, indem

man zum mindesten zwei davon für Goethe zu retten suchte. Ich verzichte hier auf eine Widerlegung, um sie später, sobald die Goethebiographie vollendet ist, an anderem Orte eingehender geben zu können.

S. 145. Merck. Ich bin in der Beurteilung Mercks im Wesentlichen der Charakteristik Goethes gefolgt. Diese ist von Anhängern Mercks vielfach als parteiisch und ungerecht angegriffen worden. Je mehr man sich aber in das vorliegende Material vertieft, desto mehr kommt man zu der Erkenntnis, wie zutreffend das Bild ist, das Goethe von ihm entwirft. Konnte ihm doch auch nichts ferner liegen, als dem einstigen Freunde, der so innig an ihm hing, Unrecht zu thun. Zur Bestätigung der Darstellung Goethes sei hier noch auf eine wenig beachtete Bemerkung Varnhagens hingewiesen. Er sagt in seinen Denkwürdigkeiten 2. Aufl. 4, 477 f.: „Nach anderweitiger Kenntnis dürfen wir nicht daran zweifeln, daß die Schilderung, welche Goethe von ihm entworfen, in allen ihren Zügen und Farben durchaus die richtige ist ... Auch seine persönliche Erscheinung ist uns von Personen, die ihn noch gekannt haben, völlig so angegeben worden, wie in jener Schilderung."

S. 156. An den Aktenarbeiten sich zu beteiligen. Als die einzige Spur von Goethes gerichtlicher Thätigkeit in Wetzlar hat der Staatsarchivar Dr. Goecke nur seine eigenhändige Eintragung in die Originalmatrikel der Praktikanten des Reichskammergerichts entdecken können (Verhandl. der Gießener Philologenvers. 1885. S. 284).

S. 172. Brief der Mutter über den Götz. 1802 erzählte die Mutter die Entstehung des Stückes etwas anders. Es kommt auf die Abweichungen nicht viel an, sie lassen sich sehr verschiedenartig erklären. Die Hauptsache ist, daß wir auch aus dem Munde der Mutter vernehmen, Goethe habe nicht im mindesten an das Theater gedacht, sondern nur die Lebensbeschreibung Götzens dramatisieren wollen. — Aus den Worten des Briefes an Salzmann vom 28. November 1771, in denen der Dichter seine Arbeit am Götz „eine ganz unerwartete Leidenschaft" nennt, ist der Schluß gezogen worden, Goethe habe — entgegen seiner Behauptung in DW — sich in Straßburg noch nicht mit dem Götz beschäftigt. Dieser Schluß ist nicht notwendig. In Straßburg hatte er eine gewisse Vorliebe für die Dramatisierung des Stoffes, zu einer Leidenschaft und zwar unerwarteten wurde ihm aber erst das Unternehmen, als ihm die Idee des Weislingendramas aufblitzte und damit zugleich die Möglichkeit, sich von seinen innersten Herzensqualen (Friederike) mittels der Dichtung zu befreien. Die äußeren Gründe, die zuletzt Scholte Nollen (Goethes Götz auf der Bühne. Leipzig 1893) für die Frankfurter Entstehung des Dramas beigebracht hat, sind mir nicht stark genug, um auf sie hin Goethe des Irrtums zu bezichtigen.

S. 175. Liebreiz Adelheidens. Man kann sich schwer des Ge-

dankens entschlagen, daß Adelheid nach einem lebenden Modell gezeichnet ist. Ich glaube, man darf an die ungewöhnlich schöne Henriette von Waldner, spätere Frau von Oberkirch, denken, die 1770—1771 zwischen 16 und 17 Jahren stand und dem Dichter in Straßburg irgendwie begegnet sein mag. An sie erinnert auch der Frauenname Adelheidens: von Walldorf.

S. 176. Bruder Martin. Daß der Dichter bei ihm Martin Luther im Auge hatte, war schon immer vorausgesetzt worden. Nunmehr ist es Gewißheit geworden, indem ein Stammbuchblatt bekannt geworden ist, auf welches Merck am 26. April 1773 die Worte des Bruders: „Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt, und mir kommt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch sein dürfen" mit dem Zusatz „Martin Luther in dem Schauspiel Göz von Berlichingen" eingetragen hat (Vgl. Ber. d. FDH. N. F. 11, 428).

S. 178. „Allen Perückeurs 2c." Daß die poetische Epistel an Merck, der hier die Schlußverse entnommen sind, sich auf den Götz bezieht, daran dürfen die schwer zu deutenden einleitenden Verse nicht irre machen. Der zweite Teil des Gedichts läßt gar keinen Zweifel übrig. Wenn Goethe im Anfang vom „neuen Kindlein im alten Kleid" spricht, so konnte ihm die zweite Bearbeitung schon als ein Zurückziehen ins alte Kleid erscheinen und nichtsdestoweniger der revolutionäre Charakter des Dramas bewußt bleiben. Ist die Beziehung auf die zweite Fassung richtig, so fielen die Verse ins Frühjahr 1773. Das Datum, das sie in der Weim. Ausg. tragen „Dezemb. 1771", ist in jedem Falle falsch, da Goethe mit Merck erst Ende Dezember 1771 bekannt wurde (Aus Herders Nachlaß 3, 169).

S. 180. Aufführungen des Götz. Die Berliner Aufführung vom 12. April 1774 war die erste in Deutschland (über sie Genaueres R. M. Werner im GJ 2, 87 ff.). Dann folgte Hamburg am 24. Oktober 1774 Breslau 17. Februar 1775; Leipzig vielleicht in demselben Jahre; Frankfurt a. Main 1778; Mannheim 1786; Wien — 1810. Auch Weimar brachte ihn erst am 22. September 1804 auf die Bühne. Goethe arbeitete für diesen Zweck das Stück um. Da es aber in der umgearbeiteten Gestalt fast sechs Stunden in Anspruch nahm, so nahm Goethe eine neue verkürzende Redaktion vor, die — am 8. Dezember 1804 aufgeführt — später in seine Werke aufgenommen wurde und für die meisten deutschen Bühnen maßgebend geblieben ist. Diese verkürzte Fassung gefiel dem Dichter aber wenig, weil zu viel von der ursprünglichen Gestalt geopfert war. Er machte deshalb einen merkwürdigen Versuch. Er zerlegte die ausführlichere Theaterbearbeitung in zwei Teile, deren ersten er Adelbert von Weislingen und deren zweiten er Götz von Berlichingen nannte, hiermit die innere Zwiespältigkeit des Stückes äußerlich besiegelnd. In dieser Teilung wurde das Stück zuerst am 23. und 26. Dezember 1809 aufgeführt. (Zur Hamburger und Wiener Aufführung vergl. Winter und Kilian, Zur Bühnengeschichte des

Götz. Hamburg 1891. Eine zusammenfassende Übersicht mit manchem Neuem bei Scholte Nollen a. a. O.; über die erste Theaterbearbeitung Brahm im GJ 2, 190). — Handschriften und erste Drucke. Von der ersten Fassung (1771) existiert eine eigenhändige Handschrift im G. und Sch. Arch. Sie wurde zuerst 1832 im 42. Bande von Goethes Werken gedruckt. Die zweite Fassung (1773) hat sich nur in Drucken erhalten. Die Goethe-Merck'sche Ausgabe wurde im selben Jahre noch zweimal nachgedruckt. Die erste Theaterbearbeitung (Sept. 1804) ist zum erstenmale 1879 gedruckt worden auf Grund einer eigenhändigen Handschrift des Dichters in der Heidelberger Universitätsbibliothek, die zweite (Dezember 1804) 1842 im 42. Bande der Werke.

S. 190f. Befreundung mit dem Selbstmord. Bezeichnend dafür ist auch die Verherrlichung des Todes in dem 1773 geschriebenen Prometheus.

S. 203. Lessing über den Werther. Wenn ein Bericht von Sara von Grotthus, geb. Meyer, zuverlässig ist, so hätte Lessing später seinen moralisierenden Standpunkt verlassen und sich uneingeschränkt der Freude an dem Werk hingegeben. Sie erzählt, er sei gegen Mendelssohn „indigniert" gewesen, daß dieser ihr den Werther fortgenommen habe; er habe ihr ein ander Exemplar gebracht und hinzugefügt: „Du wirst einst erst fühlen, was für ein Genie Goethe ist, das weiß ich. Ich habe immer gesagt, ich gäbe zehn Jahre von meinem Leben, wenn ich Sternens Lebenslauf um ein Jahr hätte verlängern können, aber Goethe tröstet mich einigermaßen über seinen Verlust: ich kann das Gewäsche von Verderben, Schwärmerei u. s. w. gar nicht hören, elendes Räsonnement, malt für eure Kleisterpuppen lauter Grandisone, damit sie nicht am Feuer der Empfindung springen, soll man denn gar nicht für Menschen schreiben, weil Narren närrisch sind?" (GJ 14, 22).

S. 205. Wirkungen des Werther. Eine sehr hübsche Schilderung der Wirkungen hat Aug. Wilh. Schlegel in einem Briefe gegeben, der sich in den Chefs-d'œuvre des théâtres étrangers, deutsche Abteilung 3, 373 bis 378 (Paris 1822 ff.) findet. Erich Schmidt hat ihn aus diesem Versteck hervorgeholt und in der Festschr. z. Neuphilologentage 1892 zum erneuten Abdruck gebracht.

S. 206. Werther. Handschriften und erste Drucke. Von der ersten Fassung des Werther haben sich handschriftlich nur zwei Blätter aus dem Konzept Goethes erhalten, die einst im Besitz der Frau von Stein waren (Näheres über sie bei A. Schöll, Briefe und Aufs. S. 143 ff.). Von der zweiten nur das Druckmanuskript im G. und Sch. Arch. — Die erste Auflage erschien sogleich in zwei Drucken. Die zweite 1775 (mit unwesentlichen Veränderungen) in drei Drucken. Außerdem sieben Nachdrucke.

Die namentlich im zweiten Teil umgearbeitete zweite Fassung erschien 1787. Die Abweichungen gegen die erste Fassung treten hauptsächlich als Einschübe hervor. Unter diesen ist der umfangreichste: die Geschichte vom verliebten Bauersknecht, der aus Eifersucht seinen Nebenbuhler erschlägt. Sie sollte den Selbstmord Werthers auf ein höheres sittliches Niveau heben. Mir scheint sie unnötig einen grellen Zug in die Dichtung zu tragen.

S. 214. Der ewige Jude. Der Versuch Paul Hoffmanns (Zischr. 4, 116 ff.), die Abfassung des „Ewigen Juden" in das Jahr 1775 zu setzen, entbehrt jeder Beweiskraft. Es spricht Alles gegen dies Jahr. Das Wahrscheinliche bleibt: 1774. — So schrieb ich in der 1. Auflage. Inzwischen sind Tagebuchaufzeichnungen Lavaters bekannt geworden, die uns bekunden, daß Goethe ihm am 28. Juni 1774 auf dem Wege von Wiesbaden nach Schwalbach „viel von seinem ewigen Juden" rezitiert habe (Heinr. Funck in Nord und Süd, März 1896. Bd. 76, 403).

S. 217. Anna Sibylla Münch. Daß diese die Titulargattin Goethes im Frühjahr 1774 gewesen, beruht nur auf mündlicher Überlieferung, die Düntzer aus „bester" Quelle in Frankfurt empfing und von der er zuerst in seinen „Frauenbildern aus Goethes Jugendzeit" 1852 der Welt Kunde gab (vgl. auch Blätter f. litter. Unterh. 1864 S. 349).

S. 226. Nach Italien zu bringen. Damit steht es nicht im Widerspruch, daß der Vater am 28. Juni an Lavater schrieb, Wolfgang solle heimkehren. Nachdem dieser bereits sechs Wochen unterwegs war, ohne über die Schweiz hinausgekommen zu sein, mochte der Vater an seine Absicht, nach Italien zu gehen, nicht mehr glauben und ein ferneres Verweilen in der Schweiz, von deren Felsen und Nebelseen er ohnehin nichts wissen wollte, für ein Vergeuden von Zeit und Geld halten.

S. 227. Straßburg. Von hier schrieb Fritz Stolberg an Klopstock: „Es ist ein herrlicher Strom (Rhein). Aber das Herz im Leibe that mir weh beim Anblick des bezwungenen nun französischen Ufers. Aber sie werden nicht das schöne Land noch lange besitzen, ich hoffe, wir werden uns endlich fühlen" (Hennes, Aus Friedr. Leop. v. Stolbergs Jugendjahren S. 48). Und an seine Schwester Katharina: „Ob Goethe noch weiter mit uns geht, weiß ich nicht; einesteils hat er große Lust, nach Italien zu gehen, zum andern zieht ihn sein Herz nach Frankfurt zurück" (Janssen, Friedr. Leop. Graf zu Stolberg 1, 37).

S. 229. Einsiedeln. Daß die Freunde (mit Ausnahme Lavaters, der ebenfalls die Fahrt auf dem See mitgemacht hatte) noch bis Einsiedeln mitziehen, beweist ein Brief Fritz Stolbergs (Janssen a. a. O. 1, 43).

S. 231. Schwärmerei für die Schweizer Freiheit. Fritz Stolberg schreibt am 20. Juni an seine Schwester Katharina: „Das Gefühl der Freiheit in einem freien Lande empfinde ich ganz." Acht Tage später an

dieselbe: „Dem der die Freiheit empfindet, ist die Schweiz so heilig, als dem welcher die Natur fühlt." Janssen 1, 45 f. An Gerstenberg im Oktober: „Alle die kleinen demokratischen Cantons sind frei wie Adler und fühlen ganz das Glück ihrer Freiheit. Diese Freiheit gießt den Überfluß auf diese Länder, wo weder Korn noch Wein wächst." Weiterhin: „Wir haben in den Alpenhütten den Segen einfältiger freier Leute genossen . . . Wir sind Augenzeugen vom Segen der Freiheit, von der Freude, dem Geiste, der Seligkeit, welche nur sie giebt und welche andere Völker nicht begreifen können" (Nord und Süd Nov. 1894). So der junge Graf. Von Goethe sind nur zwei Briefe aus der Schweiz erhalten. In beiden kein Wort von der Schweizer Freiheit, obwohl er in dem aus Altdorf des Apfelschusses gedenkt. Dagegen lesen wir in der ersten Abteilung der „Briefe aus der Schweiz", die Goethe als Wertherische 1808 veröffentlichte: „Frei wären die Schweizer, frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten, frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? . . . Sie machten sich einmal von einem Tyrannen los und konnten sich in einem Augenblick frei denken: nun erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wiedergeburt; nun erzählen sie das alte Märchen immer fort; man hört bis zum Überdruß, sie hätten sich einmal frei gemacht und wären frei geblieben; und nun sitzen sie hinter ihren Mauern eingefangen von ihren Gewohnheiten und Gesetzen, ihren Fraubasereien und Philistereien, und da draußen auf den Felsen ist's auch wohl der Mühe wert, von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr vom Schnee wie ein Murmeltier gefangen gehalten wird!"

Aber stammen diese Briefe aus dem Jahre 1775? Der größte Teil gewiß. Der Dichter selbst hat sie — wenigstens in ihren Motiven — diesem Jahre in DW (W. 29, 136) zugewiesen; er hat sie außerdem als der ersten Schweizerreise zugehörig dadurch gekennzeichnet, daß er sie in seinen Werken vor die Briefe der zweiten Reise stellte, und drittens spricht dafür der Umstand, daß von jener Reise nicht mehr als zwei kurze Briefe erhalten sind. Es ist dies ein Zeichen, wie bei den Wetzlarer Briefen, daß der Dichter nach der Rückkehr sie für einen litterarischen Zweck eingefordert hat. Es werden namentlich Briefe an Johanna Fahlmer (für die Zeit bis zum Eintritt in die Schweiz — drei Wochen — liegen vier Briefe an sie vor, für die nächsten sechs Wochen kein einziger), Merck und Cornelia gewesen sein. Aber auch die ganze Tendenz und Stimmung rücken die Mehrzahl der Briefe in jenes Jahr. Dazu treten eine Reihe einzelner Merkmale: „Die Begierde zu fliegen" in Nr. 4 (vgl. Werther I. 18. August); „Kritzle ein Blättchen voll" in Nr. 6; das Grauen vor der Rückkehr in Nr. 8, das für 1779 durchaus nicht paßt; die Anklage gegen die Ungeheuer: das bürgerliche Leben, die falschen Verhältnisse in Nr. 12; das Mariagespiel in demselben

Briefe; die Kälte gegen die italienische Kunst, das Beispiel der gotischen Kirchen, die Übereinstimmung mit ästhetischen Anschauungen im Falconetaufsatz von 1775 (vgl. Walzel im Anzeiger f. dtsch. Alt. 23,93), das Baden Ferdinands (doch wohl Fritz Stolbergs) im Freien in Nr. 13. — Zu der Hauptmasse hat aber Goethe aus der Schweizerreise von 1779 den ganzen Schluß hinzugefügt, vom letzten Abschnitt in Nr. 13 bis Nr. 15, die Aktstudie in Genf samt der Kritik der vornehmen Gesellschaften, wie sie in solcher Zusammensetzung erst der Geheimrat häufiger kennen lernte. Zu welchem Zwecke Goethe diese Briefe zusammenstellte, hat er uns mitgeteilt. Es sollte die Entwicklung Werthers bis zu dem Zeitpunkt, an dem der Roman einsetzt, dargelegt werden. Diesen Gedanken wird der Dichter zuerst in der Zeit gefaßt haben, wo das Buch die allgemeine Lektüre war und die Mißverständnisse wie Unkraut aus dem Boden schossen. Also im Jahre 1775. Der Übergang nach Weimar mußte diesen Plan wie viele andere unterbrechen. Er mußte aber dem Dichter wieder nahe treten, als er 1783 an die Neubearbeitung des Werther heranging. Er wird die Frankfurter Papiere neu vorgenommen und sie aus der Schweizerreise von 1779 ergänzt haben. Vermutlich hat er sie nach vorläufigem Abschluß an Bäbe Schultheß nach Zürich geschickt, der er beinahe Alles mitteilte, was er neu schuf. Bei dieser Gelegenheit wird der Unwille der Schweizer, d. h. des Schultheßschen und Lavaterschen Freundeskreises über einzelne Stellen (besonders über die oben zitierte) hervorgetreten sein, von dem Goethe in DW erzählt und der ihn angeblich an der Fortsetzung dieser Briefe gehindert habe. Stärker als dieser Grund dürfte aber die Erwägung gewesen sein, daß der künstlerische Eindruck des Werther geschädigt würde, wenn er diese Briefe voranschickte. Genug, als er im Sommer 1786 den Werther für die neue Ausgabe endgültig redigierte, legte er die Schweizer Briefe beiseite. Bis kurz vor diesen Moment scheint er aber noch ihre Beigabe im Sinne gehabt zu haben. Wenigstens möchte ich dem Jahre 1785 oder Frühjahr 1786 den zehnten Brief zuschieben, der der Stimmung jener Zeit genau entspricht und in dem Römischen Briefe vom 8. Juni 1787 (Br. 8, 231 28ff.) sein Pendant findet, und auch den kurzen neunten („Ich habe die Römische Geschichte gelesen &c."). Nachdem die Wertherischen Briefe aus der Schweiz vom Werther abgesondert waren, konnten sie ihre Wiederauferstehung erst im Verein mit der Reisebeschreibung von 1779 feiern.

S. 240. Goethe — Beaumarchais. Daß Goethe auch der Figur Beaumarchais' zu Grunde liegt, dafür sind des Dichters S. 239 angeführte Worte hinreichendes Zeugnis. Die Doppelung Goethes in Clavigo-Beaumarchais bildet eine sehr genaue Parallele zu Weislingen-Götz.

S. 242. Clavigo. Drucke und Aufführungen. Eine Handschrift ist vom Clavigo nicht vorhanden. 1774 erschienen zwei Auflagen in sechs Drucken.

außerdem zwei Nachdrucke. 1775 und 1776 erschienen noch fünf Nachdrucke. — Clavigo wurde sehr rasch beliebtes Repertoirestück. Zum erstenmale wurde es in Hamburg am 21. August 1774 unmmittelbar nach dem Erscheinen aufgeführt (Teutscher Merkur, Juni 1775); Ende September oder Anfang Oktober in Augsburg, wo der Aufführung zufällig Beaumarchais beiwohnte. Er urteilte darüber: „L'Allemand avait gâté l'anecdote de mon mémoire en la surchargeant d'un combat et d'un enterrement, additions qui montraient plus de vide de tête que de talent" (Bettelheim, Beaumarchais S. 335). Armer Goethe! — Eine Schauspielergesellschaft führte das Stück in Nördlingen (und wahrscheinlich auch anderwärts) 1780 unter dem Titel auf: „Clavigo oder wie innerlicher Schmerz tödten kann" (Böhm, Ludw. Wekhrlin. Münch. 1893 S. 169). In Weimar kam es 1792 auf die Bühne.

S. 248. Stella. Nur eine Handschrift der ursprünglichen Fassung, von Philipp Seidel geschrieben, ist vorhanden. Sie war einst im Besitz Fritz Jacobis, jetzt in dem der Königlichen Bibliothek zu München. In der veränderten Fassung erschien das Stück zuerst 1816. Mit einem von dem späteren abweichenden tragischen Schluß wurde es schon am 15. Januar 1806 bei der ersten Aufführung in Weimar gegeben. Fernando erschoß sich, während Stella am Leben blieb. Frau von Stein berichtet hierüber ihrem Sohn, das Stück habe mit diesem Ausgang keinen Beifall gefunden. „Besser wäre es gewesen, er hätte Stella sterben lassen, da man mit dem Betrüger Fernando, auch wenn er sich erschieße, kein Mitleid habe. Doch nahm er (Goethe) mirs sehr übel, als ich dies tadelte." Er hat trotzdem, wie wir wissen, den Tadel beherzigt. — Erste Aufführung in Berlin und wahrscheinlich in Deutschland am 13. März 1776.

S. 249. Cäsar. „nicht freuen wird." So steht ganz deutlich in dem Original des Briefes, dessen Einsicht mir sein Besitzer, Herr Alexander Meyer-Cohn in Berlin, freundlichst gestattete. Die Möglichkeit einer anderen Lesung ist ausgeschlossen. Es bleibt nur die Möglichkeit eines Verschreibens offen. Ich halte jedoch jede Änderung (die Weim. Ausg. liest „einst") für überflüssig.

S. 251. Prometheus. Daß die Prometheusode ursprünglich als Monolog für das Drama gedacht war, ist nach den Angaben Goethes eine kaum abzuweisende Vermutung. Nur darin irrte er, daß er glaubte, der Monolog sollte den dritten Akt eröffnen, vielmehr wird er bestimmt gewesen sein, das Erwachen des Menschenlebens im zweiten Akt einzuleiten. Jetzt wird dieser große Moment etwas dürftig und abgerissen eingeleitet: Anlaß genug für Goethe, ein breiteres, schwungvolleres Präludium zu versuchen. Da er aber bei diesem Versuche schon vorgetragene Gedanken und angeschlagene Motive zu sehr wiederholte, so ließ er den neuen Monolog wieder fallen und fügte nur einige Verse aus dem ersten Akt ein (vgl. den kritischen

Apparat zu Prometheus V. 28—30. GJ 1, 294 und W. 39, 436). Würde die Ode eine selbständige lyrische Behandlung des dramatischen Stoffes darstellen, so hätte dies Goethe, dem sie doch seit Ende 1783, wo Jacobi ihm und Herder sein Gespräch mit Lessing zuschickte, sehr fest vor Augen stand, nicht leicht vergessen können. Auch ist schwer zu sagen, woher der Anreiz für Goethe gekommen sein soll, ein Motiv, das er eben und zwar sehr wirksam dramatisch ausgestaltet hatte, von neuem lyrisch zu behandeln.

S. 257. Landstädtchen. Schiller hat 1787 in dem nur 4000 Einwohner zählenden Jena eher das Gefühl, daß er in einer Stadt sei (Schillers Briefe 1, 396). Herder 1786: „Das wüste Weimar, ein unseliges Mittelding zwischen Hofstadt und Dorf" (Aus Knebels Nachlaß 2, 250). „Es hat fast Alles (in Weimar) das armselige Ansehn einer nahrlosen Landstadt." Der Reisende oder geogr.-histor. Beschreibung merkwürdiger Städte und Gegenden 1798. Riemer 1809: „In unserer Dorfstadt" (Heitmüller, Aus dem Goethehause S. 145). Die Staël, die 1803 in Weimar war, schreibt 1810: „Weimar ce n'était point une petite ville, mais un grand château" (De l'Allemagne 2. Aufl. 1, 133). Die Einzelheiten in der Schilderung Weimars überwiegend nach den Briefen Seckendorffs in Diezmanns Weimar-Album.

S. 265. Seckendorff in „Ilmenau". Fielitz (und vor ihm schon Blume in der Chronik des Wiener Goethevereins 1890) hat in einem lesenswerten Programm (Pleß 1893) die Beziehung der Verse auf Seckendorff für falsch erklärt und sie Knebel zugewiesen, nachdem er die vorausgehende Strophe diesem abgesprochen hatte. Demgegenüber muß ich bemerken, daß wenn ein Autor so bestimmtes und eingehendes Zeugnis ablegt über die Personen, die er in einem Gedichte gezeichnet, wie in diesem Falle Goethe, so haben wir danach unsere aus Briefen und sonstigen Schriftstücken zusammengeraffte lückenhafte Kenntnis zu korrigieren und nicht umgekehrt. Daß aber Eckermann sich verhört haben sollte, halte ich für unglaublich. Der Name Seckendorff lag ihm durchaus fern, und man hört nicht Seckendorff, wenn ein Anderer Wedel sagt. Desgleichen halte ich eine Vertauschung der Namen in der Weise, daß Goethe für die erste Strophe Seckendorff und die zweite Knebel nannte, für höchst unwahrscheinlich, wie auch Fielitz selber zu dieser Annahme nicht greift. Warum soll aber Knebel zur ersten Strophe nicht passen? „Die markige Gestalt aus altem Heldenstamme." Knebel war ein sehr großer, stattlicher Mann. „Aus altem Heldenstamme." Sein Vater wäre erst geadelt worden. Aber sein Vorfahr Hans Knebel hatte 1572 in Antwerpen lieber den Feuertod erlitten, als daß er seinem Glauben entsagt hätte (Aus Knebels Nachl. 1, VII). „Er saugt begierig am geliebten Rohr." Knebel war ein leidenschaftlicher Raucher. „Gutmütig trocken weiß er Freud und Lachen im ganzen Zirkel laut zu machen." Das stünde am meisten in Widerspruch mit

Knebels Charakter. Er wäre ein Hypochonder, ein Grämling u. s. w. gewesen. Aber sind denn Hypochonder immer übellaunig? Giebt es nicht viele, die in Gesellschaft zeitweilig die beste Laune entwickeln? Fielitz muß vom alten Knebel selbst dies zugestehen, aber er meint, im Alter hätte sich seine Stimmung geändert. Ist es denn überhaupt glaublich, daß in dem übermütigen Zirkel von 1776 sich ein dauernd Übellauniger oder auch nur Ernster hätte halten können? Und warum soll die zweite Strophe nicht auf Seckendorff passen? „Ekstatisch faul" streckt im Zustand der Ruhe eher der Fleißige seine Glieder, als der gewohnheitsmäßige Faulenzer. Ein Lied vom Sphärentanz konnte Seckendorff so gut wie Knebel singen. Das war ein sehr beliebter Stoff. Der Dichter, der im Frühjahr 1779 im Motto zum 2. Teil seiner Volkslieder die Verse drucken ließ: „O! heb mich mit sanftem Entzücken Hinauf bis ins Sternenrevier! Laß dort mich in himmlischen Tönen Entschweben dem Erdenverdruß", läßt auch den Sänger von 1776 erkennen, der „mit Geistesflug sich in die Höhe schwingt und von dem Tanz der himmelhohen Sphären ... mit großer Inbrunst singt". — Seckendorff war dem Herzog 1776 noch sehr sympathisch, und wenn er später manche Beschwerde gegen ihn hatte, so schlimm stand es auch 1783 nicht, daß ihn, wie Fielitz meint, seine Erwähnung in einem dichterischen Bilde einer Situation des Jahres 1776 hätte verstimmen können.

S. 277. Alter der Mitglieder des Musenhofes. Ergänzend sei hier noch hinzugefügt: Frau von Stein war beim Eintritt Goethes 33 Jahre alt, Knebel und Seckendorff 31, Bertuch 28, Einsiedel 25, die Göchhausen 23, die Gräfin Werthern 23, die Baronin Werthern 18, Wedel, dessen Geburtsjahr merkwürdigerweise nicht zu ermitteln ist, wahrscheinlich auch erst 18. Corona Schröter bei ihrer Übersiedelung nach Weimar (1776) 25, die Frau von Schardt 23, Fritsch, der abseits stand, 44, Görtz 38.

S. 282. „Weltgeisterei." Vergl. Lenz, Gedichte S. 199 (Weinhold) und seinen Brief aus Weimar: „Nachmittags treffen wir uns oben beim Herzog, der mit einer auserlesenen Gesellschaft guter Leute an seinem Hofe, die alle sowie auch wir (Wieland, Goethe und Lenz) eine besondere Art Kleidung tragen und er die Weltgeister nennt, seine meisten und angenehmsten Abende zubringt. Goethe ist unser Hauptmann" (a. a. O. S. 304). — Der Text von Einsiedels Spottgedicht nach Düntzer, Goethes Eintritt in Weimar S. 79, der es auf Grund einer sorgfältigen Abschrifts Burkhardts giebt.

S. 384. Aktive Natur. „Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit" notiert Goethe im Januar 1779 in sein Tagebuch.

S. 304. Das Monodram Proserpina. Daß dieses ursprünglich als Totenklage für die Nichte Glucks gedacht war, ist eine sehr glückliche Vermutung Erich Schmidts (Vjschr. 1, 27). Wenn Koegel (Goethes lyr. Dichtungen der ersten Weimar. Jahre. S. 24) sie nicht gelten lassen will,

weil er dabei eine Verbindung mit den Erlebnissen des Dichters vermißt, so glaube ich diese Verbindung durch meine obige Darstellung hergestellt zu haben.

S. 314. Einwohnerzahl des Herzogtums. F. G. Leonhardi, Erdbeschreibung der Churfürstlich und Herzoglich Sächsischen Lande 2. Aufl. 1790 giebt für das Fürstentum Weimar nebst der dazu gehörigen Jenaischen und Hennebergischen Landesportion auf Grund einer Volkszählung von 1786 die Einwohnerzahl auf 62360, für das Fürstentum Eisenach schätzungsweise auf 31000 an. (Einwohnerzahl von Weimar 6265, darunter 209 Tuchmacher und Strumpfwirker; von Eisenach 8000, von Jena 4334 und gegen 600 Studenten.

S. 321. Reduktion der Weimarischen Armee. Die Ziffern habe ich Düntzer, Goethes Tagebücher 1776—1782 S. 156 entlehnt, der sie seinerseits Burkhardt verdankt. Leonhardi a. a. O. giebt für 1786 350 Mann an.

S. 322. Defizit der Schatulle. Die Erfolge, die Goethe gegenüber der Finanzwirtschaft des Herzogs erstritt, lassen sich vorläufig nur unvollständig belegen, da nicht sicher ist, wieviel vor Goethes Übernahme der Kammer auf diese abgewälzt wurde. Burkhardt hatte die Güte, mir auf meine Anfrage folgende Ziffern aus den Etats der Schatulle mitzuteilen: 1. Oktober 1776 bis 1. Oktober 1777 Einnahme 25100 Thaler, Ausgabe 25886; 1781/82: Einnahme 23791, Ausgabe 26686; 1782/83: Einnahme 28217, Ausgabe 30809; 1783/84: Einnahme 23798, Ausgabe 24758; 1784/85: Einnahme 27186, Ausgabe 33094. Danach wirtschaftete der Herzog von vornherein mit Fehlbeträgen. 1781/82 betrug er ca. 3000 Thaler. Goethe bewirkte im ersten Jahre seiner Finanzleitung eine Minderung auf 2000 (nach seiner Korrespondenz mit Bertuch muß man annehmen, daß ein noch größerer als im Vorjahr drohte), im zweiten auf 1000. Dagegen schnellt er 1784/85 auf 6000 wieder empor. Die Ursache hiervon waren die großen Reisen, die der Herzog im Herbst 1784 und im Sommer 1785 im Interesse des Fürstenbundes unternahm. Ohne sie hätte das Jahr mit einem Überschuß abgeschlossen. Daraus wird doppelt erklärlich, warum Goethe im Sommer 1785 auf Einschränkung der Hoftafel drang und zur selben Zeit den Seufzer ausstößt: „Ich flicke am Bettlermantel, der mir von den Schultern fallen will." — Herder erzählte am 30. November 1799 dem Weimarischen Gymnasialdirektor Böttiger: „Als Goethe noch Kammerpräsident war, arbeitete er dahin, daß dem Herzog ein fester Etat der Ausgaben und Einnahmen vorgelegt und der Herzog dann verpflichtet werden könnte, sich selbst anheischig zu machen, seine Forderungen nie darüber zu erstrecken. Dazu aber hatte der Herzog wenig Lust, und dies verleidete Goethen seine Präsidentschaft so sehr, daß er, um die ganze Sache los zu werden, die Reise nach Italien unternahm" (Böttiger, Literar. Zustände und Zeitgen. 1, 58).

S. 322. Sozialpolitische Reformen. Bei der Diskretion, die

sich ein Minister bei politischen Projekten auferlegen muß, ist es natürlich, daß Goethe über seine weit ausgreifenden Reformpläne höchstens leise Andeutungen hier und da dem Papiere anvertraute. Dagegen hat er in der Dichtung, und zwar im Wilhelm Meister (Lehrj. VII, 3 und VIII, 2), sich offener ausgesprochen. Adolf Schöll (Goethe S. 252ff.) hat bereits diese Stellen verwertet, und ich bin ihm gefolgt. Augenscheinlich ist Goethe schon frühzeitig seinen Reformplänen nahe getreten. Im Mai 1779 trägt er in sein Tagebuch ein: „Steuererlaß pp. war ich die Zeit sehr beschäftigt", wo das pp. sehr vielsagend ist. Auf der Harzreise am 29. November 1777: „Wann wird der Zehnte aufhören und ein Epha —" [Ein fürstliches „Er sagte es" drein schlagen?] Eine Anspielung auf den einschneidenden und umfassenden Charakter seiner Pläne und die Haltung des Herzogs findet man in einem Briefe vom 12. November 1781 an die Frau von Stein: „Einen langen Plan durchzusetzen, der in seiner Länge und Breite verwegen wäre, fehlt es dem Herzog an Folge der Ideen und an wahrer Standhaftigkeit."

S. 326. Verfolgten den Gedanken weiter. Ich vermute, daß die Reise an den Rhein und nach der Schweiz im Jahre 1779 diesem Zwecke mitdiente. Es ist etwas auffällig, daß Karl August und Goethe auf der Rückkehr so viele Höfe besuchten.

S. 327. Den Reichstag lahm gelegt. Vergl. Erdmannsdörffer, Die politische Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden S. 6; Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. 2. Ausg. S. 32f. 69f. — Goethes Stellung zum preußischen Fürstenbunde läßt sich ziemlich klar erkennen aus dem, was Karl August noch im Juli 1785 zu dem preußischen Agenten Dohm bemerkte: Er würde einem kleinstaatlichen Bund, bei dem man sich weder mit dem Kaiser noch mit Preußen überwerfen würde, den Vorzug gegeben haben. Viele Fürsten würden jetzt Bedenken tragen, einem Bunde beizutreten, der doch offenbar gegen den Kaiser gerichtet sei und von den Kurfürsten (Preußen, Hannover, Sachsen) nach ihren Sonderinteressen geleitet werde. Die Verbündeten würden, so fürchtete er, auch in die Kriege Preußens verwickelt werden, die das Reich nichts angingen . . . Vertraulich äußerte er noch sein Bedauern, daß man in Berlin die Stimmung und Interessen der Kleinstaaten nicht kenne oder nicht berücksichtige (vergl. die gehaltreiche Abhandlung von Bailleu in der Hist. Zeitschr. 73, 19). — Goethe stellte mit dem preußischen Geheimrat Boehmer die Beitrittsurkunde Weimars fest, wobei er mit großer Peinlichkeit darauf achtete, daß dem Herzog auch in seiner Würde und seinen Titeln nichts vergeben würde. Am 29. August 1785 wurde sie unterzeichnet. — Goethe der Einzige war. Diesen Ruhm muß man ihm doch lassen. Die früheren Versuche Friedrichs des Großen hatten immer einen augenblicklich vorliegenden Zweck im Auge. So auch diejenigen, die im Auftrage des Königs Georg Ludwig von Edelsheim

im Frühjahr 1778 machte. Sie wurden sofort aufgegeben, als Österreich zum Frieden neigte. Auch als der Fürstenbund gegründet war, wollte Preußen auf keine Reform des Reiches sich einlassen, die doch für Goethe neben der Sicherung der Kleinstaaten das Hauptziel war. Über die Reformvorschläge Karl Augusts heißt es sehr kühl in einer preußischen Denkschrift: „Dans le traité d'union les confédérés ne sont pas tant engagés à améliorer et à réformer la constitution germanique, qu'à maintenir l'ancienne et véritable constitution de l'Empire contre le despotisme et les usurpations.“ (Bailleu a. a. O.)

S. 329. Egmont. Es existieren nur Handschriften der letzten Redaktion. Die eine von Goethes eigener Hand, am 5. September 1787 in Rom beendet, befindet sich in der Königlichen Bibliothek zu Berlin; die andere, von Schreiberhand für den Druck angefertigt, im G. u. Sch. Arch. Im Druck erschien der Egmont Ostern 1788. — Aufgeführt wurde das Stück zuerst am 31. März 1791 in Weimar, mit geringem Erfolg. Als Goethe selbst die Direktion des Theaters übernommen hatte, veranlaßte er Schiller zu einer Bearbeitung, bei der dieser „grausam verfuhr“. In dieser Form wurde es im April 1796 gegeben und beifällig aufgenommen. Die meisten Theater folgten der Schillerschen Bearbeitung mit wenigen Modifikationen. Die erste Aufführung in Berlin 1801.

S. 376. Venedig. Goethe wohnte in der „Königin von England“, dem heutigen Hotel Victoria. Es liegt im Inneren der Stadt, nahe dem Markusplatz (vergl. Chronik des Wiener Goethevereins I Nr. 2). — Venedig zählte 1786 nach dem Gothaischen Hofkalender 149000 Einwohner, Florenz 81000, Rom 162800, Neapel 380900, Palermo 120000, Mailand 120000. Von den deutschen Städten, die Goethe gesehen, zählte außer Berlin keine über 50000. Nimmt man hinzu, daß auch das platte Land in Italien weit dichter bevölkert war als in Deutschland, daß vor den Thoren und auf den Gütern des Adels sich zahlreiche künstlerisch-schöne Villen erhoben, während in Deutschland die Städte mit der Ringmauer endigten und der Adel in alten drohenden Burgen oder neueren kasernenartigen Häusern draußen wohnte, so läßt sich auch von diesen Momenten herleiten, warum Italien einen so freien, belebten, heiteren, anmutigen Eindruck auf Goethe machen mußte.

S. 379. Er schweigt von den Tizianen ꝛc. In den Frari war damals noch die Assunta, in San Giovanni die Ermordung des Petrus Martyr. Nur die Engel auf diesem Bilde erwähnt Goethe gelegentlich (24,80 H). Daß er von Verrocchios großartiger Reiterstatue des Colleoni schweigt, erklärt sich dagegen anders. Das gehört zu seinem beständigen Ignorieren der christlichen Plastik, die für ihn ganz im Schatten der Antike stand.

S. 379/82. Goethes Stellung zur Gotik. Faust V. 6412: „Schmalpfeiler lieb ich, strebend, grenzenlos.“ Aus Goethes Munde ironisch.

„Multiplikation des Kleinen“ 24, 517 (H). An dieser Stelle erklärt er die Entstehung der Gotik aus den Heiligenschreinen und ähnlichen Holzschnitzwerken. „Man heftete ihre Schnörkel, Stäbe und Leisten an die Außenseiten der nordischen Mauern und glaubte damit Giebel und formenlose Türme zu zieren.“ — Der Venetianische Zornesausbruch ist erst später in die italienische Reise eingeschoben, aber er beruht sicher auf deutlicher Erinnerung dessen, was er damals beim Anblick des antiken Gebälkstückes gefühlt und gedacht hat. Dafür zeugt auch, daß er den Einschub machte, trotzdem er Boisserée versprochen hatte, ihn wegzulassen (Boisserée 1, 264). — Denselben Entwickelungsgang von der Gotik zur Antike machte der größte Baumeister unseres Jahrhunderts, Schinkel, durch.

S. 384. Bologna. Goethe entzückte sich dort auch für eine Heilige Agathe, die als ein Werk Rafaels galt. Er wollte seine Iphigenie nichts sagen lassen, was nicht auch diese Heilige sagen könnte. Dieses Bild ist spurlos verschwunden, aber so viel steht fest, daß es kein Werk Rafaels war.

S. 388. Jupiter von Otricoli und Juno Ludovisi. „In meiner Stube habe ich schon die schönste Jupiterbüste („ein kolossaler Jupiterkopf steht in meiner Stube“ Br. 8, 101), eine kolossale Juno über allen Ausdruck groß nnd herrlich“ (Br. 8, 135). Zur Juno noch Br. 8, 117 und 149. Demnach sind unter den Kolossalköpfen, die er Br. 8, 75 zugleich mit dem Pantheon, dem Apoll von Belvedere und der Sixtina als diejenigen Werke nennt, neben denen er fast nichts mehr sehe, doch wohl diese zu verstehen und nicht, wie Erich Schmidt meint (Schr. d. Goethegesellsch. 2, 440), Antinous und Faustina; diese beiden Büsten, die nicht in Rom, sondern in Frascati, in der Villa Mondragone waren, scheint er zum erstenmale erst im Dezember 1787 gesehen zu haben. Die Faustina machte bei diesem Besuch einen so geringen Eindruck, daß er sie gar nicht erwähnt (24, 447 H.).

S. 399. An den Rändern des Golfes. Ob Goethe auch in Sorrent, dem Geburtsort Tassos, war, ist nicht sicher, aber wahrscheinlich (vgl. Schriften der Goethegesellschaft 5, 73). Dagegen wird er Capri nicht besucht haben. Wie wenig beide Punkte damals Mode waren, zeigen die Bemerkungen seines Reiseführers Volkmann (Historisch-kritische Nachrichten von Italien 3, 332), der bei aller sonstigen Ausführlichkeit von Sorrent nur zu melden weiß, daß dort die Einwohner meistens von Mästung der Kälber für die Stadt Neapel sich nähren, und von Capri, daß die Insel durch die Ausschweifungen des Tiberius bekannt sei. Meines Wissens ist Capri erst seit dem Auffinden der blauen Grotte allgemeiner Reiseziel-punkt geworden.

S. 409. Römische Elegien. In ihnen ist nach meiner Überzeugung die römische Faustine und nicht Christiane die Hauptfigur. Sie mögen teils in Rom selbst, teils auf dem Rückwege konzipiert sein. Da

Verhältnis zu Christiane gab Goethe nur „Mut und Stimmung, sie [mit einigen thüringischen Zusätzen] auszuarbeiten und zu redigieren“ (W. 35, 14). Nicht mehr. Der Dichter hat deshalb mit vollem Recht auf das Manuskript geschrieben: Rom 1788. Im Januar 1788 begann sein Verhältnis zu Faustine (Vgl. Br. 8, 347, 7). — **Gipfelpunkt des Glücks.** Auf der Rückreise in Konstanz spricht Goethe sogar das große Wort aus, daß er in Rom „unbedingt glücklich“ gewesen sei. — „Vierzehn Tage vor der Abreise habe er täglich wie ein Kind geweint“ berichtet Karoline Herder aus seinem Munde (Herders Reise nach Italien S. 4).

S. 410. **Der römische Freundeskreis.** Herder, der ein halbes Jahr nach Goethes Abreise in Rom eintraf, schreibt an ihn: „Deine hiesigen Freunde lieben Dich alle unbeschreiblich“; und an Karoline: „Alles liebt und bewundert ihn, was ihn hier gekannt hat.“ — „Halbgott“ 24, 286 (H.).

S. 413. **Er wird ganz.** Im Vorgefühl des nahen „ganz Werdens“ schreibt er am 8. Juni 1787 an Frau von Stein: „Übrigens habe ich glückliche Menschen kennen lernen, die es nur sind, weil sie ganz sind; auch der Geringste, wenn er ganz ist, kann glücklich und in seiner Art vollkommen sein; das will und muß ich nun auch erlangen, und ich kanns, wenigstens weiß ich, wo es liegt und wie es steht, ich habe mich auf dieser Reise unsäglich kennen lernen“ (Br. 8, 232).

S. 418. **Falke und Elpenor.** Am Falken arbeitete Goethe im Sommer 1776. Wie weit das Stück gediehen ist, wissen wir nicht. Es hat sich nichts davon erhalten. Seinen Inhalt müssen wir aus wenigen Andeutungen Goethes und aus der Novelle Boccaccios, die als Quelle gedient hat, zu erraten suchen. In der Novelle wird erzählt, daß ein reicher Florentinischer Ritter Federigo in eine edle Frau, Giovanna, sich verliebte und ihr zu Ehren so großen Aufwand machte, daß von seinen Besitzungen ihm schließlich nur ein kleiner Meierhof und sein Lieblingsfalk übrigblieben. Da Giovanna ihn nicht erhörte, sondern ihrem Manne Treue bewahrte, so zog sich Federigo resigniert auf den Meierhof zurück. Nach einiger Zeit starb der Gemahl Giovannas, worauf diese mit ihrem Sohne auf ein Landgut in der Nähe von Federigos Meierhof ging. Der Sohn sah öfters den Falken Federigos und gewann eine außerordentliche Zuneigung zu dem Tier, und als er sehr schwer erkrankte, glaubte er, er könne nur gesund werden, wenn ihm die Mutter den Falken verschaffte. Die Mutter machte alsbald Federigo einen Besuch, ohne zunächst den Zweck zu verraten. Federigo hocherfreut wollte die immer noch von ihm heißgeliebte Frau gut bewirten, und da er sonst nichts Rechtes hatte, ließ er seinen lieben Falken braten. Bei Tisch brachte Giovanna ihr Anliegen vor, und so schmerzlich es ihr nun war, den Falken nicht erhalten zu können, so war sie doch auf der anderen Seite von seiner opfermütigen Gastfreundschaft sehr gerührt. Als

bald darauf ihr Sohn starb, heiratete sie, den Widerstand ihrer Brüder, denen Federigo zu arm war, besiegend, den von ihr in seinem Werte erkannten Mann. — Goethe hat in einem Briefe an Frau von Stein bekannt, daß er in dem Stück sein Liebesleben mit Lili wiederklingen lassen wollte, jedoch so, daß Giovanna einige Tropfen von Frau von Stein erhielt. Wir dürfen vermuten, daß bei der Ausführung Giovanna mehr von Frau von Stein als von Lili gehabt haben würde, wie auch ihre Situation weit mehr der von Frau von Stein ähnelte. Für Goethe wäre aber ein breiter Boden gewonnen gewesen, um seinem sehnsüchtigen Verlangen nach dem Besitz der geliebten Frau poetischen Ausdruck zu geben. — Ein Sehnsuchtsdrama in anderem Sinne ist Elpenor, den Goethe 1781 begann, 1783 bis zum Schluß des zweiten Aktes führte, um ihn dann dauernd liegen zu lassen. Auch hier eine einsame Frau (Antiope), die den Mann und anscheinend auch den Sohn verloren hat und zwar durch Meuchelmord. Sie hat jahrelang ihren (angeblichen) Neffen wie einen Sohn gehalten und geliebt, nun soll dieser zu seinem Vater heimkehren. Ihr ganzes Sinnen und Denken ist Sehnsucht. Sehnsucht nach der Ausfüllung einer ungeheuren Leere, Sehnsucht nach der Wiedervereinigung mit dem Sohn, wenn dieser noch am Leben ist, und Sehnsucht nach Rache, furchtbarer Rache. — Das Fragment ist in freien Jamben gehalten, die sich häufig zu Fünffüßlern vereinigen. Goethe erklärte später, er habe sich in dem Stoffe unglaublich vergriffen. Und das ist richtig. Racheglühende Medeen und Chriemhilden hatten in seinem Atelier keinen Platz. — An einen freundlichen Ausgang des Stückes glaube ich trotz der ursprünglichen Aufschrift: „Schauspiel“ nicht. Es lag ein solcher Ausgang gewiß in des Dichters Absicht, sonst konnte er es nicht zur Feier der Geburt des Erbprinzen bestimmen, aber nähere Erwägung mußte ihn überzeugen, daß es nach der Anlage der Handlung und der Charaktere ein schwerer Fehler wäre, einen anderen als einen tragischen Ausgang zu wählen. Im Übrigen sehe ich die Festtendenz des Stückes darin, daß die Herzogin durch die Figur des Elpenor Verständnis für die Natur des Herzogs bekommen und auf diese Weise das durch die Geburt des Erbprinzen angebahnte bessere Verhältnis befestigt werden sollte. — Wenn die voritalienischen Dramen einen ausgeprägten Sehnsuchtszug haben, so trägt umgekehrt die in Italien geplante Iphigenie in Delphi den Charakter der Erfüllung. Iphigenie in der Heimat, in dem Lande, das sie mit der Seele suchte; in gleicher Lage sah sich Goethe. Außer dem Plane, den Goethe in die „Italienische Reise“ unter Bologna, den 19. Oktober einrückte, ist nichts erhalten.

S. 430. Getadelt hat man vielfach. Schon Bodmer (vgl. Bächtold, Goethes Iphigenie S. VI). Später Gottfried Hermann in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Taurischen Iphigenie des Euripides (p. XXV), Lewes und leider auch Paul Heyse (Deutsche Rundschau Juli

1894). Dieser allerdings in der Form der Alternative: Iphigenie hätte entweder vom Glück überwältigt verstummen **oder** in einen erschütternden Jubelruf ausbrechen sollen. Er übersieht dabei, daß das Erste zutrifft. Sie unterbricht nicht den Bruder, sondern hört stumm seine Rede zu Ende und läßt stumm ihn sich entfernen. Eine gute Schauspielerin wird auch nach dem Abgang Orests noch eine kleine Pause machen, ehe sie das aus tiefst bewegtem Herzen aufsteigende Gebet spricht.

S. 433. **Zum Motiv der Heilung** mag noch erinnert werden an die Worte, die Goethe an Frau von Stein schrieb: „Ihre Seele, an die Tausende glauben sollten, um selig zu werden“ (31. März 1776). — **Mysterium der christlichen Kirche.** Kuno Fischer, Goethes Iphigenie 2. Aufl. S. 47.

S. 443. **Streben nach reiner Menschlichkeit.** „Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden.“ Tageb. 7. August 1779. „Ich habe in meinem Berufe als Schriftsteller nie gefragt, wie nütze ich dem Ganzen? sondern ich habe immer nur dahin getrachtet, mich selbst einsichtiger und besser zu machen, den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern, und dann immer nur auszusprechen, was ich als gut und wahr erkannt hatte“ (Eckermann, Gespräche 4. Aufl. 3, 237).

S. 446. **Iphigenie. Handschriften und erste Drucke.** Die Fassung von 1779 ist in einer Handschrift auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin erhalten (zuerst veröffentlicht von Düntzer, die drei ältesten Bearbeitungen von Goethes Iphigenie 1854). Dieselbe Fassung, in freie **Verse** abgeteilt, existiert in einer Lavaterschen Abschrift vom Jahre 1780 auf der Herzoglichen Bibliothek in Dessau. Zuerst vollständig gedruckt bei Baechtold, Goethes Iphigenie in vierfacher Gestalt 1883. (Viktor Michels, der mit großer Sorgfalt die Iphigenienhandschriften verglichen hat, spricht in der Weimarer Ausgabe die Vermutung aus, die Versabteilung rühre von Lavater her. Ich habe manche Bedenken dagegen: die nahe Verwandtschaft der Versabteilung im Parzenliede mit der definitiven, der schon von Max Koch [Ber. d. FDH. N. F. 13,300] hervorgehobene Mangel eines Motivs für Lavater u. a. m.). Einen Übergang von der Fassung von 1779 zu der von 1781 stellt eine beim Brande der Straßburger Bibliothek zu Grunde gegangene Handschrift dar, die durch Loeper nach einer früher genommenen Kopie im 11. Bande der Hempelschen Ausgabe abgedruckt worden ist. Der Text zeigt wieder fortlaufende Prosa. Ebenso bei der umgearbeiteten Fassung von 1781, von der wir noch sechs Handschriften besitzen: vier im G. und Sch. Arch., eine in Gotha (Herzogl. Bibl.), eine in Oldenburg (Großherzogl. Bibl.). Zuerst gedruckt 1839 von A. Stahr, Goethes Iphigenie in ihrer ersten Gestalt. — Die endgültige Redaktion des Jahres 1786 liegt uns in Goethes eigenhändiger Römischer Handschrift vor (G. und Sch. Arch.).

Herausgegeben wurde das Stück 1787. Es erschien sowohl in der von Goethe veranstalteten Gesamtausgabe seiner bisherigen Schriften als in einem Einzeldruck. — Erste Aufführung in Wien 1800, in Berlin 1802.

S. 449. Modelle für die Charaktere im Tasso. Daß die Prinzessin der poetische Wiederschein der Frau von Stein ist, geht zur Genüge aus der Korrespondenz Goethes mit ihr hervor. Damit wird Tasso von selbst ein zum Ganzen ausgearbeiteter Teil Goethes, wie uns dies auch der Dichter mehr als einmal bemerkt hat (Br. 5, 299. Eckermann, a. a. O. 3, 117 und 110). Daß Alfons der idealisierte Karl August ist, ist ebensowenig zweifelhaft. Wie steht es aber mit den Vorbildern für Antonio und Leonore Sanvitale? Auch wenn wir des Dichters Art nicht kennten, müßten wir solche und zwar Weimarische voraussetzen. Aber er sagt es in Bezug auf Antonio ausdrücklich. Ich habe als Hauptmodell den Grafen Goertz genannt, und wer meine Charakteristik des Grafen liest (S. 263), wird geneigt sein, mir Recht zu geben. Ich habe diese Charakteristik auf Grund der Quellen entworfen, ohne im entferntesten an Antonio zu denken. Ich bekam sie wieder vor Augen, als ich mich nach den Weimarischen Antonios umsah, und ich war in demselben Augenblick vollkommen sicher, daß nur dieser dem Dichter die wesentlichsten Züge für den Staatssekretär von Ferrara geliefert haben könne. Ich möchte hierbei einige Urteile über den Grafen nachholen. Die Herzogin Amalia an Fritsch: „Sie kennen ihn; er ist ehrgeizig, intrigant und unruhig; um zu seinem Ziele zu gelangen, liebkost und kajoliert er Karl." Durch das „Sie kennen ihn" ist ausgedrückt, daß Fritsch ebenso über ihn dachte. Das geht denn auch aus seinen Äußerungen hervor. Er trägt aber weiteres interessantes Material zu Goertz' Charakteristik bei. Er spricht von Schwächen und Mißgriffen, die jene Herren (es ist hauptsächlich Goertz gemeint) „bei allem Verstande, den sie zu haben glauben, doch nicht gescheut genug sind, zu verbergen". Goertz und Wieland, meint er, würden sich bald entzweien, da sich Eifersucht in ihr Verhältnis mischen würde. Späterhin rät er einmal der Herzogin, ihren Groll gegen Goertz zu verhehlen, „um nicht Personen zu erbittern, welche vielleicht niedrig genug denken, ihre Genugthuung dadurch zu nehmen, daß sie dem Herrn Herzog die Gesinnungen einflößen, von denen sie selbst beseelt sind". Wieland, der sich anfangs durch den schönen Schein täuschen ließ, war empört, als er Goertz in wahrer Gestalt sah. Am 5. Juli 1776 schreibt er an Merck: „Goertz rüstet sich, um in Eure Gegenden zu gehen und Alles gegen Goethen und mich aufzuwiegeln. Der Elende! Nichts weiter von dem Geschmeiß." Bertuch nannte Goertz einen äußerst stolzen und ehrsüchtigen Menschen, den auserlesensten Hypokriten. Seine große Begabung hat ihn an die hervorragendsten Posten gebracht, und Viele haben ihn nicht bloß als tüchtig, sondern auch als

treu, gutartig und hingebend gerühmt. Das Urteil über ihn schwankt deshalb ebenso wie das über Antonio. — Wie ihn Goethe angeschaut haben wird, kann man sich nach den beigebrachten Urteilen vorstellen. Er wird jedoch in höherem Grade, als die anderen Gegner, die geistige Bedeutung des Mannes erkannt haben. Es müßte sonderbar zugegangen sein, wenn Goethe eine Skizze dieser merkwürdigen Persönlichkeit nicht in seine Studienmappe gelegt haben sollte. Das Interesse kann sich auch durch seinen Weggang Ende 1777 nicht gemindert haben. Vielmehr mußte es sich durch die glänzende Karriere, die er machte — Graf Goertz wurde 1779 preußischer Gesandter in Petersburg —, noch steigern. Es kam hinzu, daß Goethe, wenn er die heimlichen Widerstände, auf die er in Weimar stieß (nur Fritsch war offen), in einer Persönlichkeit zusammenfassen wollte, er kaum eine bessere finden konnte. Alle anderen waren blässer und minder reich gestaltet. Ich nenne z. B. Seckendorff. — Bei Leonore Sanvitale wird man in erster Linie an die Herzogin Amalie zu denken haben. Gleiches Alter, gleicher Geschmack (Ariost—Wieland), Freude an der Welt, Freude an der Rolle einer Dichterbeschützerin, klug, fein, etwas egoistisch und doch ehrlich und gütig.

S. 481. Einschub. Ich möchte hier ausdrücklich bemerken, daß ich der Hypothese Kuno Fischers (Goethes Tasso, Heidelberg 1890), die Figur des Antonio sei in dem Plan und der Ausführung der ältesten Tassodichtung nicht enthalten gewesen, in keiner Weise zustimmen kann.

S. 485. Der Minister Goethe ist tot. Man könnte einwenden, daß, als Goethe den Tasso plante, der Minister in ihm erst recht lebendig geworden sei. Aber wie hat der ursprüngliche Plan ausgesehen? In Italien wird er ganz umgearbeitet; da erklärt Goethe: „Was da steht, ist zu nichts zu brauchen. Ich kann weder so endigen, noch Alles wegwerfen." Wie hätte auch Goethe sonst das sagen können, was oben in der Anmerkung wiedergegeben ist? Das Schmerzlichste und Lästigste war doch die Erinnerung an sein Amt, das ihn durch die Widerwärtigkeiten, durch die — nach seiner Auffassung — geringen Resultate und die Hemmung seiner dichterischen Produktion zuletzt zur Verzweiflung gebracht hatte. Goethe hat übrigens in die Worte Ampères mehr hineingelegt, als in ihnen lag. Ampère sagt nur: „Le caractère de ses personnages, leurs relations idéales, le type que chacun d'eux représente, on sent qu'il n'a pas trouvé tout cela dans l'histoire de Ferrare; on reconnaît les souvenirs de Weimar transportés, pour les embellir, dans les siècles poétiques du moyen âge et sous le doux ciel d'Italie . . . il me semble que c'est lui qui parle par la bouche du Tasse; et dans cette poésie si harmonieuse, si délicate, il y a du Verther." Die Deutschheit der Charaktere im Tasso empfand auch Frau von Staël. Sie sagt: „Leonore d'Est est une princesse allemande . . . Le Tasse est aussi un poète allemand" (De l'Allemagne 2, 165. 2. Aufl. Paris 1814).

S. 488. Tasso. Handschriften und erste Drucke. Es sind zwei Handschriften vorhanden, vorletzte und letzte Reinschrift, beide von Schreiberhand, im G. und Sch. Arch., jene vom November 1788 bis Juli 1789, diese vom April bis August 1789 zu Stande gekommen. (Sehr klärende Untersuchungen über sie von E. Scheidemantel im Programm des Weimarer Gymnasiums 1896 und im GJ 18, 163 ff.). Die vorletzte Reinschrift zeigt noch zahlreiche Veränderungen. Viele Verse gestrichen oder eingeschaltet. Mehrere Stellen zu diesem Zwecke überklebt; an einer Stelle ein Blatt, das 14 neue Verse (2975—2988) trägt, mit einer Nadel angeheftet. Der Text auf diesen eingeklebten und angehefteten Zetteln ist von Goethes Hand geschrieben. Wenn so die vorletzte Reinschrift aussieht, so kann man sich ungefähr eine Vorstellung von der Beschaffenheit der voraufliegenden Handschriften machen. Daß es dem Dichter bei einem derartigen Zustande der Manuskripte trotz aller Sorgfalt, mit der er an der Komposition arbeitete, passieren konnte, daß er an einer Stelle vier Verse einer älteren Fassung übersah, wie ich das von dem kurzen Monolog der Leonore (III, 5) vermute, wird glaublich erscheinen. Mußte doch schon die sprungweise und von hinten nach vorn vorschreitende Ausarbeitung (vgl. Scheidemantel an den obengenannten Stellen) ein solches Übersehen begünstigen. — Im Druck erschien das Drama Anfang 1790, in der Gesamtausgabe und als Einzeldruck. Es machte noch geringeren Eindruck als die Iphigenie. Sowohl der Geschmack als das Zeitinteresse war von einem so zarten Produkt abgelenkt.